SIGILLVM · VNIVERSITATIS · CALIFORNIENSIS
LVX
FIAT
MDCCCLXVIII
EX LIBRIS

U

OCT 11 1973
RHEE

Susan Y. Rhee

JUL 6 1921

# Die Grenzboten

## Zeitschrift für Politik, Literatur und Kunst

80. Jahrgang

Nr. 20/21

22. Mai 1921

Was hat das deutsche Volk aus den letzten sieben Jahren gelernt? Von Rhenanus S. 161 / Parteipolitik in den Gemeinden. Von Loeber, Stadtrat (Kassel) S. 163 / Möglichkeiten. Von Bogislav v. Selchow S. 167 / Die französische Polenpolitik seit dem Waffenstillstand. Von E. Ruge S. 168 / Hans Delbrück über den deutschen Aufmarsch von 1914. Von Major a. D. Hans Eggert S. 175 / Die Moschee. Von Bogislav v. Selchow S. 188 / Amerikakunde. Eine zeitgemäße Forderung. Von Dr. F. Schönemann S. 189 / Wie Johannes Trojan über seine Werke dachte. Mitgeteilt von Johannes Reichelt, Dresden S. 192 / Grundfragen der deutschen Wirtschaftsgeschichte. Von Professor Dr. W. Merk (Marburg) S. 195 / Weltspiegel: Das Londoner Ultimatum. Von Menenius S. 203 / Aus neuen Büchern S. 206

Jährlich 52 Hefte/Einzelheft 2 M. Doppelheft 4 M.
Bezugspreis vierteljährlich 18 M.

Verlag von R. F. Roehler
Leipzig und Berlin

Abt. Grenzboten, Berlin SW 11, Tempelhofer Ufer 35a

**Karlsruher Lebensversicherung**

**auf Gegenseitigkeit**

**Versicherungsbestand Ende 1920:**

1 Milliarde 340 Millionen Mark

**Zugang 1920:** 411 Millionen Mark

**Aufnahme** vom 10.—60. Lebensjahr.

**„Bücher, von denen man spricht."**

Verlangen Sie kostenl. Prospekte von

**Verlag Aurora (Kurt Martin)**

Weinböhla b. Dresden.

**Kein Bettnässer**

versäume prakt. Arzt Dr. Zottmann's „Kraton", das Neueste, sofort wirkend, anzuwenden. Pat. geschützt. Auskunft kostenlos. Alter u. Geschlecht angeben.

**Medika Versand 73**

**München 36. Schellingstr. 3.**

**Pensionen, Bildungsanstalten, Kurmittel**

**Hotel Bellevue Dresden**

**R. Ronnefeld,** Vorstand und Leiter.

Weltbekanntes, vornehmes Haus in unvergleichlich herrlicher Lage an der Elbe und Theaterplatz, gegenüber dem Schloß, Opernhaus, Gemäldegalerie, Hofkirche.

Mit großem Garten und Terrassen und allen zeitgemäßen Einrichtungen versehen.

**Königsberger Schülerheim**

**Königsberg i. Pr. — Villa Oberteichufer 18/19**

Vorbereitung für die Einjährig-Freiwilligen-Prüfung und die Reife für Obersekunda.

**Evang. Pädagogium**

**Godesberg** (Rhein u. **Herchen** (Sieg)

Realgymnasium i. E., Oberrealschule i. E. m. Progymnasium, bisher mit Einjähr.-Berechtigung, jetzt in Entwicklung zur Vollanstalt. Höhere Handelsfachklasse. 500 Schüler, 75 Lehrer u. Erzieher. Internat in 22 Familienhäusern.

Direkt.: Prof. **O. Kühne,** Godesberg a. Rh.

**Halle a. S. Dr. Harangs** **Höhere Lehranstalt,** Vorbereitung für Abiturium, Obersekunda - Reife, Reichsverbandsprüfung. Umschulung. — 56jährige glänzende Erfolge. — Schülerheim. — Bericht frei.

**Bad Salzbrunn**

**SCHLESIEN**

**KATARRHE**

**ASTHMA, GRIPPE**

**NIEREN — BLASE**

**GICHT — ZUCKER — STEINE**

**See- und Solbad Swinemünde.**

Deutschlands größtes und Berlin nächstgelegenes Ostseebad I. Ranges.

**Pension von Lützow**

**Berlin W 30 (Schöneberg), Luitpoldstraße 19, II, III. T.: Lützow 7924 u. W 50 (Charlottenburg), Nürnbergerstraße 25 26 III, Ecke Augsburger. T.: Steinpl. 152 55;** in nächster Nähe von 4 Untergrundb. u. viel. Straßenb., Zimmer einschl. Verpfl. tgl. v. 35 M. an. Mod. Komfort, Aufzüge in beiden Heimen.

Major z. D. **Frhr. von Lützow.**

**Borgfeldthof Meran**

Gediegenes Familienheim. Herrliche Lage. Vorzügliche Verpflegung. Sehr günstige Bedingungen. Dauernd offen. Anfragen **Obermais,** Winkelweg 77.

**Führer und Fahrkarten für Swinemünde**

**im Mitteleuropäischen Reisebüro Berlin, Unter den Linden 57/58 und im Potsdamer Bahnhof.**

**Kyffhäuser-Technikum**

**Frankenhausen a. Kyffhäuser**

Ingenieur- u. Werkmeister-Abteilg.

Dir. Prof. Huppert.

# Die Grenzboten

80. Jahrgang. Zweites Vierteljahr

UNIV. OF
CALIFORNIA

Die

# Grenzboten

Zeitschrift für

Politik, Literatur und Kunst

80. Jahrgang

Zweites Vierteljahr

Berlin

K. F. Koehler, Abteilung Grenzboten

1921

UNIV. OF
CALIFORNIA

QE1
G7
v.30:2

UNIV. OF CALIFORNIA

# Inhaltsverzeichnis

## Jahrgang 1921. Zweites Vierteljahr


Heft Seite

### Politik, Geschichte, Kolonialwesen, Militär

Anschluß Deutschösterreichs, Der Weg des deutschen Volkes nach dem Osten und der —, von Prof. Dr. Karl Gottfried Hugelmann . . . . . 19, 137
Auslandsbriefe, von R. von Hartmann . . 19, 149
Baltische Deutschtum, Das — und die Ostpolitik, von Kurt v. Wetter . . . . 25/26, 315
Bolschewismus, Die neueste Entwickelung des —, von Generalmajor a. D. Graf v. d. Goltz . . . . . 17/18, 85
Bündnisse und Kombinationen, von Menenius 25/26, 330
Delbrück, Hans — über den deutschen Aufmarsch von 1914, von Major a. D. Hans Eggert . . . . . 20/21, 175
Deutsche Volk, Was hat das — in den letzten sieben Jahren gelernt? von Rhenanus . . . . . 20/21, 161
Deutsche Volksgemeinschaft, von * * * . 25/26, 289
Deutschland als Ententekolonie, von Menenius . . . . . 19, 152
Deutschland und England, von Dux . . 14/15, 11
England und Rußland, von Menenius . 14/15, 87
Federstriche . . 14/15, 41; 22/23, 248; 25/26, 332
Frankfurter Zeitung, Die —, als Lenkerin der öffentlichen Meinung, von v. S. . 17/18, 120
Frankreichs Haß, von Fritz Kern . . . . 19, 155
Französische Erpressungs- und Einkreisungspolitik vor dem deutsch-französischen Kriege, von Erich Karwiese . . . . . 19, 141
Freiheit, Die neue deutsche —, von * * * 22/23, 257
Freistaatgedanke, Der oberschlesische —, von Hans Joachim . . . . . 22/23, 214
Kaiserin Auguste Viktoria † . . . . . 16, 49
Karl Marx, von Professor Friedrich Lenz 14/15, 85
Kriegszustand, Der neue —, von Rhenanus 14/15, 6
Mai, Vor dem 1. —, von Menenius . . 17/18, 161
Oberschlesien und die Entente, von Menenius . . . . . 22/23, 245
Ostasien, Wirkungen des Krieges auf —, von Oskar Scholz, Konsul a. D. . . . 17/18, 102; 22/23, 217; 24, 263; 25/26, 301
Option und Wiedereinbürgerung ehemaliger Deutscher, von Gerichtsassessor Dr. Schätzel 19, 146
Parlamentarismus und berufsständischer Gedanke, von Rudolf v. Broecker . . . 25/26, 295
Parteipolitik in den Gemeinden, von Stadtrat Loeber . . . . . 20/21, 164
Poincaré und Marokko, von O. G. von Wesendonk . . . . . 16, 50
Polen, Die militär-politische Lage in —, von Hans Ulrich . . . . . 25/25, 308
Polenaufruhr, Der oberschlesische —, Warschau und die Entente . . . . . 19, 133
Polenpolitik, Die französische —, seit dem Waffenstillstand, von E. Ruge . . . 20/21, 168

Heft Seite

Reichsverfassung, Die neue — in Theorie und Wirklichkeit, von Dr. Wolf Mannhardt . . . . . 25/26, 333
Rückversicherungsvertrag, Versuch einer Erneuerung des — zwischen Deutschland und Rußland 1904/06, von Prof. Dr. R. F. Kaindl . . . . . 24, 259
Rußland, von Menenius . . . . . 24, 280
Saburow und die russischen Staatsakten über die russisch-deutschen Beziehungen von 1879 bis 1890, Richard Fester . . 16, 55; 17/18, 86
Schuldfrage, Zur — . . . . . 16, 73
Selbsthilfe, von Rhenanus . . . . . 19, 129
Selbstschutz, Der —, von Genlt. a. D. Frhr. v. Watter . . . . . 14/15, 1
Skagerrak, Der Tag vorm —, von Korv.-Kap. a. D. Alfred Stoß . . . . . 22/23, 209
Staatsoberhaupt, Das —, von Fritz Kern 17/18, 81
Ultimatum, Das Londoner —, von Menenius . . . . . 20/21, 203
Volksgemeinschaft, Ist in Deutschland eine — möglich? von K. . . . . 16, 74
Weltrevolution, Schrittmacher der —, von Generalmajor a. D. v. d. Goltz . . . 22/23 212

### Rechtsfragen, Bildung, Erziehung, Kirche

Jugend, Arbeit an der —, von Erich Karwiese 14/15, 82

### Volkswirtschaft, Verwaltung, Sozialwesen

Bewirtschaftung der Arbeit, von Joseph Winschuh . . . . . 22/23, 226; 24, 269
Gewerbefleiß, Hundert Jahre deutscher —, von Donhöff, Staatssekretär . . . . 14/15, 17
Wechselwirkungen, Die — zwischen Valutabewegung und Außenhandel, von Dr. jur. und phil. Dalberg . . . . . 16, 66
Wirtschaftsgeschichte, Grundfragen der deutschen —, von Prof. Dr. W. Merck . . 20/21, 195

### Kulturgeschichtliches, Länder-, Völker- und Sprachenkunde

Deutschlands Beruf, von Leow-Fränkel . 14/15, 27
Geselligkeit, Neue —, von Erna Berwenen 17/18, 107
Kulturkampf, Vom neuen — am Rhein, von Linksrheiner . . . . . 25/26, 292
Mythe, Die — vom Deutschen, von Richard Müller-Freienfels . . . . . 22/23, 230
Schauspielhaus, Hundert Jahre Berliner —, von Oswald Dammann . . . . . 22/23, 238
Stätten der deutschen Sage, von Dorothea G. Schuhmacher . . . . . 24, 273
Verlagsbuchhandel, Der österreichische —, von Grete von Urbanitzky . . . . . 17/18, 113
Ysenburg, von Margarete Zander . . . 17/18, 111


485435

Heft Seite

## Literatur, Kunst, Philosophie

Adolf Bartels: „Die Jüngsten", von August Püringer . . . . . 25/26, 317
Amerikakunde, von Dr. F. Schönemann . 20/21, 189
Dürer, Albrecht —, von Walter Elchi . 22/23, 236
Indien, Bücher über —, von Hans Heinrich Schaeder . . . . . 25/26, 324
Literatur, Die Zukunft der —, von Kurt Walter Goldschmidt . . . . . 25/26, 328
Österreich, Neue Bücher aus —, von Roderich Meinhart . . . . . 22/23, 241
Romain Rolland, von A. von Hartmann . 24, 278
Romane, Geschichtliche — neuester Zeit, von Paul Burg . . . . . 16, 69
Trojan, Wie Johannes — über seine Werke dachte, von Johannes Reichelt . . . 20/21, 192

## Romane, Novellen, Gedichte

Den geraubten Brüdern, von Paul Warncke 17/18, 186
Getreue heraus! von Hans Schimmelpfeng . . . . . 17/18, 101
Ja . . . so, von Klaus Pritz . . . . . 22/23, 249
Leipzig, von Paul Warncke . . . . . 22/23, 226
Mann, Der — an der Tür, von Bogislaw von Selchow . . . . . 16, 65
Möglichkeiten, von Bogislaw von Selchow 20/21, 167
Moschee, Die —, von Bogislaw von Selchow 20/21, 188
Totentanz . . . . . 25/26, 316
Zum 18. Juni, von Hans Schimmelpfeng . 24, 268

## Bücherbesprechung

Amonn, Dr. Alfred, Die Hauptprobleme der Sozialisierung . . . . . 52, 286
Auffenberg-Komarow, Aus Österreichs Höhe und Niedergang . . . . . 14/15, 46
Barge, Hermann, Florian Geyer . . . 14/15, 44
Bartels, Adolf, Die Jüngsten . . . . 25/26, 317
Baumgarten-Crusius, Generalmajor a. D., Deutsche Heerführung i Marnefeldzug 1914 25/26, 327
Becker, Dr. Otto, Deutschlands Zusammenbruch und Auferstehung . . . . . 24, 284
Below, Georg von, Probleme der Wirtschaftsgeschichte . . . . . 20/21, 195
v. Bernhardi, Friedrich, Eine Weltreise 1911/12 und der Zusammenbruch Deutschlands 14/15, 45
Birt, Prof. Dr. Th., Aus dem Leben der Antike . . . . . 14/15, 48
Bonsels, W., Eros und die Evangelien . 17/18, 123
Bovenschen, Arthur, Die Grundsätze und Forderungen der Sozialdemokratie . . 24, 286
Brauewetter, Arthur, In Lebensfluten — in Tatendrang . . . . . 16, 71
Brockdorff, Gertrud von, Die Faust im Westen 16, 71
Cohn, Dr. Willy, Das Zeitalter der Normannen in Sizilien . . . . . 14/15, 44
Das Leben des Burkard Zink nebst Auszügen aus seiner Chronik . . . . . 14/15, 44
Der Feldherr Ludendorff . . . . . 22/23 251
Dörzbacher, Dr. Erwin, Die deutsche Sozialdemokratie und die nationale Machtpolitik bis 1914 . . . . . 24, 286
Egelhaaf, Gottlob, Geschichte der neuesten Zeit vom Frankfurter Frieden bis zur Gegenwart . . . . . 14/15, 45
Ertler, Bruno, Königin von Tesmanien. — Venus die Feindin. — Venus am Morgen. Eva Lilith . . . . . 17/18, 115
Esther, Nanny von, Alt-Zürich . . . . 17/18, 114
Falkenhayn, Erich v., Der Feldzug der 9. Armee gegen die Rumänen und Russen 1916/17 22/23, 250
Faesi, Rainer Maria Rilke . . . . . 17/18, 114
Feiler, Arthur, Wirtschaft des Kommunismus 17/18, 125
Fischer, Ernst, Vogel Sehnsucht . . . 17/18, 115
Foerster, Wolfgang, Graf Schlieffen und der Weltkrieg . . . . . 22/23, 250
Fournier-Winkler, Tagebücher von Gentz 17/18, 114
Fraenkel, J. B. Widmann . . . . . 17/18, 114
Gingkey, Franz Karl, die einzige Sünde 22/23, 244
Got, Ambrose, L'Allemagne à l'Oeuvre 24, 285
Gottberg, Otto von, Kaiserglanz . . . . 16, 73
Gopcevic, Spiridion, Kulturgeschichtliche Studien . . . . . 14/15, 44

Heft Seite

Grazie, Maria Eugenie della, Der Liebe und des Ruhmes Kränze . . . . . 22/23, 243
—, Homo . . . . . 17/18, 115
Gregor, Joseph, Gedichte . . . . . 17/18, 113
Hermberg, Dr. phil. Paul, Der Kampf um den Weltmarkt . . . . . 24, 283
Herzog, Rudolf, Die Buben der Frau Opterberg . . . . . 16, 72
Hillebrandt, A., Brahmanas u. Upanisaden. — Kalidasa . . . . . 25/26, 326
Hochdorf, Max, Zum geistigen Bilde Gottfried Kellers . . . . . 17/18, 114
v. Hofmann, Albert, Politische Geschichte der Deutschen . . . . . 14/15, 248
Hyndman, H. M., Der Aufstieg des Morgenlandes . . . . . 25/26, 325
Janstein, Elisabeth, Gedichte . . . . 17/18, 113
Jelusich, Mirko, Der Thrysostab . . . 22/23, 244
Kakuzo-Okakura, Das Buch vom Tee . 17/18, 123
Kania, H., Staatsbürgerkunde . . . . . 24, 285
Keller, Paul, In fremden Spiegeln . . . 16, 71
Kellermann, Bernhard, Der neunte November 16, 70
Kobald, Alt-Wiener Musikstätten . . . 17/18, 114
Koppelmann, Dr. W., Einführung in die Politik . . . . . 14/15, 44
Koser, Reinhold, Zur preußischen und deutschen Geschichte . . . . . 14/15, 45
Krüpfganz, Justizrat, Offener Brief an Generalmajor v. Lettow-Vorbeck . . 17/18, 124
Kuczynski, R., Das Existenzminimum und verwandte Fragen . . . . . 24, 283
Kuhn, J., Der Nationalismus im Leben der dritten Republik . . . . . 19, 155
Kuhl, H. v., Der Marnefeldzug 1914 . 22/23, 249
—, Französisch-englische Kritik des Weltkrieges . . . . . 22/23, 250
Lade, Karl, Die preußischen Kriegsorden im Weltkriege . . . . . 22/23, 251
Lambrecht, Nanny, Der heimliche Gast . . 16, 72
Larsen, Karl, Ein Däne und Deutschland . 24, 284
Laufenberg, Heinrich, und Wolffheim, Fritz, Nation und Arbeiterklasse. — Revolutionärer Volkskrieg oder konterrevolutionärer Bürgerkrieg. — Moskau und die deutsche Revolution . . . . . 17/18, 124
Lenin, Die Wahlen zur konstituierenden Versammlung und die Diktatur des Proletariats. — Die Weltlage und die Aufgaben der Kommunistischen Internationale . . . 17/18, 124
Lernet, Maria, Pastorale . . . . . 17/18, 115
Lessing, Dr. Walter, Deutschland und Osteuropa . . . . . 24, 286
Löffler, Prof. Dr. Kl., Deutschlands Zukunft im Urteil führender Männer . . . . . 24, 284
Mell, Max, Das Wiener Kripperl von 1919. — Hans Hochgedacht und sein Weib. — Die Osterfeier. — Gedichte . . . . 22/23, 244
Miltschinsky, Margarete, Wanderungen und Wandlungen des Helden Einfalt . . 22/23, 242
Minor, J., Aus dem alten und neuen Burgtheater . . . . . 17/18, 114
Müller-Guttenbrunn, Adam, Sein Vaterhaus. — Dämonische Jahre. — Das Dichterherz der Zeit . . . . . 22/23, 243
Niederbruch und Aufstieg . . . . . 24, 284
Nüchtern, Hans, Der Hatz gegen die Stadt 17/18, 115
Philippi, Dr. F., Einführung in die Urkundenlehre des deutschen Mittelalters 14/15, 44
Pilz, Johann, Miniaturen . . . . . 17/18, 114
Radek, Die Entwicklung der Weltrevolution und die Taktik der Kommunistischen Parteien im Kampfe um die Diktatur des Proletariats. — Die Masken sind gefallen. — Programm der kommunistischen Partei Rußlands . . . . . 17/18, 124
Rainer, Paul, Legenden . . . . . 17/18, 115
Rapp, Adolf, Der deutsche Gedanke . . 17/18, 125
Reblich, Joseph, Das österreichische Staats- und Reichsproblem . . . . . 14/15, 45
Reinhardt, E. A., Botschaft . . . . . 17/18, 113
Renker, Der Abend des Heinrich Bichler 17/18, 114
Roellinghoff, Rostija . . . . . 17/18, 114
Rosen, Erwin, Orgesch . . . . . 22/23, 252

UNIV. OF CALIFORNIA




| | Heft | Seite |
|---|---|---|
| Rosenzweig, Franz, Hegel und der Staat | 20/21, | 206 |
| Rosner, Karl, Der König | 16, | 69 |
| Rudolf der Letzte, Tagebuchblätter eines deutschen Fürsten | 14/15, | 46 |
| Ruedorffer, J. J., Grundzüge der Weltpolitik der Gegenwart | 24, | 285 |
| —, Die drei Krisen | 24, | 286 |
| v. Ruville, Albert, Die Kreuzzüge | 14/15, | 44 |
| Sauter, J. A., Mein Indien | 25/26, | 325 |
| Schäfer, Prof. Dr. Dietrich, Die Grenzen des deutschen Volkstums | 14/15, | 43 |
| Schmidt-Leobhardt, H., Das zweite Proletariat | 24, | 283 |
| Schütz, Julius Franz, Lyrik | 17/18, | 115 |
| Sinowjew, Bericht des Exekutivkomitees der Kommunistischen Internationale. — Was die Kommunistische Internationale bisher war, und was sie werden muß. — Die Kommunistische Internationale und kapitalistische Welt | 17/18, | 124 |
| Spahn, R., Die deutsche Arbeiterschaft und der Aufbau | 16, | 74 |
| Spunda, Franz, Astralis | 17/18, | 113 |
| Sternfeld, Richard, Die nationale Einigung Italiens im 19. Jahrhundert | 14/15, | 44 |
| Straß, Rudolf, Der Väter Traum | 16, | 72 |
| Strobl, Karl Hans, Umsturz im Jenseits | 22/23, | 242 |
| Sulzbach, Walter, Die Grundlagen der politischen Parteibildung | 24, | 286 |
| Tamm, Traugott, Die zwei Nationen | 16, | 70 |
| Tappen, Bis zur Marne 1914 | 22/23, | 251 |
| Terramare, Matthias Grandegger, Ein Spiel von der Geburt des Herrn | 17/18, | 115 |
| Toth, Dr. Karl, Kleine Amalthea Bücherei | 17/18, | 114 |
| Tschischwitz, Erich v., Antwerpen 1914 | 22/23, | 251 |
| Tschitscherin, Die internationale Politik zweier Internationalen | 17/18, | 124 |
| Tugan-Baranowsky, Die kommunistischen Gemeinwesen der Neuzeit | 17/18, | 125 |
| Urbanitzky, Grete von, Die Auswanderer | 22/23, | 241 |
| Viera, Joseph, Nationaler Kommunismus. Deutschlands Bollwerk gegen Ost und West | 17/18, | 125 |
| Vogel, Walter, Baranowitschi 1916 | 22/23, | 251 |
| Wilbrandt-Baudius, Aus Kunst und Leben | 17/18, | 114 |
| Wiskott, Wilhelm, Ringendes Volk | 24, | 285 |
| Zorn, Philipp, Deutschland und die beiden Haager Friedenskonferenzen | 14/15, | 45 |
| *,*. Die sterbende Monarchie | 16, | 73 |
| *,*. Imperium Mundi | 16, | 72 |


## Mitarbeiterverzeichnis


| | | |
|---|---|---|
| v. Broecker, Parlamentarismus und berufsständischer Gedanke | 25/26, | 295 |
| Burg, Paul, Geschichtliche Romane neuester Zeit | 16, | 69 |
| Dalberg, Dr. jur. und phil., Die Wechselwirkungen zwischen Valutabewegung und Außenhandel | 16, | 66 |
| Dammann, Dr. Oswald, Hundert Jahre Berliner Schauspielhaus | 22/23, | 238 |
| Dönhoff, Staatssekretär, Hundert Jahre deutscher Gewerbefleiß | 14/15, | 17 |
| Dux, Deutschland und England | 14/15, | 11 |
| Eggert, Major a. D. Hans, Hans Delbrück über den deutschen Aufmarsch von 1914 | 20/21, | 175 |
| Elchi, Walter Albrecht Dürer | 22/23, | 236 |
| Fester, Richard, Saburow und die russischen Staatsakten über die russisch deutschen Beziehungen von 1879 bis 1890. 16, 55 | 17/18, | 86 |
| Goldschmidt, Kurt Walter, Die Zukunft der Literatur | 25/26, | 323 |
| Goltz, Generalmajor a. D. v. d., Die neueste Entwickelung des Bolschewismus | 17/18, | 85 |
| —, Schrittmacher der Weltrevolution | 22/23, | 212 |
| Hartmann, R. von, Auslandsbriefe | 19, | 149 |
| —, A von, Romain Rolland | 24, | 278 |
| Hugelmann, Prof. Dr. Karl Gottfried, Der Weg des deutschen Volkes nach dem Osten und der Anschluß Deutschösterreichs | 17/18, | 137 |
| Joachim, Hans, der oberschlesische Freistaatsgedanke | 22/23, | 214 |
| Kaindl, Prof. Dr. R. F., Versuch einer Erneuerung des Rückversicherungsvertrags zwischen Deutschland und Rußland 1904/08 | 24, | 259 |
| K., Ist in Deutschland noch eine Volksgemeinschaft möglich? | 16, | 74 |
| Karwiese, Erich, Arbeit an der Jugend | 14/15, | 32 |
| —, Französische Erpressungs und Einkreisungspolitik vor dem deutsch-französischen Kriege | 17/18, | 141 |
| Kern, Fritz, Das Staatsoberhaupt | 17/18, | 81 |
| —, Frankreichs Haß | 19, | 155 |
| Lenz, Professor Friedrich, Karl Marx | 14/15, | 85 |
| Leow-Fränkel, Deutschlands Beruf | 14/15, | 27 |
| Linksrheimer, Vom neuen Kulturkampf am Rhein | 25/26, | 292 |
| Loeber, Stadtrat, Parteipolitik in den Gemeinden | 20/21, | 163 |
| Mannhardt, Dr. Wolf, Die neue Reichsverfassung in Theorie und Wirklichkeit | 25/26, | 333 |
| Meinhart, Roderich, Neue Bücher aus Österreich | 22/23, | 241 |
| Menenius, England und Rußland | 14/15, | 35 |
| —, Vor dem 1. Mai | 17/18, | 116 |
| —, Deutschland als Ententekolonie | 19, | 152 |
| —, Das Londoner Ultimatum | 20/21, | 203 |
| —, Oberschlesien und die Entente | 22/23, | 245 |
| —, Rußland | 24, | 280 |
| —, Bündnisse und Kombinationen | 25/26, | 330 |
| Merck, Prof. Dr. W., Grundfragen der deutschen Wirtschaftsgeschichte | 20/21, | 195 |
| Müller-Freienfels, Richard, Die Mythe vom Deutschen | 22/23, | 230 |
| Pritz, Klaus, Ja . . . sol | 22/23, | 249 |
| Püringer, August, Adolf Bartels: „Die Jüngsten" | 25/26, | 317 |
| Reichelt, Johannes, Wie Johannes Trojan über seine Werke dachte | 20/21, | 192 |
| Rhenanus, Der neue Kriegszustand | 14/15, | 6 |
| —, Selbsthilfe | 19, | 129 |
| —, Was hat das deutsche Volk in den letzten sieben Jahren gelernt? | 20/21, | 161 |
| Ruge, E., Die französische Polenpolitik seit dem Waffenstillstand | 20/21, | 168 |
| Schaeder, Hans Heinrich, Bücher über Indien | 25/26, | 324 |
| Schätzel, Gerichtsassessor Dr., Option und Wiedereinbürgerung ehemaliger Deutscher | 17/18, | 146 |
| Schimmelpfeng, Hans, Getreue heraus! | 17/18, | 101 |
| —, Zum 18. Juni | 24, | 288 |
| Scholz, Oskar, Konsul a. D., Wirkungen des Krieges auf Ostasien 17/18, 102 22/23, 217; 24, 263; | 25/26, | 301 |
| Schönemann, Dr. F., Amerikakunde | 20/21, | 189 |
| Schuhmacher, Dorothea G., Stätten der deutschen Sage | 24, | 278 |
| Selchow, Bogislaw von, Der Mann an der Tür | 16, | 65 |
| —, Möglichkeiten | 20/21, | 167 |
| —, Die Moschee | 20/21, | 188 |
| Stoß, Korv.-Kap. a. D. Alfred, Der Tag vorm Skagerrak | 22/23, | 209 |
| Ulrich, Hans, Die militär-politische Lage in Polen | 25/26, | 308 |
| Urbanitzky, Grete von, Der österreichische Verlagsbuchhandel | 17/18, | 113 |
| Verweyen, Erna, Neue Geselligkeit | 17/18, | 107 |
| Warncke, Paul, Den geraubten Brüdern | 17/18, | 136 |
| —, Leipzig | 22/23, | 226 |
| v. Watter, Genlt. Frhr., Der Selbstschutz | 14/15, | 1 |
| Wesendonk, O. G. von, Poincaré und Marokko | 16, | 50 |
| v. Wetter, Das baltische Deutschtum und die Ostpolitik | 25/26, | 315 |
| Winschuh, Joseph, Bewirtschaftung der Arbeit | 22/23, 326; 24, | 269 |
| Zander, Margarete, Ysenburg | 17/18, | 111 |
| *,*, Die neue deutsche Freiheit | 22/23, | 257 |
| *,*, Der oberschlesische Polenaufruhr, Warschau und die Entente | 17/18, | 133 |
| *,*, Deutsche Volksgemeinschaft | 25/26, | 289 |

UNIV. OF
CALIFORNIA

UNIV. OF CALIFORNIA

**Ausgegeben am 22. Mai 1921**

Ich habe gesehen, daß man mit Mut
und Willenskraft alles überwindet.

Scharnhorst

---

# Was hat das deutsche Volk aus den letzten sieben Jahren gelernt?

Von Rhenanus

In folgendem werden Sätze wiedergegeben, die man im besetzten Gebiet immer häufiger aus dem Munde einfacher Leute hören kann. Sie zeigen, daß die Erfahrungen unserer Leidensgeschichte nicht vergeblich gewesen sind, und geben denen, welche sich zur Aufgabe gesetzt haben, die Massen national zu erziehen, Anhaltspunkte dafür, wie durch einfaches Aussprechen handgreiflich gewordener Wahrheiten den Volksverführern Gelände abgewonnen werden kann.

1. „Solange die Verräter und Angeber bei uns ungestraft ihr Haupt hoch tragen dürfen, kann es mit Deutschland nicht besser werden. Der Franzose hat seine Landsleute nie verraten, das haben wir während der Kriegsjahre in Frankreich selbst erlebt."

Selbstsüchtiges Denunzianten- und Verrätertum wird allgemein verurteilt, aber noch hat der gutmütige und schwerfällige Deutsche kein Mittel gefunden, den Verrätern das Handwerk zu legen. Aber auch die Selbstbezichtiger, welche den Standpunkt des Feindes sich zu eigen gemacht haben ohne unmittelbar selbstsüchtige Beweggründe, sondern aus verschwommenem Weltbürgertum oder weichlichem Nachgeben, haben den Resonanzboden in der Bevölkerung verloren. Die Macht der superklugen „Frankfurter Zeitung" und ihrer Geistesverwandten über das Volk des besetzten Gebietes ist im Hinscheiden.

2. „Wenn es dem Vaterland schlecht geht, muß es auch dem einzelnen schlecht gehen."

Die Geschäftsstockung beginnt diese Lehre zu enthüllen, die bisher, im Fieberzustand unserer Wirtschaft während des Valuta-Umsturzes, noch nicht genügend heraustreten konnte. Der noch immer hochbezahlte Arbeiterstand vermag allerdings erst in seinem einsichtigeren Teil sich dieser Erkenntnis zu öffnen.

3. „Bei den Franzosen steht das Nationale über dem Politischen, bei uns ist alles Politik."

Die Mißwirtschaft der weltbürgerlichen und utopischen Parteien in den Gemeinderäten und Gemeindeverwaltungen befördert zugleich mit der bürgerlichen Reaktion das Verständnis dafür, daß die nationalen Parteien realer, nüchterner, pflichtbewußter und praktischer handeln; die „Politiker" sind infolge ihrer immer mehr erkannten Unproduktivität weithin in Mißkredit gekommen. Die nächsten Kommunalwahlen werden dies zahlenmäßig zeigen, und noch über das Zahlenmäßige hinaus dürfte diese Ernüchterung auch bei den dem Sozialismus und dem Zentrum eingeschworenen Massen wenigstens in der verminderten Energie ihrer Überzeugungen wirken.

4. „Es ist alles wie vor hundert Jahren. Die Franzosen werden sich den Kopf an der Wand einrennen, vorher freilich uns ruinieren. Wären wir einig, so würden sich die Franzosen ein derartiges Verhalten gar nicht herausnehmen. Das Schimpfen auf Preußen oder auf irgend einen anderen Teil Deutschlands ist schädlich und sinnlos geworden."

Die Behauptung, daß ein wehrloses Volk sich mit seinen Nachbarn „verständigen" könne, wird schon fast allgemein als Lüge empfunden. Es fehlt nur an den unparteiischen und allgemein anerkannten Persönlichkeiten, um diese offiziell noch vielfach aufrecht erhaltene lügnerische Hoffnung der allgemeinen Verachtung und dem Zorn der heute noch so stumpfen Menge preiszugeben.

5. „Die, welche dem Machtstaat abschwören, haben am meisten dazu beigetragen, auch die Freiheit zu zerstören."

Heute handelt es sich nicht mehr um Macht, sondern nur um Freiheit; auch keine Verbesserung der Lage einzelner Volksschichten gegenüber anderen hilft irgend etwas, bevor nicht die äußere Freiheit wieder errungen ist.

6. „Hätten wir nur ein Zehntel der jetzt dem Feinde geschuldeten 132 Milliarden Goldmark auf die eigene Wehrkraft gewendet, so würden wir jetzt jene nicht zahlen brauchen. Weshalb legten wir die jetzt jährlich von uns geforderten 80 Papiermilliarden nicht lieber früher einmalig in Kanonen an?"

Eine anschauliche Gegenüberstellung aller Dividendenerträge der deutschen Industrie auf der einen Seite, der erpreßten Zahlungen an die Entente andererseits beginnt heute auf die Massen zu wirken. Sie sind zum großen Teil schon empfänglich dafür, daß die Summen, welche sie für ihre Arbeitgeber so ungern erarbeiten, verschwindend gering sind im Vergleich zu den Summen, welche sie jetzt für die Feinde erschuften müssen.

Die Franzosen sind nicht in der Lage, ganz Deutschland zu besetzen und infolgedessen vermögen sie auch nicht zu verhindern, daß in dem äußerlich frei verbliebenen Teil Deutschlands eine entsprechende Nutzanwendung aus den Erfahrungen gezogen wird, welche die Bevölkerung der besetzten Gebiete handgreif-

lich und anschaulich zu machen begonnen hat. Das deutsche Volk soll sich jetzt alljährlich um die Summen schröpfen lassen, welche es unumgänglich nötig zu seinem eigenen Lebensunterhalt, für seine Schulen, Krankenhäuser, Versicherungen, Straßenbau, Schaffung von Arbeitsstätten, überhaupt für die Möglichkeit zu leben und zu wirken benötigt. Daß eine solche Lehre die Anschauungswelt des Volkes verändert, wäre selbst bei Chinesen anzunehmen.

# Parteipolitik in den Gemeinden

Von Loeber, Stadtrat (Kassel)

Seit den Neuwahlen im Frühjahr 1919 sind die Stadtverordnetenversammlungen im parteipolitischen Sinne polititisiert worden. Es wird keine größere Gemeinde mehr geben, wo dies nicht der Fall ist, selbst in kleineren Orten sind die Wahlen nach diesem Gesichtspunkte vollzogen. Nachdem alsdann im Herbst desselben Jahres die Neuwahlen der unbesoldeten Magistratsmitglieder folgten, gilt dies nun auch von den Magistraten, in denen sich nur noch vereinzelte fraktionslose besoldete Mitglieder befinden. Jetzt herrschen die politischen Parteien in den Kommunalverwaltungen. Anders war es vordem! Wenn früher auch schon in einigen Städten die Politisierung durchgeführt war, so traf dies doch nur in kleinem Umfange zu; man wird nicht fehlgehen, wenn man behauptet, daß zuvor in der Mehrzahl der Gemeinden sich die Gemeindekörperschaften in politische Parteien nicht gliederten. Allerdings, die Sozialdemokratie machte regelmäßig eine Ausnahme, sie trat da, wo sie in den Gemeindekörperschaften Sitze inne hatte, als politische Partei mit Entschiedenheit auf; und im Westen standen sich stellenweise Liberale und das Zentrum gegenüber. Fragt man, wie sich diese Wandlung sachlich durch kommunale Notwendigkeiten erklärt, so fällt es schwer, eine befriedigende Antwort zu finden. Hatten sich die kommunalen Körperschaften in ihrer bisherigen Gruppierung bewährt? Hatten sie das Interesse der Kommune gewahrt? Die Leistungen der Gemeinden vor dem Krieg, erst recht aber die während des Krieges sprechen ein deutliches Ja! Die deutschen Stadtgemeinden waren Muster eines gesunden Fortschrittes. Als die politischen Parteien bei der Neubildung der Gemeindevertretungen allgemein mit ihren Listen für die Wahlen auftraten, mag dies hier und dort deshalb geschehen sein, weil die Vertreter der nichtsozialdemokratischen Richtungen glaubten, sie könnten der Sozialdemokratie im Wahlkampf besser begegnen, wenn sie die nichtsozialdemokratischen Wähler unter parteipolitischer Parole zur Wahl aufriefen. Ausschlaggebend war aber doch ein anderes. Nach der Revolution fühlten sich die politischen Parteien zu einer gewaltigen Macht

gewachsen, die gewillt ist, das ganze öffentliche Leben zu beherrschen. Nach diesem Willen sind alle öffentlichen Dinge von dieser Macht zu übernehmen. Zweifelndes Fragen, inwiefern die Politisierung der Verwaltungen eine Notwendigkeit sei, wurde dahin beantwortet, Politik sei die Forderung des Tages, die Stadtparlamente müßten parteipolitisch zusammengesetzt werden. Auch hob man hervor, daß die politische Partei weite Ziele verfolge, daß sie nach großen Gesichtspunkten arbeite, und daß in den Stadtverwaltungen auch solche Arbeit zu leisten sei. Doch auch anderes vernahm man; Stimmen erhoben sich, und gerade auch solche von Männern, die bisher in der Kommunalverwaltung erfolgreich gewesen, die da warnten, die forderten, Parteipolitik müsse aus dem Rathaus ferngehalten werden; aber es war kein Rufen im Streite, kein kraftvolles Entgegenstemmen, und nur wenige werden es überall gewesen sein, die sich mit Energie gegen diese Entwicklung wehrten, die alsbald auch die Kreis- und Provinzinalvertretungen ergriff. Und doch, ist es der richtige Weg, der hier gewiesen worden?

Die Neuwahlen in den Gemeinden stehen in absehbarer Zeit bevor. Ein entsprechendes Gesetz muß bald erscheinen, denn die jetzigen, im Frühjahr 1919 gewählten Stadtverordnetenversammlungen sind ohne Fristsetzung gewählt, ihre Zusammensetzung entspricht nicht mehr dem Willen der Wähler, wie die späteren Wahlen gezeigt haben. Es erhebt sich da die ernste Frage, ob der jetzige Zustand ein solcher ist, der unter allen Umständen beibehalten werden muß oder ob wieder andere Bahnen zu beschreiten sind. Man beantworte es doch einmal ruhig, inwiefern berührt die Arbeit in der Gemeinde die Parteipolitik? Die Politik gewiß, insofern unter dieser Staats- und Regierungskunst verstanden wird. In der Hauptsache ist aber die Arbeit in ihr verwaltend, die getragen sein soll von gesunden wirtschaftlichen, sozialen und kulturellen, nach vorwärts gerichteten Gedanken, ist aber doch eben verwaltender Art. Ich greife eines Beispiels wegen zu einer Tagesordnung einer öffentlichen Stadtverordnetenversammlung; sie lautet, soweit es sich um Magistratsvorlagen handelt, wie folgt: 1. Mitteilungen 2. Aufnahme einer Anleihe für Zwecke der Wohnungsfürsorge 3. Ortsstatut betr. die Erhebung der Wertzuwachssteuer 4. Gebührenordnung für die Freigabe von Baumaterialien 5. Teuerungszulagen für die städtischen Arbeiter und Arbeiterinnen 6. Richtlinien für das in den städtischen Kaufverträgen vorzubehaltende Wiederkaufsrecht der Stadt 7. Bereitstellung eines Betrages zur Errichtung eines Glasverschlags im Sockelgeschoß des Rathauses für ein Bureau 8. desgleichen eines Betrages zur Aufstellung eines Windfangs 9. desgleichen eines Betrages für Herstellung eines Toilettenraums im Hauptgeschoß 10. desgleichen für Herstellung einer Scheidewand in einem Bureau 11 desgleichen eines Betrages für die Instandsetzung und Erneuerung von Inventarstücken einer Bürgerschule 12. Nachbewilligung zum Polizeikostenstock 13. desgleichen eines Betrages zu einem Etatverlag 14. Schuljahresrechnungen 15. Rechnung der Elementarlehrer-Witwen- und Waisenkasse 16. desgleichen eines städtischen Gutes 17. desgleichen der städtischen Wohnhäuser.

Ein Beispiel an Stelle von vielen! Was haben diese Vorlagen mit der Parteipolitik zu tun? Nichts oder doch nur sehr, sehr wenig. Zahllose andere Tagesordnungen könnte man vorlegen, aus denen sich dieselbe Antwort ergibt. Es kann nicht geleugnet werden, daß die politischen Parteien sich große Ziele gesteckt haben und die Dinge aus weitem Gesichtswinkel betrachten, aber

der Schwerpunkt der Verwaltung liegt doch in der täglichen Kleinarbeit, die, wird sie nur treu und gewissenhaft ausgeübt, nicht weniger ehrenvoll ist. Eine ganze Reihe von Vorlagen beschäftigt ständig die Gemeindevertretungen, bei denen große politische Gesichtspunkte nicht in Frage kommen. Bei den meisten handelt es sich darum, Dinge des täglichen Lebens sachkundig zu beurteilen, und hierzu sind diejenigen Männer und Frauen in erster Linie berufen, die auf Grund ihrer Erfahrung die Dinge sach- und fachgemäß zu betrachten vermögen. Freilich, es muß ein großer Zug durch die Verwaltung gehen, an ihrer Spitze müssen Führer stehen; großzügig läßt sich aber auch außerhalb der Parteipolitik arbeiten, und Persönlichkeiten, die zu führen vermögen, gibt es auch außerhalb der politischen Fraktionen. Nun soll zwar nicht behauptet werden, daß unter den von den politischen Parteien Nominierten sich nicht sachkundige Kräfte befänden! Dies zu behaupten wäre unsinnig, aber es liegt doch auf der Hand, daß bei der Aufstellung der Listen die politischen Parteien sich nicht allein von Gemeindenotwendigkeiten leiten lassen können, sie haben noch andere, im Interesse der Partei liegende Rücksichten zu nehmen; sie haben auch Rücksicht zu nehmen auf solche Parteimitglieder, die in der Partei bisher hervorragend tätig gewesen und sich um die Partei verdient gemacht haben, und es scheiden hierbei vor allem alle diejenigen Männer und Frauen für die Auswahl aus, und es sind dies nicht die unfähigsten, die einer politischen Partei sich zu verschreiben nicht gesonnen sind. Wie viele tüchtige Kräfte liegen dieserhalb brach. So versuchten früher die Stellen, in der Hauptsache die Bürgervereine, die die Kandidaten aufstellten, sachverständige Männer aus allen Ständen und Berufen zur Wahl zu präsentieren, wobei allerdings in schwerer Verkennung der tatsächlichen Verhältnisse die Arbeiterschaft zu wenig berücksichtigt wurde. Die Aufstellung solcher aus sach- und fachkundigen Männern sich zusammensetzender Kandidatenlisten wird nun erheblich erschwert dadurch, daß die politischen Parteien je eine eigene Liste bilden, wodurch es ausgeschlossen ist, daß die einzelnen Stände und Berufe für die ganze Stadtverordnetenversammlung zweckentsprechend berücksichtigt werden. Das System der Verhältniswahl leistet zudem diesem Mangel überhaupt Vorschub. Es droht jetzt die Gefahr, daß die einzelnen Stände und Berufe nicht in der Weise vertreten sind, die ihnen nach ihrer Bedeutung für die Gemeinde zukommt, eine Gefahr, die bei der Art der gemeindlichen Arbeit nicht zu unterschätzen ist; es besteht die Möglichkeit, daß ein Teil der Mandatare, eben infolge mangelnder Sachkunde für die hier in Betracht kommenden Dinge, den Führern der Parteien mehr oder weniger willenlos folgt, wodurch das Gefühl der Verantwortlichkeit des einzelnen geschwächt wird, und daß ein Teil für die eigentliche gemeindliche Arbeit ausscheidet. Es besteht die weitere Gefahr, daß die parteipolitischen Fraktionen der Gemeindekörperschaften bei dem besten Willen zu tüchtiger Arbeit, den niemand ihnen absprechen darf, sich bei ihrer gemeindlichen Arbeit nicht in vollem Umfange von ihren parteipolitischen Interessen freimachen können. Das ist menschlich. Wer die Sitzungen der Stadtverordnetenversammlungen verfolgt, kennt diese Gefahr und wird sie nicht leugnen können. So werden die Stadtverordnetenversammlungen zum Tummelplatz politischen Streits in einem Umfange, wie er den Geschäften nicht dienlich, so erregen sich hier die politischen Leidenschaften in einem Maße, wie es einem kühlen Abwägen schädlich ist, so wird das Stadtparlament zur Kämpfer-

stellung für den politischen Streiter. Besteht doch für den einseitigen Parteipolitiker keine bessere Gelegenheit, politische Gegensätze auszutragen, als hier allwöchentlich oder alle 14 Tage in den Stadtparlamenten. Hier kann der politische Gegner bekämpft, hier kann er geschlagen werden. Schwer wird der Parteifanatiker dieser Versuchung widerstehen, die sich ihm bietende Gelegenheit zu benutzen, und auch nicht immer wird er dem Hange begegnen, im Rathause Erörterungen zu pflegen, die nicht in dieses, sondern vor seine politischen Wähler gehören. Wie aber trägt dies dazu bei, die Sitzungen in das Unermeßliche wachsen zu lassen, welche Verschwendung wird auf solche Weise getrieben mit der Zeit und der Arbeitskraft der Beteiligten, die stundenlang untätig zuhören müssen, ein nicht zu verantwortender Raubbau, wo es gilt, zu arbeiten, aber nicht zu reden! Es wird so dazu beigetragen, daß die politischen Leidenschaften nicht zur Ruhe kommen und die Gegensätze in unserem Volke sich immer mehr verstärken. Eine traurige Folgeerscheinung, wozu gerade die Stadtparlamente nicht das Mittel sein sollten; im Gegenteil, sie sollten zusammenführen, nicht trennen, sie, in denen die Bürger sich in sachlicher Arbeit um das Wohl der Gemeinden zu finden vermöchten, in denen Anhänger der verschiedenen politischen und Weltanschauungen sich am besten kennen lernen und nähern könnten. Sie könnten es wohl, aber eine Mauer schiebt sich zwischen Mensch und Mensch, hoch und schier unübersteigbar: die Partei! Schmerzlich bewegt muß immer wieder dies Schauspiel von dem empfunden werden, der mit warmem Herzen, doch kühlen Sinnen von der Tribüne darauf herniederschaut. Soll niemals mehr hier ein Wandel werden?

Wie sagt doch Freiherr vom Stein, der Schöpfer der Städteordnung? „Sie — die Stadtverordneten — sind im vollsten Sinne Vertreter der ganzen Bürgerschaft, mithin so wenig Vertreter des einzelnen Bezirks, der sie gewählt hat, noch einer Korporation, Zunft usw., der sie zufällig gehören." Auch nicht einer Partei!

Welches Mißtrauen herrscht vielfach, welche Voreingenommenheit. Mensch spricht nicht zu Mensch, Seele spinnt nicht zu Seele hinüber; Partei spricht zu Partei, Partei kämpft gegen Partei! Ist wirklich das, was wir jetzt haben, ein Vorwärts, ein Aufwärts? Deutscher muß wieder zu Deutschem sprechen, Bürger zu Bürger, jeder des anderen Wollen und Meinung ehren. Freiherr vom Stein spricht: „Jeder Stadtverordnete wird durch das Vertrauen, welches die Bürgerschaft vermöge der auf ihn gefallenen Wahl ihm bezeugt, in einem hohen Grade geehrt und hat daher unter seinen Mitbürgern auf eine vorzügliche öffentliche Achtung Anspruch."

Das Leben in unseren Gemeinden gliedert sich nicht nach parteipolitischen Gesichtspunkten, sondern nach wirtschaftlichen und ständischen. Nach solchen Gesichtspunkten muß deshalb die Wahl zu den städtischen Körperschaften erfolgen.

Noch eine große Gefahr birgt das heutige System. Die Versuchung ist groß, daß die politischen Parteien ihre Macht bei Besetzung der Ämter im Rathaus gebrauchen. Wer der Versuchung unterliegt, kann unermeßlichen Schaden anrichten, indem er statt freie Männer abhängige schafft, indem er politisches Strebertum in die Kommunalverwaltungen hineinträgt. Wehe alsdann den Gemeindeverwaltungen!

Diejenigen, welche glaubten, daß sie in der Übertragung des westlichen Parlamentarismus auch auf unsere Kommunen eine fortschrittliche Idee verfolgten, irren sich. Fortschrittlich ist diese Idee nicht. Sie ist alt. Neu ist sie nur für uns, jungen frischen Blutes voll ist sie nicht. Männer und Frauen müssen in die Gemeindekörperschaften berufen werden, die ohne Rücksicht auf Parteizugehörigkeit gewählt sind, die ohne Parteifesseln frei sich entwickeln können an der schlichten Arbeit in einer Gemeindeverwaltung, die, in verschiedenen Weltanschauungen wurzelnd, sich in dem einen Ziele leidenschaftlich zusammenfinden und zusammenschließen: Deutschland wieder in die Höhe zu führen. Täglich bietet sich für sie hier die schönste Möglichkeit in Arbeit und entsagungsvoller Pflichterfüllung. Wo ein Wille ist, ist auch ein Weg. Noch gibt es ein Zurück auf den hier beschrittenen Bahnen und ein Vorwärts auf neuen Wegen. Schon regt es sich dieserhalb in der Bürgerschaft. Unpolitische Listen sei die Losung für die nächsten Gemeindewahlen!

Langsam, langsam zieht das Schiff die Bahn, denn schwer ist es belastet, schwer stampft es im Sturm, aber vorwärts will wieder der Kurs. Das ferne Ziel, das winkt, ist wirtschaftliches Blühen, sozialer Friede und edle Kultur in unseren Gemeinden; und mit ihnen, den Zellen des staatlichen Lebens, wächst auch das Reich zu neuer Kraft.

## Möglichkeiten

Du redest immer von Möglichkeiten,
Heute durch das Leben zu schreiten;
Die Zukunft sei nun einmal eine Sphinx;
Man könne rechts und könne links
An den Gefahren vorübergleiten.
Mein Freund, in solchen harten Zeiten
Gibt es keine Möglichkeiten.
Eine eiserne Zeit,
Und die haben wir heut,
Kennt nur die Notwendigkeit.

Bogislav v. Selchow

# Die französische Polenpolitik seit dem Waffenstillstand

Von E. Ruge

Am 8. Februar konnte man im Petit Journal einen kleinen, aber sehr instruktiven Aufsatz lesen mit der emphatischen Überschrift: „Parlons de la Pologne", aus dem wir erfahren, daß am 5. Februar in den französischen Schulen aller Gattungen eine besondere Stunde über Polen eingelegt worden ist. Der Verfasser schildert uns eine solche leçon, der er selbst beigewohnt hat, in der begeistert von dem Heroismus der Polen gesprochen worden sei, von 1792 und 93, von 1830, auch von der Dankbarkeit Frankreichs gegen Polen; er unterläßt aber auch nicht zu erzählen, daß die Kinder, die er selbst über das Gehörte befragt habe, sehr wenig von all dem Vorgetragenen verstanden hätten; ein zehnjähriger Junge habe sogar nicht einmal etwas von der polnischen Schapka gewußt! Der Berichterstatter fügt hinzu, es sei besonders dankenswert, daß der Minister die kostenlose Verteilung der kurzen Broschüre über „Polen und Frankreich", die das polnische Pariser Komitee herausgegeben hat, an französische Schüler zugelassen hat.

Früher, zur Zeit der Entente cordiale, gab es für Frankreich natürlich keine Polenpolitik in der Schule. Heute, wo alle ehemaligen Sympathien Frankreichs für das unterdrückte Polen zusammengeflossen sind mit dem Haß Polens gegen Deutschland, gibt es wieder eine aktive französische Polenpolitik mit positiven Zielen. Der Zusammenbruch Rußlands und die dadurch eintretende Entlastung Deutschlands im Osten zwang Frankreich zu einer aktiven Politik Polen gegenüber. Die allgemeine Entwicklung Deutschlands im vergangenen Jahre, besonders die günstigen Abstimmungsergebnisse in Westpreußen, nicht weniger die drohende bolschewistische Gefahr drängte das offizielle Frankreich zu immer aktiverer Polenpolitik. Nicht durch Worte, nicht durch Paragraphen, so sagte Clémenceau einmal, könne ein neuer Staat konstituiert werden, sondern nur durch Handlungen; man müsse an die Zukunft Polens glauben, wie der Pole selbst an die Zukunft seiner Rasse glaube, man müsse es schon um der französischen Interessen willen! Man wurde nicht müde zu erklären, daß diese französischen Interessen an Polen Lebensinteressen des französischen Volkes seien. Selbst sozialistische Kreise forderten einen starken polnischen Staat als Gegengewicht gegen das ihnen noch immer reaktionär erscheinende Deutschland. Daß es bei alledem Frankreich nicht so sehr auf ein wirklich freies Polen ankommt, sondern nur auf die brutale Vertretung der eigenen Interessen, ist nicht schwer zu zeigen.

Die Rolle, die Frankreich Polen zugedacht hat, schildert uns Keynes treffend in seinen „Wirtschaftlichen Folgen des Friedensvertrags" (S. 238): „Polen soll stark, katholisch, militaristisch und treu sein, der Genosse oder wenigstens der Liebling des siegreichen Frankreichs, glücklich und prächtig zwischen der Asche Rußlands und den Trümmern Deutschlands." Vor allen Dingen soll das ideale Polen, wie Frankreich es sich denkt, ein antideutscher Staat sein. All seinen eigenen Haß gegen Deutschland sucht das offizielle Frankreich den Freunden an der Weichsel einzuimpfen und findet dort gewiß viele, die dieses Gift gern in sich aufnehmen. Auch hat man in Paris ein zu feines Organ für die Auswertung politischer Tatsachen, um nicht alle nutzbaren deutschen Torheiten aufzuspüren und,

effektvoll beleuchtet, im richtigen Augenblick zu zeigen. Die Angst vor Deutschland, besonders die Angst vor seinem wirtschaftlichen Wiedererstarken beherrscht seit unserem Zusammenbruch die französische auswärtige Politik so vollständig, daß sie, wie überhaupt, auch für die französische Polenpolitik das Leitmotiv ist. Seit der Eröffnung der Friedenskonferenz im Januar 1919 bis heute ist es Frankreichs größte Sorge, daß Deutschland mit dem bolschewistischen Rußland zusammengehen könnte. Wie oft ist in der französischen Presse von einer geheimen Allianz zwischen Deutschland und Rußland die Rede gewesen, die, wie Pichon am 17. Juni 1919 bei der großen Kammerdebatte über die Vorgänge in Odessa sagte, nur den Zweck habe, ein gemeinsames Vorgehen gegen das geschwächte Polen zu ermöglichen. Darum hat Frankreich auch sehr oft recht deutlich zu erkennen gegeben, daß es in einen deutsch-polnischen Krieg sofort direkt eingreifen würde. Die Legende eines bevorstehenden Angriffskrieges von Deutschland auf Polen ist in Frankreich oft genug, so noch am 23. Dezember v. J. in der Pariser Kammer erzählt worden und hat an der Seine wie in Polen stets gläubige Gemüter gefunden. Sie war es, die schon im Februar 1919, als sich bei den eben erst eröffneten Pariser Verhandlungen die ersten großen Schwierigkeiten im Aufbau eines polnischen Staates nach französischem Geschmack ergaben, als es unwahrscheinlich wurde, daß auf dem Wege der Verhandlungen zwischen den Alliierten Polen die Westgrenze erhalten würde, die es im Interesse Frankreichs brauchte, die Legende vom bevorstehenden deutschen Angriff, sage ich, war es, die damals Clémenceau die sofortige Festlegung einer „Demarkationslinie" fordern ließ. Er wußte zu genau, daß, solange eine französische Armee am Rhein stand, die Deutschen das, was sie einmal an die Polen ausgeliefert hatten, nicht zurückerhalten würden, selbst wenn der endgültige Friedensvertrag es bestimmen sollte. Tatsächlich übernahm der Friedensvertrag die Demarkationslinie vom 16. Februar 1919 als polnische Westgrenze.

Um nämlich den französischen Interessen wirklich dienen zu können, mußte das neue Polen sofort auf eine breite territoriale Grundlage gestellt werden. Was war da wohl günstiger als die den französischen Chauvinisten besonders wohltuende Phrase von der Wiederherstellung der historischen Grenzen! Dabei dachte man vor allem an die Grenze gegen Deutschland. Blickte doch auch Polen in dieser Zeit der Befreiung vom deutschen Joch hauptsächlich nach Westen. Die russische Knute hatte man ja lange genug nicht mehr gespürt, hatte wohl auch die von Osten her drohende Gefahr, die bis dahin von den deutschen Truppen ferngehalten worden war, nicht richtig eingeschätzt. Ehe man sich von der Aufhebung der deutschen Okkupation erholt und begriffen hatte, daß die so lang ersehnte Freiheit Wirklichkeit geworden war, hatte man den überaus günstigen Augenblick versäumt, den flüchtigen deutschen Truppen sofort nachzurücken. Selbst noch ohne tüchtige eigene Armee, sah man sich an der alten deutschen Grenze vor einer Schranke, die den Weg in die deutsch-polnischen Provinzen rücksichtslos versperrte. Hier konnte nur die Friedenskonferenz in Paris helfen. Und die Hilfe von dort mußte schnell kommen! Denn inzwischen regten sich die Bolschewisten im Osten, vor denen Polen offen dalag. Ja, durch die Wendung der Dinge in Deutschland hatten sie dort unerwartet einen Bundesgenossen gefunden. Alles deutete darauf hin, daß Deutschland auf dem besten Wege zum Sowjetstaat war. Die Lage im

Osten hatte sich also durch den Zusammenbruch Deutschlands völlig verändert, und zwar durchaus nicht zum Vorteil für die Entente. Am meisten empfand Frankreich diese Wendung. Man müsse einem Zusammengehen Rußlands mit Deutschland unbedingt zuvorkommen. Tauchte doch allgemein die kaum überwundene Angst vor dem „boche" von neuem auf, der als Verbündeter der russischen Bestie noch gefährlicher erschien. Clémenceau sah ein, daß man schnellstens handeln müsse. Die Konferenz konnte noch kaum helfen. Auch waren dort gleich zu Anfang starke Antipathien und widerstreitende Interessen zutage getreten, so daß es ziemlich aussichtslos erschien, zu Beginn der Verhandlungen bereits etwas Positives für die Lösung des polnischen Problems durchzusetzen. Um eine provisorische Lösung im Sinne Frankreichs zu erreichen, bedurfte man aber sehr sinnfälliger Schreckmittel, die Clémenceau in der Legende vom deutschen Angriffskrieg auf Polen und mehr noch in der allgemeinen Furcht vor dem Bolschewismus fand. Wie groß die Sorge vor den russischen Roten Armeen war, ersieht man besonders deutlich aus der gesamten Ententepresse in den ersten Monaten 1919; man fürchtete auch, daß ein Sieg des Spartakismus in Deutschland die Einleitung der Weltrevolution bedeuten könne und sah, daß die Verbindung beider Länder sicher allen Erwartungen ein Ende machen würde, die sich auf die wirtschaftlichen und finanziellen Friedensbedingungen gründeten. (Keynes S. 237.) Diese beiden Gründe rechtfertigten schnelles entschlossenes Handeln, wozu man die schwerfällige Friedenskonferenz gar nicht brauchte. Der Marschall Foch lauerte ja förmlich auf einen Wink; mit seiner Hilfe konnte man sofort erreichen, was nötig schien. Clémenceau ließ denn auch diese Waffe nicht ungenutzt. Bei der Waffenstillstandserneuerung im Februar 1919 stellte er als neue Forderung: „Die Deutschen müssen unverzüglich alle Offensivbewegungen gegen die Polen in dem Gebiet von Posen oder in jedem anderen Gebiet aufgeben. — Zu diesem Zweck wird ihnen untersagt, durch ihre Truppen überschreiten zu lassen" folgende Linie ...[1]) Die Festlegung dieser „Demarkationslinie" bedeutete praktisch die Besitznahme Posens durch die Polen. Liest man die Verhandlungen vom 14. bis 16. Februar zwischen Foch und Erzberger über diese Frage, so sieht man deutlich, daß der französische Marschall unbedingt gewillt ist, diese polnisch-französische Forderung durchzusetzen. Trotzdem wurde von Erzberger (oder von General v. Hammerstein, dem die Verhandlungen in der posenschen Frage auf Fochs Vorschlag übertragen wurden) damals ein großer Erfolg davongetragen. Hatten doch die Alliierten am 14. Februar sogar verlangt, daß auch aus Oberschlesien sämtliche deutschen Truppen zurückgezogen werden sollten,[2]) was wohl gleichbedeutend gewesen wäre mit dem Verlust Oberschlesiens, das ohne Abstimmung an Polen übergehen zu lassen einer der Hauptprogrammpunkte der französischen Polenpolitik war.

Dieser Versuch scheiterte. So mußte denn mit allen Mitteln darauf hingearbeitet werden, die sofortige Übergabe Oberschlesiens an Polen ohne jede Abstimmung im Friedensvertrage festzulegen. Man behauptete, die Stimmung in den Randgebieten sei so polenfreundlich, daß die Bevölkerung eine Abstimmung

[1]) Deutsche Waffenstillstandskommission, Drucksache Nr. 10, S. 7 ff.

[2]). Wako-Drucksache Nr. 11, S. 22 und Anlage 4.

überhaupt nicht wünsche, daß sie vielmehr ohne jedes Plebiszit an Polen übergehen wolle. Und Clémenceau erreichte tatsächlich, was er wollte. In dem Vertrage, der den Deutschen am 7. Mai vorgelegt wurde, war die Grenze so gezogen, daß Oberschlesien von Deutschland abgetrennt war.[3]) Nur durch die Zähigkeit der deutschen Delegation während der Verhandlungen im Mai und Juni bis zur endgültigen Unterzeichnung des Friedens und wohl auch durch die gerechte deutsche Sache wurde eine Änderung dieser Bestimmung erkämpft: die Alliierten gestehen die Abstimmung in Oberschlesien zu. In ihrer umfangreichen Antwort vom 16. Juni heißt es: „... es mag zugegeben werden, daß Polen keinen gesetzlichen Anspruch (no legal claim) auf die Abtretung von Oberschlesien hat; es ist aber völlig falsch, ihm überhaupt keinen Anspruch zuzubilligen, der sich auf die Prinzipien des Präsidenten Wilson stützen könnte. In dem Gebiete, das abgetreten werden soll, ist die Mehrheit der Bevölkerung unstreitig polnisch. Jedes deutsche Nachschlagewerk, jedes deutsche Schulbuch zeigt den deutschen Kindern, daß die Einwohner ihrer Abstammung und ihrer Sprache nach Polen sind. Die alliierten Mächte würden gegen die Prinzipien, die die deutsche Regierung angenommen zu haben behauptet, verstoßen, wenn sie die Ansprüche der Polen auf dieses Gebiet unberücksichtigt ließen. — Die deutsche Regierung bestreitet indessen jetzt diese Sätze und behauptet, die Lostrennung von Deutschland stehe nicht in Einklang mit den Wünschen und den Interessen der Bevölkerung. Unter diesen Verhältnissen sind die Alliierten gewillt zu erlauben, daß die Frage von der Bevölkerung selbst entschieden wird. Sie haben daher beschlossen, daß dieses Gebiet nicht unmittelbar an Polen abgetreten werden soll, sondern daß Vorkehrungen für eine Abstimmung dort getroffen werden sollen ..." (Abs. VII). Der diesem Abschnitte über Oberschlesien angefügte erklärende Satz: „Die Wiederherstellung des polnischen Staates ist eine große historische Tat, bei der es nicht vermieden werden kann, manche alte Bande zu zerreißen ..." klingt fast wie eine Entschuldigung. Der Temps vom 26. Juni ist aufs höchste entrüstet über dieses Zugeständnis; er sagt, anstatt auf die deutschen Vorbereitungen zum Kriege gegen Polen mit der Entziehung aller Plebiszite zu antworten, gebe die Konferenz noch eins dazu! Keynes nennt diese Volksabstimmung in Oberschlesien „das wichtigste von den Zugeständnissen, die Deutschland in der Schlußnote der Verbündeten gewährt wurden" (S. 66).

Durch den am 28. Juni unterzeichneten Vertrag war die Westgrenze Polens in der Hauptsache festgelegt. Oberschlesien und ein Teil von Ost- und Westpreußen sollte seinen Willen durch Abstimmung zum Ausdruck bringen. Der vergangene Sommer trug uns im nördlichen dieser beiden Gebiete einen gewaltigen Sieg ein. Welche Wirkung dieser Sieg auf Frankreich ausübte, weiß jeder. Es versuchte von da ab mit allen Mitteln, die Abstimmung in Oberschlesien zu einem polnischen Siege zu machen. Der Versuch, getrennte Abstimmung zu erzwingen, wurde aufgegeben. Die Pariser Beschlüsse vom Januar d. J. und die Londoner Konferenz beeinflußten genug. Keynes hat völlig recht, wenn er sagt: „Jede Ortschaft kann dadurch, daß sie für Polen stimmt, der Last der Kriegsentschädigung und der zermalmenden Besteuerung entgehen, die die Abstimmung für Deutschland

[3]) Art. 27, Abs. 7 (s. Ausgabe der Deutschen Liga für Völkerbund, S. 19 u. die Karte)

zur Folge hat. Das ist nicht zu vergessen. Andererseits könnte der bankerotte Zustand, so fährt Keynes fort, und die Unfähigkeit des neuen polnischen Staates die abschrecken, die eher aus wirtschaftlichen als aus Rassegründen (für Polen) zu stimmen geneigt wären. Man hat auch darauf hingewiesen, daß die Lebensbedingungen, was Hygiene und soziale Gesetzgebung betrifft, in Oberschlesien unvergleichlich besser sind als in den angrenzenden Gebieten Polens, wo eine ähnliche Gesetzgebung noch in den Kinderschuhen steckt.“[4]) Die Abstimmung vom 20. März hat eine entschiedene deutsche Mehrheit ergeben. So muß denn der Friedensvertrag herhalten, um eine für Polen günstige Grenze zu schaffen (§ 5 der Anlage zu Art. 88). Das Ziel ist, Deutschlands Kohlenförderung zu treffen.[5]) Die Abtrennung Oberschlesiens von Deutschland soll besiegeln, was so viele Franzosen von Herzen wünschen: den völligen Zerfall Deutschlands. Sagte doch Gabriel Hanotaux einmal ganz offen, die eigentliche Schwäche des Vertrags bestehe darin, daß er ein einiges Deutschland bestehen lasse.[6]) Diese Loslösung Oberschlesiens von Deutschland, die man heute mit allen Mitteln in Paris betreibt, sucht Frankreich auch dadurch zu erreichen, daß es immer wieder hervorhebt: Polen brauche die oberschlesischen Gruben unbedingt für die Entwicklung seiner Industrie. Keynes, der allerdings gerade kein Freund Polens ist, ist da ganz anderer Ansicht, wie aus den „Wirtschaftlichen Folgen“ und noch deutlicher aus der Broschüre: „Der Friedensvertrag von Versailles“ hervorgeht. Er sagt, Polen brauche die Gruben, die für das deutsche Wirtschaftsleben wesentlich seien, nicht, es könne ohne Zuschuß aus Oberschlesien seinen Bedarf durch bessere Ausbeutung seiner eigenen, noch nicht wissenschaftlich betriebenen Gruben oder aus den von ihm jetzt annektierten westgalizischen Gruben befriedigen.[7]) So sehr man nun in Frankreich wünscht, Oberschlesien von Deutschland abzutrennen, so wenig geschieht das im eigentlichen Interesse Polens. Denn einen Aufbau der polnischen Industrie wollen die Franzosen durchaus nicht; das hieße ja, sich eine Konkurrentin selbst heranziehen! Dagegen würde das oberschlesische Kohlengebiet in polnischen Händen den jungen Staat zu einem wertvollen Ausbeuteobjekt machen; es würde Polen, dessen trostlose Finanzlage man an der Seine allzu genau kennt, auch etwas zahlungsfähiger machen, worauf die Franzosen großen Wert legen, nachdem sie in Rußland so viele Milliarden eingebüßt haben. Nachdem alle bisherigen, scheinbar auf den Friedensvertrag gestützten, Versuche nicht zum Ziele führten, wurde dann im Einverständnis mit Korfanty und polnischer Regierung der Aufstand in Szene gesetzt.[8])

Ähnlich wie die oberschlesische Frage behandelte Frankreich auch die Danziger Frage. Auch hier war das Ziel: sofortige Abtrennung von Deutschland ohne irgendwelche Abstimmung. Dieses Ziel wurde durch den Friedensvertrag voll erreicht (Art. 100 bis 108). Es ist recht wahrscheinlich, daß der Abtransport der Hallerschen Legionen über Danzig, wie er von Foch im März 1919

---

[4]) Wirtschaftliche Folgen, S. 66 Anm.

[5]) Keynes: Friedensvertrag von Versailles S. 22.

[6]) Revue des Deux mondes, 15. August 1919, S. 756 u. 797.

[7]) W. F., Seite 68 Anm.

[8]) Siehe „Grenzboten“, Heft 19.

auf Grund des Artikels XVI des Waffenstillstandsabkommens gefordert wurde, auf eine Besetzung der Stadt durch diese Truppen hinausgelaufen wäre. Aus den Verhandlungen, die seit dem 5. März 1919 geführt wurden,[9]) geht mit Sicherheit hervor, daß die von den Alliierten offenbar ganz unerwartet gestellte Forderung[10]) zum Ziele hatte, was Paderewski bei seiner Anwesenheit in Danzig im Dezember 1918 unverblümt ausgesprochen hatte: „Wenn die polnischen Divisionen aus Frankreich und Italien erst einmal in Danzig sind, so werden Danzig und ganz Westpreußen polnisch werden.[11]) Hätten die Engländer sich nicht sehr ablehnend gegen Clémenceaus Danziger Politik verhalten, so hätte die deutsche Weigerung schwerlich viel genützt. Bezeichnend aber ist, daß der Marschall Foch, obwohl er am 3. April ausdrücklich erklärte, seine Forderung entspreche völlig der Rechtsgrundlage des Artikels XVI, auch könne er eine andere Auslegung[12]) des Artikels nicht annehmen, ja hinzufügt, dies sei ein formeller Beschluß der alliierten und assoziierten Regierungen und auch die Meinung des Präsidenten Wilson, trotzdem nicht abgeneigt ist, seine Forderung fallen zu lassen.[13]) Dieser Schritt war also gescheitert. So mußte der Friedensvertrag die Lösung bringen. Das Ziel, ein Eingangstor nach Polen sich zu öffnen, durch das sie ihre Verbündeten schnell mit Waffen, Munition und nötigenfalls mit Truppen unterstützen könnten, ließen die Franzosen nicht aus den Augen. Sie sahen in Danzig weniger eine Handelsstadt, die dem jungen polnischen Staate zu überlassen sei, um seine wirtschaftliche Entwicklung zu fördern; sie sahen vielmehr in ihr — und trugen das gern schwungvoll vor — die ehemals polnische Stadt, die aus historischen Gründen, um „das größte Verbrechen der Geschichte wieder gut zu machen",[14]) den Deutschen genommen werden müsse. Danzig war für sie eine rein polnische Stadt, die ebenso wie das „polnische" Westpreußen den Polen zukomme. Aber auf der Konferenz war es durchaus nicht allgemein anerkannt, daß Danzig eine polnische Stadt sei, vielmehr bekämpften die Engländer und Amerikaner diese Auffassung ziemlich scharf, ohne deshalb etwa Danzig den Deutschen lassen zu wollen. Der Kompromiß, der geschlossen wurde,[15]) bestimmte, ohne die Stadt auch nur im geringsten über ihr eigenes Schicksal zu befragen, die Abtrennung von Deutschland und den ziemlich engen Anschluß an Polen, woran auch alle deutschen Proteste nichts haben ändern können.

Damit ist die deutsche Seite der französischen Polenpolitik in der Hauptsache erschöpft. Es bleibt uns noch die russische. Polen fand in seinem Gegensatz zu Rußland einen guten Verbündeten in der allgemeinen Furcht vor dem Bolschewismus, der die Pariser Konferenz und insbesondere die Franzosen beherrschte. Die Polenpolitik, die man am Quai d'Orsai seit 1917 trieb, trägt einen ent-

[9]) Dt. Wako, Drucksache Nr. 16.

[10]) Note Hammersteins an Rudant v. 8. 3. 19 l. c. S. 7.

[11]) Dt. Regierung an Rudant, 28. 3. 19 l. c. S. 12.

[12]) Auffassung der dt. Regierung: „Landungen polnischer Truppen sind mit Art. XVI nicht vereinbar." Druckf. Nr. 16, S. 7.

[13]) l. c. S. 15.

[14]) Revue des Deux mondes, 15. 8. 19, S. 778 (G. Hanotaux).

[15]) Fr. V, Art. 100 bis 108, und Abkommen vom 18. 11. 20 zwischen Polen und Danzig.

schiedenen antibolschewistischen Zug, aus dem heraus sie den Polen nicht ungern einen gewissen Imperialismus zugesteht. Frankreichs zäher Kampf gegen das bolschewistische Rußland, in dem die Polen nichts weiter waren als ein für französische Interessen kämpfender und blutender Stoßtrupp, verleitete die Polen zu dem Glauben, der große Bruder im Westen billige den polnischen Imperialismus, während doch in Wahrheit Frankreich durch Niederwerfung des Bolschewismus nichts anderes erstrebte als die Wiederaufrichtung eines starken Rußlands, um einen mächtigen Bundesgenossen gegen Deutschland zu haben. So zeigte es in den letzten Jahren auch durchaus keine antirussische Tendenz (nur eine antibolschewistische!), was bei der typisch antideutschen Einstellung der französischen Politik ja auch nicht verständlich wäre. Natürlich werden diese nationalistischen französischen Interessen geschickt maskiert mit Redewendungen vom Kampfe um die Kultur usw. Man müsse, sagte Clémenceau am 23. Dezember 1919, einen Stacheldraht um das bolschewistische Rußland ziehen und denkt dabei neben einem starken Polen, das er ausdrücklich erwähnt, an die Reihe der anderen Randstaaten. Polen erscheint in diesem ganzen Spiele als ein raffiniert gesetzter, außerordentlich wichtiger Stein, der Frankreichs offene Flanke im Osten decken sollte. Die Anzeichen mehren sich, daß Polens hochpolitische Rolle, die es für Frankreich seit dem Waffenstillstand gespielt hat, zu Ende geht. Pilsudskis Mißerfolg in Paris und die Wiederaufnahme der Handelsbeziehungen zu Sowjetrußland künden eine Neuorientierung der französischen Politik im Osten an. Gewiß haben die Polen durch ihre sinnlose imperialistische Politik, durch Extratouren, wie den Überfall Wilnas im Oktober v. J. durch General Zeligorski, sich manche Sympathien in Frankreich verscherzt, aber bestimmend für Frankreich ist eben doch sein eigenes Interesse. Die doppelte Tendenz der französischen Polenpolitik seit dem November 1918, antideutsch und antibolschewistisch, herausgeboren aus einer völlig unklaren Lage im Osten, wie sie der Zusammenbruch Rußlands gebracht hatte, war auf die Dauer unmöglich. Die Klärung der östlichen Verhältnisse hat auch am Quai d'Orsai klärend gewirkt: die bisherige antideutsche und antibolschewistische Polenpolitik ist im Begriff, sich umzustellen zu einer reinen antideutschen Ostpolitik Frankreichs.

# Hans Delbrück über den deutschen Aufmarsch von 1914

Von Major a. D. Hans Eggert

Im Märzheft der Preußischen Jahrbücher gibt der Professor Hans Delbrück in einer Abhandlung über „die strategische Grundfrage des Weltkriegs" eine kurzgefaßte Beurteilung des deutschen Aufmarschs von 1914 und der Führung der Operationen nach dem Scheitern der Westoffensive an der Marne. Der Aufsatz, der zum Teil Wiederholungen schon früher niedergelegter Anschauungen enthält, bringt trotz der verheißungsvollen „Benutzung ungedruckter Aktenstücke" keine Tatsachen, die nicht bereits von anderen Fachmännern veröffentlicht worden wären. Seine Bedeutung liegt in seiner Eigenschaft als Vademekum für Delbrücks Anhänger, die nun glauben werden, endlich in den Besitz der Patentlösung jener schwierigen Fragen gelangt zu sein. Bei den Gläubigen ketzerische Gedanken zu erwecken und für die nicht auf Hans Delbrück eingeschworenen Leser jenes Artikels die irrtümlichen Anschauungen seines Verfassers nachzuweisen, ist der Zweck dieser Zeilen. Sie sollen sich nur mit dem Aufmarsch beschäftigen, dem der größte Teil der Delbrückschen Erörterungen gewidmet ist.

Delbrücks Gedankengang ist folgender: Der Schlieffensche Plan — vorläufige Verteidigung gegen Rußland, Angriff gegen die feindlichen Westheere mit der Masse der Armee und mit einem durch Belgien marschierenden möglichst starken rechten Umfassungsflügel — hat praktisch genommen gar nicht bestanden, da seine für das Entstehungsjahr 1905 richtige Voraussetzung einer nur sehr geringen Leistungsfähigkeit des russischen Heeres 1914 nicht mehr zutraf. Schlieffen hat ferner 1912 unter Berücksichtigung der inzwischen veränderten Verhältnisse dem Plan von 1905 widersprechende Betrachtungen niedergeschrieben, die einen gleichzeitigen Angriff gegen alle Teile der feindlichen Westfront vorsahen, zu dem die zahlenmäßige Stärke des deutschen Heeres aber nicht ausreichte. Er war sich außerdem darüber klar, daß wir auch nach einem entscheidenden großen Sieg in Frankreich nicht in der Lage sein würden, die Armeen nach Rußland zu überführen. Auf diese Feststellung ist es zurückzuführen, daß Moltke so zögernd den Entschluß zum Kriege fand und daß der Kaiser und Bethmann Hollweg von Anfang an so pessimistisch über den Kriegsausgang dachten.

Unter dem General v. Moltke, so fährt Delbrück fort, ist, sehr wahrscheinlich auf Anregung des damaligen Obersten Ludendorff, der Schlieffensche Plan dahin geändert worden, daß der Umfassungsgedanke zwar beibehalten, der linke Flügel aber in Erwartung eines französischen Angriffs nach Lothringen und aus anderen Gründen allmählich mehr und mehr verstärkt wurde, so daß schließlich nicht mehr alle Kraft im rechten Flügel lag, sondern die Truppen ziemlich gleichmäßig über die ganze Front verteilt waren. Zur Verteidigung dieses „Ludendorffschen" Planes glaubt Delbrück manches anführen zu können, unter anderem: daß man sich im Generalstab vorgestellt haben könne, daß der allerdings komplizierte Plan die Möglichkeit eines schnelleren und sehr viel größeren Sieges böte, nämlich eines solchen in Lothringen, als der Schlieffensche. Dieser ist aber auch nach Delbrück

der bessere gewesen und schloß größere Erfolgsmöglichkeiten in sich als seine Umformung.

Der Moltkesche Plan ist gescheitert. Zweifellos, sagt Delbrück, sind bei seiner Ausführung Fehler gemacht worden. Die Führung durch die Oberste Heeresleitung war mangelhaft, Bülows Lage am 9. 9. machte einen Rückzug der 2. Armee vielleicht nicht erforderlich. Infolge der Wegnahme zweier Korps vom rechten Flügel scheiterte die geplante Umfassung des feindlichen Gesamtheeres, die beabsichtigte Verstärkung des rechten deutschen Flügels durch Teile des linken während der Marneschlacht kam zu spät. Aber Fehler sind in allen Kriegen gemacht worden, auch erhebliche blieben ohne Wirkung auf einen günstigen Enderfolg, wenn nur die Anlage des Feldzuges richtig war. Sogar schwerere Fehler preußischerseits als sie 1914 vorkamen, haben z. B. 1866 die Niederlage der Österreicher nicht abwenden können. Zu erheblich dürfen die Fehler freilich nicht sein. 1914 aber fehlte es an der richtigen Anlage. Der Plan war falsch, deswegen mußte er scheitern. Wir waren zu schwach, um die Niederwerfung der feindlichen Westheere anstreben zu können. Schon aus diesem Grunde hatten wir nach Delbrück von vorherein keine Aussicht, den Westfeind „abzutun", während wir die Russen inzwischen abwehrten. Hatten doch im Osten nur 1 740 000 Deutsche und Österreicher gegen 3 800 000 Russen und Serben zu kämpfen. Sie konnten unmöglich so lange standhalten, bis der Gegner im Westen niedergeworfen war. Denn auch wenn die Marneschlacht siegreich für uns ausgelaufen wäre, hätten wir, wie auch der General v. Kuhl zugebe, eine Niederwerfung der Westgegner damit noch nicht erreicht, sondern dazu die Operationen in Frankreich fortsetzen müssen. Die dafür nötigen Kräfte würden die Russen uns nicht gelassen haben. Schon nach dem Verlust von Lemberg und Galizien wurde das deutsche Westheer für seine Aufgabe zu schwach, da es „Divisionen über Divisionen" nach dem Osten abgeben mußte. Außerdem aber hätten im Fall eines deutschen Marnesieges die Engländer sofort die allgemeine Wehrpflicht eingeführt und die Amerikaner wären sofort in den Krieg eingetreten. Bis zum Eintreffen der Helfer hätten die Franzosen sich hinter die Loire oder gar die Garonne zurückgezogen, vielleicht sogar vorübergehend einen Tilsiter Frieden geschlossen. Das Ergebnis wäre immer ein Stellungskrieg in Frankreich gewesen.

Da also, so meint Delbrück, unsere Gesamtkräfte zu schwach waren, um Vernichtungsstrategie zu treiben, hätten wir unseren Operationsplan unter Verzicht auf das Anstreben einer schnellen Entscheidung auf der Zermürbungsstrategie aufbauen müssen. Die erste Folge dieses Entschlusses wäre die Einstellung auf einen langen Krieg und dementsprechend eine weitgehende wirtschaftliche Vorbereitung gewesen. Da aber Graf Schlieffen im Gegensatz zum Feldmarschall Moltke eine lange Dauer moderner Kriege verneinte, wurden wirtschaftliche Vorbereitungen nicht getroffen. Die zweite Folge wäre dann ein Operationsplan gewesen, der sich das Verfahren Friedrichs des Großen zum Vorbild nahm. Er konnte nach Delbrück etwa folgende Gestalt haben:

1. Defensive gegen Frankreich. Dadurch wurde der Durchmarsch durch Belgien unnötig, und es ist sehr fraglich, ob England dann nicht überhaupt oder wenigstens noch längere Zeit neutral geblieben wäre. Hielt man aber einen Durchmarsch durch Belgien für eine unvermeidliche Notwendigkeit, so durfte dieser nicht

in der Absicht erfolgen, dem Westgegner einen vernichtenden Schlag zu versetzen, sondern durfte nur den Zweck haben, uns durch Besetzung von Belgien und Nordfrankreich einschließlich der Kanalküste von der Schelde bis zur Sommemündung eine breite und sichere Basis zu schaffen. Diesen Erfolg konnten wir auch bei einer Schwächung des Westheeres zugunsten des Ostens mit Sicherheit erreichen. In ganz ähnlicher Weise hat Friedrich der Große 1756 unter Verzicht auf den ihm gegen die Österreicher in sicherer Aussicht stehenden Erfolg sich mit der durch Besitznahme Sachsens gewonnenen Basis begnügt.

2. Unter Verstärkung des Ostheeres auf Kosten des Westheeres deutschösterreichischer Angriff gegen die Russen mit dem beschränkten Ziel, uns mit einem sicheren großen Erfolg gegen die vorgeschobenen Teile der Russen in Litauen, Polen und Wolhynien zu begnügen. Durch ein solches Verfahren wäre gleichzeitig die frühe Niederlage der Österreicher in Galizien vermieden worden.

Der Leser wird fragen, wie nach einer solchen Feldzugseröffnung die Weiterführung der Operationen gedacht war, um unsere Gegner friedenswillig zu machen, denn dieses Ziel muß doch in mehr oder weniger starker Ausgeprägtheit jedem Operationsplan zugrunde liegen. Delbrücks Antwort läßt sich aus seiner Beurteilung der späteren Kriegführung entnehmen. Sie lautet: Defensive im großen, die aber nicht den Charakter der starren Abwehr tragen darf, sondern durch kräftige Angriffsschläge dem Gegner allmählich die Überzeugung einhämmert, daß er trotz zahlenmäßiger Überlegenheit nicht imstande ist zu siegen. Er wird um so eher geneigt sein den Krieg zu beendigen, als eine Anlage des Krieges wie die vorgeschlagene den Gedanken eines Verständigungsfriedens in sich schließt.

Ein solcher Operationsplan konnte nach Delbrück im deutschen Generalstab allerdings unmöglich entstehen. Dem standen die festgewurzelte Auffassung von der kurzen Dauer zukünftiger Kriege und der „orthodoxe Dogmatismus" der einseitig geschulten Generalstabsoffiziere entgegen, die Friedrich den Großen nicht verstehen gelernt hatten und deshalb eine Strategie nicht anerkannten, die nicht auf die Niederwerfung des Gegners ausging.

So weit Hans Delbrück. Sehen wir uns nun die Bausteine und die Konstruktion seines anscheinend schönen Gebäudes etwas näher an.

Es ist zutreffend, daß Schlieffen 1905 dem durch den japanischen Krieg und die Revolution geschwächten Rußland nur eine geringe Berücksichtigung schenken zu dürfen glaubte. Das ändert aber nichts daran, daß der General dem starken Rußland vor 1904 und dem später wiedererstarkten gegenüber dasselbe Verfahren eingeschlagen hat wie im Operationsplan von 1905. Er hat ja doch auch in seinen Betrachtungen von 1912 sich mit allen irgendwie verfügbar zu machenden Kräften auf Frankreich stürzen wollen, also bis zu seinem Tode an dem Plan von 1905 festgehalten, trotzdem er selbstverständlich unterrichtet war über den großzügigen Neuaufbau der Wehrmacht Rußlands, dessen große Heeresvorlage von 1910, die einen bedeutenden Kräftezuwachs an Feldtruppen und eine Beschleunigung der Mobilmachung brachte, bis 1912 durchgeführt war. Diese Tatsachen, die Delbrück übersieht, beweisen hinreichend, daß der Plan von 1905, an den Verhältnissen von 1914 gemessen, nicht zu einer bloßen Idee geworden, sondern der auch für die damalige Lage grundlegende Plan geblieben war.

Des Feldmarschalls Aufzeichnungen von 1912 können auch nicht als Beweis dafür angeführt werden, daß Schlieffen selbst in der Folgezeit seinen Feldzugsplan gegen Frankreich grundlegend geändert hatte. Er hat ihn nur in der Ausführung noch gewaltiger gestaltet als den von 1905, indem er an die Stelle der einseitigen großen Umfassung die nach Eindrücken der Flügel des auf der ganzen Front im Gegenangriff angenommenen Gegners einsetzende beiderseitige, zur Einkreisung führende Umfassung gesetzt hat. Auch bei dieser wird aber wie bisher der Hauptdruck mit dem rechten deutschen Flügel ausgeübt. Bei seiner Kritik dieser Variante, die er für unausführbar hält, übersieht Delbrück wieder etwas, nämlich daß Schlieffen in einer anderen, schlagfertigeren Organisation des deutschen Feldheeres die Voraussetzung des Gelingens sah unter gleichzeitigem Beibehalten seines Gedankens der Aufstellung von 8 Ersatzkorps.[1]) Es muß dem General ohne weiteres zugebilligt werden, daß, falls er 1912 noch im Amte gewesen, seine damalige Studie Studie geblieben wäre, solange er auf die Verwirklichung seiner hauptsächlichsten Voraussetzung, die nur das Kriegsministerium veranlassen konnte, nicht rechnen durfte.

Es ist Delbrück vorbehalten geblieben, Schlieffen selbst als Kronzeugen dafür anzuführen, daß wir auch nach einem noch so großen Erfolge in Frankreich nicht in der Lage gewesen wären, unsere Armeen nach Rußland zu werfen. Die gesamten Armeen natürlich nicht, eine solche Vorstellung könnte nur in einem kindlichen Gehirn entstehen. Aber einen großen Teil von ihnen nach getaner Arbeit in Frankreich gegen Rußlaud zu verwenden, ist, wie jeder weiß, der einmal etwas von Schlieffen gehört hat, das A und O der operativen Gedankenarbeit des Generals gewesen, und dem Bestreben, diesen Teil möglichst stark und möglichst bald verfügbar zu machen, entsprang die nicht auf einen „ordinären" Sieg, sondern auf eine vernichtende Entscheidung gerichtete Anlage des Feldzugsentwurfs gegen Frankreich. Die von Delbrück aus Foerster[2]) entnommene Äußerung des Generals sollte nur vor zu optimistischen Hoffnungen auf einen sehr bald möglichen Abtransport nach Rußland warnen und die Notwendigkeit des Verbleibs nicht zu schwacher deutscher Kräfte im Osten begründen, womit anscheinend ein Teil der Kriegsspielteilnehmer, an die die Worte gerichtet waren, nicht einverstanden war. Die von Delbrück ihm untergelegte Feststellung hat der Graf Schlieffen also nicht gemacht, es ist daher auch eine haltlose Annahme, Moltkes angebliches Zögern beim Entschluß zum Kriege, die verzweifelte Randbemerkung des Kaisers und die Hoffnungslosigkeit Bethmanns hinsichtlich des wahrscheinlichen Kriegsausganges auf sie zurückzuführen, all das erklärt sich angesichts der gewiß sehr schwierigen Lage Deutschlands ohne weiteres aus der pessimistischen Veranlagung dieser drei Männer.

Die Moltkesche Abänderung des Schlieffenschen Planes gibt Delbrück im wesentlichen richtig wieder, ein Irrtum aber ist es, den neuen Plan als „Ludendorffschen" zu bezeichnen. Delbrück setzt ja überhaupt gern den Generalstabschef an die Stelle des allein verantwortlichen Leiters, der damit in der Versenkung verschwindet, eine ähnliche Ehre erweist er hier dem Chef der Aufmarschabteilung. Wer die Foersterschе Schrift aufmerksam liest — und Delbrück hat sie ja gelesen —, muß aber erkennen, daß die Anderung in Stärke und Aufgabe des linken Flügels

[1]) Foerster. Graf Schlieffen und der Weltkrieg. Teil I, S. 21.
[2]) Foerster. Graf Schlieffen usw. Teil I, S. 6/7.

auf Gedankengänge Moltkes zurückzuführen ist, denen er bereits 1906 Ausdruck gegeben hat.[3]) Als Begründung für die Abänderung des alten Planes hält Delbrück die Vorstellung im Generalstab für möglich, daß der neue Plan die Chance eines schnelleren und sehr viel größeren Sieges, nämlich eines solchen in Lothringen, böte als der Schlieffensche, was mit Rücksicht auf die seit 1905 eingetretene Veränderung der Verhältnisse im Osten nur wünschenswert geschienen haben könne. Dieser Delbrücksche Gedanke auf operativem Gebiet bedarf der näheren Beleuchtung. Wenn die Franzosen in Lothringen angriffen — und sie haben es ja auch getan, wie schon Schlieffen vermutete und hoffte —, so konnten sie in dem ihnen zwischen dem Westhang der Vogesen und den Kanonen von Metz zur Verfügung stehenden Raume von 75 km Breite vielleicht 20 Divisionen vorführen, also etwa ein Viertel ihrer Gesamtkräfte. Tatsächlich kamen sie nur mit etwa 15 Divisionen. Man darf die Breitenausdehnung moderner Heere nicht vergessen. Was uns in Lothringen winkte, war also im besten Falle ein Teilsieg. Die Hoffnung auf einen „sehr viel größeren" Sieg, als er bei Durchführung des Schlieffenschen Planes möglich war, konnte demnach keinen geschulten Generalstabsoffizier zu einer Verstärkung des linken deutschen Flügels veranlassen und hat es natürlich auch nicht getan. Damit fällt auch die Vermutung der Rücksicht auf die Verhältnisse im Osten als Beweggrund für die Änderung des Aufmarsches in sich zusammen. Auch daß Moltke auf Grund des Sieges in Lothringen sich zu der Entsendung von 6 Korps nach dem Osten entschlossen haben soll, wie man aus Delbrücks Artikel entnehmen muß, ist unrichtig. Der Entschluß hierzu wurde erst am 25. August gefaßt, die Erfolge auf der Gesamtfront des Heeres, über deren Tragweite Moltke sich einer Täuschung hingab, haben ihn, wie bei Tappen[4]) zu lesen ist, gezeitigt.

Delbrück gibt zu, daß bei der Durchführung des Operationsplanes Fehler gemacht worden sind, doch hält er sie nicht für so erheblich, daß an ihnen der ganze Plan scheitern mußte, wenn er nur selbst richtig gewesen wäre. Es läßt sich unschwer nachweisen, daß die Fehler sogar „zu erheblich" waren, und der Ansicht, daß sie dann auch den besten Plan zu Fall bringen können, pflichtet ja auch Delbrück bei. Wir haben in zweifacher Hinsicht gesündigt, erstens durch die Abschwächung des Schlieffenschen Planes, die sich in der veränderten Kräfteverteilung im Aufmarsch kundgab, und dann bei der Ausführung dieses verwässerten Planes. Schlieffen arbeitete mit einem rechten Angriffsschwenkungsflügel (1. bis 5. Armee) und einem linken Abwehrflügel (6. und 7. Armee). Er rechnete 1905 im Fall eines Zweifrontenkrieges mit einem Westheer von 62 Divisionen und 16 Ersatzdivisionen (ganz abgesehen von Kavalleriedivisionen, Landwehrbrigaden und Kriegsbesatzungen von Metz und Straßburg), von denen 54 Divisionen, denen die 16 Ersatzdivisionen zu folgen hatten, die 1. bis 5. Armee, nur 8 die 6. und 7. Armee bildeten. Moltke marschierte 1914 mit 68 Divisionen auf, von denen aber nur 52 Divisionen, denen außerdem keine Ersatzdivisionen folgten, auf den Angriffsschwenkungsflügel gesetzt wurden, während 16 die 6. und 7. Armee ausmachten. An eine Verwendung der nur $6^1/_2$ (statt 16) Ersatzdivisionen auf dem westlichen Kriegsschauplatz dachte man zunächst nicht. Wollte man

[3]) Foerster. Graf Schlieffen usw. Teil I, S. 18.
[4]) Tappen. Bis zur Marne. S. 18/19.

Schlieffen treu bleiben, so mußte man entsprechend der inzwischen eingetretenen eigenen Heeresvermehrung und der Frankreichs das Verhältnis der beiden Gruppen zueinander, etwa 7 : 1, beibehalten, während man es auf 3,3 : 1 herunterſetzte, wobei die Erſatzdiviſionen nicht einmal mitgerechnet ſind. Wären wir in Schlieffens Bahnen gewandelt, ſo mußten 1914 die 1. bis 5. Armee mit 59 Diviſionen ſtatt mit 52 aufmarſchieren. Wir begannen die Operationen mit einem Angriffsflügel, der von vornherein um 7 Diviſionen ſchwächer war, als er hätte ſein dürfen. Auf dieſen Flügel aber kam alles an. Er durfte umſo weniger geſchwächt werden, als die ungeheuren Marſchanforderungen, die an ihn geſtellt werden mußten, die zu beobachtenden, einzuſchließenden oder wegzunehmenden Feſtungen, an denen er ſich vorbei oder über die er ſich hinweg zu wälzen hatte, und die Sicherung ſeiner rechten Flanke ohnehin ſtärkere Kräfte von ihm aufſaugen mußten. Freilich wollten wir dieſen ſchweren Fehler wieder gutmachen, ſobald der linke Flügel ſeine vorübergehende Aufgabe in Lothringen erfüllt haben würde. Als es aber ſo weit war, taten wir es nicht, wohl weniger aus dem Grunde, weil wir glaubten, die bei der 6. und 7. Armee freizumachenden Kräfte würden doch nicht mehr rechtzeitig auf den rechten Flügel kommen, als weil wir es nicht mehr wollten. Wir wiegten uns in der Hoffnung, durch einen Angriff mit dem linken Flügel die franzöſiſche Befeſtigungslinie an der oberen Moſel durchbrechen und ſo das feindliche Heer einkreiſen zu können. Was Schlieffen nicht zu erſtreben wagte, glaubte Moltke mit relativ nicht ſtärkeren Kräften erreichen zu können. Jetzt rächte ſich die Änderung des Aufmarſchs, die die Gefahr der Überſpannung des Bogens im Fall einer glücklichen Löſung der vorübergehenden Aufgabe des linken Flügels von Anfang an in ſich barg. Wir gaben aber nicht nur die Abſicht der ſpäteren Verſtärkung des rechten Flügels auf, wir ſchwächten ihn ſogar noch, erſtens dadurch, daß wir ihm das XI. und das Garde-Reſerve-Korps wegnahmen, dann dadurch, daß wir die Erſatzdiviſionen ihm nicht folgen ließen, ſondern dem linken Flügel zuwieſen. Die Folge davon war, daß beim Entſcheidungskampf an der Marne dem rechten Flügel weitere 4 Diviſionen fehlten, die vor Antwerpen und Maubeuge feſtlagen (III. Reſervekorps und VII. Reſervekorps), zu denen man noch die 24. Reſerve-Diviſion als fünfte zählen kann, die, von der Belagerung von Givet kommend, erſt am 8. September abends bei ihrer Armee wieder eintraf, bei dem Entſcheidungskampf alſo auch nicht hat mitwirken können. Nicht vier Diviſionen haben an der Marne dem entſcheidenden Flügel gefehlt, nein, volle ſechzehn Diviſionen war er mit Sicherheit ſtärker, wenn wir Schlieffen gefolgt wären und ihn nicht noch hätten übertrumpfen wollen. Es leuchtet ohne weiteres ein, daß uns bei einer Schlieffen treubleibenden Anlage und Durchführung der Operationen im Weſten ein vernichtender Sieg über das franzöſiſche Geſamtheer winkte und daß wir nicht zu ſchwach, ſondern vor allem falſch gruppiert waren und dies in immer mehr ſich verſchärfender Weiſe während des ganzen Marnefeldzuges blieben. Dadurch gaben wir die Möglichkeiten zu einem entſcheidenden Siege aus der Hand. In noch ſchwerwiegenderer Weiſe kann man gegen den Grundgedanken eines Feldzugsplanes nicht verſtoßen. Die Fehler von 1914 beſtanden eben nicht nur in Verſäumniſſen oder falſchen Maßnahmen einzelner Armeen, mit denen ich mich hier nicht beſchäftigen will, ſondern vornehmlich in der Verwäſſerung der urſprünglichen Anlage des Weſtfeldzuges — nicht des

Gesamtkrieges — und in ihrem gänzlichen Fallenlassen während der Durchführung seitens der Obersten Heeresleitung. Es ist daher unzulässig und irreführend, fehlerhafte Maßnahmen einzelner Armeen usw. z. B. im Jahre 1866 mit solchen von 1914 unter Bewertung ihrer Wirkung auf den Gesamtverlauf zu vergleichen.

Trotz aller Fehler aber brauchten wir die Marneschlacht nicht zu verlieren. Der verhängnisvolle Rückzugsentschluß des Generaloberſten von Bülow war durch die Gesamtlage, die ihm freilich unbekannt war, nicht begründet. Darüber wird heute kaum noch ein Zweifel herrschen.

Freilich, mit dem „ordinären" Sieg, den wir trotz aller unserer Fehler an der Marne doch noch erringen konnten, wäre die Entscheidung in Frankreich nicht herbeigeführt worden, dazu hätte es weiterer Operationen bedurft. Nur so ist die Kritik des Generals v. Kuhl aufzufassen, ein Irrtum aber ist es, wenn Delbrück glaubt, ihn gewissermaßen als Zeugen dafür benennen zu können, daß auch bei einem Schlieffenschen Vernichtungssiege unsere Armeen in Frankreich gefesselt geblieben wären. Diese Ansicht Delbrücks muß man jedenfalls aus dem ganzen Zusammenhang herauslesen. Der General v. Kuhl teilt sie gewiß nicht. Nach einem Schlieffenschen Siege konnten wir mindestens die Hälfte unseres Westheeres gegen Rußland freimachen. Dem stand, wie bereits oben erwähnt, keine Schlieffensche „Feststellung" im Wege, wobei ich noch hinzufügen möchte, daß unsere militärische Lage 1914 nach einem Schlieffenschen Siege besser gewesen wäre als die Lage nach Sedan 1870, die Schlieffen seiner Äußerung über das Freiwerden von Armeen zugrundelegte. Das französische Feldheer von 1914 umfaßte einen sehr viel größeren Teil der wehrfähigen Bevölkerung als das kaiserliche von 1870; die Volkskräfte, die 1914 Frankreich nach einer den August- und Septemberschlägen von 1870 ähnlichen Entscheidung verblieben wären, hätten demnach nicht zur Neuorganisation eines Widerstandes genügt, der unser Westheer in Frankreich gefesselt hätte.

Delbrück hat aber noch einen Pfeil im Köcher. Selbst ein Sieg in Frankreich — natürlich auch selbst ein Schlieffenscher Sieg — hätte uns nichts genützt, denn dann hätte England sofort die allgemeine Wehrpflicht eingeführt und die Amerikaner wären schon damals in den Krieg eingetreten.

Schon Jahre vor dem Kriege setzte in England eine lebhafte Propaganda für die allgemeine Milizpflicht ein, hinter der sich der Gedanke einer allgemeinen Wehrpflicht verbarg. Dieselben Kreise, die die Milizpflicht vertraten, begannen sehr bald nach Kriegsausbruch für die allgemeine Wehrpflicht zu werben. Trotzdem bedurfte es recht langer Zeit, ehe die Regierung daran denken konnte, im Parlament ein Gesetz über die allgemeine Wehrpflicht einzubringen. Die härtesten Kämpfe sind darum geführt worden, ohne Einbeziehung der Verheirateten wurde es Ende Januar 1916, nach einer Abänderung, die auch die Verheirateten verpflichtete, erst Ende Mai 1916 endgültig angenommen, also erst beinahe zwei Jahre nach Kriegsausbruch. Die Mehrheit, mit der es schließlich durchging, war nur scheinbar groß, rund zweihundert Abgeordnete enthielten sich der Stimme. Was den Engländer so gegen die allgemeine Wehrpflicht einnahm, war sein ausgeprägtes Freiheitsgefühl, das sich gegen diese Einrichtung sträubte, in der er die schlimmste Ausgeburt des Militarismus erblickte. Und da soll man glauben, daß dieses Volk einen knappen Monat nach Kriegsbeginn, wo es noch gänzlich in dem

Glauben lebte, daß die silbernen Kugeln den Krieg entscheiden würden, für die allgemeine Wehrpflicht zu haben gewesen wäre?

In Amerika sind gewiß von Anfang an einflußreiche Kreise für eine aktive Beteiligung am Kriege gewesen; ohne aber die öffentliche Meinung für sich zu haben, konnte die Regierung nicht wagen, sich der Entente anzuschließen. Jeder weiß, daß es jahrelanger großzügiger Propaganda bedurfte, die durch die englische auf das energischste unterstützt wurde, um das amerikanische Volk kriegswillig zu machen. Übrigens sagen auch die Hanotauxschen Veröffentlichungen, auf die Delbrück wohl anspielt, nichts von einem sofortigen Kriegseintritt Amerikas. Also auch dieses Schreckgespenst schrumpft in sich zusammen, wenn man es scharf ins Auge faßt. Und selbst wenn Amerika zu den Waffen griff, vor Jahr und Tag konnte es, wie die spätere Erfahrung gelehrt hat, mit nennenswerten Kräften in Europa nicht erscheinen. Das hätte für uns genügt, Rußland inzwischen zum Frieden zu bringen, und in noch kürzerer Frist wäre dies gelungen, wenn der Hammer eines französischen Tilsiter Friedens auf die moralische Widerstandskraft Rußlands herniedergesaust wäre. —

Die weitausholende Operation Schlieffens hätte uns den Entscheidungskampf allerdings nicht schon Anfang September, sondern Wochen, vielleicht einen Monat später gebracht. Drei Monate mußten die Österreicher und unsere dortigen Kräfte mindestens halten. War das möglich? Wenn man Delbrücks Zahlen liest — 1 740 000 Österreicher und Deutsche gegen 3 800 000 Russen und Serben — also 10 : 22 — möchte man es verneinen. Aber diese dem Werk des Generals v. Kuhl entnommenen, die papierne Kriegsstärke bezeichnenden Ziffern geben die tatsächlichen Verhältnisse bei Kriegsbeginn nicht wieder. Rußland konnte Asien nicht ganz von aktiven Truppen entblößen, es mußte stärkere Kräfte gegen die Türkei stehen lassen, es konnte endlich trotz schon im tiefsten Frieden begonnener Herstellung der Kriegsbereitschaft doch erst nach Monaten seine Kriegsstärken annähernd ganz zur Wirkung bringen. Genaue russische Zahlen stehen uns nicht zur Verfügung, die annähernden Stärken der Kampftruppen gibt uns Falkenhayn.[5]) Danach standen Mitte September 1914 an der Ostfront 563 000 Verbündete gegen 950 000 Russen, also 10 : 17. Das ist ein für uns wesentlich besseres Verhältnis als 10 : 22, und es konnte noch günstiger sein, wenn die Österreicher nicht ohne Not viel zu starke Kräfte gegen Serbien verwendet hätten. War es wirklich so töricht, den Operationsplan, der sich einen entscheidenden Sieg im Westen als erste Aufgabe stellte, auf der Annahme aufzubauen, daß die schwächeren Kräfte im Osten sogar monatelang imstande sein würden, den stärkeren Gegner, am besten durch sofortige Offensivstöße in Schach zu halten, ohne dabei selbst in Lebensgefahr zu kommen? Mit Landverlust mußte dabei selbstverständlich gerechnet werden. Die gewiß recht schwierige Aufgabe der österreichischen Armee konnte vielleicht geschickter gelöst werden, ohne daß ich der Führung damit den geringsten Vorwurf machen will, aber im ganzen genommen haben die Ostkräfte ihre Aufgabe erfüllt, wenn die österreichische Armee auch über Gebühr mitgenommen wurde. Delbrücks Behauptung, daß nach dem Verlust von Lemberg und Galizien, also Mitte September, das Westheer bereits zugunsten

[5]) v. Falkenhayn. Die Oberste Heeresleitung 1914—1916. S. 247.

des Ostens um „Divisionen über Divisionen" geschwächt werden mußte, ist gänzlich falsch, wie er sich leicht selbst hätte überzeugen können. Die österreichische Niederlage hat gar keinen Einfluß auf die Operationen im Westen gehabt, General v. Falkenhayn führte seine Absichten unbeirrt weiter durch, nicht eine Division ließ er vom Westen nach dem Osten rollen, zog vielmehr fünf neugebildete Reservekorps aus Deutschland an sich, und erst als er erkannt hatte, daß er im Westen die Entscheidung zunächst nicht erzwingen konnte, gingen acht Divisionen vom Westen nach dem Osten,[6]) dem inzwischen aus der Heimat nur ein neugebildetes Reservekorps zugeführt worden war. Am 20. November, über zwei Monate nach der Niederlage bei Lemberg, begann man im Westen mit dem Herausziehen dieser acht Divisionen. Die tatsächliche Lage war also gerade umgekehrt, als wie Delbrück sie darstellt. Der Osten machte dem Westen die Erfüllung seiner Aufgabe nicht unmöglich, vielmehr sandte der Westen dem Osten erst Hilfe, als auch die neue Offensive eingestellt werden mußte, die die durch frühere Fehler verfahrene Lage zu unseren Gunsten wenden sollte, und infolgedessen im Westen Truppen verfügbar wurden. Nur aus richtig erfaßten Tatsachen lassen sich zutreffende Schlußfolgerungen ziehen, peinliche Sorgfalt beim Studium der Tatsachen ist daher die erste an den Kritiker zu stellende Forderung.

Der Versuch Delbrücks, den Schlieffenschen Plan praktisch genommen als für 1914 nicht mehr existierend hinzustellen, muß nach vorstehendem als ebenso gescheitert angesehen werden, wie sein Versuch zu beweisen, daß der Grundgedanke dieses Planes — Niederwerfung Frankreichs unter vorläufiger Abwehr Rußlands — falsch war, weil wir dazu zu schwach gewesen wären.

Eine Kritik, die nutzbringend sein soll, darf nicht nur verdammen, sie soll den Weg weisen, der zum Erfolg geführt hätte. Delbrück hat sich dieser Forderung nicht entzogen. Was hätten wir erreicht, wenn wir nach seinen Vorschlägen gehandelt?

Die Möglichkeit anfänglicher großer Erfolge gegen Rußland in Litauen, Polen und Wolhynien war zweifellos vorhanden. Natürlich hätten wir wesentlich stärkere Kräfte im Osten einsetzen müssen, als es im August 1914 geschah. Die Erreichung der Linie Kowno—Grodno—Brest Litowsk—ostgalizische Grenze, um dann in ihr in beweglicher Verteidigung stehen zu bleiben, hätte etwa das Operationsziel sein müssen. Ähnlich verlief unsere Front Mitte August 1915. Etwa 44 Divisionen hatten wir damals im Osten stehen. Tatsächlich waren es annähernd 53, doch können etwa 9 von ihnen als aus Abgaben der übrigen 44 gebildet angenommen werden. Eines so starken Einsatzes hätten wir zu Kriegsbeginn zur Erringung eines gleichen Erfolges nun nicht bedurft, immerhin dürfte sich durch diese überschlägliche Berechnung die Behauptung stützen lassen, daß wir zu einer Offensive mit beschränktem Ziel im August 1914 mindestens 35 Divisionen gebraucht hätten. Da wir zu Kriegsbeginn mit 9 Divisionen im Osten auftraten (außer Landwehrformationen und Kriegsbesatzungen), hätten wir 26 dem Westheer entnehmen müssen, für das dann noch 42 (außer den Ersatzdivisionen usw.) verblieben. Diese hätten einen sehr schweren Stand gegen die französische Armee gehabt, aber ich will annehmen, daß sie geraume Zeit imstande gewesen wären,

[6]) v. Falkenhayn. Die Oberste Heeresleitung usw. S. 30.

die Westgrenze gegen Frankreich zu halten. Jedoch nur unter der Voraussetzung, daß Frankreich von seinen stark überlegenen Kräften nicht durch eine Belgien durchschreitende Umfassung des rechten deutschen Flügels Gebrauch machte, daß Belgien, letzten Endes, daß England neutral blieb. Die Frage, ob Belgien sich einem französischen Durchmarsch widersetzt oder in diesem Falle oder sogar von vornherein sich Frankreich angeschlossen hätte, kann hier ganz unerörtert bleiben; in dem Augenblick, wo England auf Frankreichs Seite trat, mußte Belgien Durchmarschgebiet für die Verbündeten werden und wäre mit ihnen gegangen, froh, nach außen den Schein gewahrt zu haben. Auf Englands Haltung kam es also an. Wäre dies neutral geblieben, wenn wir den Einmarsch in Belgien vermieden hätten? Dagegen spricht Hans Delbrück selbst, der in seiner Abhandlung über Tirpitz[7]) erklärt, daß England sich „unter allen Umständen" unseren Gegnern angeschlossen haben würde, dagegen die moralische Bindung der englischen Regierung, die Verpfändung der englischen Ehre in dem Briefaustausch Grey-Cambon vom November 1912, dagegen die Erklärung Greys am 1. August 1914, daß er auch gegen ein Versprechen Deutschlands, die Neutralität Belgiens zu achten, die Zusage einer Neutralität Englands nicht geben könne,[8]) dagegen der am Morgen des 2. August 1914 erfolgte englische Kabinetsbeschluß der Verpflichtung zum Schutz der französischen Küste und Schiffahrt gegen deutsche Angriffe, um von den vielen bekannten schwerwiegenden Tatsachen nur einige wenige den Lesern ins Gedächtnis zurückzurufen. Cambons von Delbrück erwähnte ängstliche Gedanken beweisen nur, wie geschickt die englische Diplomatie arbeitete, um auch in zukünftigen Geschlechtern den Verdacht nicht aufsteigen zu lassen, sie habe sich mit der Absicht sofortigen Kriegseintritts getragen. Das englische Kabinet trieb keine Politik, deren Durchkreuzung durch die öffentliche Meinung es ernstlich besorgen mußte. Ob wir also Belgien schonten oder nicht, der Anschluß Englands an Frankreich, somit ein französisch-englisch-belgischer Angriff von Belgien aus war mit Sicherheit zu erwarten. Da der Chef des Generalstabes dieser Ansicht war, deren Richtigkeit die Ereignisse bestätigt haben, hätte er eine eventuelle Defensive im Westen nicht auf die elsaß-lothringische Grenze von rund 300 Kilometer Länge, sondern auf die Westgrenze bis Aachen, also auf rund 460 Kilometer zuschneiden müssen, hinter deren nördlichem Teil das rheinische Industriegebiet in erreichbarer Nähe lag. Diese Linie konnten wir mit den oben erwähnten, zugunsten einer Offensive nach Rußland geschwächten Kräften gegen die von Engländern und Belgiern noch verstärkte vortreffliche gesamte französische Armee nicht halten. Eine solche Annahme wäre ein unverzeihlicher Optimismus des Generalstabschefs gewesen. Delbrücks Vorschlag hätte zu einer schweren Niederlage im Westen geführt.

Aber nehmen wir einmal an, England wäre neutral geblieben und wir hätten es nur mit Rußland und Frankreich zu tun gehabt. Durch den Entschluß, von der Niederwerfung erst des einen, dann des anderen Feindes abzusehen, uns im großen auf die mit kräftigen Angriffsschlägen durchsetzte Verteidigung der elsaß-lothringischen Grenze und einer zunächst zu gewinnenden Linie in Rußland zu beschränken, überließen wir die Initiative im großen unseren Feinden. Wir

[7]) Hans Delbrück, Ludendorff, Tirpitz, Falkenhayn. Berlin 1920, S. 31.

[8]) Englisches Blaubuch Nr. 122.

nahmen ferner von vornherein eine lange Kriegsdauer auf uns, die nur der Gegenseite zugutekommen konnte. Nicht in wenigen Monaten, sondern nur in Jahren konnten Russen, weiße und schwarze Franzosen die um mehr als das doppelte überlegenen Kräfte zu planmäßig organisierter Wirkung bringen, die sie in ihren 267 Millionen Menschen gegenüber den 121 Millionen Deutschen und Österreichern besaßen. Und ebenso verhielt es sich mit der Möglichkeit des Durchhaltens auf dem Gebiet der Finanzen, des Kriegsmaterials und der Volksernährung. Reichliche Versorgung in jener Hinsicht war Rußland und Frankreich durch die zweifellos mehr als wohlwollende Neutralität Englands und Amerikas sicher, wir aber hätten verschlossene Türen gefunden. Auch auf das Unterbinden der Hauptlebensader Rußlands hätten wir verzichten müssen, denn niemals hätte die Türkei die Meerengen gesperrt, wenn England nicht durch uns gebunden gewesen wäre. Ein Delbrücks Vorschlag ähnliches Verfahren mutete uns die Erlaubnis an unsere Gegner zu, einen beliebigen Gebrauch von dem Faktor Zeit zu machen, der schließlich gegen uns entscheiden mußte, wie er es ja auch tatsächlich getan hat.

Ja, sagt Delbrück, wir hätten natürlich diesen Faktor durch eine wirtschaftliche Kriegsvorbereitung ausschalten müssen. Es ist richtig, daß wir in Deutschland — und nicht nur die Militärs — nicht an die wirtschaftliche Möglichkeit einer so langen Kriegsdauer geglaubt haben, wie sie dann eingetreten ist. Was aber die von Delbrück angeführte Äußerung Schlieffens betrifft, so bin ich immer der Ansicht gewesen, der auch Oberstleutnant Foerster[9]) Ausdruck gibt, daß Schlieffen mit ihr verblümt auf die Gefahren hinweisen wollte, die für Deutschland in einem langen Kriege liegen mußten. Ferner müßte es Delbrück bekannt sein, daß der Generalstab wirtschaftliche Kriegsvorbereitungen nicht treffen, sondern nur anregen konnte, und daß er als einzige Behörde es daran auch nicht hat fehlen lassen, aber auf gänzliche Ablehnung gestoßen ist.[10]) Endlich — und das scheint mir das Entscheidende zu sein — hätten die für eine auch nur zweijährige, geschweige denn eine drei- oder gar vier- und noch mehrjährige Kriegsdauer erforderlichen wirtschaftlichen Vorbereitungen ungeheure Geldmittel verlangt, an deren Bewilligung durch den Deutschen Reichstag niemals zu denken gewesen wäre.

Wie bereits ausgeführt, glaubt Delbrück sich mit einem Durchmarsch durch Belgien abfinden zu können, aber nur als mit einem Mittel zu dem Zweck, uns durch Besetzung Nordfrankreichs und der Kanalküste eine sichere Basis zu schaffen. Das Elsaß sollte natürlich auch nicht aufgegeben werden. Wie steht es mit dieser Variante seines Planes, die seiner Ansicht nach auch bei einer Schwächung des Westheeres zugunsten des Ostens möglich gewesen wäre? 48 Divisionen (42 und 6 Ersatzdivisionen)[11]) ziehen aus, um sich in einen Schützengraben von der Schweizer Grenze über Metz bis zur Sommemündung zu legen. Sechs von ihnen, will ich annehmen, legen sich von der Burgunder Pforte bis unter die Kanonen von Metz nieder und paralysieren gleichstarke gegnerische Kräfte. Die übrigen 42 überschreiten zwischen Metz und Aachen die Grenze, zwingen die belgische Armee zum Rückzug — meinetwegen nach Antwerpen hinein, zu unseren Gunsten! —, schließen Antwerpen

[9]) Foerster. Graf Schlieffen usw. Teil I, S. 3.

[10]) v. Stein. Erlebnisse S. 87. Dix. Wirtschaftskrieg und Kriegswirtschaft. S. 161/162.

[11]) Siehe S. 183.

mit schwachen Kräften ab und streben, sich fächerartig nach Westen ausbreitend, ihrem von Metz bis Abbéville reichenden, 350 km langen ersehnten Schützengraben zu. Aber noch ehe sie ihn erreichen, trifft sie der fürchterliche Stoß der aus der Linie Conflans—St. Quentin zum Angriff mit starkem rechten Flügel nach Norden vorgehenden doppelt überlegenen französisch-englischen Armee. Alles, was sich etwa schon westlich der Linie Gent—St. Quentin im Marsch nach der Küste und der unteren Somme befindet, muß zu der großen Begegnungsschlacht zurückgerufen werden, kann aber auch nicht mehr die Niederlage des Westheeres abwenden, das einem sicheren Untergange entgegen auf Antwerpen geworfen wird. Jeder operativ geschulte Offizier wird mit mir über dies voraussichtliche Schicksal eines solchen Unterfangens übereinstimmen. Der Vorschlag ist unausführbar. Er ist es übrigens auch unter der Voraussetzung, die Delbrück aber nicht macht, daß er nicht von einem geschwächten, sondern von dem ganzen Westheer des Jahres 1914 in die Tat übersetzt werden soll. Auch dieses trifft auf dem Wege zu seinem negativen Ziel auf den Gegenangriff des mindestens gleichstarken Feindes, es darf sich nicht durch Entsendung starker Kräfte nach der Kanalküste und der Somme unterhalb Amiens zersplittern und sich darauf beschränken wollen, mit den übrigen den Gegner abzuschütteln, es muß mit allen Kräften die ihm aufgezwungene Entscheidung annehmen, und wehe ihm, wenn es bei ihr als Folge eines falschen Planes dem Gegner das Gesetz nicht vorschreiben kann, es sich vielmehr von ihm diktieren lassen muß.

Delbrück nennt den von ihm vorgeschlagenen Operationsplan friderizianisch, auch einen solchen mit der eben besprochenen Variante im Westen. Er ist bekanntlich mit der Geschichte des großen Königs sehr vertraut und jedenfalls in der Lage, eine ganze Anzahl von Beweisen für die Richtigkeit seiner Ansicht anzuführen. Meine Kritik kann sich nur mit dem einen Beweis beschäftigen, den er in seiner Abhandlung bringt. Gleich uns, setzt Delbrück auseinander, befand sich Friedrich der Große 1756 einer überlegenen Koalition von Feinden gegenüber. Er stürzte sich aber nicht, wie er es gekonnt hätte, mit überlegener Kraft auf den gefährlichsten, sondern begnügte sich mit der Besetzung Sachsens als Basis für die späteren Operationen. Dem würde 1914 Delbrücks Vorschlag der erwähnten Westvariante, dem Sinne nach aber auch der der Offensive mit beschränktem Ziel im Osten und der gänzlichen Defensive im Westen entsprochen haben. Auch für 1757 beabsichtigte der König keine Offensive, sondern wollte den Feind in Sachsen erwarten, um ihn erst anzugreifen, wenn er sich ihm näherte. Dasselbe Verfahren würden wir eingeschlagen haben, wenn wir nach Erreichung der Delbrückschen Kriegseröffnungsziele stehen geblieben wären und uns auf eine mit Angriffsschlägen durchsetzte Defensive beschränkt hätten. Davon, daß Friedrich der Große 1757 tatsächlich ganz anders handelte, will Delbrück absehen.

Eine in noch höherem Grade mißglückte Beweisführung kann es nicht geben. In den Operationsplänen des 18. Jahrhunderts spielten die rückwärtigen Verbindungen eine sehr viel größere Rolle als später. Bei der Schwäche der damaligen Heere und der geringen Frontbreite, die diese beim Vormarsch einnahmen, waren sie in viel höherem Maße gefährdet als in modernen Kriegen. Friedrich konnte unmöglich von Schlesien aus in Österreich einbrechen, während 20 000 Feinde in seinem Rücken im Kurfürstentum Sachsen standen, das an die

Oder reichte und dessen Nordgrenze knapp 50 km von Berlin entfernt lag. Er mußte diese Gefahr beseitigen, ehe er sich auf Österreich werfen konnte, und da er den Feldzug 1756 erst verhältnismäßig spät begann (29. August), so konnte er für dieses Jahr gar nichts weiteres planen als Erledigung der sächsischen Armee, Besetzung Sachsens und Beziehen von Winterquartieren in Böhmen. Er hat nicht freiwillig auf ein größeres Ziel verzichtet, vielmehr gestattete ihm die Lage nicht mehr zu erstreben, und selbst das Gewollte hat er nicht voll erreichen können, auf die Winterquartiere in Böhmen mußte er verzichten.

Mit diesem Teil des Delbrückschen Beweises ist also nichts anzufangen, mit dem zweiten aber noch weniger. Wenn man ein Verfahren als friderizianisch hinstellen will, so scheint es mir nicht zulässig, sich dabei der Ansichten zu bedienen, die der König eine Zeit lang gehabt, dann aber besserer Einsicht folgend aufgegeben hat. Doch auch auf einen Kampf mit dem Streitmittel der Ansichten des Königs kann ich es ankommen lassen. Gibt es eine schärfere Kritik des Delbrückschen Planes der Teilung der deutschen Kräfte im Verhältnis von drei zu zwei zu Defensivzwecken — denn darauf wäre Delbrücks Plan in der Praxis herausgekommen —, als die Delbrück so gut bekannte Stelle aus den Generalprinzipien: „Am schwierigsten sind die Feldzugspläne, bei denen man sich vieler starker und mächtiger Feinde zu erwehren hat. . . . . In militärischer Hinsicht muß man dann zur rechten Zeit zu verlieren wissen (wer alles verteidigen will, verteidigt nichts), muß eine Provinz dem Feinde opfern und derweil mit seiner ganzen Macht den andern zu Leibe gehen, sie zur Schlacht zwingen und alles aufbieten, um sie zu vernichten.“[12]) Oder den Brief Friedrichs an Lehwaldt vom März 1749, dem die gleiche Gesamtlage zugrunde liegt: „Bei solchen ganz besonderen Umständen nun, da Ich nicht alle meine von einander entlegene Provinzen zugleich decken kann, sehe Ich Mich genöthiget, daß, wenn ein Corps Russischer Truppen auf Preußen marschieren sollte, um daselbst einzufallen, auch die Österreicher sich gegen mich zugleich bewegen wollten, die in Preußen stehende sämtliche Regimenter, auch Garnison-Regimenter, in Summa das ganze dort befindliche Corps, als welches Ich hier sodann ohnumgänglich nöthig habe, unter Eurem Kommando anher zu ziehen, um Meinen Feinden mit Force zu resistieren und ihnen mit göttlicher Hilfe den mit ganz offenbarem Unrecht wider Mich angefangenen Krieg bald gereuen machen zu können.“[13])

Entsprach die deutsche Kriegseröffnung 1914 oder die Delbrückschen diesen Ansichten des Königs? Die Antwort ist wohl nicht zweifelhaft.

Doch lassen wir die Ansichten. Halten wir uns an die Taten des Großen Friedrich. Da können wir nicht, wie Delbrück es möchte, von dem Jahre 1757 absehen, gerade mit ihm müssen wir uns vielmehr beschäftigen. Was tat hier in einer 1914 ähnlichen Lage der König? Er überließ die Franzosen dem „Observationskorps“ seines englischen Verbündeten (die Österreicher von 1914), das er durch die 5000 Mann starke Besatzung von Wesel verstärkte, ließ gegen die Russen 33 000 Mann in Ostpreußen stehen (die deutsche 8. Armee von 1914) und warf sich mit der Masse von rund 120 000 Mann auf Österreich (das deutsche

[12]) Volz. Die Werke Friedrichs des Großen. 6. Bd. S. 14.
[13]) Kriegsgeschichtliche Einzelschriften. Heft 27. S. 353/354.

Westheer von 1914), um zunächst über dieses einen entscheidenden Sieg zu erringen. Der Feldzug in Böhmen scheiterte bei Kolin, aber nicht, weil der Plan des Königs falsch gewesen war, sondern weil Friedrich bei Kolin ohne Not mit zu schwachen Kräften auftrat, er hätte die Belagerungsarmee unbedenklich noch um erhebliche Kräfte schwächen können. Delbrück gibt selbst zu, daß es sich bei Kolin um einen „Fehler im einzelnen" gehandelt hat. War die Anlage des Operationsplans von 1914 anders als Friedrichs Feldzug von 1757? Sie war ihm gleich, sie war friderizianisch, der Vorschlag Delbrücks aber ist das Gegenteil. Die den Feldzugsplan von 1914 entwarfen, hatten den großen König studiert und sie hatten ihn verstanden, sie waren nicht zu einseitig geschult.

Die Bausteine des Delbrückschen Gebäudes sind bröckelig, seine Konstruktion ist fehlerhaft, es stürzt zusammen, wenn man an ihm rüttelt.

---

# Die Moschee

Tritt leise auf und zieh' die Schuhe aus;
Erst wenn du rein und still bist, komm' herein;
Denn heilig ist der Ort, ist Gottes Haus,
Heilig ist Allah, heilig, groß und rein.

Stilles, feierliches Schweigen.
Tausend Muselmanen neigen
Sich vor Allah im Gebet.
Kein Sich-Regen, kein Bewegen;
Und es ist als ob ein Segen
Dürch die weiten Massen geht.
Groß ist Allah, groß ist Allah!
Muhammed ist sein Prophet!

Keine Bank und keine Schranke;
Eine Liebe, ein Gedanke
Hat das ganze Volk erfaßt.
Abgelegt ist aller Wille.
Hier ist Friede, hier ist Stille.
Hier ist Ruhe, hier ist Rast.
Groß ist Allah, groß ist Allah!
Er trägt alle Sorgenlast.

Groß ist Allah, groß und weise.
Er gibt Leben, er gibt Speise.
Er erzeugt und er erhält.
Er errettet die Gemeinde.
Er zerschmettert unsre Feinde.
Er vernichtet und zerschellt.
Groß ist Allah, groß ist Allah!
Allah ist der Herr der Welt!

Bogislav v. Selchow

# Amerikakunde

## Eine zeitgemäße Forderung

Von Dr. F. Schönemann

an übertreibt kaum, wenn man sagt, daß wir den Krieg schließlich verloren haben, weil wir die Vereinigten Staaten von Amerika nicht genügend kannten und einschätzten. Wir haben sogar den Frieden von Versailles verloren, weil wir uns Wilsons Stellung zu seinem Volk nicht klarmachen konnten; denn bei einem wirklichen Verständnis der amerikanischen Politik hätten wir gewisse Trugschlüsse einfach nicht ziehen können. Versäumte Gelegenheiten lassen sich nicht mehr einholen, deshalb braucht man nicht viel Worte darum zu verlieren, aber aus so folgenschweren Fehlern sollten wir endlich lernen. Selbst wenn es mit einer deutschen Machtpolitik im richtigen Sinn des Wortes auf sehr lange Zeit vorbei sein sollte, bedarf trotzdem die deutsche Außenpolitik in Zukunft eines klaren Verhältnisses zu Amerika. Dazu gehört, daß wir den ungeheuren Machtzuwachs der Vereinigten Staaten als Tatsache hinnehmen, mit der man sich so oder so abfinden muß. Auch eine andere Tatsache ist gleich von Anfang an festzustellen, daß sich nämlich die Vereinigten Staaten im allgemeinen und besonderen nicht für europäische Politik als solche interessieren. Sie werden auch in Zukunft nicht von diesem ihrem Amerikanismus in der Politik abgehen, zumal ja dem ihre erfolgreiche Geschichte seit der Unabhängigkeit Recht und Begründung gibt. Amerikas Verhältnis zu Europa wird also vorwiegend vom wirtschaftspolitischen Gesichtspunkt zu betrachten sein. Aber die erwähnten Tatsachen müssen erst wissenschaftlich erforscht und dargestellt werden, ehe man damit richtig rechnen kann. Und besonders alle, die beruflich und amtlich deutsche Interessen in den Vereinigten Staaten vertreten wollen, brauchen eine umfassende Kenntnis von Land und Leuten. Mit anderen Worten, das geschichtliche Werden Amerikas, sein Geist, seine Kultur und seine Wirtschaft müssen studiert und bekannt gemacht werden, was ganz natürlich zu der ernsten und nachdrücklichen Forderung einer wissenschaftlichen Amerikakunde führt.

Eine solche Amerikakunde muß mit einem fast unbebauten Boden rechnen; denn wirklich ist unsere allgemeine Kenntnis amerikanischer Zustände und Verhältnisse lächerlich gering. Der Platz, den Amerika z. B. an unseren höchsten Bildungsanstalten schon viele Jahre einnimmt, ist überhaupt kaum mit bloßen Augen wahrzunehmen. Das läßt sich gut in der Geschichte und der Literaturwissenschaft beweisen. Die kürzlich erschienene zweibändige Geschichte der Vereinigten Staaten, die der Danziger Friedrich Luckwaldt geschrieben hat, ist der erste deutsche Versuch einer umfassenden amerikanischen Geschichte. Was wir bisher von der deutschen Geschichtswissenschaft darüber erhalten haben, ist außer einigen einzelnen Untersuchungen eine Reihe kurzer und anregender Monographien, denen sich die letzten zwanzig Jahre verschiedene Bücher voll Reiseeindrücken angeschlossen haben. Die gesamte äußere und innere Entwicklung der Vereinigten Staaten seit dem Bürgerkrieg ist uns ein verschlossenes Buch geblieben. Daß hier eine große Unterlassungssünde vorliegt, ist klar, und weil sie zu wichtigen politischen Folgen geführt hat, kann man sie auch gar nicht ernst genug nehmen. Der verhältnismäßig geringen Beachtung, die Amerika in wissenschaftlichen Abhandlungen genoß, entsprach auch

der Mangel an Vorlesungen und Übungen über die amerikanische Geschichte, der dann wieder zusammenhängt mit der allgemeineren Mißachtung der allerneusten europäischen, besonders englichen Verfassungs- und Wirtschaftsgeschichte samt Politik. Zu meiner Zeit, so vor etwa fünfzehn Jahren, gab es selbst an der Berliner Universität nur alle Jubeljahre ein Kolleg über Englands Geschichte. Von den Vereinigten Staaten gar hörte man dort vor der Einrichtung der Austauschprofessuren kaum etwas. Ein deutscher Kaufmann und ein amerikanischer Professor machten mich auf eins der vorzüglichsten englischen Bücher über das moderne Amerika aufmerksam, nämlich James Bryces „American Commonwealth".

Wie mit der Geschichte so stand es mit der Philologie. Neuere Sprachen studiert man ja noch heute bei uns ohne ein rechtes volles Eindringen in die Realia, weil die historische Grammatik Lehrer und Schüler über Gebühr in Anspruch nimmt. Es ist hier allerdings langsam besser geworden, aber was an Unterricht für die praktischen wissenschaftlichen und erzieherischen Bedürfnisse geboten wird, genügt längst noch nicht. Früher konnten die Auslandreisen verschiedenes einholen; freilich nicht alles, was man für sie aufhob, konnten sie leisten. Auch gingen viele Studierende mit ungenügenden Vorkenntnissen ins Ausland und begrenzten damit ihr Lernen von vornherein. Heute, wo auf Jahre hinaus derartige Reisen unmöglich sind, sollte zumindest eine „pädagogische Nothilfe" einsetzen, wenn man sich zu einer Neuordnung der Ausbildung nicht verstehen kann. Innerhalb der englischen Philologie hatte Amerika früher, wenn überhaupt, nur eine ganz kleine dunkle Ecke inne. Ich habe mit vielen Studenten meiner Jahre gesprochen, und wir sind eigentlich immer enttäuscht gewesen ob des wenigen Einblicks in die moderne angelsächsische Kultur. Ich weiß auch, daß vielen von uns erst durch das Erscheinen der ersten Austauschprofessoren etwas von dem aufging, was die Vereinigten Staaten von Amerika von Großbritannien trennte, was amerikanisches Wesen von englischem unterschied. Aber diese ersten Lichtblicke gewährten selbstverständlich nicht ein verstehendes Näherkommen an das fremde Volkstum.

Und die wissenschaftliche Beschäftigung mit dem amerikanischen Schrifttum? Eine gewisse Anzahl von Doktorarbeiten und Schriften über einige der bekanntesten Dichter Amerikas wäre zu nennen, aber des Deutschamerikaners Knortz' Geschichte der nordamerikanischen Literatur, die 1891 erschien, fand erst 1913 in Leon Kellners zwei Göschenbändchen Nachahmung und Ergänzung. Was sonst an Zusammenfassungen der amerikanischen Literaturgeschichte geliefert wurde, erschien im Anhang oder Nachtrag zur englischen Literaturgeschichte. Und doch ist seit Cooper und Bryant eine selbständige und echt amerikanische Literatur gewachsen, die heute riesige Weiten hat wie der amerikanische Kontinent, aber auch künstlerische Vertiefung, eben die amerikanische Tiefe und amerikanische Kunst, nicht entbehren läßt. Wie alle Literatur ist auch die amerikanische ein getreues Spiegelbild des Volkslebens und der gesamten Volkskultur. Wer sie kennt, kommt dem Geist Amerikas nahe. Besonders wer Land und Leute nicht persönlich kennenlernen und beobachten kann, braucht eine gute Belesenheit unter kundiger Anleitung; und natürlich kann man nicht moderne amerikanische Literatur lehren, ohne mit der lebendigen amerikanischen Gegenwart ganz vertraut zu sein. Denn vor allen anderen Literaturen der Welt hat die amerikanische den frischen und starken politischen Grundton voraus: alles ist

eingetaucht in einen Republikanismus, der sich selbstgewiß gibt und, von sich selbst überzeugt, auch andere überzeugen möchte. Diesen angriffslustigen Republikanismus, wofür der Amerikaner von heute gern Amerikanismus sagt, unterschätzen die Deutschen durchweg. Wenn sie sich die amerikanische Romanliteratur seit dem Bürgerkrieg ernsthaft vornähmen, könnten sie ihn jedoch leicht verstehen und sogar achten. Sie würden aus dem amerikanischen Roman beispielsweise auch viele reinamerikanischen Einrichtungen und Gedanken erfahren.

Ein ernsthaftes Studium der amerikanischen Literatur hätte den Deutschen auch die Augen geöffnet vor den Strömungen der öffentlichen Meinung im modernen Amerika. Das ganze 19. Jahrhundert zeigt dort nämlich ein Ringen zwischen einem natürlichen echten Amerikanertum und einem Kolonialismus, der einstmals politische Abhängigkeit von Großbritannien, nach dem Unabhängigkeitskrieg jedoch kulturelle und geistige Abhängigkeit von England bedeutete. Und im entscheidenden Kampf gegen den Kolonialismus kam der amerikanischen Literatur der deutsche Geist zu Hilfe. Das war von 1820 bis 1880 etwa. Mit den achtziger Jahren beginnt der deutsche Einfluß schnell abzunehmen. Das freie und weitherzige Studium der deutschen Kultur hört auf. Vom Ende des 19. Jahrhunderts an interessieren sich nur noch wissenschaftliche Fachkreise und Beamte der einen oder andern Gemeindeverwaltung für uns, aber nicht mehr die amerikanischen Führer, die Vertreter der Literatur und Kunst. Und wo sich eine tiefere Anteilnahme zeigt, kommt sie fast nie mehr dem gesamten deutschen Volk zugute. Im Maße wie drüben Deutschland an innerem Ansehen verlor, gewannen England und Frankreich das amerikanische Herz, und am Anfang des 20. Jahrhunderts hatten die Amerikaner, die Westeuropa und England vergötterten, nur noch verächtliche Ablehnung für „German kultur".

Hätten die Deutschen zur rechten Zeit das moderne Schrifttum Amerikas ernst genommen und ständig verfolgt, besonders den Roman und den Essay, aber auch die ganze Zeitschriften- und Zeitungsliteratur, so wären sie vor gefährlichen Entwicklungen in der amerikanischen Volksstimmung, gebührend gewarnt worden und die giftige Propaganda der Kriegsjahre hätte sie nicht ganz fassungslos und unvorbereitet dastehen lassen. Als die Deutschen in den ersten Kriegsjahren mit einer Art Gegenpropaganda auf dem Plan erschienen, kamen sie beinahe zwanzig Jahre zu spät. Sie glaubten naiv genug noch zu überzeugen, wo die Amerikaner bewußt oder unbewußt, überredet oder nicht, das Deutsche gar nicht mehr an ihre Seelen heranließen. Wir wußten bei weitem nicht genug von Amerika, deshalb haben wir eine so kindliche Amerikapolitik getrieben.

Im allgemeinen hängen Wissen und Politik, Erziehung und Diplomatie inniger und unmittelbarer zusammen, als es bei uns allgemein bekannt ist. Wir werden mit dem Ausland erst dann besser umgehen, wenn wir es besser kennen. Und von allen fremden Kulturen sind heute die englische und die amerikanische am wichtigsten und wissenswertesten. Das sollte uns auch neue Ziele für das Studium der fremden Sprache und Literatur geben. Auf der letzten Tagung des Allgemeinen deutschen Neuphilologenverbandes hat man z. B. schon sehr vernünftige Grundsätze über die neusprachliche Wissenschaft unserer Zeit aufgestellt, u. a. mehr als bisher die kulturgeschichtliche Einstellung verlangt. Man müsse vor allem die Geschichte und die gegenwärtigen geistigen, wirtschaftlichen und politischen

Bestrebungen der Fremdvölker beachten und müsse das deutsche Volk gleichweit von kritikloser Überschätzung wie von gedankenloser Unterschätzung fremdvölkischer Kulturleistung bewahren.

Diese Aufgaben würde eine Amerikakunde nach meinem Sinn leisten müssen und auch können. Sie würde die Forschungsweise der Literaturwissenschaft mit der scharfen Beobachtung und Ausdeutung der Volkswirtschaft verbinden. Sie würde Studium und Erlebnis fruchtbar vereinen und eine wirkliche lebendige Wissenschaft sein. Sie würde folgerichtig Lebens-, Kultur- und Literaturbeziehungen aufdecken und so zu folgerichtigem Handeln anleiten. Kurz, Amerikakunde würde etwas durchaus Nötiges zum deutschen Wiederaufbau beitragen.

Der erste Schritt zur Verwirklichung solcher neuen Wissenschaft wäre die Einrichtung von Lektoraten für Amerikakunde an möglichst vielen der hierzu geeigneten Hochschulen, z. B. Berlin und Hamburg. Die Errichtung der einen oder andern Professur für Amerikanistik ergäbe sich dann im Laufe der Zeit von selbst. Und sollten den Staatskassen, die freilich für viel weniger dringliche Sachen immer noch reichliche Mittel auswerfen, die nötigen Summen für die wissenschaftliche und erzieherische Vertretung der Amerikakunde fehlen, so fände sich vielleicht ein großzügiger und großherziger deutscher Kapitalist, der hier den Behörden mit gutem Beispiel voranginge. In England sind im letzten Jahre zwei Lehrstellen für amerikanische Kulturgeschichte gestiftet worden. Dergleichen wissenschaftliche Schenkungen würden zugleich dem Ansehen Deutschlands in der feindlichen Welt bedeutend mehr dienen als alle Austauschprofessuren zusammengenommen. Die nüchterne Haltung des Studierenwollens überzeugt mehr als sämtliche Versicherungen von Freundschaft, die in der angelsächsischen Welt keine Erwiderung finden. Eine ernste Amerikakunde würde uns sicher viel gutes Interesse in Amerika neu und manches alte wiedergewinnen.

# Wie Johannes Trojan über seine Werke dachte

Mitgeteilt von Johannes Reichelt, Dresden

„Es ist richtig und läßt sich nicht ändern, daß ich am 14. August d. J., falls ich dann noch lebe — dies hoffe ich aber mit den Meinen —, 70 Jahre alt werde. Ich teile Ihnen noch mit, daß ich in diesem Sommer nach Kanada reise, um dort Kinder und Großkinder zu besuchen. Ich reise am 20. April von Bremerhaven ab und werde gegen Ende Juli wieder hier sein ..." So schrieb mir Trojan. Und mir wollte es kaum glaubhaft erscheinen, daß er, dessen sonniger Humor uns gar manche Gabe bescherte, zuletzt seine „Erinnerungen", dessen jugend-

frischer Geist in seinen Kinderliedern sich heute im Sturm die Herzen der Kleinen erobert, der über das große Meer reiste und in den Wäldern Kanadas botanisierte, schon die Schwelle des Greisenalters überschritt.

Wieder sind 5 Jahre vergangen. Der Greis erlitt in den Tagen, da er sich zur Ruhe zurückzog, einen schweren Unglücksfall. Er stand mit seinen sieben Jahrzehnten vor einer nicht leichten Operation und schrieb von seinem Krankenbett das reizvolle, humorvolle Poem, das durch alle Zeitungen ging. Glücklicher Optimist! Wo andere in Schmerz und Sorge verzweifeln, da findet er noch genug der Sonnenstrahlen, um zu scherzen. Das ist Johannes Trojan. Ein lachender Philosoph, ein deutscher Dichter. Julius Stinde nennt ihn den „Dichter des frohen Gemüts". Die Zeit zu einem historischen Urteil über Trojans Kunst ist noch nicht gekommen. Wilhelm Raabe, Heinrich Seidel, Julius Stinde, Wilhelm Busch sind seine Geistesverwandten.

Interessant ist es zu lesen, wie Johannes Trojan über seine Werke dachte. Unter den vielen Erinnerungszeichen und Briefen, die er an mich sandte, ist sein erster Brief von allgemeiner Bedeutung. Ich hielt damals einen Vortrag über Johannes Trojan und bat ihn, mir über einige Punkte Auskunft zu geben. Wir traten dann in nähere Beziehungen. Er schrieb in dem ersten Brief:

Berlin, den 8. Febr. 1...
W, Marburger Str. 12.

Sehr geehrter Herr!

... Es ist schon lange her, daß eine Biographie von mir in Schorers Familienblatt, das ja längst eingegangen ist, stand, daher ist diese Biographie unvollständig. Eine etwas ausführlichere und daher vollständige Biographie von mir, die ich selbst geschrieben habe, erschien mit verschiedenen Porträts von mir in vorigem Jahr in „Über Land und Meer" und Sie können diese leihweise von mir bekommen, wenn Sie sie haben wollen.

Von mir sind folgende Bücher erschienen:

1. Gedichte. 2. Auflage 1901 (Cotta, Stuttgart).
2. Scherzgedichte. 1. Auflage 1883, 4. Auflage 1900. Verlag Cotta.
3. Neue Scherzgedichte. Cotta 1903.
4. Von Strand und Heide. Prosa. Verlag Hofmann, Berlin.
5. Kleine Bilder. Prosa. Verlag Hofmann, Berlin.
6. Von drinnen und draußen. Gedichte. Verlag Hofmann, Berlin.
7. Von Einem zum Andern. Prosa. Grote'sche Buchhandlung, Berlin.
8. Für gewöhnliche Leute. Prosa und Poesie.
9. Zwei Monat Festung. Prosa und Poesie.
10. Hundert Kinderlieder.
11. Von der andern Seite.
12. Berliner Bilder.
13. Aus dem Leben. Gedichte.
14. Das Wustrower Königsschießen und andere Humoresken.

In „Gedichte" und „Scherzgedichte" ist, glaube ich, viel für mich Charakteristisches enthalten. In den Scherzgedichten, alten und neuen, finden sich zahlreiche unpolitische humoristische Sachen aus dem „Kladderadatsch", darunter „Die 88er Weine", die sehr verbreitet sind und viel rezitiert werden.

Besonderen Wert lege ich auf die „Kleinen Bilder", „Für gewöhnliche Leute", „Zwei Monat Festung", „Hundert Kinderlieder", und „Von Einem zum Andern".

In „Von Einem zum Andern" enthält die erste Hälfte unter der Überschrift „Ein Kaufmann von alter Art" eine Lebensgeschichte meines Vaters, die viel Freunde gefunden hat. „Für gewöhnliche Leute" halte ich mit für das Beste, das ich gemacht habe.

Die „Hundert Kinderlieder" (erschienen 1898) sind zusammengestellt zum größten Teil aus der großen Anzahl von Kinderbüchern, die ich in älterer Zeit geschrieben habe. Das Buch hat gute Aufnahme gefunden, und einzelne Sachen sind in unzählige Lesebücher übergegangen. Was mich aber besonders freut, ist, daß von den 100 Kinderliedern im Lauf der letzten Jahre 36 komponiert worden sind, darunter 9 zweimal, 2 dreimal und eines fünfmal.

„Zwei Monat Festung" ist ein Buch, das hervorgegangen ist aus der Festungshaft, die ich wegen Preßvergehens 1898 in Weichselmünde bei meiner Vaterstadt Danzig verbüßte. Das Buch, das seitdem fünf Auflagen erlebt hat, enthält viel aus meiner Jugendzeit und aus meiner Heimat.

„Auf der andern Seite" enthält den Bericht über eine 1900 gemachte Fahrt nach Kanada und meine Erlebnisse dort. Das Buch ist in der englischen Presse gelobt worden, die es empfahl mit der Bemerkung, daß ich Natur und Menschen dort gut und scharf beobachtet habe.

„Kleine Bilder" und „Von drinnen und draußen" enthalten allerhand, was besonders gefallen hat.

Auf die „Berliner Bilder", erschienen 1903, tue ich mir etwas zugut. Ich bin 27 Jahre Mitarbeiter der „National-Zeitung" gewesen und habe als solcher außer Feuilletons eine große Zahl von Lokalartikeln geschrieben, mit dem Bemühen, auch in solche kleine Sachen etwas von Poesie hineinzulegen.

„Aus dem Leben" ist mein letztes Buch, das außer anderem zahlreiche Gelegenheitsgedichte enthält, die vielleicht etwas historischen Wert haben. Es sind u. a. Gedichte, an den Fürsten Bismarck gerichtet, dessen Gast ich manches Mal in Friedrichsruh gewesen bin. Von den Bismarckgedichten des Kladderadatsch, die der Verleger, ohne Namen der einzelnen Autoren zu nennen, herausgegeben hat, sind gegen 80 von mir.

Beim „Kladderadatsch" bin ich seit 1862, seit 1886 Chefredakteur des Blattes. Ein großer Teil der Gedichte auf der ersten Seite des Blattes ist von der ersten Zeit meiner Mitarbeit an von mir.

Alles dies schreibe ich Ihnen, sehr geehrter Herr, nicht um mich herauszustreichen, sondern nur um Sie zu informieren und Ihnen einen Dienst leisten zu können, wo es Ihnen etwa erwünscht erscheint. Ich bin bereit, Ihnen von meinen oben angeführten Büchern, was Sie etwa noch ansehen wollen, zur Einsicht zuzuschicken.

Ihr sehr ergebener

J. Trojan.

# Grundfragen der deutschen Wirtschaftsgeschichte*)

Von Professor Dr. W. Merk (Marburg)

Die Erforschung der Verfassungs- und Wirtschaftszustände des deutschen Mittelalters hat lange im Banne der sogenannten grundherrlichen oder hofrechtlichen Theorie gestanden. Ihre Anhänger bemühten sich, den Ursprung der wichtigsten Erscheinungen und Gebilde des mittelalterlichen Verfassungs- und Wirtschaftslebens aus der Grundherrschaft und dem ihr entsprossenen Hofrecht herzuleiten, so namentlich die Entstehung der Stadtverfassund und des Stadtrechts, des städtischen Handwerkerstandes, der Zünfte und der Landesherrschaften. Der Bekämpfung dieser Auffassungen vornehmlich haben die zahlreichen verfassungs- und wirtschaftsgeschichtlichen Arbeiten Georg von Belows gegolten. Es ist in erster Reihe sein Verdienst, die hofrechtliche Theorie widerlegt und die übertriebene Einschätzung der Bedeutung der Grundherrschaften auf das richtige Maß zurückgeführt zu haben. Erst dadurch wurde die Bahn frei für eine wirkliche Erkenntnis der mittelalterlichen Verhältnisse. Die Ergebnisse dieser tiefschürfenden Untersuchungen haben in der Folge die Zustimmung der weitaus überwiegenden Mehrheit der Forscher gefunden.

Es ist daher lebhaft zu begrüßen, daß v. Below sich auf mehrfache Aufforderung hin entschlossen hat, seine an den verschiedensten Stellen zerstreuten wirtschaftsgeschichtlichen Abhandlungen in erweiterter Gestalt wieder zu veröffentlichen und durch Vereinigung zu einer Sammlung weiteren Kreisen zugänglich zu machen. Außer sieben schon veröffentlichten Abhandlungen enthält das vorliegende Werk „Probleme der Wirtschaftsgeschichte" noch zwei bisher unveröffentlichte Aufsätze (Nr. 2 und 9). Obwohl zu verschiedener Zeit und aus verschiedensten Anlässen entstanden, stehen diese Abhandlungen doch in einem inneren Zusammenhang. Da sie annähernd alle wichtigeren Fragen der deutschen Wirtschaftsgeschichte berühren und strengste Wissenschaftlichkeit mit Klarheit und Verständlichkeit der Darstellung verbinden, geben sie eine ausgezeichnete Einführung in das Studium der Wirtschaftsgeschichte, freilich „nicht in der abgemessenen Gestalt eines Lehrbuchs, sondern in der beweglicheren Form der Problemstellung und des Versuchs der Lösung dieser Probleme".

Die drei ersten Abhandlungen sind der Geschichte der Landwirtschaft gewidmet. Der erste Aufsatz „Das kurze Leben einer vielgenannten Theorie. Über die Lehre vom Ureigentum" (S. 1 bis 26) beschäftigt sich mit den Eigentumsverhältnissen am Ackerland der Urzeit. Über das Agrarwesen der alten Germanen haben wir an unmittelbaren Quellen hauptsächlich nur die Berichte von Cäsar und Tacitus. Sie weisen auf ein ursprüngliches Gemeineigentum am Grund und Boden hin, bieten aber im einzelnen der Auslegung zahlreiche Schwierigkeiten dar. Man suchte daher ihr Verständnis zu erschließen durch Heranziehung von Gebilden der Gegenwart, die man als Reste des ursprünglichen germanischen und indogermanischen Gemeineigentums auffaßte (Gehöferschaften im Regierungsbezirk Trier, Haubberggenossenschaften des Kreises

*) Georg v. Below, Probleme der Wirtschaftsgeschichte. Eine Einführung in das Studium der Wirtschaftsgeschichte. Tübingen, J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) 1920. XX u. 710 S.

Siegen, russischer Mir, südslavische Zadruga). Schließlich glaubte man genau dieselbe Feldgemeinschaft auch in Arabien, Peru, Mexiko, Indien und China wiederzufinden und zog daraus den Schluß, daß bei allen Völkern eine Art von allgemeingültigem Gesetz in der Bewegung der Grundeigentumsformen vorwalte und daß überall die Entwicklung von ursprünglichem Gemeineigentum ausgegangen sei. Diese längere Zeit herrschende Lehre ist aber durch die neueste Forschung in ihren Grundlagen erschüttert worden. Heute steht fest, daß Einrichtungen wie die Gehöferschaften, Haubberggenossenschaften, Mir, Zadruga und die neuzeitliche indische Feldgemeinschaft keine Überbleibsel ursprünglichen Gemeineigentums, sondern verhältnismäßig sehr späte Neubildungen sind, die, unter ganz anderen Vorbedingungen entstanden, bloß oberflächliche äußere Ähnlichkeiten mit der altgermanischen Feldgemeinschaft aufweisen. Es bleiben nur noch sehr wenige Fälle von Gemeineigentum übrig, von denen man annehmen darf, daß sie einen ursprünglichen Zustand fortsetzen. So bildet die Lehre vom Ureigentum eine besonders eindringliche Warnung vor den Gefahren des wirtschaftsgeschichtlichen Dilettantismus, der auf Grund einiger eilig zusammengerafft er, ungenügend untersuchter Vergleichsgegenstände schnellfertig eine übereinstimmende stufenmäßige Entwicklung bei allen Völkern konstruieren will. Die Vielgestaltigkeit des geschichtlichen Lebens läßt sich nicht auf wenige einfache Formeln bringen.

Im Anschluß hieran zeichnet die folgende Abhandlung „Die Haupttatsachen der älteren deutschen Agrargeschichte" (S. 27—77) in kräftigen Strichen ein anschauliches Bild der Entwicklung der deutschen Landwirtschaft von der Urzeit bis zum Schlusse des Mittelalters. Zu den Hauptergebnissen der neueren Forschungen gehört die Erkenntnis, daß die Germanen zu der Zeit, aus der wir die ersten schriftlichen Quellen über ihr Leben haben, nicht mehr Nomaden, sondern seßhaft sind. Im Mittelpunkt der Wirtschaft steht die Viehzucht. Der Ackerbau tritt hinter ihr an Bedeutung zurück; dem entspricht das Betriebssystem der Feldgraswirtschaft (abwechselnde Benutzung derselben Fläche als Ackerland und Grasland). Pflug und Egge sind den Germanen schon vor der Berührung mit den Römern bekannt. Ebenso sind die feldmäßig im großen angebauten Pflanzen, insbesondere unsere sämtlichen Halmfrüchte, schon altgermanisch. Dagegen verdanken die Germanen den Römern den feineren Gartenbau. Die ständischen und die Besitzverhältnisse der alten Deutschen weisen annähernde Gleichheit auf. Die Masse des Volkes besteht aus freien Bauern. Erst nach der Völkerwanderung stellen sich stärkere wirtschaftliche und gesellschaftliche Gegensätze ein im Zusammenhang mit der Entstehung eines Großgrundbesitzes. Das frühe Mittelalter vom späteren Frankenreich bis zum Aufkommen der Städte ist die Zeit der großen Grundherrschaften. Diese großen Besitzungen sind keine mit Sklavenscharen bewirtschafteten Latifundien gewesen. Sie haben auch nichts gemein mit den heutigen ostdeutschen Gutsherrschaften; letztere haben sich erst seit Beginn der Neuzeit entwickelt. Im Gegensatz hierzu ist die mittelalterliche Grundherrschaft regelmäßig kein abgerundeter Landbezirk, sondern Streubesitz, der sich aus vielen über zahlreiche Gemarkungen zerstreuten Grundstücken zusammensetzt, und kein wirtschaftlicher Großbetrieb, sondern ein Verband von wirtschaftlichen Kleinbetrieben. Während die ganze Tätigkeit des nordostdeutschen Gutsherrn auf Landwirtschaft gerichtet ist, treibt der mittelalterliche Grundherr nicht oder kaum Landwirtschaft. Er ist in der Hauptsache

Rentenbezieher. Überwiegend wird der große Besitz genutzt durch Übertragung einzelner Güter an Bauern gegen die Verpflichtung zur Lieferung von Abgaben und zur Leistung von Diensten, wobei aber der Nachdruck durchaus auf den Abgaben liegt. Während die nordostdeutsche Gutswirtschaft in erster Reihe für den Verkauf ihrer Erzeugnisse auf dem Markt arbeitet, kauft im Mittelalter der Händler landwirtschaftliche Erzeugnisse überwiegend vom Bauern, weit weniger vom Grundherrn. Die Grundherrschaft bildet keine geschlossene Hauswirtschaft. Sie hat keineswegs das Wirtschaftsleben der damaligen Zeit fast ausschließlich beherrscht, wie man früher glaubte, vielmehr hat neben ihr die bäuerliche Bevölkerung stets einen mehr oder weniger selbständigen Platz behauptet. Die Bedeutung der Grundherrschaft ist vor allem auf kulturgeschichtlichem Gebiete zu suchen. Der Fortschritt der Kultur ist an die Ungleichheit der Güterverteilung und an die Arbeitsverteilung geknüpft, vermöge deren sich der eine gewissen besonderen Bestrebungen widmen kann, weil ihm der andere gewisse Arbeiten abnimmt. Reiche Einnahmen aus Grundbesitz bildeten die notwendige Voraussetzung für die Pflege der Wissenschaft in den Klöstern und für die Ausbildung einer ritterlichen Kultur. Als Haupttatsachen der Agrargeschichte des hohen Mittelalters werden sodann erörtert der Landesausbau in Altdeutschland durch Rodungen, die Kolonisierung und Germanisierung des slavischen Ostens, die Rückwirkung des aufblühenden Städtewesens auf die Landwirtschaft, die Auflösung der alten Villikationsverfassung der Grundherrschaft und das Eingreifen der Gerichtsherrschaft in die wirtschaftlichen Verhältnisse. Die große technische Leistung der deutschen Landwirtschaft im Mittelalter erhellt vor allem daraus, daß bis zum 13. Jahrhundert die Zahl der Ortschaften in Altdeutschland erreicht wird, die auch das 19. Jahrhundert kennt, daß im 8. Jahrhundert im Zusammenhang mit der vermehrten Pflege des Ackerbaues ein Betriebssystem, die Dreifelderwirtschaft aufkommt, mit dem Deutschland bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts auszukommen vermag, und daß die höhere landwirtschaftliche Kultur nach dem slawischen Osten erst durch die Deutschen gebracht worden ist. Ebenso günstig gestalteten sich aber auch die sozialen Verhältnisse. Der deutsche Bauer erfreute sich im Mittelalter rechtlich und wirtschaftlich einer gesicherten Stellung. Die bunte Mannigfaltigkeit der Besitzverhältnisse, die Verteilung des Besitzes auf sehr viele Hände und die milden standesrechtlichen Unterschiede in Deutschland stehen in wohltuendem Gegensatz zu den schroffen Einseitigkeiten, denen wir in anderen Ländern begegnen. Die Scholle hat ihren Mann durchaus ernährt. Ein verarmtes Proletariat finden wir nirgends. Der Ertrag des Landbaues kam in den meisten Gebieten mehr dem Bauern als dem Grundherrn zu. Mit der rechtlichen Abhängigkeit von einem Grundherrn war ein weitgehendes Maß wirtschaftlicher Selbständigkeit verbunden.

Die dritte Abhandlung, „Die Fürsorge des Staates für die Landwirtschaft eine Errungenschaft der Neuzeit" (S. 78 bis 142) schildert die Weiterentwicklung der Landwirtschaft vom Ausgang des Mittelalters bis zur Gegenwart unter dem Gesichtspunkte der Fürsorge, die der Staat ihr zuwendet. Man begegnet nicht selten der Auffassung, daß der staatliche Schutz der Landwirtschaft ein überlebter Rest mittelalterlicher Gedankenwelt und mit den Verhältnissen der Neuzeit nicht recht vereinbar sei. In Wirklichkeit ist es gerade für das Mittelalter kennzeichnend, daß eine staatliche Fürsorge für die Landwirtschaft fehlt. Soweit sich der Staat überhaupt der wirtschaftlichen und

sozialen Verhältnisse annimmt, tritt er für die städtischen Anliegen ein. Die Politik der mittelalterlichen Städte ist gerichtet auf die Beherrschung des umliegenden platten Landes durch die Stadt. Die Landleute müssen einerseits ihre landwirtschaftlichen Erzeugnisse in die Stadt bringen, dürfen sie nicht außerhalb der Stadt verkaufen, sondern nur auf dem städtischen Markt; andererseits müssen sie die gewerblichen Erzeugnisse, die sie nötig haben, in der Stadt kaufen; ländliche Handwerker werden nicht zugelassen. Die Landesherren erblickten in der Förderung des Städtewesens eine ihrer Hauptaufgaben. Der Gedanke ist: Bauern gibt es genug, um sie braucht man nicht zu sorgen. Die Landwirtschaft bedarf keiner Aufmerksamkeit. Dagegen sind die Städte ein wertvoller Besitz, den man hegen und pflegen muß. Erst in der Neuzeit widmet der Staat seine Aufmerksamkeit mehr und mehr auch den ländlichen Verhältnissen. Aber noch die merkantilistische Wirtschaftspolitik beruht auf derselben grundsätzlichen Höherwertung der städtischen Berufe gegenüber der Landwirtschaft. Doch haben einige Staaten wie Preußen der Durchführung des Merkantilsystems Schranken zugunsten der Landwirtschaft gesetzt. Die tatkräftige Handhabung einer Bauernschutzpolitik und die bewußte Förderung der inneren Besiedlung bildet einen besonderen Ruhmestitel der preußischen Könige. Seit dem 18. Jahrhundert führen volkswirtschaftliche und allgemeine geistige Strömungen zu einer höheren Schätzung der Landleute und des ländlichen Lebens (Physiokraten, Rousseaus Forderung der Rückkehr zur Natur, Geßners Idyllen, Romantiker, geschichtliche Rechtsschule). Die individualistische Wirtschaftslehre des Liberalismus erstrebt die Beseitigung der mittelalterlichen Bindungen der Landwirtschaft, und zwar ebensowohl der Vorherrschaft der Stadt über das platte Land wie der markgenossenschaftlichen und grundherrlich-gutsherrlichen Gebundenheiten. Ihren Niederschlag findet sie in der großen liberal-individualistischen Agrargesetzgebung des 19. Jahrhunderts. Diese Bauernbefreiung beschränkt sich aber auf die bloße Aufhebung der alten Schranken. Um das Schicksal der aus den bisherigen Gebundenheitsverhältnissen losgelösten Bauern hat sich der Staat nicht weiter gekümmert. Geradezu verhängnisvoll wirkte die rücksichtslose Aufteilung der Allmenden und die Preisgabe der Bauernschutzgesetzgebung des 18. Jahrhunderts, wodurch ein massenhaftes Aufsaugen von Bauernland durch den Großgrundbesitz ermöglicht wurde. Der wirtschaftliche Liberalismus jener Zeit gab aus landwirtschaftlich-technischen Erwägungen dem Großbetrieb den Vorzug vor dem bäuerlichen Kleinbetrieb. So bringt das 19. Jahrhundert zunächst einen Rückschlag in der positiven Fürsorge des Staates für die Landwirtschaft. Erst im letzten Viertel des 19. Jahrhunderts erstarkt im Zusammenhang mit der von Bismarck eingeleiteten Abkehr von der manchesterlich-liberalen Wirtschaftspolitik wieder die staatliche Fürsorge für die Landwirtschaft und für die Erhaltung und Vermehrung des Bauernstandes (landwirtschaftliche Schutzzölle, Wiederaufnahme der inneren Besiedlung). Die neuzeitliche Auffassung über das Verhältnis von Landwirtschaft und Gewerbe, wie sie am schärfsten von K. Oldenberg ausgeprägt ist, bedeutet eine Umkehrung der mittelalterlichen: Handel und Industrie wachsen ganz von selbst; sie künstlich zu fördern, ist Luxus, ja gefährlich. Es besteht die Gefahr, daß wir an Landwirten und Landwirtschaft Mangel leiden; sie zu erhalten, ist vor allem wichtig, während sich die Notwendigkeit ergeben kann, der weiteren Entfaltung der Industrie Grenzen zu ziehen.

Die folgenden fünf Abhandlungen beziehen sich auf die Entwicklung **des Gewerbewesens. Der vierte Aufsatz „Über Theorien der wirtschaftlichen Entwicklung der Völker mit besonderer Rücksicht auf die Stadtwirtschaft des deutschen Mittelalters"** (S. 143—257) bringt zunächst eine Geschichte und Kritik der Wirtschaftsstufentheorien. Er zeigt, daß diese Theorien keine allgemein gültigen Entwicklungsgesetze darstellen; die angeblichen Ausnahmen umfassen oft oder sogar meistens ebenso viele Fälle wie die behauptete Regel. Gleichwohl kann die Aufstellung von Stufenbegriffen für den Geschichtsforscher ersprießlich sein. Es sind Idealtypen, an denen man die Zustände eines Volkes in einer bestimmten Zeit messen kann. Sie müssen sich aber aufbauen auf zuverlässig gewonnenem geschichtlichen Beobachtungsstoff. Sodann untersucht v. Below die Stufe der Stadtwirtschaft im besonderen. Nach Bücher besteht das Wesen der mittelalterlichen Stadtwirtschaft darin, daß sich jede Stadt mit ihrer unmittelbaren ländlichen Umgebung zu einem geschlossenen Wirtschaftsgebiet zusammenschließt, innerhalb dessen sich der ganze Kreislauf des wirtschaftlichen Lebens nach eigener Norm selbständig vollzieht; es gebe, abgesehen von den wenigen Gegenständen des auswärtigen Handels, keinen über das Stadtwirtschaftsgebiet hinausreichenden Güterumlauf. Demgegenüber wird festgestellt, daß die Stadtwirtschaft keinen so geschlossenen Charakter hat, wie Bücher lehrt. Der Verkehr von Ort zu Ort ist stärker, die Listen der Waren, die einen weiten Weg über einen Ort hinaus zurücklegen, größer, als man oft angenommen hat. Immerhin war im Mittelalter der Austausch von Ort zu Ort im Verhältnis zu den heutigen Zuständen (man denke an die Massenbeförderung von Kohlen, Getreide, Baumwolle usw.) so viel geringer, daß die Bildung des Begriffs der besonderen mittelalterlichen Stadtwirtschaft gerechtfertigt erscheint. Unhaltbar ist aber die von Bücher versuchte Ableitung der Stadtwirtschaft aus der Hauswirtschaft (als Fortbildung der Fronhofsordnung der Grundherrschaften) und seine Annahme, daß das Handwerk in den mittelalterlichen Städten vorwiegend Lohnwerk, d. h. bloße Verarbeitung des vom Besteller gestellten Rohstoffes gewesen sei.

Die fünfte Abhandlung „Die Motive der Zunftbildung im deutschen Mittelalter" (S. 258—301) beantwortet die Frage nach der Entstehung des städtischen Handwerks. Nicht durch Loslösung aus der Grundherrschaft und aus der Unfreiheit ist das deutsche Handwerk entstanden. Wir haben vielmehr drei Entwicklungslinien zu unterscheiden, welche Anknüpfungen für die Ausbildung eines stärkeren freien Handwerks gewährt haben, nämlich die von alters her bestehenden wenigen selbständigen Gewerbe (insbesondere des Schmiedes), die römischen Anregungen in den alten Römerstädten und endlich die allmähliche Lockerung der gewerblichen Erzeugung von der verbrauchenden Familie, indem gewerbliche Tätigkeiten, die ursprünglich von allen im eigenen Haushalt besorgt, später nur noch von einzelnen als landwirtschaftliche Nebenbeschäftigung und schließlich im Hauptberuf vorgenommen werden. In beträchtlicher Gestalt erscheint dieses selbständige freie Handwerk seit der zweiten Hälfte des 11. Jahrhunderts zusammen mit den Anfängen der neuen mittelalterlichen Stadtverfassung. In dieselbe Zeit fällt auch das Aufkommen von Zünften, die zugleich einen Beweis dafür liefern, daß die Gewerbetreibenden zahlreich geworden sind und darum eines

Zusammenschlusses bedürfen. Die Zünfte sind nicht herausgewachsen aus den hofrechtlichen Verbänden der unfreien Handwerker der Grundherrschaften, sie gehen auch nicht zurück auf verwaltungstechnische Erwägungen des Stadtherrn, sondern sind dem eigenen Antriebe der Handwerker entsprungen. Der Zweck, den die Handwerker mit der Begründung einer Zunft verfolgen, ist in erster Reihe die Erlangung des Zunftzwanges. Die Zunft tritt uns als ein unter Sanktion der Gemeindegewalt errichteter Zwangsverband entgegen, dessen Mitgliedschaft die Voraussetzung für die Ausübung eines bestimmten Gewerbes innerhalb der Gemeinde bildet. Der Zunftzwang als bloßer formaler Beitrittszwang ist allerdings nur das Mittel zur Errichtung weiterer sachlicher Zwecke, namentlich der Fernhaltung unbequemer Wettbewerber. Die Zünfte entstehen hiernach als wirtschaftliche Verbände wesentlich aus wirtschaftlichen Beweggründen, wenngleich sie vielfach religiöse und gesellige Zwecke mit übernehmen. In denjenigen Städten, in denen sie im Kampfe mit den Patriziern siegen, verändert sich meistens ihr Wesen, sie werden zu politischen Zünften, deren Gliederung und Aufbau sich nach den Bedürfnissen der Stadtverfassung bestimmt.

Die sechste Abhandlung „Großhändler und Kleinhändler im deutschen Mittelalter" (S. 302—398) tritt der Ansicht von Nitzsch und anderen entgegen, die den mittelalterlichen Handel zu hoch anschlagen, fast ganz wie einen neuzeitlichen auffassen und in den alten Städten insbesondere Scharen von berufsmäßigen Großhändlern zu sehen glauben. Dem Mittelalter eigentümlich ist die Vereinigung von Groß- und Kleinhandel in einer Hand, der Kleinhändler übt regelmäßig den Großhandel im Nebenberuf aus. Wareneinbringer sind regelmäßig die Erzeuger und Kleinhändler. Der Kaufmann, der sich berufsmäßig auf die Ausübung des Großhandels beschränkt, ist eine späte Ausnahmeerscheinung. Reine Großhändlergilden hat es nicht gegeben. Die Gründe für das Fehlen eines Großkaufmannstandes sind zu suchen einmal in dem verhältnismäßig geringen Kapitalvorrat und in den schwierigen Verkehrsverhältnissen und sodann in der städtischen Sozial- und Wirtschaftspolitik (Abschließung der Städte gegeneinander, Beherrschung des platten Landes durch die Bürgerschaft, Gästerecht und Zunftverfassung).

Zur Neuzeit leitet über die nächste Abhandlung über „Die Entstehung des modernen Kapitalismus" (S. 399—500). Im ausgehenden Mittelalter zeigen sich die ersten Ansätze zur kapitalistischen Wirtschaftsweise, deren Hauptkennzeichen v. Below in der Verwendung von viel Kapital erblickt. Wo und aus welchen Quellen hat sich während des Mittelalters so viel Kapital angehäuft, daß an dessen Schluß diese Ansätze zur kapitalistischen Wirtschaftsweise hervortreten konnten? W. Sombart hat als Erster die Frage nach der Entstehung des modernen Kapitalismus planmäßig gestellt und in einer größeren Darstellung zu beantworten versucht (Sombart, Moderner Kapitalismus, 1. Auflage 1902). Er bemühte sich nachzuweisen, daß die Kapitalansammlung im Mittelalter nicht etwa aus Handelsgewinn entstanden sei — der Bürger der mittelalterlichen Stadt habe es durch Handelsbetrieb schlechterdings nicht zum reichen Mann bringen können — sondern durch Anhäufung von ländlicher und städtischer Grundrente. Mit dieser Lehre Sombarts setzt sich v. Below hier kritisch auseinander. Er legt dar, daß an der Bildung großer Vermögen eine Reihe von Ursachen neben-

einander mitgewirkt haben, daß insbesondere Ertrag aus Handel, aus Grundbesitz und Bergwerksbesitz zusammengekommen sind. Wenn der Handelsgewinn damals auch aus bescheideneren Betrieben floß, war er immerhin beträchtlich genug, um manchen Kaufmann zum reichen Mann zu machen. Der Gewinn aus der Grundrente wurde erst durch die Entwicklung von Handel und Gewerbe in den Städten erheblich.

Mit der Frage, durch welche Verhältnisse die mittelalterliche Stadtwirtschaft abgelöst worden ist, beschäftigt sich die achte Abhandlung „Der Untergang der mittelalterlichen Stadtwirtschaft. Über den Begriff der Territorialwirtschaft" (S. 501—621). Im Gegensatz zu Schmoller, der eine Stufe der „Territorialwirtschaft" annahm, betont sie, daß es wohl eine bemerkenswerte territoriale Wirtschaftspolitik gegeben hat, aber darum noch nicht eine „Territorialwirtschaft". Mit dem 16. Jahrhundert beginnt eine Wirtschaftspolitik der Landesherren, die durch Gewerbe- und Polizeiordnungen in das Gewerbewesen ihrer Gebiete ordnend eingreifen. Die landesherrliche Gewerbe- und Handelspolitik gipfelt im Merkantilismus, der in der Hauptsache eine Fortführung stadtwirtschaftlicher Gedanken und ihre Übertragung von der Stadt auf das Territorium ist. Die Grundlagen der mittelalterlichen Handwerks- und Gewerbeverfassung, insbesondere der Zunftzwang und die Regelung der Erzeugung der einzelnen Handwerker zugunsten der ganzen Genossenschaft, bleiben bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts bestehen. Sie müssen sich aber im einzelnen manche Abbröcklungen gefallen lassen, so durch die beschränkte Zulassung von Freimeistern und die ebenfalls beschränkte Anerkennung einer großindustriellen Tätigkeit (Verlegertum und Fabriken). Die Zahl der großindustriellen Unternehmungen ist indes in den ersten Jahrhunderten der Neuzeit noch immer eine ziemlich bescheidene. Einen erheblichen Aufschwung nehmen sie erst im 18. Jahrhundert mit den unter dem Einfluß des Merkantilsystems gegründeten Fabriken, die der Mehrzahl nach teils staatliche Begünstigung erfuhren, teils unmittelbare staatliche Unternehmungen waren und deshalb auch vielfach einen künstlichen Charakter trugen.

Wirtschafts- und verfassungsgeschichtlichen Inhalts zugleich ist die letzte Abhandlung über „Die älteste deutsche Steuer" (S. 622 bis 662). Der altdeutsche Staat kannte noch keine Steuer, weil kein Bedürfnis dafür vorhanden war. Staats- und Kriegsdienst wurden von den Staatsbürgern in eigener Person und auf eigene Kosten geleistet. Als die Franken Gallien eroberten, fanden sie dort das römische Steuerwesen vor, ließen es aber verfallen; auf die deutschen Stammesgebiete wurde es nicht ausgedehnt. Die älteste deutsche Steuer ist die Bede, die seit dem Ende des 12. Jahrhunderts uns in voller Deutlichkeit als landesherrliche Abgabe begegnet, aber schon eine längere Geschichte hinter sich hat. Rechtsgrundlage der Bede ist nicht die Grundherrschaft, sondern die von den fränkischen Herrschern geschaffene gräfliche Gewalt. Der Ausbau der Bede fällt zusammen mit der Begründung und Festigung der landesherrlichen Gewalt. In der Tatsache, daß nicht der König, sondern die Landesherren sich dieses Machtmittels der Steuer bemächtigen, spiegelt sich der ganze Verlauf der deutschen Verfassungsgeschichte des Mittelalters wieder. Ihrem Grundgedanken nach sollte die Bede Vermögenssteuer sein, tatsächlich wurden jedoch bei ihr regelmäßig

nur Grundbesitz und Gebäude berücksichtigt. Schon früh wurde die Bede ihrem Betrage nach festgelegt. Indem die Landesherren von einer Erhöhung der Bede absahen, beschritten sie zwei Wege zur Beschaffung neuer Einnahmen: den der Einführung von Nebenabgaben und Nebenleistungen neben der Bede — die gleichfalls wie die Bede nicht von einer besonderen Bewilligung abhängig sind und im allgemeinen von denselben Personen und Sachen verlangt werden — und den der Verhandlung mit den Landständen über die Bewilligung außerordentlicher Steuern. Diese landständische Steuer war ursprünglich — abgesehen von den drei herkömmlichen Fällen der Gefangenschaft des Landesherrn, des Ritterschlags seines Sohnes und der Verheiratung der Tochter — freies Geschenk der Stände und wurde in den ersten Jahrhunderten nur selten bewilligt. Seit der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts wurde sie allmählich zu einer jährlich gezahlten, wenngleich immer besonders bewilligten Steuer. Neben der landständischen Steuer und von ihr überschattet, hat die alte landesherrliche Bede in Altdeutschland als Steuer noch weiter bestanden bis zu den großen Neuerungen im 19. Jahrhundert, durch welche die mittelalterlichen Lasten aufgehoben wurden und das Steuerwesen eine völlige Umwälzung erfuhr. In Ostdeutschland dagegen ist die alte Bede seit dem 14. Jahrhundert dem Staate großenteils aus der Hand geglitten und — soweit der Landesherr nicht selbst Grundherr war — auf die geistlichen und weltlichen Grundherren und die Städte übergegangen; sie wurde hier zu einer reinen Reallast, die nichts mehr von einer Steuer an sich trug.

Im Rahmen eines kurzen Berichts ist es nicht möglich, den reichen Inhalt der Schrift auch nur anzudeuten, geschweige denn auf Einzelheiten näher einzugehen. Für den deutschen Wirtschafts- und Rechtshistoriker werden Belows Probleme der Wirtschaftsgeschichte künftig schlechthin unentbehrlich sein. Über diesen engeren Fachkreis hinaus möge das treffliche Werk des hervorragenden Kenners unserer Wirtschaftsgeschichte recht vielen Gebildeten Belehrung und Aufklärung über die großen Ergebnisse der deutschen wirtschaftsgeschichtlichen Forschung des letzten Jahrhunderts bringen. Es gibt kaum ein Gebiet, auf dem der Durchschnittsgebildete eine gleich beschämende Unkenntnis verrät, wie die Geschichte der wirtschaftlichen Entwicklung seines Volkes. Heute, wo die wirtschaftlichen Fragen in unserem öffentlichen Leben einen so breiten Raum einnehmen, sollte niemand auf politische Bildung Anspruch erheben können, dem die Kenntnis der einfachsten Haupttatsachen der Wirtschaftsgeschichte abgeht. Wenn auch die Politik die bestimmten Bedürfnisse der Zeit sich zur Richtschnur nimmt, so kann sie doch „einer darüber hinausgehenden Besinnung nicht entbehren, und eben für sie vermag die historische Betrachtung Dienste zu leisten. So wenig wir aus der Beobachtung der bisherigen Entwicklung Richtlinien für unser praktisches Verhalten einfach ablesen können, so fördert uns doch der Blick auf die Tendenzen, die in der Entwicklung liegen. Wir urteilen sicherer über die Fragen des Tages, wenn wir auf die großen Zusammenhänge achten, denen sie angehören" (v. Below S. 138).

# Weltspiegel

**Das Londoner Ultimatum.** Man hat mir vorgeworfen, daß meine Betrachtungen über außenpolitische Fehler und Versäumnisse die innere Lage in Deutschland unberücksichtigt ließen. Aber gerade den Standpunkt dieser Tadler bekämpfe ich. Das Volk ist verloren, das es nicht über sich zu gewinnen vermag, die Schwierigkeiten seiner inneren Lage den Erfordernissen der Außenpolitik unterzuordnen. Diese Schwierigkeiten lassen Versäumnisse und Fehler begreiflich erscheinen, sie entschuldigen sie nicht. Denn gerade dies muß man vom Außenpolitiker verlangen, daß er seinen Gesichtspunkten im eigenen Hause Geltung zu schaffen weiß. Zugegeben, daß das in Deutschland schwerer ist als anderswo, aber wer eine Aufgabe übernimmt, muß, wenn er sie nicht zu erfüllen vermag, eben Angriffe dulden. Mit anderen Worten: Wer es übernimmt, dies außenpolitisch unbegabte Volk zu führen, soll sich nicht damit entschuldigen, daß bei der Unbegabtheit des Volkes als Ganzes auch von ihm keine besseren Leistungen zu erwarten seien. Die Ereignisse der letzten Monate haben deutlich genug gezeigt, wie unfähig augenblicklich die Parteien als solche zur Lösung dringender Aufgaben sind, aber ein starker Mann hätte es eben verstanden, über die Parteien hinweg ans Volk zu appellieren und die Untüchtigkeit des reinen Parteiregimes dem Volke deutlich vor Augen zu führen. Auch Dr. Simons hat es nach innen in noch stärkerem Grade als nach außen hin an Aktivität gefehlt.

Wenn irgend etwas typisch ist, für die allgemeine deutsche Unfähigkeit, Politik zu machen, so ist es die Tatsache, daß Deutschland in einem der wichtigsten Augenblicke seines nationalen Lebens, der Annahme des Londoner Ultimatums, keinen Außenminister hatte. Nicht auf Parteikonstellationen und sonstige Rücksichten ist das zurückzuführen, sondern auf die Unfähigkeit, Entschlüsse zu fassen und Verantwortungen zu übernehmen. Nehmen wir an, was ich nicht glaube, aber nehmen wir an, die Unterzeichnung war sachlich richtig — und in der Tat standen Sachverständigenurteile, sowohl wirtschaftliche wie politische, gegen Sachverständigenurteile: Keiner fand den Mut, für eine außenpolitische Entscheidung die Verantwortung zu übernehmen, die doch von vielen für die richtige gehalten wurde. Jeder Nachfolger Simons' kann sagen: ich bin es nicht gewesen, ich habe mich nur auf den Boden vorhandener Tatsachen gestellt. Aber wie soll er Aktivität entfalten, wenn er diese Tatsachen innerlich nicht anerkennt?

Wir wissen nicht, was wir wollen. „Haben Sie bemerkt", schreibt Viviani im „Petit Journal" vom 7. Mai ganz richtig, „daß Deutschland sich fast immer auf andere verläßt, auf ihre Schwäche oder auf ihre Bedenken, und daß es weniger auf sich selber rechnet? . . . Die ganze Geschichte seiner Kriegführung bezeugte das, in der immer ein kindisches Räsonnement auf die diplomatischen Entscheidungen der Regierung eingewirkt hat. Und ebenso wird dies durch die Geschichte der vergangenen und jetzigen Unterhandlungen belegt."

Was immer geschieht, immer gibt es einen Teil der nicht mitmacht und immer wird durch nach außen schwächlich wirkendes Lavieren auf diesen Teil Rücksicht genommen. Wie anders in England. „Der Klub der Liberalen" hat Lloyd George erst unlängst in einer Rede geäußert, „hat mein Porträt aus seinen Räumen in den Keller verbannt, weil ich versucht habe, mit anderen Männern zu arbeiten, die nicht zur gleichen Partei wie ich gehören, aber mein Vaterland ebenso lieben. Ich werde weiter mit ihnen arbeiten." Der „Vorwärts" aber schrieb im November 1918: „Wir vertrauen auf den Weltsozialismus der friedlichen Arbeiterdemokratien, der früher oder später kommen und aller Ungerechtigkeit zwischen den Völkern ein Ende machen wird." Früher oder später! Mir scheint, wir werden recht lange auf das Später zu warten haben.

Nicht das Ja oder Nein der Annahme des Londoner Ultimatums steht zunächst zur Rede, sondern die allgemeine Zielloſigkeit. Die Drohung mit der Besetzung des Ruhrgebiets ist nicht von heute und nicht von gestern. Daß sie einmal aktuell wurde, war vorauszusehen. Man hat also Zeit genug gehabt, sich

darüber klar zu werden, ob man einmal diesem Druck weichen würde oder nicht. Wollte man es nicht, mußte man aktiverweise unter allen Umständen vermeiden, Gelegenheiten zu seiner Anwendung zu schaffen oder eintreten zu lassen, dann aber auch, wenn sie trotzdem eintraten, unter allen Umständen fest bleiben und sich nicht ins Bockshorn jagen lassen, wenn der Druck tatsächlich eintrat. War man aber überzeugt, daß man das Risiko der Besetzung nicht auf sich nehmen konnte, so hatte es keinen Zweck, mit Stentorstimme ein Niemals hinauszuposaunen, an das man selber nicht glaubte und das dann, verleugnet, nicht gerade dazu diente, bei den Feinden den Glauben an Deutschlands Entschlossenheit zu stärken.

Wie wenig aber das deutsche Volk sich in den letzten Monaten bewußt gewesen ist, um was es eigentlich ging, beweist die Reichstagssitzung vom 10. Mai: „Es steht mehr als Geld und Gut auf dem Spiel. Es handelt sich um die Zukunft unseres hartgeprüften Vaterlandes" sagte der neue Kanzler. Aber es fehlten bei dieser entscheidenden Sitzung nicht weniger als 76 Abgeordnete. Abgesehen von der moralischen Seite der Sache möchte ich wissen, wofür diese Herren eigentlich ihre Diäten beziehen und wie viele ihrer Wähler den Schneid aufbringen werden, sie für ihre Faulheit zur Rechenschaft zu ziehen. Und dann das Niveau der Debatte. Der Redner der Sozialdemokraten weiß nichts besseres zu tun, als die Verantwortung abzulehnen, aber die Annahme trotzdem anzuraten. „Die politische Verantwortung für Annahme und Ausführung des Ultimatums fiel nach Auffassung der Fraktion jenen Parteien zu, die am meisten zur Verlängerung des Krieges und zur Vermehrung seiner Lasten beigetragen hatten." Man kann stehen auf welchem Parteistandpunkt man immer will, aber das ist doch blanker Unsinn. Wenn ich zur Annahme eines Ultimatums rate, bin ich dafür verantwortlich, und wenn ich die Annahme für schädlich oder gefährlich halte, so nehme ich eben nicht an. Aber es ist widersinnig, zu sagen, ich nehme zwar an, aber die Verantwortung dafür haben die, die schuld haben, daß ich annehmen muß. Kein Mensch muß müssen, niemals! Bei jeder außenpolitischen Katastrophe gilt der Satz: mitgegangen, mitgehangen. Wer mit geht, ist mitverantwortlich, denn keiner kann gezwungen werden, mitzugehen. Wer sich zwingen läßt, ist eben passiv, und politische Passivität führt ein für allemal zu Katastrophen. Daran ist nicht zu rütteln. Und haben wir denn seit Unterzeichnung des Friedens keine sozialdemokratische Regierung, keine sozialdemokratischen Außenminister gehabt? Was haben denn die erreicht? Haben sie irgend etwas durchgesetzt, nach innen oder außen, das die Lage des deutschen Volkes erleichtert hätte? Wenn einer immer den Vorgänger für seine Handlungen verantwortlich macht, so kann man daraus ein Gesellschaftsspiel machen und bis auf Olims Zeiten zurückgehen, aber an der Verantwortlichkeit für die Handlung, die er sich im Augenblick abnötigen läßt, wird dadurch nichts geändert. Daß nach solchem Anfang die Debatte sich zu einem Parteigetümmel zwischen rechts und links entwickeln mußte, war klar. Nötig war es nicht und die Deutschnationalen hätten ihre Argumente wirksamer gemacht, wenn sie nicht gerade einen Redner vorgeschickt hätten, dessen Person, gleichgültig ob mit Recht oder Unrecht, allein schon, wie man recht gut wissen konnte, auf die Linke aufreizend wirkte. Das entschuldigt die unsachliche Animosität der Linken selbst natürlich in keiner Weise, aber wenn die Parteien nur allgemein den Takt aufbringen würden, diejenigen Persönlichkeiten, deren Bestrebungen der Ausgang des Krieges im Unrecht erscheinen läßt, bis auf weiteres in den Hintergrund treten zu lassen, wie das in allen andern Ländern der Fall ist, so würde das die Lösung außenpolitischer Probleme sehr erleichtern. Gerade in außenpolitischen Dingen, wo selten bewiesen werden kann, ob eine Handlung oder Richtung absolut falsch ist, ist Einheit der Richtung notwendig und es erleichtert den Kämpfern ihren Widerstand nicht, wenn die Verwundeten oder Angeschossenen hartnäckig das Feld behaupten, anstatt sich heilen zu lassen und einen günstigeren Zeitpunkt zum Eingreifen abzuwarten, an dem, wie das in allen parlamentarisch regierten Ländern einzutreten pflegt,

die jetzigen Führer abgekämpft sind und das Steuer dann mit voller und um so wirksamerer Wucht herumgeworfen werden kann. Wo Widerstand nichts nützt, darf man keine Kräfte verzetteln.

Was die Annahme des Ultimatums selbst betrifft, so halte ich sie für einen ebenso schweren Fehler wie die Unterschrift des Friedensvertrages, d. h. für den schwersten, den man überhaupt begehen konnte. Und wenn man damals die Absicht hatte, die Absplitterung deutschen Gebietes, den Zerfall der deutschen Einheit und weiteres Einrücken der Feinde zu verhindern, so bestehen heute diese damals immerhin begründeten Rücksichten nicht mehr. Die Rheinländer haben längst erkannt, daß ihr Heil bei Frankreich nicht sein kann, die französische Presse ist voll von Klagen über den Umschwung der Stimmung. Der Zerfall der deutschen Einheit droht durch Bayerns Haltung in der Entwaffnungsfrage nach wie vor, und weitere Besetzung deutschen Gebietes, insbesondere des Ruhrbeckens, wird durch Annahme des Ultimatums eben nicht abgewendet. Schon jetzt ist von einer Aufhebung der zur Erzwingung der Unterschrift bisher angewandten „Sanktionen" keine Rede. Aber man übersieht, daß die öffentliche Meinung in Frankreich mit den finanziellen Bestimmungen des Londoner Abkommens keineswegs zufrieden ist, die Garantien für durchaus ungenügend hält und der festen Überzeugung ist, man müßte sich Pfänder für die Ausführung des Londoner Abkommens durch Deutschland sichern. Schon erklärt Briand, der am 19. Mai vor Kammer und Senat einen harten Kampf zu bestehen haben wird, die fünfzehn Jahre der Besetzung der Rheinlande seien ein Minimum, schon jetzt suchen französische Blätter nach Vorwänden, um Verfehlungen Deutschlands feststellen zu können, die eine sofortige Besetzung des Ruhrgebiets rechtfertigen würden. Die mobilisierte Jahresklasse 19 wird weiter unter den Waffen gehalten. Nicht umsonst schreibt der Außenpolitiker des „Echo de Paris", General Nollet sei der Befehl gegeben worden, auf die strikteste Beobachtung der Entwaffnungsklauseln zu achten, nicht umsonst veröffentlichen andere Blätter Kalender mit Terminen, bis zu denen die unterschiedlichen Verpflichtungen erfüllt sein müssen, nicht umsonst zieht „Action française" jeden Tag gegen Briands Unentschlossenheit zu Felde, nicht umsonst läßt Poincaré als präsumtiver Nachfolger Briands in dem letzten seiner „Freien Briefe" im „Temps" einen Bewohner der zerstörten Gebiete folgendermaßen sprechen: „Haben die Engländer die deutschen Zeppeline vergessen? Glauben sie, daß sie in einem neuen Kriege geschützter sind als wir? Deutschland entwaffnet nicht und zahlt nicht. Worauf warten wir, es selbst zu entwaffnen und es selber zum Zahlen zu bringen? Zwei Jahre warten wir schon. War es nicht ausgemacht, daß wir uns am 1. Mai selber materielle Pfänder suchen würden? Nehmen wir an, daß die Deutschen die Geschicklichkeit haben, unsere Bedingungen anzunehmen, was bleibt uns an Stelle eines Pfandes, das wir eventuell zur Tilgung unserer Schulden ausbeuten könnten, in Händen? Deutschlands Versprechen und Bons, also ein paar Papiere mehr. Wenn sich Deutschland eines Tages weigerte zu zahlen, welche Mittel werden wir haben, es zu zwingen?" Es mag leicht sein, daß auch in Frankreich Wirtschaftssachverständige die Besetzung des Ruhrgebiets als nicht einträglich ablehnen, aber die Geschichte des Krieges ist reich genug an Beispielen dafür, daß in Fällen, wo in den Parlamenten die Wogen patriotischer Erregung hochgehen, eben nicht nach sachlichen Gesichtspunkten entschieden wird.

Eins freilich ist den Franzosen bisher nicht gelungen, was ihnen in London gewiß äußerst erwünscht gewesen wäre: die Deutschen durch den oberschlesischen Einfall zu provozieren. Man hätte es gar zu gern gesehen, daß Reichswehr oder Freikorps eingegriffen hätten, um dann sagen zu können: die Deutschen beginnen aufs neue einen Krieg, sie haben nicht entwaffnet, da ist der Beweis. Es muß eingerückt werden. — Dann würde im Westen verloren gehen, was im Osten gewonnen würde. Es besteht allerdings wenig Hoffnung, daß die oberschlesische Frage eine gerechte Lösung findet. Lloyd George hat freilich erklärt, daß die Alliierten, wie sie Deutschland entwaffnet hätten, verpflichtet seien, Deutsch-

land davor zu bewahren, infolge seiner Entwaffnung das Opfer eines militärischen Angriffs durch eine dritte Partei zu werden, aber „Daily Chronicle“ fügte gleich hinzu, ein großer Teil im Korfantygebiet werde doch so wie so polnisch und es sei unklug, von seiten der Alliierten, die polnischen Aufständischen auf einem Boden niederzuschießen, den sie Polen schließlich doch zuweisen wollten. Das ist natürlich nichts anderes, als die Vorbereitung einer Kapitulation und auch Lloyd Georges große Unterhausrede, die höchstwahrscheinlich so nur gehalten wurde, um Briands Stellung im Parlament zu festigen, kann bei der militärischen Ohnmacht Englands, das durch Irland und den Streik stark erschüttert ist, daran wenig ändern. Die Engländer sind den offenkundig parteiischen Franzosen gegenüber militärisch absolut ohnmächtig und wie am Bug und in Wilna werden die Polen trotz England auch ihre dritte Eigenmächtigkeit durchsetzen. Und in einem solchen Augenblick sollen wir, wie der Kanzler verlangte, „den ernsten und entschlossenen Willen (welch schönes Deutsch!) haben, das Äußerste aufzubieten, um den uns auferlegten Lasten gerecht zu werden“? Ist es nicht ein wenig viel verlangt?

Menenius

# Aus neuen Büchern

**Franz Rosenzweig, Hegel und der Staat.** Bd. I: Lebensstationen (1770—1806), Bd. II: Weltepochen (1806—1831). München und Berlin (R. Oldenbourg) 1920. XVI und 252 S.; VI und 260 S. M. 20,—; M. 24,— und T. Z. Gedr. mit Unterstützung der Heidelberger Akademie der Wissenschaften.

Die 150. Wiederkehr von Hegels Geburtstag ist in eine Zeit mächtig auflebenden Interesses für die Kultur- und Geschichtsbetrachtung des großen Geistesphilosophen gefallen. Seit es W. Dilthey 1887 ausgesprochen hat, daß die Zeit des Kampfes mit Hegel vorüber und die seiner historischen Erkenntnis gekommen sei, ist sogar eine teilweise Neubelebung Hegelscher Ideen erfolgt, die noch in den letzten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts für endgültig begraben galten. Der auf den verschiedensten Feldern unseres geistigen Lebens aufkeimende Drang nach synthetischer Durchdringung aller wissenschaftlichen Einzelarbeit durch die Macht des freien Gedankens, nach Philosophie im Sinne einer schöpferischen Gesamtanschauung unseres Weltbildes hat die Sehnsucht nach der großartigen Geschlossenheit der idealistischen Systeme neu erwachen lassen. Und selbst die geschichtliche Forschung im engeren Sinne, infolge ihrer besonderen Entwicklung und der — heute mehr denn je bewußten — Jüngerschaft des großen Hegelgegners Ranke von Hause aus im anderen Lager stehend, erkennt mit zunehmender Klarheit, wieviel sie innerlich und für ihre (ehemalige) Stellung im geistigen Leben der Nation den Ideen des schwäbischen Philosophen verdankt, der den Staat so bewußt und eindrucksvoll in den Mittelpunkt seiner Kulturbetrachtung stellte.

Von der Idee des Staates her versucht denn auch das angezeigte Buch in das Innere dieser Gedankenwelt einzudringen. Der Verfasser bekennt sich als Schüler Friedrich Meineckes; aber von Anfängerarbeit kann diesem Werke gegenüber nicht eigentlich die Rede sein. Es steht auf einer so bedeutenden geistigen Höhe, daß man es unbedenklich unter die besten Schriften der gesamten Hegelliteratur wird zählen dürfen. Weite des Gesichtskreises, Fülle und Tiefe der historischen und philosophischen Bildung, Kraft und lebendige Anschaulichkeit der Sprache erheben es über den Rang einer fachwissenschaftlichen Leistung im engeren Sinne; und so kann seine Lektüre auch im Rahmen dieser Zeitschrift empfohlen

werden, deren politische Traditionen ja zum guten Teil in der Richtung jener freudigen Bejahung des Staates liegen, wie sie uns in Hegels „Rechtsphilosophie" mit einer gerade heute erfrischend wirkenden Klarheit vernünftigen Wollens entgegentritt.*)

Wenn unsere Generation die Zerstörung (nicht eigentlich den „Zusammenbruch!") unseres nationalen Machtstaates und damit zugleich eine unendliche Verwirrung der Staatsgesinnung, das Aufbrodeln zahlreicher dumpfer Idealismen und Egoismen erlebt hat, so ist Hegel gerade umgekehrt aus verworrenen naturrechtlichen Vorstellungen eines staatsfremden Geschlechts durch erschütternde geschichtliche Wandlungen zu dem Erlebnis des souveränen, seiner Freiheit bewußten Machtstaates emporgeführt worden, wie er ihn in dem Preußen der Restaurationsepoche zu erblicken glaubte und wie er ihn vollends mit überraschender Klarheit als nationalen Staat schon um die Jahrhundertwende prophezeit hat. R. hält deshalb sein eigenes, im wesentlichen vor dem großen Kriege vollendetes Buch in gewissem Sinne für überholt durch die Katastrophe von 1918/19. Er spricht jetzt im Vorwort von dem „harten und beschränkten Hegelschen Staatsgedanken" und meint, seine Darstellung habe eben diesen Staatsgedanken analysierend zersetzen, als unfrei dartun wollen. In Wahrheit läßt aber der Inhalt des Werkes diese kritische Empfindung in der Hauptsache als nachträglich erscheinen. Es ist im Interesse des Buches zu bedauern, daß der bewegliche Geist des Autors seit der großen Katastrophe von diesem Stoffe so weit abgerückt ist (wie es scheint, u. a. unter dem Einfluß des Heidelberger Philosophen Ehrenberg, der wohl auch dem seither angekündigten philosophischen Werke R.'s „Der Stern der Erlösung", nicht fern stehen dürfte). Der Autor Rosenzweig von 1914 ist innerlich nicht gerade Hegelianer, aber doch fühlbar beseelt von der Größe seines Gegenstandes; ja zuweilen möchte man gar etwas deutlicher, als geschehen, die Stimme des modernen kritischen Betrachters hören. Die elegischen Zutaten von 1919 aber schwächen m. E. den Eindruck und die politische Wirkung des Ganzen, ohne den Kern des Buches irgendwie zu ändern. Man kann Hegel fruchtbar machen für unsere Zeit, ohne ihn preiszugeben und ohne deshalb anderseits einer unbesehenen Erneuerung Hegelscher Staatsphilosophie das Wort zu reden.

Schon daß diese Staatslehre die Idee der Nationalität nicht befriedigend zu verarbeiten vermochte, war — wie R. richtig hervorhebt — eine Schwäche, die ihr historisch verhängnisvoll geworden ist. Die Erklärung, die R. dafür gibt (Hegels Staatslehre sei zu einseitig auf dem Willen aufgebaut, um die Nation in ihrem ruhenden „Sein" zu verstehen), ist freilich nicht recht befriedigend: auch die Idee der Nationalität läßt sich aus dem Willen konstruieren; in Wahrheit liegt hier wohl dasselbe Motiv zugrunde, das die auffallende Unsicherheit Hegels in dem systematischen Verhältnis des Staates zu den großen Kultursystemen der Religion, Wissenschaft und Kunst begründet (ein Verhältnis, das auch in der letzten Fassung wenig befriedigt); dies Motiv ist doch wohl der übermächtige Drang, die Subjektivität des romantischen Zeitalters unter allen Umständen unter den Bann der großen Lebensmächte der Zeit zu zwingen, wie sie dem Denker die Anschauung der Wirklichkeit bot. Wie der selbstherrliche Theoretiker der lebendigen geschichtlichen Fortentwicklung jener obersten geistigen Kulturmächte halt gebot zugunsten der absoluten Erkenntnis seines Systems, so wollte er den zerfließenden idealistischen Willen seiner deutschen Zeitgenossen, die erst auf dem Wege waren zu politischem Denken, unter die Ordnung des bestehenden Staates zwingen.

Doch ist damit ein Problem angerührt, das hier nicht erledigt werden kann und in mannigfachen Gestalten das ganze Buch durchzieht: die spezifisch Hegelsche Bemühuug, mit philosophischen Mitteln „ein konkretes Bild, eine breite inhaltvolle Anschauung vom Ganzen der Welt und des Lebens zu entwerfen" (R. Haym). Wie dieser Wirklichkeitssinn in geheimnisvoller Paarung mit einem zähen gewalt-

*) Schon hat sich die Hegelliteratur auch dieses Themas bemächtigt: H. Heller, Hegel und der nationale Machtstaatsgedanke in Deutschland. Leipzig, 1921.

tätigen Trieb zur gedanklichen Ordnung, zur Systembildung — eine Mischung gewissermaßen aus dem Geiste des 19. und 18. Jahrhunderts — dieses ganze Leben durchzieht, das macht insbesondere den Reiz der Jugendentwicklung Hegels aus. Die Darstellung dieser äußerst schwierigen Dinge durch R. sucht auf Grund mühsamster Handschriftenvorarbeit mit liebevoller biographischer Versenkung und nachdenkender Betrachtung, tausend feine Verbindungsfäden innerhalb des Systems und zur Romantik (Hölderlin!) und Aufklärung (Rousseau, Montesquieu!) hinüber bloßzulegen, darin alle früheren Bearbeiter übertreffend. Die Rekonstruktion der geistigen Entwicklung Hegels mit biographisch-psychologischen und physiologischen Mitteln ist die beste Leistung des Buches. Freilich scheint mir, das Ganze hätte sich vereinfachen und zugleich fester fundieren lassen durch den nicht immer ausreichend gelieferten, ja gelegentlich bewußt abgelehnten Nachweis der realen Zeiterlebnisse, die dem Denker den Anstoß gaben: sieht man doch deutlich den jungen Württemberger Theologen aus persönlicher Not, aus der Machtstellung der Kirche in seinem Heimatsstaate den ersten Anstoß zum Nachdenken über den Staat empfangen — später dann mit Hilfe des Erlebnisses der militärisch-politischen Hilflosigkeit Deutschlands im Zeitalter der Revolutionskriege den (rein biographisch trotz aller Bemühung nicht zu begreifenden) Sprung vom individualistischen Vernunft- zum nationalen Machtstaat vollführen! Und sollte nicht die lebendige Anschauung des sich selbst als Träger der Staatsidee (schon vor 1806!) empfindenden hohen preußischen Beamtentums irgendwie schon in Jena (1805) jene merkwürdige Verherrlichung der Bürokratie als „Organ der öffentlichen Meinung" mitbestimmt haben, ebenso wie die politische Hoffnungslosigkeit Deutschlands seit 1806 den Philosophen zu einer zeitweiligen metaphysischen Verdunstung der Staatsidee überhaupt verführte? Der oft hervortretende Gegensatz R.'s gegen seinen Vorgänger Haym mag ihn gegen solche Erklärungen abgeneigt gestimmt haben. Und doch wird der Betrachter dieser geistigen Entwicklung die Empfindung nicht ganz los, daß alle diese tiefsinnigen metaphysischen Fomeln im letzten Kerne nichts anderes verhüllen, als ganz reale Erlebnisse der Zeit, durch eine unerhörte dialektische Begabung ins Absolute gesteigert.

Ganz gerecht urteilt eine solche Empfindung freilich nicht. Sehr einleuchtend und fein zeigt R., wie die berühmte Formel: „Was wirklich ist, das ist vernünftig", eben doch weit mehr besagt, als eine mehr oder weniger umwundene Anerkennung des Bestehenden. Erst in der Herausarbeitung des Wesentlichen, geschichtlich Begründeten aus der Masse des zufällig Wirklichen betätigt sich die ungeheure Energie des Hegelschen Denkens, das ja denn auch in seiner politischen Nachwirkung stärker auf der linken als auf der rechten Seite zu spüren war. Unserer Zeit aber, der ein in Generationen mühsam für das Volk erworbener Schatz politischer Begriffe plötzlich in der Katastrophe zerstoben scheint, möchte man nichts dringender wünschen als einen gedankenmächtigen Mahner, der wie Hegel (im Vorwort zur Rechtsphilosophie) gegen alle die unpolitischen Politiker angeht, die „den gebildeten Bau des Staates in einen Brei des Herzens, der Freundschaft und Begeisterung zusammenfließen lassen".

Heidelberg Gerhard Ritter

Verantwortlich: **Hans von Sodenstern** in Berlin.
Schriftleitung und Verlag: Berlin SW 11, Tempelhofer Ufer 35a. Fernruf: Lützow 6510.
Verlag: K. F. Koehler, Abteilung Grenzboten, Berlin.
Druck: „Der Reichsbote" G. m. b. H. in Berlin SW 11, Dessauer Straße 36/37.

**Rücksendung von Manuskripten erfolgt nur gegen beigefügtes Rückporto.**
**Nachdruck sämtlicher Aufsätze ist nur mit ausdrücklicher Erlaubnis des Verlages gestattet.**

**Ausgegeben am 1. Juni 1921**

Meinem eisernen Willen verdanke ich alles.
Blücher vor Paris 1815

---

# Der Tag vorm Skagerrak

Von Korvetten-Kapitän a. D. Alfred Stoß

Es gibt wohl kaum ein anderes Gebiet, auf dem sich so scharf die Unterschiede deutscher und angelsächsischer Denkweise abheben, als dasjenige, das von den Fragen der See handelt. Auf jener Seite bis in alle Volksschichten hinein nicht nur das wärmste Interesse für „See" und „Übersee", sondern auch ein außerordentlich ausgeprägtes Verständnis für die gewaltige Bedeutung selbst des kleinsten Teiles der militärischen Seerüstung für jede wirtschaftliche Frage, die mit der See zusammenhängt; hier in Deutschland wohl eine zeitweise aufflackernde Begeisterung, aber im Grunde doch nur eine kontinentale Einschätzungsart und geringe Einsicht inbezug auf die Bedeutung jeder seemilitärischen Frage.

In dem Urteil der Mehrheit des deutschen Volkes erscheint daher die Seeschlacht vor dem Skagerrak nur als eine nebensächliche Gefechtshandlung ohne wesentliche Bedeutung auf den Verlauf des Krieges. Und das ist so grundverkehrt! Wie kann eine solche Schlacht, die gegen die Flottenhauptkräfte des britischen Gewaltimperiums geschlagen wurde, in der auf britischer Seite der ganze Stolz des Volkes, alle geschichtliche Tradition und ein unendlicher personeller und materieller Wert verkörpert war, von nebensächlicher Bedeutung sein!! Man studiere englische Stimmungsbilder aus jenen Tagen und man wird sich überzeugen, welche Landestrauer über die geschlagene Flotte damals durch das Volk zog, und wie erst „Machenschaften" der Regierung diesen Eindruck im Lande und in der weiteren Welt verwischen mußten.

### Worin liegt die Bedeutung der Seeschlacht vor dem Skagerrak?

Es ist oft behauptet worden, das Zusammentreffen der beiden Flotten am Nachmittage des 31. Mai 1916 sei ein „zufälliges" gewesen. Dieses mag „taktisch" der Fall gewesen sein. Gesamtstrategisch war jedoch eine solche Schlacht vor dem

Skagerrak im Sommer 1916 eine Notwendigkeit, die sich aus der ganzen Kriegslage mit eiserner Konsequenz ergab. Wäre sie nicht infolge schneller und zielbewußter Initiative des deutschen Flottenchefs, des Admirals Scheer, bereits Ende Mai geschlagen worden, so hätte sie sich im Laufe des Sommers 1916 aus der allgemeinen Kriegslage als eine notwendige Folge ergeben. Die deutsche Flotte hätte jedoch zu einer späteren Zeit nicht in demselben Maße den Vorteil der taktischen und strategischen Überraschung gehabt, zu dem sie wegen ihrer großen Unterlegenheit gezwungen war.

In gewaltigster Konzentration wollten im Jahre 1916 die feindlichen Heere zum Angriff ausholen. Im Westen und Osten drohten die deutschen Fronten zu brechen. Jede nur verfügbare Kompagnie mußte zur Verteidigung eingesetzt werden. Während sich so die gesamten Heereskräfte der gegenseitigen Feinde in der Erwartung der kommenden Entscheidungskämpfe gegenüberstanden, strebte die Entente als Angreifer danach, zugunsten ihrer Entscheidung alle in der Welt noch verfügbaren Kräfte auf ihre Seite zu scharen. Konnte sie Holland, Dänemark, Norwegen, Schweden, Rumänien, Spanien zu sich hinüberziehen?

Die Haltung dieser Staaten war jetzt, wo sich die kämpfenden Heere gegenseitig verbrauchten, in wesentlichstem Maße von der Kräftelage auf der See abhängig. So lange die deutsche Flotte lebte, so lange sie zur englischen Küste und zum Skagerrak Fernfahrten ausführte, waren die Seeverbindungen von Holland, Dänemark, Schweden und Norwegen nach Übersee von der deutschen Flotte strategisch beeinflußt und nicht ein ausschließlicher taktischer Besitz der Feinde. Diese neutralen Staaten konnten sich nicht dem Willen der Entente unterwerfen, denn ihre Verbindungen waren nicht gesichert. So lange die deutsche Flotte lebte, waren daher auch die Meerengen zwischen Nord- und Ostsee — taktisch von den nordischen Völkern bestimmt — kein strategischer Besitz der Feinde. Die für den Feind wesentlichste Hauptverbindungsstraße zwischen der deutschen West- und Ostfront — nämlich die Nord-Ostsee — war dadurch unterbrochen. Die Trennung zwischen den Westmächten und Rußland war aber die Quelle der deutschen Heereserfolge; auf ihr basierte die Grundlage der deutschen Verteidigung gegen die feindliche Übermacht; sie war der bestimmende Faktor für die Balkanstaaten und die Türkei und dadurch auch für Spanien und die weitere Welt. So lange daher auf den Meeren keine Gleichgewichtsverschiebung eintrat, hatten die deutschen Heereskräfte keine grundsätzlichen strategischen Veränderungen zu befürchten.

England war jedoch durch eine längere Konzentrierung seiner Flotte an der Südküste Norwegens (Skagerrak) imstande, dieses Gleichgewicht der See zu erschüttern. Mit einer solchen Operation verminderte es nicht nur die Entfernung von der deutschen Flotte um fast die Hälfte (von 500 auf 300 Seemeilen), sondern es schnürte durch seine unmittelbare nördliche Position auch die Bewegungsfreiheit der deutschen Flotte nach Westen (holländische Verbindungen), nach Norden (dänische, norwegische und schwedische Verbindungen), sowie nach Osten durch den Nord-Ostsee-Kanal (russische Flotte) ein. Holland und die nordischen Staaten wurden dadurch unmittelbar, alle anderen neutralen Staaten mittelbar seeabhängig von der Entente. Die Bewegungsfähigkeit der russischen Flotte wurde gestärkt. Es ist anzunehmen, daß eine derartige längere Aktion sich in immer wachsendem Maße die Ausnutzung norwegischer Hilfsmittel und damit eine günstigere po-

litische und militärische Position verschafft hätte. Dänemark und Holland hätten immer weniger dem britischen Drucke widerstehen können. Auch alle anderen neutralen Staaten hätten nach einer britischen Öffnung der Ostsee und der hieraus sich ergebenden taktischen Verbindung zwischen Westen und Osten die Fahne der Entente ergriffen.

Wie konnte Deutschland eine solche längere Aktion der britischen Flotte eine solche Gleichgewichtsveränderung auf der See verhindern? Weder Unterseeboote noch Torpedoboote sind imstande, die Schwerkräfte einer feindlichen Linienschiffsflotte, die mit allen taktischen Mitteln des Kreuzer-, Torpedoboots- und Luftschutzes versehen ist, zu verjagen. Wohl hätte eine solche Flotte einzelnen, kühnen U-Booten und Torpedobooten manche Gelegenheit zum Schuß geboten. Aber im allgemeinen wäre sie vor solchen Angriffen geschützt gewesen, zumal sie sich bald die sichere Hut der norwegischen Häfen verschafft hätte.

Nur die deutsche Hochseeflotte war befähigt, dieses zu verhindern. Die Schlacht vor dem Skagerrak mußte geschlagen werden. Mit elementarer Gewalt brach am 31. Mai die deutsche Flotte in die erstrebte feindliche Hauptstellung zwischen Nord- und Ostsee und bewies England und der ganzen Welt, daß dieses Gebiet „neutral" ist. Trotz halbfacher Unterlegenheit vernichtete sie beim Feinde fast das Dreifache ihrer eigenen Verluste. England hat es während der folgenden gewaltigen Kämpfe des Jahres 1916 verschmäht, dieses Gebiet länger zu besetzen. Alle Neutralen haben hieraus ihre Lehren gezogen. Die deutsche Trennung zwischen Westen und Osten war hiermit aufrecht gehalten. Das deutsche Heer war nicht genötigt, Kräfte gegen neue Fronten abzugeben.

Nicht nur die deutsche Heeresverteidigung des Jahres 1916, sondern auch diejenige der Jahre 1917 und 1918 war in gewaltigem Maße von diesem Schlage vom Skagerrak abhängig. Eine deutsche Flotte, die dort nicht bestanden hätte, hätte alles von Grund aus geändert. Sie hätte den deutschen Zusammenbruch bereits im Jahre 1916 bewirkt und durch diesen gewaltigen Zeitvorsprung den Feinden unübersehbare Macht verliehen.

Man hört es heutzutage so oft, es wäre ja ganz gleichgültig, die britische Flotte hätte ihr Ziel ja auch ohne Kampf erreicht. Das ist einer der größten denkbaren Trugschlüsse. Napoleon sagte: „Der Krieg ist ein Wettrennen der Zeit." Keine Ewigkeit ist befähigt, England die Vorteile wiederzugeben, die es 1916 gehabt hätte durch eine Vernichtung der deutschen Flotte. Dadurch, daß England uns 1916 nicht schlug, hat es seine frühere vorherrschende Weltmachtstellung auf alle Zeiten verloren. Amerika trat an seine Stelle.

Der Tag vorm Skagerrak bleibt Englands Verhängnis. Die Schlacht bleibt auf dem Wasser der Entscheidungskampf des Krieges für die Art und Zeitdauer der deutschen kontinentalen Verteidigung. Die Schlacht ist in ihren strategischen Gesichtspunkten und in ihrer taktischen Durchführung ein Musterbeispiel kühnsten Angriffsgeistes eines Schwächeren. Darum Ehre und Dank allen denjenigen, die zu diesem großen Erfolge beigetragen haben! Ehre und Dank im besonderen dem deutschen Flottenchef, Admiral Scheer, der die Verantwortung getragen und den Erfolg so glänzend gesichert hat! Ehre und Dank all den tapferen deutschen Söhnen, die in der Schlacht ihr Leben ließen für deutschen Ruhm!

# Schrittmacher der Weltrevolution

Von Generalmajor a. D. Graf v. d. Goltz

In meinem letzten Aufsatz in den „Grenzboten“ wies ich darauf hin, daß der Bolschewismus in Rußland am Bauerntum einen gefährlichen Feind gefunden hat und daran sterben wird, wenn ihm nicht von außen Hilfe kommt. Deshalb geht das ganze Streben der Sowjetregierung darauf aus, die wirtschaftliche, finanzielle, sittliche, innen- und außenpolitische Krisis Westeuropas für seine Zwecke auszunützen und zur Weltrevolution ausreifen zu lassen.

Die letzten Etappen in dieser Arbeit sind folgende:

Die diesjährige Märzrevolution — bekanntlich hat Deutschland seit 1919 jedes Jahr eine Märzrevolution — ist als Werk russisch-bolschewistischer Agenten erwiesen.

Der terroristische Aufstand in Oberschlesien ist einmal polnisch-nationalistisch, in der Art seiner Durchführung aber, in seinen Morden und Schandtaten bolschewistischer Natur. Er ist auf die niedrigsten Instinkte einer undisziplinierten rohen Bande Arbeitsscheuer aufgebaut, wird mit Lug und Trug geführt und bedeutet im ganzen den Versuch eines wirtschaftlich bankerotten Staates, durch Diebstahl das zu nehmen, was ihm das Recht bei der Abstimmung versagt hat. Korfanty kann nicht räumen, weil dann offener Bolschewismus die Folge ist. Daß die Sowjetregierung dem Aufruhr nicht fern steht, ist mir nicht zweifelhaft. Sie betrachtet Polen mit und ohne Oberschlesien als revolutionsreif. Fällt Oberschlesien an Polen, dann rückt auch in Deutschland die Revolutionsstunde näher. Denn dann muß ohne Kohlen das deutsche Wirtschaftsleben und mit ihm die Lage des Mittelstandes und der Arbeitermassen zusammenbrechen.

Mit Polen steckt Frankreich unter einer Decke. Was selbst der Versailler Schandvertrag ihm noch versagt, soll nun gestohlen werden: im Osten für den dem Bolschewismus zutreibenden polnischen Staat das Oder- und Weichselgebiet, im Westen das Rhein- und Ruhrgebiet. Ob zum ersten Male dieser Raubpolitik von England und Amerika, „diesen Vorkämpfern für Kultur und Freiheit der Völker“, ernstlich entgegengetreten und verhindert werden wird, kann nur die Zukunft lehren. In Ehrgeiz und Eifersucht bekämpfen sich gegenseitig die letzten noch national empfindenden Männer und Organisationen. Selbstloser Idealismus gehört der großen deutschen Vergangenheit an.

Wenn eine Kulturwelt so unsittliche Blüten treibt, so ist sie zum Untergange reif. Durch und durch morsch müssen früher oder später auch die jetzigen Siegerstaaten zusammenbrechen.

Um die Bewegung in Deutschland zu beschleunigen, setzt die russisch-bolschewistische Propagandarbeit jetzt nicht nur in die unabhängige, sondern auch in die mehrheitssozialdemokratische Partei ihre Keimzellen hinein, damit nach Winnig, Noske und August Müller auch alle anderen politisch überlegten und ehrlichen Führer ausgeschaltet werden und revolutionäre Hitzköpfe die Führung übernehmen. Eine sozialistisch-revolutionäre Einheitspartei mit der Diktatur des Gesamtproletariats ist das Ziel. Man lese das Werben des „Vorwärts“ um die Gunst der Unabhängigen und die Hetzrede Hermann Müllers im Augenblick

höchster vaterländischer Not und bestreite dann die Behauptung, daß auch die mehrheitssozialdemokratische Führung den innen- und außenpolitischen Zusammenbruch herbeiführen will, um dann in der allgemeinen Anarchie zur Herrschaft zu kommen. Das wäre dann aber die bolschewistische Herrschaft. Ob der gesunde und vielfach nationale Sinn des deutschen Arbeiters, dessen guten Kern ich im Kriege lieben gelernt habe, der Hetzpropaganda widerstehen wird, ist mir leider zweifelhaft.

Und was tut in dieser Not die deutsche Regierung?

Sie nimmt diese entartete mehrheitssozialdemokratische Partei in die Regierung auf. Sie untergräbt gleichzeitig die Disziplin in der Schutzpolizei, die die Hauptstütze des jetzigen Ordnungsstaates darstellt, und macht die Truppe zur sozialistischen Parteigarde.

Sie übergibt alle Hetzreden und Hetzartikel aus der Ententewelt ohne Zusatz der deutschen Presse und verbreitet dadurch im Volke eine Luft von Erschlaffung, Gleichgültigkeit, Stumpfsinn oder Verzweiflung.

Sie hat durch Entwaffnung Oberschlesien wehrlos sogar gegen Räuberbanden gemacht und tut nun nichts für dies deutsche Land. Aller Wahrscheinlichkeit nach wird so oder so Oberschlesien, das seit 1161 zu Deutschland gehört, trotz seiner deutschen Abstimmung uns gestohlen werden, entweder für Polen oder für den „Völkerbund". Im letzteren Falle würde das europäische Staaten-Mosaik um einen weiteren lebensunfähigen Staat vermehrt werden.

Sie findet niemals auch nur ein würdiges Wort gegenüber unseren Peinigern. Anstatt den Diebstahl unserer Feinde, ihre Lügen über die Kriegsschuld beim rechten Namen zu nennen, auf das selbstverständliche Recht der Notwehr beim Polneinbruch, auf die bis zur Siedehitze gesteigerte Wut weitester Kreise bis zu den Arbeitern hinzuweisen, die unbedingt sich mal irgendwie entladen muß, erklärt der neueste Nachfolger Bismarcks, ein Strohmann Erzbergers, dem Abgesandten der französisch-polnischen Räuberbande, daß er nichts gegen sie tun wird. Er merkt gar nicht mal, daß dieser als Spion zu ihm kam, um seine weiteren Pläne nach der Antwort einrichten zu können.

Sie nimmt das Ultimatum an und weiß dabei ganz genau, daß sie beim besten Wollen es nicht durchführen kann und sie dadurch immer wieder sich dem Vorwurf der Zweideutigkeit aussetzt. Das ist jesuitisch und jüdisch, aber nicht deutsch.

Unter Führung schwäbischer und badischer Demokraten ist der letzte Rest altpreußischen Geistes aus den Berliner Ministerien ausgerottet und man geht nun von Berlin gegen den letzten deutschen Ordnungsstaat Bayern vor, versetzt dadurch diesen in Haß und Wut gegen Preußen, obwohl dort kein Preuße mehr etwas zu sagen hat und bereitet so die Zerstückelung Deutschlands vor. Damit wäre dann das Ziel derer erreicht, die unter Erzbergers Führung im Kriege in Deutschland gegen dessen Sieg gearbeitet haben.

Sie tut nichts gegen den Zentralaktionsausschuß der K. P. D., obwohl sie wissen muß, daß diese die Sowjetregierung zum Kriege gegen Deutschland auffordert und sie um Unterstützung in seinem Kampfe gegen den bestehenden deutschen Staat auffordert, also Hochverrat treibt.

Im Gegenteil, sie erkennt offiziell den Sowjetstaat als einzige rechtmäßige Regierung Rußlands an, so daß der Gesandte dieser Räuberbande, wie Joffre 1918 von Berlin aus, unter dem Schutze der Exterritorialität die nächste Revolution leiten kann. Freilich hat Sowjetrußland versprochen, sich aller Propaganda zu enthalten, aber nur ganz Weltfremde pflegen dem Worte von Banditen zu trauen. Auf die sonstigen unerhörten politischen Folgen dieser Anerkennung kann ich hier nicht eingehen. Nur so viel sei betont, daß hierdurch und durch die mehr als schwache, unwürdige, charakterlose parteiegoistische und verantwortungsscheue nachrevolutionäre deutsche Politik wir immer mehr dem Abgrunde entgegentreiben und die Reichsregierung zusammen mit unsern Feinden in West und Ost zum Schrittmacher der Weltrevolution sich herabwürdigt.

# Der oberschlesische Freistaatgedanke

Von Hans Joachim-Berlin

Unter dem Eindruck des englisch-italienischen Widerstandes gegen die französisch-polnischen Raubpläne in Oberschlesien hat eine rege Propaganda für den alten, überholten oberschlesischen Freistaatsgedanken sowohl in Oberschlesien selbst wie im Ausland eingesetzt. Der Warschauer Korrespondent des „Temps“ erblickt in einem unabhängigen neutralen Freistaat Oberschlesien das einzige Mittel, um aus der verwickelten Lage herauszukommen, ohne erneut Blut zu vergießen. Es sei, nachdem einmal die Waffen gesprochen hätten, unmöglich, die Zonen genau nach „deutsch“ und „polnisch“ zu unterscheiden, ohne neue Konflikte heraufzubeschwören. Die beste Lösung sei daher, Oberschlesien weder der einen noch der anderen der beiden Mächte zu geben. Zu gleicher Zeit berichten Pariser Meldungen des „Chicago Tribune“, daß in England und Italien der Plan eines selbständigen Oberschlesiens lebhaft erwogen werde, um die Gegensätze in der Entente auszugleichen. Erst nach zehn bis dreißig Jahren solle eine erneute Volksabstimmung über das endgültige Schicksal Oberschlesiens entscheiden.

Der oberschlesische Freistaatsgedanke ist unter dem Einfluß der segensreichen Amtstätigkeit des damaligen Staatskommissars Hörsing entstanden. Er fand seine Organisation in dem sogenannten Bunde der Oberschlesier. Seine Hauptvertreter waren neben ehrlichen Leuten, die ihn als Mittel zum Zweck der Erhaltung des Deutschtums ansahen, sozialisierungsängstliche Schwerindustrielle und starke Teile des Zentrums. Sie erstrebten mit dem Freistaat Oberschlesien nach Schweizer oder Luxemburger Muster, beziehungsweise nach dem Beispiel Danzigs eine Internationalisierung und Unterstellung Oberschlesiens unter den Völkerbund. Sie wandten sich kurz nach der Besetzung Oberschlesiens durch die alliierten Truppen im Frühjahr vorigen Jahres in einer Denkschrift an den Obersten Rat mit der Bitte, in Verbindung mit den Regierungen Deutschlands, Polens und der

Tschechoslowakei die Bestimmungen des Artikels 88 des Versailler Friedensvertrages dahin zu revidieren, daß dem oberschlesischen Volk erlaubt würde, durch Abstimmung bekanntzugeben, ob aus Oberschlesien ein neutraler Freistaat gebildet und Ostschlesien diesem angeschlossen werden solle. Die Denkschrift ging davon aus, daß die maßgebenden Faktoren bei ihren Beschlüssen in Versailles und durch unzutreffende Angaben über die wahren Wünsche des oberschlesischen Volkes und die wirtschaftliche Struktur des Landes geleitet gewesen sein könnten. In Oberschlesien gebe es weder eine rein deutsche noch eine rein polnische, sondern eine bald deutsch, bald polnisch sprechende oberschlesische Nationalität, die unchauvinistisch und mehr internationalen Charakters sei. Im übrigen begründete die Denkschrift die Forderung der Errichtung eines neutralen Freistaats mit der Geschichte, der geographischen, geologischen und wirtschaftlichen Einheit des oberschlesischen Landes, mit den Beziehungen zu seinen Nachbarländern und schließlich mit seiner weltwirtschaftlichen Bedeutung. Die Denkschrift fand bei den Alliierten keine ungünstige Aufnahme. Sie paßte ihnen in den Rahmen ihrer Oberschlesien-Politik. England hoffte, in einem selbständigen Freistaate Oberschlesien eine mächtige Feinindustrie zur Verarbeitung der russischen Rohstoffe zu errichten und diesen so allmählich zu einer englischen Kolonie zu machen. Für Frankreich aber war angesichts der sich dauernd verschlechternden polnischen Abstimmungsaussichten die Internationalisierung des Industriegebiets nichts anderes als Mittel und Deckmantel zur späteren Zuteilung des Landes an Polen. Der oberschlesische Freistaatgedanke wurde in Verbindung mit der Teschener Frage und dem letzten oberschlesischen Aufstande besonders von England, das geschickt von Frankreich in den Vordergrund geschoben worden war, des öfteren vertreten. Er scheiterte aber daran, daß sich die deutschen Teile des Bundes der Oberschlesier unter der Knute der interalliierten Herrschaft auf ihr Deutschtum besannen, der Freistaatidee den Rücken gekehrt hatten und in das Lager der Autonomisten übergegangen waren. Damit war der Freistaatsgedanke als nennenswerter Faktor in der Zukunft Oberschlesiens erledigt.

Das Wiederauftauchen der Freistaatpläne brauchte an sich nicht ernst genommen zu werden, da sie weder in den Parteien noch in den wirtschaftlichen Interessengruppen eine Stütze finden, im Gegenteil entschieden abgelehnt werden. Trotzdem verdienen sie größte Beachtung. Die eigentlichen Urheber der plötzlich wieder so regen Propaganda für den Freistaatgedanken sind Franzosen und Polen. Sie sitzen in den französischen Kreisen der Interalliierten Kommission, in den Kreisen des polnischen Abstimmungskommissariats und des Bundes der Oberschlesier, der heute aber ausgesprochen polnisch gesinnt ist und unter der Leitung des Grafen Oppersdorf und des Herrn Kurfeol steht. Vor allen Dingen aber steht England — und darin liegt die Hauptgefahr — dem Freistaatgedanken außerordentlich sympathisch gegenüber. Bereits vor dem Aufstande arbeitete die französisch-polnische Propaganda in dieser Richtung mit Hochdruck. Die polnischen Rechtsanwälte Skowronnek, Czapla und Chmilewski richteten an einzelne Kreisvorsitzende der katholischen Volkspartei sehr bald nach der Abstimmung ein vertrauliches Schreiben, in dem die Bereitwilligkeit General Le Ronds betont wurde, Vertreter des oberschlesischen Freistaatgedankens zu empfangen. Sehr bald danach und scheinbar als Folge von Verhandlungen mit der interalliierten Kommission

wandte sich der Bund der Oberschlesier an die sämtlichen selbständigen Gemeinden Oberschlesiens mit einem Schreiben, in dem gegen die Zerreißung Oberschlesiens protestiert, an versteckter Stelle aber der Gedanke eines neutralen Freistaats empfohlen wurde. Die Gemeinden wurden um Ausfüllung einer vorgedruckten Zustimmungserklärung gebeten, aus der deutlich nur der Protest gegen die Zerreißung Oberschlesiens herauszulesen war, die aber gleichzeitig äußerst geschickt eingeflochten die Zustimmung zu dem Gedanken eines neutralen Freistaats enthielt. Der Verband der besoldeten Kommunalleitungen Oberschlesiens hat gegen diese Methoden der Erschleichung von Unterschriften seinerzeit schärfsten Protest erhoben und gleichzeitig darauf hingewiesen, daß unzweideutige Willenserklärungen der befugten Gemeindeleitungen für den Anschluß Oberschlesiens an Deutschland und damit gegen den neutralen Freistaat vorlägen. Dieser Protest war und ist um so richtiger, als der Bund der Oberschlesier in seinem Rundschreiben ausdrücklich darauf hingewiesen hatte, daß er das Ergebnis der Zustimmungserklärungen den alliierten Stellen zuleiten werde.

Die Absichten, die man mit der Propaganda für den Freistaatgedanken seitens der Franzosen im Bunde mit den Polen verfolgt, sind einleuchtend. Oberschlesien soll — zu mindestens aber das ganze Industriegebiet —, nachdem die Sanktionspolitik gescheitert ist und auch der Aufstand Korfantys anscheinend nicht zum Ziele führt, auf dem Wege über den neutralen Freistaat ungeteilt den Polen in die Hand gespielt werden. Wenn sich Korfanty vor dem Aufstande in seinem oberschlesischen Hauptorgan scharf gegen den Gedanken eines neutralen Freistaats wandte und diesen als deutsche Machenschaften hinzustellen versuchte, so war das alles nur Schein. Die deutsche Regierung hat in ihrer Erklärung jeden Gedanken an einen neutralen Freistaat Oberschlesien in unzweideutiger Weise abgelehnt. Herr Korfanty aber sei an seine Worte im vergangenen Sommer erinnert: „Ein neutraler Freistaat Oberschlesien wird binnen eines Jahres den Anschluß an Polen beschlossen haben."

Diese Worte Korfantys zeigen uns den wahren Sinn und auch die Gefahren des oberschlesischen Freistaatgedankens. Für uns wäre ein solcher Freistaat Oberschlesien gleichbedeutend mit dem Verlust des Industriebezirks. Er wäre nichts anderes als eine unausgefochtene Domäne des Polenreiches. Von einem selbständigen staatlichen Leben würde keine Rede sein. Seine freigewählte Verfassung würde den Richtlinien entsprechen, die man in Paris für die freie Entscheidung der Völker festsetzt. Polen aber würde in ihm etwas Vogelfreies und das, was er wirklich sein soll, nur einen Übergang zur polnischen Provinz sehen. Die nationalen Kämpfe würden in diesem Freistaat von den Polen auf die Spitze getrieben werden, und der polnische Terror würde den Polen dann doch den Grund zum Einmarsch geben. Für die Schaffung eines Freistaats Oberschlesien liegt — das hat die Abstimmung in klarer Weise bewiesen, weder in politischer noch in völkischer Beziehung ein Grund vor. Eine so lautende Entscheidung des Obersten Rats wäre eine Fälschung des Volkswillens. Vernunft und Gerechtigkeitsgefühl sprechen in gleichem Maße dafür, daß Oberschlesien ungeteilt im deutschen Staatsverbande bleibt. Ein polnisches Oberschlesien und ebenso auch jeder den Polen zugesprochene Teil des oberschlesischen Industriegebiets ginge nicht nur Deutschland, sondern der Welt verloren.

# Wirkungen des Krieges auf Ostasien*)

Von Oskar Scholz

## II. Das englisch-japanische Bündnis

Als im Jahre 1901 die ersten diplomatischen Besprechungen über eine „englisch-japanische Verständigung zur Aufrechterhaltung des Friedens in Ostasien" stattfanden, die Anfang 1902 zum Abschluß des englisch-japanischen Bündnisses führten, da war, wie Graf Hayashi, der damalige japanische Gesandte in London, in seinen Erinnerungen erzählt, beabsichtigt, auch Deutschland zu diesem Bündnis zuzuziehen. Erst nach Vollzug des englisch-japanischen Vertrages ist die Zuziehung Deutschlands endgültig aufgegeben worden. Es mag hier dahingestellt bleiben, ob Deutschlands Teilnahme gescheitert ist an Japans Erinnerungen an das ungeschickte Auftreten Deutschlands bei seinem Einspruch gegen den japanisch-chinesischen Frieden von Schimonoseki von 1895 (wie Hayashi in seinen Aufzeichnungen andeutet) oder an Englands Mißgunst gegen Deutschland (wie der britische, in ostasiatischer Politik erfahrene Herausgeber der Memoiren des Grafen Hayashi anzunehmen scheint) oder an der auf Zwischenfälle und Nachwirkungen des Burenkrieges zurückzuführenden scharfen Verstimmung zwischen den beiden Monarchen (wie deren von dem damaligen deutschen Geschäftsträger in London von Eckardstein berichteten Äußerungen vermuten lassen) oder (wie von Eckardstein selbst es darstellt) an der ablehnenden Haltung des Berliner Auswärtigen Amts, das einen allgemeineren Anschluß Englands an den mitteleuropäischen Dreibund erstrebte und ohne einen solchen eine Entzweiung mit Rußland vermeiden wollte. Jedenfalls ist bei Abschluß jenes ersten englisch-japanischen Bündnisses sowohl von englischer als auch von japanischer Seite an die Zuziehung eines Dritten gedacht worden. Wir wissen, daß Japans großer Staatsmann Fürst Ito anstatt des Bündnisses mit England ein Bündnis mit Rußland vorgezogen haben würde, auch er dachte dabei an einen Dreibund, indem er mit Rußland zugleich dessen französischen Bundesgenossen auch für die ostasiatische Politik zu gewinnen hoffte. Offenbar waren die leitenden japanischen Staatsmänner sich bewußt, daß ein Bund mit nur einer europäischen Macht sich für Japans politische Interessen in Ostasien leicht als zu schwach erweisen könnte. Die Verträge über China, die Japan später mit Rußland und mit Frankreich schloß, dienten zwar dazu, China auch da, wo es sich noch frei von ausländischem Druck bewegen konnte, zu umfassen und den Wettbewerb anderer Völker, namentlich Deutschlands und Amerikas zu erschweren, aber einen wirksamen Schutz bis zum Äußersten gegen machtpolitische Bestrebungen anderer Völker und für die eigenen Ausdehnungsbestrebungen gewährte doch nur das Bündnis mit England. Wie sehr diesem Bunde der Dritte fehlte, zeigte sich für Japan schon zwei Jahre später in seinem Kriege mit Rußland. Zwar hatte man Rußlands Macht überschätzt; aber auch gegenüber dem Rußland mit all den Schwächen, die sich in diesem Kriege herausstellten, zeigte sich die Unvollkommenheit des

*) Vergl. Grenzboten, Heft 18/19.

Bündnisses für Japan, das, selbst nachdem während des Krieges der Vertrag erneuert worden und dabei England vertraglich auf seine Seite getreten war, doch nicht die Früchte seiner Siege so voll ernten konnte, wie es das japanische Volk erwartete und wie es ihm möglich gewesen wäre, wenn von der anderen Seite auch Deutschland als Bundesgenosse Rußland angegriffen oder doch bedroht hätte. Die Bedeutung dieses Mangels wird gerade heute recht klar, wenn man sieht, unter welchen Schwierigkeiten Japan sich bemüht, sich diejenige Stellung in den zum ehemaligen russischen Reich gehörenden Gebieten zu schaffen, die es schon vor 20 Jahren erstrebte und die es haben muß, wenn es nicht von seinen großen Nachbarn jenseits der es rings umgebenden Meere erdrückt werden will.

Als nach der wiederholten Erneuerung des Bündnisvertrages er zum zweiten Mal wirksam werden sollte, im August 1914, war der Umstand, daß Deutschland ihm nicht angehörte, zunächst nur für Deutschland von unheilvollen Folgen, weil er England das Zusammengehen mit Deutschlands Feinden erleichterte und Japan (obwohl ihm, wie erst kürzlich wieder der Ministerpräsident von Neuseeland im Parlament ausdrücklich bestätigt hat, der Bündnisvertrag keine Verpflichtung dazu gab) doch einen willkommenen Anlaß zur Kriegsbeteiligung gegen Deutschland bot. Für Japan hatte die Unvollkommenheit, nur einen einzigen Verbündeten zu haben, jetzt keine Bedeutung, da auf Englands und damit auf Japans Seite zahlreiche andere Verbündete standen.

Für beide Bundesgenossen hat also das Bündnis sich jedenfalls zweimal als wirksam erwiesen. Beide Male mehr zu Japans als zu Englands Nutzen. Auch 1914. Wenigstens was den unmittelbaren Gewinn Japans in Ostasien betrifft. Die aus dem schließlichen Versagen der deutschen Kraft entstehende Machtverschiebung zugunsten der beiden angelsächsischen Reiche hatte wohl kaum ein Japaner damals erwartet, jedenfalls keiner gewünscht.

„Ob Deutschland oder England siegt, ist uns gleichgültig", sagte der damalige japanische Minister des Äußeren, „aber an unserem Bündnis mit England müssen wir festhalten". Es scheint, daß Japans Regierende damals mit einem kurzen Krieg rechneten, der mit seinem Ausgang nicht weiter als der russisch-japanische Krieg wirken würde und dem bald eine der russisch-japa- Verständigung der Nachkriegsjahre entsprechende Verständigung zwischen Deutschland einerseits und England-Japan anderseits erfolgen könne. Noch 1918 muß der damalige Ministerpräsident Terauchi unter solchen Vorstellungen und Zielen gehandelt haben, als er die Aufsehen erregenden Lobpreisungen des deutschen Heeres und die Möglichkeit einer künftigen deutsch-japanischen Verbindung aussprach. „Japan darf nicht isoliert werden", war die Begründung, die Terauchi dieser Meinungsäußerung gab. Auch damals also sah offenbar der leitende japanische Staatsmann voraus, daß das Bündnis mit England allein Japan nicht genügende Sicherheit böte.

Heute steht Japans Regierung wieder vor derselben Frage. Der am 13. Juli 1911 mit zehnjähriger Geltungsdauer geschlossene letzte englisch-japanische Bündnisvertrag läuft, da er im vorigen Jahre, soviel bekannt geworden, nicht gekündigt worden ist, an sich auch über den 13. Juli 1921 hinaus weiter; er muß jedoch auf Grund einer von beiden Vertragsteilen am 8. Juli 1920 dem Völkerbundsrat gegenüber eingegangenen Verpflichtung vor dem 1. Juli 1921 in

einer der Völkerbundssatzung entsprechenden Weise abgeändert werden. Auch ohne diesen Völkerbundszwang würde er in seiner bisherigen Form nicht länger in Geltung bleiben können. Man ist sich in Japan bewußt, daß dieser Zweibund in der Stunde der Gefahr versagen wird, denn man weiß, daß die Gefahr, die künftig Japan droht, der Konflikt mit den Vereinigten Staaten von Amerika ist, und daß diese Gefahr heute schon näher ist als irgend eine andere Gefahr in den früheren Zeiten des Bündnisses.

Das englisch-japanische Bündnis ist von vornherein zur Erreichung mehrerer Ziele geschaffen worden. Das eine dieser Ziele ist während der zwei Jahrzehnte seines Bestehens und durch seine wiederholten Erneuerungen hindurch formell unverändert erhalten geblieben, Sicherung der Integrität des chinesischen Reichs und der Offenen Tür dort, oder, wie dieser Grundsatz bei seiner Anwendung in der Wirklichkeit sich gestaltete: Bindung der Vertragsteile, so daß keiner Gefahr läuft, bei seiner eigenen Ausdehnung in China, sei es geschäftlicher, sei es politischer Art, mit dem anderen Teil in einen ernsten Konflikt zu geraten. Daß die Unversehrtheit des chinesischen Staatsgebietes und der Grundsatz der Offenen Tür von jedem der Vertragsteile immer streng beachtet worden sei, ist in Ostasien häufig an der Hand der politischen Ereignisse bezweifelt worden. Aber in dem ihm von der beiderseitigen Auslegung gegebenen Sinne gegenseitiger Bindung nach jener Richtung ist dieser Zweck des englisch-japanischen Bündnisvertrages im allgemeinen erfüllt worden, wenn schon von englischer Seite, nicht ohne Neid und Besorgnis, auf Japans Vordringen in der Mandschurei und in Schantung hingewiesen wurde.

Neben der in dieser Form ausgesprochenen Bindung steht die unausgesprochene, aber wenigstens ebenso wertvolle Bindung beider Vertragsteile, sich nicht zum Nachteile des anderen auf den Gebieten des Vertrages mit einem Dritten zu verbünden.

Außer diesen hauptsächlich negativen Aufgaben hatte der Bündnisvertrag stets auch als positive Aufgabe die Verteidigung gegen Gefahren, die den Vertragsparteien von dritter Seite drohten, zum Ziel, doch haben diese Aufgaben bei dem dreimaligen Vertragsabschluß im Laufe der zwanzig Jahre gewechselt.

Der gefahrdrohende Dritte war zwar stets in erster Linie **Rußland**, wenigstens für Japan, das schon den ersten Vertrag 1902 besonders wegen seiner von Rußland bedrohten Ansprüche auf Korea schloß, das denn auch im Vertragstext ausdrücklich genannt wurde. Nicht anders lag es für Japan bei der Erneuerung des Vertrages im September 1905, wo Japans Interessen in Korea noch schärfer als vorher betont wurden. Zur Zeit der zweiten Erneuerung, im Juli 1911, war Korea zwar schon von Japan einverleibt worden und wurde deshalb in dem Bündnisvertrage nicht mehr erwähnt, aber die Gefahr, daß Japan von dort aus mit Rußland in der Mandschurei zusammenstoßen könnte, war dadurch offenbar nicht beseitigt.

Auch für **England** war der drohende Gegner, gegen den es sich Japans Unterstützung sicherte, **Rußland**, wenigstens nach den Vertragserneuerungen von 1905 und 1911, die den Geltungsbereich des Bündnisses auf ganz Ostasien einschließlich der Grenzen Indiens erstreckten, während der erste Vertrag von 1902 auf ausdrücklichen Wunsch der japanischen Regierung nur den „Fernen

Osten" (China und Korea) betraf. Fragt man sich, gegen wen England dort im Fernen Osten Beistand brauchte, so gibt es nur die eine Antwort: China selbst. Und in der Tat ist, wie Hayashi berichtet, das Bündnis ursprünglich gedacht gewesen auch als Schutz der in China lebenden Engländer gegen etwaige fremdenfeindliche Bewegungen. Das ist sehr beachtenswert, da es eine Begründung dieses japanisch-englischen Schutzverhältnisses gibt, die auch heute noch geltend gemacht werden kann, nachdem der andere Feind, gegen den das Bündnis gerichtet war, Rußland, nicht mehr, jedenfalls nicht mehr mit demselben Wert wie früher, in der asiatischen Rechnung steht.

Da ist denn die schon seit Bestehen des englisch-japanischen Bündnisses immer wieder in den beiden Völkern aufgeworfene Frage, ob das Bündnis nützlich und notwendig sei, unter den heutigen veränderten Verhältnissen berechtigter als früher. Da die von den Vertragschließenden sorgfältig verhüllte gegen China gerichtete Spitze von den Kritikern meist nicht beachtet und die russische Gefahr, die sich heute durch die Verhandlungen in Moskau mit der Türkei und Afganistan einerseits, mit China anderseits bekundet, unterschätzt wird, schauen sie sich oft vergeblich nach Feinden um, gegen die dieses Vertragsinstrument jetzt noch anwendbar ist. Nur die Vereinigten Staaten von Amerika ziehen immer wieder diese Blicke auf sich, denn die Vereinigten Staaten sind aus dem Weltkrieg als mächtigster Nebenbuhler Großbritanniens auf der See und auf allen Weltmärkten hervorgegangen, und die Reibungen zwischen den Vereinigten Staaten und Japan in Kalifornien, in der Südsee, in China, in Korea, in Russisch-Ostasien nehmen ständig zu.

Aber kein Engländer möchte mit den Japanern als Bundesgenossen gegen das blut- und kulturverwandte Amerika zu Felde ziehen, zumal ein Sieg den Sturz der angelsächsischen Herrschaften in ganz Ostasien und Australien und die japanische Beherrschung fast aller Küstengebiete des Stillen Ozeans zur Folge haben könnte. In Japan aber weiß man, daß im Falle eines Krieges mit den Vereinigten Staaten England keine Hilfe leisten wird. Schon als der Bündnisvertrag von 1911 abgeschlossen wurde, dessen Artikel 4 die Verpflichtung zum Kriegsbeistand gegen einen Dritten für denjenigen Verbündeten aufhebt, der mit diesem Dritten einen allgemeinen Schiedsvertrag geschlossen hat, da waren, wie Baron Kato, Japans damaliger Botschafter in Washington, erklärt hat, beide Vertragschließenden darüber einig, daß durch diese Bestimmung Englands Kriegshilfe gegen die Vereinigten Staaten von Amerika ausgeschlossen sein sollte. Mag es immerhin zweifelhaft sein, ob der im Jahre 1908 zwischen England und den Vereinigten Staaten geschlossene Schiedsvertrag oder der im Jahre 1911 unterzeichnete, aber vom amerikanischen Senat nicht ratifizierte, als ein Schiedsvertrag im Sinne des Artikels 4 des Bündnisvertrages anzusehen ist, und mag dies ebenfalls zweifelhaft hinsichtlich der im September 1914 nach Angabe des damaligen amerikanischen Staatssekretärs Bryan von ihm mit 30 Staaten, darunter auch mit Großbritannien, abgeschlossenen „Peace Commission Treaties" sein — für die Beurteilung des Wertes des Bündnisses für den Fall eines japanisch-amerikanischen Krieges genügt es, daß im japanischen Reichstag der gegenwärtige Minister des Auswärtigen erklärt hat, er erwarte im Falle eines Krieges Japans mit den Vereinigten Staaten

den Beistand Englands auf Grund des Bündnisvertrages nicht, und daß auf eine Anfrage im britischen Parlament der Parlamentssekretär des Auswärtigen Amts erklärt hat, England könne durch seine Verpflichtungen gegen Japan nicht in einen Krieg mit Amerika verwickelt werden.

Dennoch können die verantwortlichen Leiter der japanischen sowohl wie der englischen Politik das Bündnis nicht als wertlos ansehen. Sein Wert liegt für beide Teile besonders in der oben bezeichneten negativen Aufgabe gegenseitiger Bindungen. Ohne den englischen Bundesgenossen wäre Japan einsam dem Drucke der Vereinigten Staaten von Amerika, Chinas und Rußlands ausgesetzt, wüßte nicht, auf welche Seite sich im Konfliktsfalle England und andere europäische oder südamerikanische Mächte stellen würden, könnte aber wohl nicht im Zweifel sein, wie England sich stellen müßte, wenn mangels einer Bindung an Japan die an den Stillen Ozean grenzenden britischen Dominions die Vereinigten Staaten von Amerika gegen Japan unterstützen könnten. Japan wäre also isoliert; der asiatische Kontinent folgt ihm nicht — noch nicht, könnte heute wohl auch kaum vollwertigen Ersatz für die britische Macht bieten.

Auch England braucht das Bündnis mit Japan, solange es befürchten muß, daß Japan ohne diese Bindung sich einer England nachteiligen Gruppierung anschließen könnte. Solche wäre, da der russisch-japanische Gegensatz in Asien gegenwärtig und für absehbare Zeit doch zu stark ist, und eine Verbindung mit südamerikanischen Staaten für das britische Reich kaum bedrohlich sein könnte, wohl nur mit Bezug auf die Vereinigten Staaten von Amerika zu befürchten, Wenn nämlich Japan auf seine den Amerikanern unbequemen Ansprüche (Kalifornien, Yap, Schantung) verzichtete. Ohne dringende Not würde Japan das heute gewiß nicht tun; die dringende Not wäre aber da, sobald das Bündnis mit England beseitigt wäre und Japan im Falle eines Konflikts mit einer anderen Macht nicht mehr auf Unterstützung, ja nicht einmal auf Neutralität Englands rechnen könnte. Weitere Voraussetzung für ein solches, England bedrohendes Zusammengehen Japans mit Amerika, wäre freilich die Bereitwilligkeit der Vereinigten Staaten, auf eine solche Verständigung, die sich zwar nicht gegen amerikanische, aber doch gegen angelsächsische Interessen kehren würde und die auch mit der Monroe-Doktrin in Einklang gebracht werden müßte, einzugehen; diese Gefahr liegt aber für England heute jedenfalls näher als vor und während dem Kriege. Solange England nicht gegen eine solche japanfreundliche Politik der Vereinigten Staaten von Amerika gesichert ist, muß auch ihm an der Aufrechterhhaltung des englisch-japanischen Bündnisses gelegen sein.

Zu diesen negativen Interessen kommt an positiven Interessen — selbst wenn beide Vertragsstaaten die russisch-bolschewistische Gefahr gering schätzten — immer noch, besonders für England, das Interesse an der gegen China gerichteten Sicherung vor fremdenfeindlichen Bewegungen; und in diesem Zusammenhange ist zweifellos Englands Interesse an der Erhaltung des Bündnisses stärker als Japans, da in Japan Englands Macht in Ostasien schon lange nicht mehr so bedeutend wie früher eingeschätzt wird, während anderseits Japans Macht und seine Stellung in China bei Abschluß des ersten Bündnisvertrages und besonders in den letzten Kriegsjahren sich gewaltig verstärkt hat. Erneuert England das Bündnis nicht, so riskiert es, aus China und anderen Teilen Asiens

herausgeworfen zu werden durch eine Bewegung, die umfassender und tiefer wirken wird als der Boxeraufstand vor zwanzig Jahren und die indischen Befreiungsversuche.

So erklärt sich, daß die ausschlaggebenden Ansichten in Japan sowohl wie in England, wenn schon manche erst kürzlich und nach langem Zögern, auch jetzt, unter den veränderten Verhältnissen wieder für eine Erneuerung des Bündnisses eintreten. Der japanische Minister des Äußeren hat in einer Parlamentsrede die Erneuerung als erwünscht bezeichnet. Wenn von englischer Seite eine solche autoritative Erklärung bisher nicht bekannt geworden ist, so liegt das wohl an der Rücksicht, die die Londoner Regierung auf die britischen Dominions nehmen muß. Besonders die am Stillen Ozean gelegenen Dominions sind an diesem Bündnis sehr stark interessiert, und sie haben während des Bestehens des bisherigen Bündnisses dieses Interesse so oft und deutlich zum Ausdruck gebracht, daß die Londoner Regierung eine Entscheidung über die Erneuerung des Bündnisses nicht mehr ohne Mitwirkung dieser Kolonial-Regierungen wagen kann. Die Frage soll daher der im Juni dieses Jahres in London tagenden Reichskonferenz vorgelegt werden. Wie die Entscheidung dort ausfallen wird, läßt sich aber schon heute an deutlichen Anzeichen erkennen. Während nämlich in früheren Jahren in Australien sowohl wie in Neuseeland in öffentlichen Kundgebungen sehr heftig gegen den Verrat der weißen an die gelbe Rasse, den man dort in dem englisch-japanischen Bündnis erblickt, protestiert wurde und Australiens Ministerpräsident noch auf der Pariser Friedenskonferenz außerordentlich scharf gegen die japanische Bundesgenossenschaft aufgetreten ist, hat Herr Hughes kürzlich die Erneuerung des Bündnisses ausdrücklich im Parlament befürwortet, — wenn sie nur in einer Form geschehe, die nicht den Vereinigten Staaten von Amerika mißfalle —, und der Ministerpräsident von Neuseeland hat sich im gleichen Sinne geäußert — eine gewiß nicht bedeutungslose Übereinstimmung.

Das deutlichste Anzeichen für die bevorstehende Erneuerung des Bündnisses ist aber der Besuch des japanischen Kronprinzen in England, der wohl kaum hätte stattfinden können, wenn nicht beide Regierungen sich schon grundsätzlich über die Fortsetzung ihrer bisherigen engen Beziehungen verständigt hätten.

Und doch stehen dem Abschluß der Bündnis-Erneuerung noch bedeutende Schwierigkeiten entgegen. Zunächst scheint wieder das Bedenken aufgetaucht zu sein, daß der Bund zu Zweien zu schwach sein dürfte, verbunden mit der Frage, wer als weiterer Bundesgenosse hinzugezogen werden könnte.

Deutschland kann in der ohnmächtigen Lage, in die es der Friedensvertrag von Versailles gebracht hat, solange nicht in Betracht kommen, als England glaubt, zur Sicherung seiner Stellung in der Welt an Deutschlands Zertrümmerung mitwirken zu müssen. Rußland ist heute — abgesehen von seiner unverträglichen Staats- und Gesellschaftsordnung — mehr als je Japans ausgesprochener Feind und kann sich mit ihm auf der Grundlage, die Japan heute beanspruchen müßte (Überlassung der russisch-asiatischen Küstenprovinz), nicht friedlich verständigen, gleichgültig, wie und von wem es regiert wird. Frankreich kam schon zu Itos Zeiten für Japan nur gemeinsam mit Rußland als Bundesgenosse in Betracht, und seine politische Unzulänglichkeit

konnten die japanischen Staatsmänner während und nach dem Kriege in Ostasien wie in Europa deutlicher noch als früher feststellen. Die mittel- und südamerikanische Hilfe, die in Frage kommen könnte, ist gegenwärtig zu unbedeutend. Da war es denn kein gar so unnatürlicher Gedanke — der, soviel ich sehe, zuerst vom japanischen Staatsmann Graf Okuma im August 1920 öffentlich ausgesprochen wurde —, gerade diejenige Macht in den Zweibund hineinzuziehen, vor der jeder der beiden Verbündeten am meisten in Sorge sein mußte: die Vereinigten Staaten von Amerika.

Der Gedanke war damals nicht neu; denn schon im März war im japanischen Reichstag durch die Anfrage eines Abgeordneten enthüllt worden, daß das Auswärtige Amt in Tokio sich mit der Frage eines Dreibundes beschäftige. Nachdem so dieser Plan bekannt geworden war, wurde er sofort auch von amerikanischer Seite (besonders vom Oberst House) aufgegriffen (wenn er nicht vielleicht von dort überhaupt ausgegangen war), und auch in England scheint nach dem, was darüber aus Washington bekannt geworden ist, der Gedanke auf fruchtbaren Boden gefallen zu sein. Von der amerikanischen Seite wurde jedoch sogleich die Forderung erhoben, daß dabei auch Japans Stellung zu China festgestellt werden müßte, — denn das ist ein Ehrenpunkt für das amerikanische Volk geworden, nachdem das chinesische Volk bei den Pariser Friedensverhandlungen so kläglich von Wilson im Stich gelassen wurde.

Damit war auch Chinas Hinzuziehung zu dem neu abzuschließenden Vertrage zur Erörterung gestellt. Am bisherigen englisch-japanischen Bündnisvertrage ist China nur als Vertragsgegenstand, nicht als Partei beteiligt, ja, das Bündnis war, wie man auch in China jetzt erkannt hat, deutlich genug, wenn auch nicht offen ausgesprochen, gegen China gerichtet. Es ist ein Zeichen für das Wachsen des Nationalgefühls und Machtbewußtseins Chinas, daß es gegen diese Behandlung jetzt auftritt. Nachdem seine Proteste bei der englischen Regierung keine Beachtung gefunden haben, wandte sich die chinesische Regierung 1920 durch ein Pressetelegramm an die Öffentlichkeit, in welchem sie bekannt gab, der chinesische Gesandte in London sei angewiesen, gegen diese Behandlung Chinas Einspruch zu erheben und deren Fortsetzung bei etwaiger Erneuerung des englisch-japanischen Bündnisses als eine unfreundliche Handlung gegen China zu bezeichnen.

Seitdem ist der Gedanke, China als Bundesgenossen mit heranzuziehen, von den Beteiligten mit deutlichem Entgegenkommen behandelt worden, wozu wohl auch nicht wenig die Angebote, die China von Moskau und Tschita für ein gemeinsames Vorgehen gegen Japan erhalten hat, beitragen. Offenbar macht es aber noch Schwierigkeiten, für so verschiedenartige Vertragsparteien, wie England, Japan und China, zu denen sich als fünfte auch Frankreich schon gemeldet zu haben scheint, auf eine gemeinsame Grundlage zu bringen und sie auf gemeinsame Ziele zu einigen. Es muß zunächst das Kunststück fertig gebracht werden, Japan mit zwei seiner erbitterten Feinde an einen Tisch zu bringen, und es ist schwer zu sagen, welchem dieser beiden Gegner gegenüber Japan die größeren Schwierigkeiten haben wird. Im Jahre 1908 bezeichnete Graf Hayashi in seinen Tagebuchaufzeichnungen als die zwischen Japan und Amerika schwebenden Fragen: Die Einwanderungsfrage, die Schulfrage und das China-Problem. Die Schulfrage ist inzwischen geregelt worden. Hinzugekommen sind inzwischen die Südsee-

kabelfrage sowie die Schantung- und die Ostsibirienfrage als Sonderfragen des China-Problems. Von der Opferbereitschaft, die Japan in diesen Fragen zeigen wird, wird der Beitritt der Vereinigten Staaten zum englisch-japanischen Bündnis wesentlich abhängen, und es scheint, daß in Japan immer mehr Bereitwilligkeit zur Nachgiebigkeit auf diesen Gebieten durchdringen wird, wenn dafür eine der Sicherung gegen Großbritannien ähnliche Sicherung gegen die Vereinigten Staaten und eine Bindung Chinas unter *Anerkennung gemeinschaftlicher japanisch-chinesischer Interessen* erreicht werden kann.

Daß der Inhalt eines solchen Bundes nicht mehr der gleiche sein könnte, wie der des englisch-japanischen Bündnisses, ergibt sich schon aus der heutigen Stellung der Vereinigten Staaten zu ihrer Monroelehre, die sie sogar hinderte, dem Völkerbund des Versailler Friedensvertrages, obwohl dieser sie grundsätzlich anerkennt, beizutreten. Es ergibt sich auch aus dem Völkerbund selbst, aus seinem Sinn wie aus seiner Satzung, denn er schreibt für seine Mitglieder ein allgemeines Schiedsverfahren vor militärischen Zwangsmaßnahmen vor, während der englisch-japanische Bündnisvertrag seine Parteien verpflichtet, im Falle eines Angriffs auf den anderen Teil ohne weiteres zu den Waffen zu greifen. Die chinesische Regierung hat in ihrer öffentlichen Verwahrung gegen die geplante Erneuerung des englisch-japanischen Bündnisses darauf hingewiesen, und nicht ohne Erfolg. Zwar scheint Japan sich gegen diese das alte Bündnis vernichtende Auffassung zunächst gewehrt zu haben. Es erregte Aufsehen, als im Sommer 1920 vom Auswärtigen Amt in Tokio her bekannt gegeben wurde, daß der Völkerbundsvertrag der Erneuerung des englisch-japanischen Bündnisvertrages ebensowenig im Wege stehe, wie er den Garantieverträgen im Wege gestanden habe, die England und Amerika mit Frankreich gegen Deutschland gleichzeitig mit der Unterzeichnung des den Völkerbund errichtenden Versailler Friedensvertrages abgeschlossen. Man wird es auf englischen Einfluß zurückführen müssen, daß die japanische Regierung diesen Standpunkt wieder aufgab und am 8. Juni vorigen Jahres beide Regierungen *eine* übereinstimmende Note an den Völkerbundsrat richteten, in der erklärt wurde, im Falle der Erneuerung des Vertrages über den 1. Juli 1921 hinaus würde er in Einklang mit der Völkerbundsverfassung gebracht werden. Geschieht dies im wahren Geist des Völkerbundes, so bleibt vom Sinn des alten englisch-japanischen Bündnisses nicht mehr viel Wertvolles übrig. Aber um so annehmbarer wird es dann den Vereinigten Staaten von Amerika sein.

Anscheinend haben die Vereinigten Staaten es sich zur Aufgabe gemacht, dieſem Bunde einen neuen Inhalt zu geben. Es wird ihnen, die ja schon vor dem Kriege ernstlich mit China (und Deutschland) über vertragliche Festlegung gemeinsamer ostasiatischer Politik verhandelten, und die Japan gegenüber schon im Root-Takahira-Abkommen von 1908 und im Ishii-Lansing-Abkommen von 1917 schon Grundlagen geschaffen haben, gewiß nicht an praktischen Vorschlägen fehlen. Nach zwei Zielen weist ihre ostasiatische Politik der letzten Zeit, auf die sie sich nach Beseitigung ihrer Gegensätze gegen Japan mit den gedachten Bundesgenossen einigen könnten: *Verteidigung gegen Rußlands Bolschewismus* und *Befreiung der chinesischen Volkswirtschaft von ausländischer Ausbeutung* — beides durch internationalen Zu-

sammenschluß, wobei dann noch als drittes, unausgesprochenes, aber für Amerika wichtigstes Ziel erreicht würde: eine wirksamere Kontrolle und Bindung Japans.

Die Vereinigten Staaten von Amerika haben die Bekämpfung des russischen Bolschewismus zunächst durch die interalliierte militärische Expedition nach Sibirien versucht; sie haben es aufgeben und alle Erfolge den Japanern allein überlassen müssen. Sie haben die wirtschaftlichen Internationalisierungspläne in China, die ihr Staatssekretär Root schon vor zwölf Jahren einmal anzubahnen versucht hatte, jetzt wieder durch Schaffung eines internationalen Finanzkonsortiums versucht; es ist unfruchtbar geblieben, hauptsächlich wegen der amerikanisch-japanischen Eifersucht und wegen des Widerstandes Chinas, das nicht mehr ohne seine Mitwirkung Ausländer über die Volkswirtschaft des Landes verfügen lassen will.

Vielleicht schweben der amerikanischen Politik aber noch höhere Ziele vor. Vielleicht erblickt sie in der Vereinigung der vier oder fünf Mächte den Beginn eines neuen, ihren Anschauungen und Interessen entsprechenden Völkerbundes. Ein Völkerbund ist wie jede menschliche Gemeinschaft nur möglich unter Opfern und Selbstbeschränkungen aller Teilnehmer. Werden bei dem hier erstrebten Bunde die asiatischen Teilnehmer die ihnen zugemuteten Opfer und Selbstbeschränkungen wohl der ihnen verheißenen Vorteile wert und in Einklang mit den von den beteiligten Völkern der weißen Rasse geleisteten Opfern und Selbstbeschränkungen finden?

Als Deutscher möchte man leicht zu allebem sagen: Was schert uns in unserer vaterländischen europäischen Not ein ostasiatisches Bündnis? Wer aber in Ostasien gelebt hat, weiß, daß es dort Völker und Staaten gibt, deren Bedeutung der Europäer bisher mißachtet hat, deren Bedeutung aber immer mehr, zunächst auf künstlerischem und kulturellem Gebiet, allmählich auch auf wirtschaftlichen und machtpolitischen Gebieten in Europa sich geltend zu machen begonnen hat. In mehr als einmal getäuschter Hoffnung haben sich deutsche Blicke in dieser Zeit der Not nach dem fernen Osten gewandt. Japan war durch ein Bündnis, China durch seine wirtschaftliche Abhängigkeit von den Großmächten gebunden. Eine der stärksten Stützen dieses Zustandes ist seit zwanzig Jahren das englisch-japanische Bündnis. Sein Weiterbestehen oder Aufhören kann also mittelbar auch für Deutschland, auch für das Deutschland der Gegenwart, das von eigener politischer Betätigung in Ostasien fast ausgeschlossen ist, von Bedeutung sein. Von weit größerer Bedeutung für Deutschland aber wäre die Erweiterung dieses Bundes durch Hinzuziehung der genannten anderen Mächte unter Ausschließung Deutschlands. Sie würde die Stellung der Deutschen in den von jenen Mächten beherrschten Erdteilen noch mehr als bisher erschweren und auch in der Durchführung des Versailler Friedensvertrages gegen Deutschland, in der schon heute Japans Stellungnahme oft nur aus seinen Rücksichten auf den Bundesgenossen zu erklären ist, sich mit vervielfachter Stärke fühlbar machen. Der Wert eines solchen Deutschland ausschließenden Bundes läge für Deutschland nur darin, daß er ein neuer starker Hinweis darauf wäre, wie Deutschlands und Rußlands Politik immer mehr durch das Verhalten der Gegner zusammengebracht werden. Und solch ein deutsch-russischer Bund müßte auch auf China und Amerika — wenn sie nur erst den russischen Bolschewismus nicht mehr zu fürchten brauchen — stärkere und natürlichere Anziehungskraft haben, als das sich jetzt ihnen darbietende englisch-japanische Bündnis.

# Leipzig

Von Paul Warncke

Frißt es an deiner Seele,
Würgt es mit geiler Hand
Heimlich dir an der Kehle,
Mein deutſches Vaterland?
Raunt es mit ſchwülem Worte
Dir höhnend frech ins Ohr,
Daß keine Hand verdorrte,
Die falſche Eide ſchwor?

Man hat dir das Gewiſſen
Zertreten, Vaterland;
Mit Bubenhand zerriſſen
Der heiligen Scham Gewand.
Und du, enthüllt den wehen,
Den einſt ſo ſchönen Leib,
Du mußt am Schandpfahl ſtehen,
Germania, hohes Weib!

Du haſt mit deiner Wehre,
Die edles Blut geweiht,
Verraten deine Ehre
Und deiner Ehre Kleid.
Und mußt mit eigenen Händen,
Von Feindeshaß umgellt,
Die reine Seele ſchänden
Vor der entmenſchten Welt.

Ob nicht in nächtigen Stunden
Anklagend dich umkreiſt,
Entſtellt von hundert Wunden,
Erſchlagener Söhne Geiſt:
„Wann wird die Rache treffen
Die feige Mörderwut
Der Männer vom „King Stephen“,
Vom Baralong die Brut?“

Denk', was an deinen Söhnen
Franzoſenpack verbrach,
Und laß ins Herz dir dröhnen
Das heiße Lied der Schmach!
Aufreißen laß die Narben
Es nun und immerdar —
Denk' ihrer, die da ſtarben
Für das, was unſer war!“

Ja, laß die Schande freſſen,
Die gleich der Viper ſtach,
Auf daß wir nie vergeſſen
Der ungeheuren Schmach;
Daß wir's im Herzen tragen,
Was man uns dort getan,
Wo einſt die Schlacht geſchlagen
Zu Leipzig auf dem Plan!

# Bewirtſchaftung der Arbeit

## Ein Beitrag zur Dynamik des Wiederaufbaues

Von Joſef Winſchuh-Düſſeldorf

### I.

Die Arbeitskraft eines Volkes iſt ſein höchſtes nationales Gut. Heute iſt ſie ſchlechterdings die erſte Vorausſetzung der geſunden und ſelbſtändigen Stellung eines Volkskörpers in der Weltwirtſchaft und in der politiſchen Konſtellation der Nationen. In enger Wechſelwirkung mit günſtigen geographiſchen, geologiſchen und klimatiſchen Verhältniſſen iſt ſie die Hauptquelle, dynamiſch betrachtet, die einzige Quelle des „Reichtums der Nationen“, deſſen wirtſchaftliche Funktion das ſogenannte Volksvermögen, ſtatiſtiſch faßbar, darſtellt. Es muß daher vornehmſte Aufgabe eines Volkes, das ſich zur Geltung bringen will, ſein, ſeine nationale Arbeitskraft zweckmäßig zu verwalten. Das heißt, ſie nach innen mög-

lichst reibungsarm zergliedern und harmonisch ordnen (nationale Arbeitsteilung = innere Wirtschaftspolitik), sie gleichzeitig klug-vorbeugend pflegen (Sozialpolitik) und nach außen hin energisch und zielbewußt zusammenfassen und in die weltwirtschaftliche Wagschale werfen (natürlicher Wirtschaftsimperialismus). Die Lösung dieser Aufgabe ist schon normalerweise schwierig und stellt an die Politik des Staates und der privaten Beteiligten hohe Ansprüche. Tragisch zwingend, weil lebensnotwendig im höchsten Grade, drängt sich aber die Lösung dieser Aufgabe dem deutschen Volke auf: Es litt unter einem gigantischen Kriege, dessen Ausgang seine geographisch-wirtschaftlichen Produktionsmittel scharf schmälerte und sein Volksvermögen durch riesige Verschuldung unter das Existenzminimum preßte, während noch dauernd die Blutegel wahnwitziger Forderungen an seinen kranken Wirtschaftskörper gesetzt werden. Deutschlands Zukunft steht und fällt mit der Lösung seines Wiederaufbauproblems, dessen Hauptforderung sich am klarsten auf die nationalökonomische Formel: Bewirtschaftung der nationalen Arbeit bringen läßt. Die praktische Beschäftigung mit diesem Problem, insbesondere auch im einzelnen, fordert immerhin, sich in knappen, plastischen Gedankengängen in seine historischen und dynamischen Voraussetzungen hineinzufühlen, sich über die Entwicklungsgesetze und treibenden Energien klar zu werden, welche die Gesamtlösung dieser Aufgabe bisher bestimmten und Richtungspunkte für ihre wahrscheinliche zukünftige Gestaltung darbieten.

Die Arbeit eines Volkes vereint in heißen Brennpunkten die verschiedensten Ausstrahlungen und Sphären seiner Kultur oder Zivilisation. Sie ist, wenn man bei der Flüssigkeit und Elastizität des ganzen Problems überhaupt wagen will, planvoll zu ordnen, hauptsächlich Gegenstand dreier nationaler Sphären, die sich oft in ihr überschneiden:

a) der Kultur und ideellen Pflege, d. h. der vorhandenen Weltanschauungen, der praktischen Ethik und typischen nationalen Haltung, der Bildung, der planvollen Standespflege, des bewußten Familienlebens. — Ergebnis: Arbeit als Persönlichkeitsgehalt und Befriedigung, klassisch gefaßt: Arbeit ist des Bürgers Zierde;

b) der Wirtschaft und Technik, d. h. als Teil des Produktionsprozesses und Beleber und Verwirklicher von Projekten. — Ergebnis: die Arbeitsleistung, der wirtschaftliche Gewinn, der technische Fortschritt;

c) des Rechts, einschließlich Staatsform, sowie der materiellen Pflege, d. h. der Verfassung, des zivilen und öffentlichen Rechts, die Arbeit der Zivilisation im Gegensatz zum Arbeitsbegriff der Kultur, insbesondere als Erreger der sogenannten sozialen Frage. — Ergebnis: Freies und staatliches Arbeitsrecht, freie und staatliche Sozialpolitik.

Im Leben der modernen Völker läßt sich sehr deutlich die Zeitspanne auffinden, in der die nationale Arbeit oder doch ihr wesentlicher Teil, der ihr vor allem im Auslande das typische nationale Gepräge verleiht, den kritischen Schritt aus dem Stilleben der Kultur in die nüchterne Zweckmäßigkeit der modernen Zivilisation hineinwagt. England tat diesen Schritt, der überall durch das aufwuchtende industrielle Zeitalter bedingt wurde, bereits um die Wende des 18. Jahrhunderts. Deutschland folgte zaghaft in den fünfziger Jahren des 19., bewußter und energischer nach dem erfolgreichsten Dezennium preußischer Außen-

politik und der Schaffung des jungen, starken Reiches. Dieser Schritt, der überall für die praktische Ethik, die typische Haltung und soziale Schichtung eines Volkes von größter Bedeutung ist, geschah in den Volkskörpern unter lebhaften kulturellen Krisenstimmungen. In Deutschland wurde die zweite bewußte Phase des Hinübergleitens der nationalen Arbeit der Kultur in die moderne Zivilisation deutlich begleitet von zwei tiefgreifenden Änderungen in Gliederung und Bewußtsein des Volkes, die starken innerpolitischen Konfliktsstoff für die Zukunft enthielten: In der sozialen Schichtung durch die Bildung eines neuen Wirtschaftsstandes und staatsbürgerlichen Typus, des Industriearbeiters, in der geistig-philosophischen Gliederung des Volksbewußtseins durch das Werden einer überraschend scharf ausgeprägten, sehr aktiven Lebensanschauung, des marxistischen Sozialismus. Beide unwillkürlichen Erscheinungen schaffen alsbald in enger Verbundenheit willkürliche Gebilde: Partei und Gewerkschaft. — Der Versuch, den Typus des Industriearbeiters wirtschaftlich wie kulturell dem organischen Volkskörper zu assimilieren, bedeutet dann die Stellung der *sozialen Frage*, die bis heute, auch vom Sozialismus und Kommunismus, keine befriedigende *soziale Antwort* gefunden hat. Der Arbeitsbegriff des modernen Industriearbeiters entwurzelte sich zum Schaden der nationalen Geschlossenheit dem Schoße der traditionellen Kultur und ihrem Urträger, der Landschaft, völlig und suchte nach entsprechenden Stützen in der Welt der Zivilisation. Das beweist sehr deutlich die Ersetzung des organischen Standesgefühls, das gleichsam biologisch im Volksganzen lebt, durch das konstruierte Klassenbewußtsein, das eine tatsächlich nicht vorhandene, ebenfalls konstruierte „Menschheit" voraussetzt, die durch den Klassenkampf in zwei wagerechte Schichten: Kapitalisten — Proletarier gespalten wird, welche, leider, durch die Nationen senkrecht gegliedert (in Wirklichkeit scharf und organisch getrennt) werden. Aufhebung dieser Gliederung oder Trennung ist Ziel der *Internationale*.

Tatsächlich legte auch der Arbeitsbegriff des einzelnen Arbeiters die kulturelle Prägung ab. Er wurde vergröbert, gewissermaßen stark entseelt. Die Gewerkschaften bildeten sehr deutlich den neuen Maßstab der Arbeitsbewertung aus: materiell — meßbar. Daher ihre Forderung: Erhöhung der Entlohnung, Verkürzung der Arbeitszeit, Erleichterung der Arbeitsmühe. Die logische Grundlage ihrer Strategie ist etwa folgende: Wir schaffen unter dem verhaßten kapitalistischen Wirtschafts- und Arbeitssystem, mit dem wir uns aber aus Existenzgründen praktisch abfinden müssen. Daher Realpolitik, angetrieben von Dogmatik. Wir müssen trachten, unsere Arbeitskraft, die wir zweifellos gern einer von uns ersehnten sozialistischen Wirtschaft rückhaltlos zur Verfügung stellen würden, dieser kapitalistischen Wirtschaftsform möglichst zu entziehen und sie ihr nur in (zeitlich wie körperlich) beschränktem Umfange und möglichst teuer zur Verfügung zu stellen. Daß wir auf Gedeih und Verderb mit der kapitalistischen Wirtschaftsform verbunden sind, nicht, weil sie just die kapitalistische ist, sondern die zufällige oder vielmehr historisch notwendig gewordene, daß wir daher den Rhythmus dieser Form innig mitmachen, von seiner Wohlfahrt Nutzen ziehen, unter seinen Krisen leiden, wissen wir, wenigstens unter der Hand. Wir leiten aus diesem Wissen aber nicht den Willen ab, mit dieser Form eine Interessengemeinschaft einzugehen, bei der wir auf *die* Kosten kämen, die uns vernünftigerweise nach unserer wichtigen Rolle

im Produktionsprozeß zustehen, in der wir besonders dafür sorgen, daß wir nicht die letzten sind, die von seinen Konjunkturen profitieren, und nicht die ersten oder gar einzigen, die unter seinen Krisen leiden. Wir wollen sie vielmehr zerstören, aber vorsichtig zerstören und bei dieser Handlung noch einen möglichst hohen Anteil der Arbeiterschaft am Zinsertrag der kapitalistischen Wirtschaft herausschlagen.

Natürlich fehlen auch ideelle Momente nicht, aber sie bleiben durchweg Mittel zur Erreichung materieller Vorteile oder zur Vorbereitung jener Zerstörungsaktion.

Entglitt so der neue Arbeitsbegriff der kulturellen Pflege in bedauerlichem Maße, was heute bereits stark eingesehen und, auch von sozialistischer Seite, lebhaft bekämpft wird, so wurde er von Wirtschaft und Technik überaus stark beansprucht und naturgemäß weiter materialisiert, zunächst zuungunsten des Arbeiterschutzes. Das liegt aber überall, nicht nur in Deutschland, in der Natur der Sache. Die sozialistische These ist eben bedingt falsch, daß technische Errungenschaften ganz automatisch Entlastung des einzelnen Arbeiters und Verbesserung der Lage der Arbeiterschaft bedeuteten. Diese entlastende, eminent soziale Eigenschaft moderner Technik wird vielmehr erst nach geraumer Zeit mühsamer Erfahrung, Schaffung einer gewissen industriellen Tradition und hinreichender Kapitalbildung erreicht. Tatsache ist vielmehr, daß beim Auftakt der Industriewirtschaft die Arbeitskraft zunächst den Selbstkostenfaktor abgibt, der wegen seiner Elastizität, seiner bequemen Erfassung und besonders der Eigenschaft halber, daß er geliehene Produktionsenergie vorstellt und über die Leihfrist hinaus nicht oder nur sehr beschränkt zu Sorgfalt oder Pflege verpflichtet, im Produktionsprozeß am ehesten und schärfsten beansprucht wird. Das ist zwangsläufige Erfahrung, die nicht zu umgehen und anfänglich auch nicht stark zu mildern war. Aber allmählich wurde doch dank dem Aufblühen deutscher Industrie und mit Hilfe des Staates und der Sozialpolitik ein Abebben dieser gefährlichen Spannung erzielt, gewissermaßen immer stärker eine Balance angestrebt, deren Herstellung dicht vor dem Kriege nicht mehr allzu fern sein konnte. Damals waren sowohl Ruf der deutschen Industrie wie Typ des deutschen Qualitätsarbeiters stark und versprechend ausgeprägt, die rationelle Verwertung der Arbeit durch Technik und Wirtschaft bis zu einer gewissen Reife abgeschlossen, andererseits die wirtschaftliche Lage des deutschen Arbeiters relativ erfreulich gehoben. Bei weiterem Aufblühen der deutschen Industrie und Vermehrung des Nationalvermögens in gleichem Tempo wäre die organisierte Arbeiterschaft voraussichtlich in der Lage gewesen, ihren Anteil am Nationaleinkommen, den Prozentsatz vom Zinsertrag der Volkswirtschaft befriedigend zu steigern, was vorher noch als ausgeschlossen oder sehr schwierig erschien. (Weitere Aufsätze zu dieser Frage folgen.)

# Die Mythe vom Deutſchen

Von Richard Müller-Freienfels

Es iſt eine bekannte biologiſche Erſcheinung, daß die Erinnerung der Völker an längſtvergangene Zeiten ſich Mythen ſchafft. Mythen aber ſind Vorſtellungen, die keinerlei exakten Wahrheitswert haben, die nur aus einer vielfältigen, irrationalen Wirklichkeit einige markante Züge herausheben, ſie ausſchmücken, vergrößern und zu einem Bilde runden, das in Ermangelung wirklicher Erkenntnismöglichkeiten dennoch als eine Art Erkenntnis gewertet wird. Die Weltgeſchichte, auch dort, wo ſie ſich deſſen nicht bewußt wird, iſt ſehr ſtark mit ſolchen Mythen durchſetzt. Nicht nur die Zeit des trojaniſchen Krieges oder der Völkerwanderung lebt als Mythe weiter, auch Barbaroſſa, auch Napoleon, auch Bismarck ſind zu ſolchen mythiſchen Geſtalten geworden. Dieſe Mythen ſind keineswegs ohne weiteres als „falſch“ abzutun, wenn ſie auch weit davon entfernt ſind, porträthaft „richtig“ zu ſein: ſie ſind Vereinfachungen und Vergröberungen von oft richtig, oft aber auch unrichtig erſchauten Zügen und haben beſonders für den Ungebildeten, aber auch für den gebildeten Laien in der Hiſtorie den Ruf der Bequemlichkeit und einer derben, gefühlsmäßigen Überzeugungskraft, ſo daß derartige Bilder vom Nichthiſtoriker gern ſtatt der Wahrheit hingenommen werden. Denn die „Wahrheit“ iſt meiſt ungeheuer kompliziert, irrational und nicht auf ſo bequeme, ſchlagkräftige Formeln zu bringen, wie man ſie von der Geſchichte für den praktiſchen Gebrauch fordert.

Aber nicht nur von fernen Zeiten bilden ſich Mythen, auch fremde Länder und Völker verwandeln ſich mythenhaft. Es gibt auch eine Mythe von Indien, von Amerika, ja auch von Deutſchland, bei anderen Völkern, ſelbſt bei den Nachbarn. Sind doch auch die Völker der Gegenwart, nicht nur die ferner Vergangenheiten, äußerſt komplizierte, irrationale und nicht auf eine erſchöpfende Formel zu bringende Größen, und beſteht doch auch ihnen gegenüber das Bedürfnis, ein bequemes, ſchlagkräftiges Bild von ihnen zu ſchaffen. So entſtehen auch in der Beurteilung der Völker untereinander ſolche Vereinfachungen und Vergröberungen, die als geiſtige Scheidemünze gern in Kurs genommen werden, ohne jedesmal auf ihre Echtheit nachgeprüft worden zu ſein. Wenn es ſchon dem einzelnen Menſchen gegenüber ſchwer iſt, eine erſchöpfende Formel für ſein Weſen zu finden, wie unendlich viel ſchwerer iſt das ganzen Völkern gegenüber. Welche Widerſprüche vereinigt jedes Volk in ſich an Gegenſätzen des Charakters und des Temperaments, der religiöſen, wirtſchaftlichen, künſtleriſchen, wiſſenſchaftlichen Bildung! Von all dem abſtrahiert die Mythe und ſchafft ſich jene bequemen Vorſtellungen vom geldgierigen Uncle Sam, vom verſchlagenen, ſelbſtiſchen John Bull, von der koketten, hyſteriſchen Marianne. Man täuſche ſich nicht: keineswegs bloß der Bildungspöbel rechnet mit dieſen mythiſchen Größen, bis hoch in die Höhen politiſcher Kreiſe hinein hat man mit dieſen Trugbildern gearbeitet: teils unbewußt, teils bewußt! Ja, genau betrachtet, iſt der Weltkrieg gar nicht gegen den wirklichen Deutſchen, ſondern jene Mythe vom Deutſchen geführt worden. Was wußten im Grunde der wenig reiſende Franzoſe, der viel reiſende, aber

doch stets etwas insular bleibende Engländer, der Rumäne, der Amerikaner, der Senegalese vom wirklichen Deutschen? Nichts! Gegen den aber führten sie auch gar nicht Krieg, wie ihre Staatsmänner oft betont haben, sondern gegen den mythischen Deutschen, den „Boche", den „Hun", den „Militaristen". Man könnte die ganze Weltgeschichte der letzten Jahre sehen wie die Sagen ältester Zeiten, wo auch die Kämpfe nicht auf der Erde entschieden wurden, sondern in den Lüften, hoch zu Häupten der Menschen aus Fleisch und Blut, im Kampfe zwischen geisterhaften Wesen, eben der mythischen Göttergestalten. Und letzten Endes ist gar nicht der deutsche Soldat in Feldgrau und Stahlhelm, sind auch nicht Ludendorff und Hindenburg besiegt worden, sondern jener mythische Deutsche, den die Gegner bewußt zur Fratze verzerrt hatten, zur Fratze, an die der Deutsche zuletzt selber glaubte, die ihm zuletzt selber zum Ekel wurde.

An sich braucht ein solcher mythischer Volksbegriff keineswegs gehässig zu sein, obwohl Mythe und Karikatur nahe verwandt sind, da die mythische Vereinfachung und Vergrößerung (besonders wenn diese einzelne Züge hervorhebt) leicht komische Züge annehmen kann. Aber es kann sich auch um eine Vergrößerung im Sinne der Verklärung handeln. So besteht kein Zweifel, daß das Bild der Griechen, wie es durch die Weltgeschichte geht und von allen Klassikern und Philhellenen geglaubt wird, eine sehr abstrakte Mythe ist, die der Wirklichkeit sehr unähnlich ist. So umgibt die heutigen Franzosen noch immer ein Nimbus aus der Zeit des Sonnen-Königtums und der galanten, aristokratischen Zeit, der für die Republik der Advokaten und Krämer, die heute in Paris herrscht, nicht im geringsten mehr paßt. In der schönen, eleganten Sprache wirkt noch etwas nach von jener Epoche, aber selbst diese Sprache ist ja kläglich heruntergekommen in der Zeit der Poincaré und Clémenceau. Das Frankreich von heute mit seinem unvornehmen, hysterischen Gebaren hat keinen Anspruch mehr auf den Namen einer ritterlichen Nation. Trotzdem ist die Mythe nicht unterzukriegen, da sie stärker ist als Fleisch und Blut, und selbst in Deutschland glaubt man vielfach noch an jenen mythischen Franzosen und selbst der Friedensvertrag hat das Wahngebilde nicht zerstört.

Auch die Mythe vom Deutschen war nicht immer bloß Karikatur. Sie richtete sich stets nach dem repräsentativsten, im Ausland sichtbarsten Typus. Im Mittelalter galt der Deutsche, den man jenseits der Grenzen meist als Landsknecht kennen lernte, als trinkfester Raufbold, später kam dann die Vorstellung vom pflanzenfressenden Philister auf, der politischen Schlafmütze, höflicher ausgedrückt, dem „Dichter und Denker", Bilder, wie sie vor allem Frau von Staël und Carlyle im Ausland verbreitet haben. Alles das aber ist ganz systematisch verdrängt durch die neue Mythe, an der das Ausland seit 1870 gearbeitet hat, und die in der Tat in des Teufels Hexenküche gebraut zu sein scheint, so furchtbar ist sie uns geworden, und daß sie uns selber unähnlich erscheint, macht sie nicht harmloser, sondern gerade um so gefährlicher!

Ja, es gibt eine Mythe vom Deutschen, sie wird überall in der Welt geglaubt wie das Evangelium, und so wenig wie diesem werden tatsächliche Widersprüche in der Mythe oder zwischen ihr und der Wirklichkeit ihrer Überzeugungskraft schaden. Der Deutsche muß sich heute darüber klar sein, daß zu seinen Häupten ein Gespenst steht, das seine Realität völlig verdunkelt, daß die

ganze Welt gar nicht sie selber sieht, sondern jenen gespenstigen, ins Riesenhafte vergrößerten und vergröberten Schatten, den es wirft.

Es ist töricht und kurzsichtig, über diese Mythe zu lachen; denn sie ist ein Meisterwerk, an dessen Zustandekommen die schlauesten Politiker der ganzen Welt beteiligt sind. Schon seit vielen Jahren war diese Geistererscheinung vorbereitet, schon seit vielen Jahren war die öffentliche Meinung bewußt in jenen hysterisch-überreizten Zustand versetzt worden, in dem jedes Gespenst glaubhaft wird, und so war es eine Kleinigkeit, es im August des Jahres 1914 aus der Versenkung auftauchen zu lassen. Aber man täusche sich auch jetzt nicht mit dem Glauben, daß nach der Niederlage dieses Gespenst etwa verschwinden werde wie andere Gespenster bei Schlag Eins um Mitternacht und daß sein Gerippe zerschellen werde wie jenes der Goetheschen Ballade! Weit gefehlt! Die Staatsmänner der Entente haben nicht das geringste Interesse daran, jetzt nach dem sogenannten Frieden Tageshelle eintreten zu lassen, nein, sie sorgen mit allen Kräften dafür, daß jene Dunkelheit bestehen bleibt, die die Atmosphäre für alle echten Gespenster ist, ja, darüber hinaus arbeiten sie noch immer weiter mit emsigem Fleiß daran, das mythische Zerrbild zu vertiefen und noch lebenswahrer zu machen und so sich selber mit um so lichterer Glorie zu umhüllen. Denn was wäre der Drachentöterruhm des Lloyd George, des Clémenceau, des Wilson, wenn sich auf einmal der Drache, den sie erschlagen, als ein gewöhnlicher Theaterdrache entpuppte?

Nicht nur darüber also müssen wir uns klar sein, daß die Welt an einen solchen deutschen Drachen geglaubt hat, nein auch darüber, daß sie noch immer daran glaubt und alles tut, um diesen Glauben zu verewigen. Je scheußlicher der Deutsche ist, um so herrlicher sein Besieger. Darum wird die Mythe vom deutschen Barbaren weiterleben in allen Schulbüchern von Frankreich, Englaud und Amerika, sie wird vielleicht in Volksliedern am Senegal, Ganges und bei brasilianischen Indianern immer noch mythischer und immer noch scheußlicher werden, und wir werden die Leidtragenden sein. Es gibt nichts Stärkeres in der Welt als einen nützlichen und angenehm zu glaubenden Irrtum. Wenn der Deutsche noch immer nicht seinen naiven Kinderglauben an den automatisch erfolgenden Sieg der „Wahrheit" begraben hat, so sollte er ihm schleunigst ein Begräbnis erster Klasse bereiten und sollte einsehen lernen, daß in der Weltgeschichte die Wahrheit stets auf der Seite der am gewandtesten schreibenden Federn ist. Die aber hat die Entente, und sie nutzt sie noch weiter aus und wird sie weiter schreiben lassen, jahrhundertelang! Und wir werden einen furchtbaren Kampf ausführen müssen gegen dieses uns übergeworfene Nessoshemd, wir müssen es uns vom Leibe reißen, wenn es uns nicht ganz vergiften soll. Auch darüber darf keine Täuschung obwalten, daß dieser Kampf ungeheuer schwer ist, weil er eben nicht gegen Fleisch und Blut, sondern gegen ein Gespenst geführt wird, ein Gespenst, das von mehr als der halben Welt sekundiert wird. Es wird nicht genügen, daß der Verkehr wieder aufgenommen wird, wir wieder zu den ehemaligen Feinden, diese wieder zu uns reisen! Es ist ja leider eine feste psychologische Tatsache, daß die Menschen in der Regel nicht sehen, was sie wirklich sehen, sondern das, was sie sehen *wollen* und zu sehen *erwarten*. Wer's nicht glaubt, lese die Berichte fremder Zeitungen aus Berlin des Jahres 1919. Ich will keine mala fides annehmen, die fremden Journalisten mögen nicht bewußt

gelogen haben, aber sie täuschten sich. Wie Tartarin von Tarascon sahen sie nur die Vorstellungen ihres eigenen Hirns, eben die Mythe vom Deutschen. Und dagegen müssen wir fechten.

Wie aber wird dieser Kampf zu führen sein? Das ist ein ungeheuer schweres Problem, das nicht mit einem Schlagwort zu beantworten sein wird. Das Nächstliegende muß natürlich sein, daß die Gefahr, in der wir schweben, erkannt wird, daß wir uns klar darüber sind, daß dieser Gegner darum, weil er eine Lüge ist, nicht ungefährlich, sondern tausendmal gefährlicher ist, als wenn er von Fleisch und Blut und mit einem Kanonenschuß zu erledigen wäre. Wir müssen wissen und müssen es unsern Kindern sagen: ihr werdet bewußt verleumdet und verzerrt, euer Name ist beschmutzt und entehrt, und es hilft gar nichts, darüber bloß entrüstet zu sein und den Kopf in den Sand zu stecken. Wir müssen immer wieder die Methode aufdecken, nach der das Gespinnst gewoben wird, aus dem wir nicht loskommen, wir müssen aber auch die Gründe aufdecken, warum es geschieht. Wenn einer auf der Straße allzulaut schreit: Haltet den Dieb, so liegt die Annahme sehr nahe, daß er selbst es ist, der den Diebstahl begangen hat. Der Eifer, mit dem die Entente das Bild vom deutschen Teufel immer aufs neue schwärzen läßt, ist höchst verräterisch. Und es wird immer neue schwarze Farbe aufgetragen, wozu gar noch Deutsche beständig die Palette reichen. Wir wollen gewiß nicht verschweigen und abstreiten, daß Fehler bei uns begangen sind, aber im Gespräch mit Ausländern setzt ein solches Bekenntnis die Gegenseitigkeit als selbstverständliche Anstandspflicht voraus. Das etwas masochistische Bedürfnis der Zerknirschung und des Peccavisagens einzelner Deutschen mag ja zum Teil löblichen moralischen Gefühlen entspringen, es ist aber in dieser Zeit ein Verbrechen gegen das eigene Land eben darum, weil es dazu dient, der Mythe vom Deutschen neue Farben zu leihen. Eine solche Handlungsweise verkennt, daß wir nicht vor gerechten Richtern, sondern vor Gegnern stehen, die alles Interesse daran haben, daß wir die Schuld auf unsere Seite nehmen, weil dadurch ihre Wagschale, die auch erheblich belastet ist, in die Höhe schnellt.

Durch die Erkenntnis der Gefahr und ein würdiges Wegschauen allein freilich wird der Gegner nicht besiegt. Es ist gewiß eine heroische Haltung, wie Dürers Ritter zwischen Tod und Teufel hindurchzureiten, ohne umzublicken: aber es genügt nicht, wenn wir jene Gespenster aus der Welt verbannen wollen. Wir müssen alles tun, um jenem Gespenst die Lebenskraft zu nehmen. Schließlich lebt doch auch die Lüge nur davon, daß sie einen Schein der Wahrheit hat, daß sie sich als Wahrheit verkleidet. Es wird also notwendig sein, daß wir alles vermeiden, was nach einer Übereinstimmung zwischen der Wirklichkeit und jener Chimäre aussieht. Das Unglück Deutschlands war ja, daß das Ausland seinem Gespenste stets Worte der führenden deutschen Männer in den Mund legen konnte, deren Theaterresonnanz jeder hinter den Kulissen einsah, die aber draußen, bei der fremden Masse als Wahrheit und Wirklichkeit gewertet wurden. Es ist daher selbstverständlich, daß die führenden Staatsmänner solche bramarbasierenden Worte meiden müssen, selbst auf die Gefahr hin, daß die Zeitungspatrioten beim Frühstückstisch auf diesen Theaterdonner verzichten müssen. Es waren sicherlich nicht die wertvollsten Deutschen, die den theatralischen Fanfaromaden, wie wir sie in der Vorkriegszeit in Abständen zu hören bekamen, zugestimmt haben. Aber auch

der einzelne Deutsche, besonders im Ausland, wird gut tun, alles Auftrumpfen mit großen Worten zu meiden. Unsere großen Worte haben uns geschadet, nicht unsere großen Taten. Aus ihnen zog jenes mythische Zerrbild seinen Schein von Lebenswahrheit. Und wenn gar Max Reinhardt zur Kriegszeit mit Hauptmanns Biberpelz ins Ausland reiste, so war das eine Handlungsweise, wie sie Lord Northcliffe nicht zweckentsprechender hätte ersinnen können. Da hatte man ja die „Boches peints par eux mêmes", Bilder wie sie die französischen Zeitungen täglich aus deutschen Witzblättern, allerdings meist mit gefälschtem Text brachten. Aber wir waren es doch, die die Vorlagen dazu lieferten. Das muß aufhören! Freilich wird es sehr schwer sein, in dieser Hinsicht etwas zu erreichen, wo bei den inneren Parteikämpfen stets sich einzelne Parteien auf seiten der Gegner schlagen und in deren Horn stoßen, dieses Horn, das beständig die Schauermär vom deutschen Militaristen in die Welt tutet.

Aber mit diesem negativen Verfahren der Vermeidung neuer Fehler allein wird nicht sehr viel zu erreichen sein. Es kann ja gewiß eintreten, daß wir auch die ungeheure Verleumdung „miterleben" (to live it down sagt der Engländer sehr gut) und dem bewußten Bestreben, jenes Zerrbild lebendig zu erhalten, steht doch auch die Vergeßlichkeit der Massen bei den fremden Völkern gegenüber.

Wichtiger, aussichtsreicher und auch schneller zum Ziele führend scheint mir ein anderer, positiverer Weg, der ja allerdings viel Takt erfordert: die Schaffung einer neuen Mythe vom Deutschen. Jenes kriegsgeborene Drachenbild war ja nicht immer da, es ist geboren worden und daher auch sterblich. Nun ging ja eine andere Mythe voraus, das Bild vom deutschen Michel, dem deutschen „Dichter und Denker", was ja weit mehr ein Tadel als ein Lob war, aber immerhin weniger schädlich als die neueste Ausgeburt politischer Mythologie. Ob es uns je gelingen wird, jenen alten biederen Michel wieder lebendig zu machen, ist sehr zweifelhaft, der Erfolg sogar vielleicht gar nicht zu wünschen.

Woher aber die Umrisse für eine neue, bessere Mythe nehmen? Haben wir überhaupt einen repräsentativen Typus, der geeignet wäre, als Vorlage zu dienen? Nun, es kann kein Zweifel sein, daß zurzeit der sozialistische Gewerkschafter uns nach außen hin am sichtbarsten repräsentiert. Ob mit Glück, ist eine andere Frage.

Welche Eigenschaft des deutschen Charakters aber ist überhaupt geeignet, zugleich uns den Respekt wie das Vertrauen des Auslands zu erwerben? Sie ist selten geworden in diesen Tagen, aber sie ist vorhanden und muß wiederkommen! Es ist die solide Tüchtigkeit, die phrasenlose Arbeitsfreude und Arbeitskraft, die uns groß gemacht hat, und sie allein, nicht bramarbasierde „Schneidigkeit" auch nicht aalglattes Schiebertum, wird es möglich machen, daß eine wahrere echtere Mythe oder (wie man mit edlerem Klang sagt:) ein Mythos vom Deutschen sich bilde. Daß das aber möglich werde, dazu müssen auch bei uns die Kräfte zusammenwirken. Vor allem die Kunst ist ja für die Mythenbildung maßgebend. Sowohl die bildende Kunst wie die Poesie vermögen es, einen Typus zu mythischer Größe emporzutürmen. Hat nicht Meunier den belgischen Minenarbeiter zu mythologischen Maßen emporgesteigert? Ist nicht in Tolstoischen Werken der russische Bauer ins Mythische gewachsen? Unmöglich ist nichts vor einem starken künstlerischen Wollen! Das aber muß da sein. Die deutsche Kunst muß endlich

ihre oppositionelle Geste aufgeben und, nicht zur Dienerin der staatlichen Macht, aber zu ihrem freien Verbündeten werden. So ist es ja früher gewesen. Damals war nationales Bewußtsein (nicht etwas, dessen man sich schämte, wie in Berlin W von 1914) und auch bald danach wieder. Schiller und Kleist konnten patriotisch sein, ohne in den Verdacht des Byzantinismus zu kommen.

Es war gewiß zum Teil Schuld des neudeutschen Regimes, zum Teil hatte es schwerer zu durchschauende Gründe, daß die gute Kunst der letzten Jahrzehnte eher in Opposition zur staatlichen Idee stand, als ihr Träger war. Es wäre von Herzen zu hoffen, daß das jetzt anders würde. Denn die Mythenbildung von einem Volke baut oft mehr auf der künstlerischen Darstellung auf als auf der Wirklichkeit. Ist das Bild vom Russen, das wir haben, nicht weit mehr auf der Lektüre Tolstoischer, Dostojewskischer, Gorkischer Bücher aufgebaut als auf einem Studium der Wirklichkeit? Man erwäge nur, wie wenig Deutsche verhältnismäßig nach Rußland reisten, in wieviel deutsche Häuser dagegen jene Bücher kamen. Überlegen wir noch weiter, daß die besten Leser dieser Bücher aber meist gerade jene Leute waren, die als Schriftsteller die öffentliche Meinung machten, so wird man verstehen, wie wichtig die Dichtung für das Zustandekommen einer Mythe ist.

Wir müssen mit dem Schaffen einer deutschen Mythe also bei uns selber beginnen, nicht mit aufdringlicher Propaganda das Ausland mit solchen Dingen belästigen. Mythos aber für den eigenen Gebrauch ist gleichbedeutend mit „Ideal". Und damit komme ich auf das Wesentliche. Was wir brauchen, ist ein neues, klarformuliertes Ideal vom Deutschen. Das der letzten Jahrzehnte, wenn es überhaupt ein echtes Ideal war, ist zerschellt. Der „schneidige" Deutsche, der smarte Machtverehrer, der zwar nicht der Volkswirklichkeit entsprach, aber vielen doch als Ideal vorschwebte, ist am 9. November 1918 begraben, und es sind ihm Totenopfer genug geschlachtet worden. Wir brauchen einen neuen Helden! Und darauf wird es ankommen, ob es gelingt, einen solchen zu gestalten. Nur so, von innen heraus, wird jenes mythische Gespenst der andern überwunden werden. Nur indem wir eine geistige Macht diesem Gespenst entgegensetzen, können wir es überwinden. Und echter Geist ist von jeher das beste Mittel gewesen, um Gespenster aus der Welt zu schaffen!

# Albrecht Dürer

Von Walter Elchi

rieg, Seuche, Hunger, Tod, die vier unheimlichen Reiter aus der Offenbarung St. Johannis, die alles Leben unter dem Hufschlag ihrer Rosse zermalmen, sind auf das deutsche Volk losgelassen. Dürers Holzschnitt zu dieser Stelle der Apokalypse mag manchem als ein Bild erscheinen, das den Zustand unserer Zeit widerspiegelt. Mancher mag sich selbst mitten in der Schar der ohnmächtig zu Boden Stürzenden sehen.

Aber wir, die den zertrümmerten Bau des Reiches wiederaufrichten sollen, müssen uns ein anderes Bild vor Augen halten, Dürers eisengepanzerten Ritter, der Tod und Teufel trotzt. Will das deutsche Volk am 21. Mai in würdiger Weise des alten Meisters gedenken und den Geist des Toten wieder aufstehen lassen zu gegenwärtigem, Taten schaffenden Leben, so muß eine Betrachtung seiner Werke von diesem Bild ausgehen, das schon während des Krieges unser treuer Begleiter war und von den Kleinmütigen gar zu schnell vergessen worden ist.

Kampf war die Losung seines Künstlerlebens. Unermüdliches Ringen mit der Form und den Ideen, ein faustischer Drang nach Erkenntnis, tiefgründiges Grübeln nach den Richtlinien seiner Kunst, mit diesen Zügen steht er als echter Deutscher vor uns. Hineingestellt in eine Zeit, in der dem erstaunten Menschen auf Schritt und Tritt neue, nie geahnte Dinge entgegentraten, wandte er sich ab von der „Falschheit im Gemäl", die er bei den älteren Meistern mit scharfem Blick erkannte, und wurde ein Bahnbrecher des neuen Kunstwollens. So sehen wir ihn unablässig bemüht um eine richtige, mit der Wirklichkeit in Einklang stehenden Darstellung der Dinge, um ein Schönheitsideal des menschlichen Körpers, das über die Zufälligkeiten der Natur hinausstrebt und in einem Kanon seinen Niederschlag findet, um eine durchsichtige Anordnung des Bildinhaltes, bei dem das wirre Durcheinander der gotischen Meister geklärt und geläutert ist.

Diese auf italischem Boden gewachsenen Anschauungen, die sich Dürer mit der ganzen Kraft seiner Seele zu eigen machte, vermochten trotzdem nicht, sein angestammtes deutsches Kunstempfinden völlig in ihren Bann zu schlagen. Seine Werke bleiben, von wenigen Ausnahmen abgesehen, voll von heimlicher Gotik. Namentlich in seinen Holzschnitten läßt er seiner Freude an der Mannigfaltigkeit der Erscheinungen, seiner Liebe zur Einzelform freien Lauf, und in den Ranken und Schnörkeln, die er im Gebetbuch Kaiser Maximilians neben seine aus der Buntheit des Lebens geschöpften Zeichnungen setzt, scheint die alte germanische Kunst des Ornamentes fortzuleben.

Aus dem tiefsten Grund seiner Seele sind seine Werke entsprungen. Kein Künstler hat die rauschende Phantastik der mystischen Apokalypse mit solcher Innerlichkeit erfaßt und mit solchem dichterischen Empfinden gestaltet wie er. Seine Blätter sind keine äußerliche Wiedergabe des Textes, sie sind durchschauert von den fieberheißen Gesichten der Schrift und so kühn und gewaltig wie diese. Hält man die apokalyptischen Reiter von Cornelius neben den Holzschnitt Dürers, so wirken sie trotz ihres brausenden Ansturmes, trotz der schwungvollen Glätte ihrer

Zeichnung akademisch-kühl. Grauen vor einem unabwendbaren Schicksal verbreiten Dürers Reiter um sich; wie die wilde Jagd sausen die Gestalten von Cornelius durch die Lüfte, um ebenso schnell wieder zu verschwinden, wie sie aufgetaucht sind.

Kann man den jungen Dürer einen Dichter nennen, der die überströmende Fülle seines Reichtums kaum zu bändigen weiß, so muß man den reifen Mann als den Denker bezeichnen. Die christliche Tapferkeit, die kein Tod und Teufel schrecken kann, das vergebliche Ringen des Menschen, die von der Natur gezogenen Schranken zu durchbrechen, die Lehre der heiligen Schrift, die allein über alle Trübsal hinweghilft, Gedanken, zu denen Krankheit und Tod der Mutter Anlaß boten, gewinnen vollendete Gestalt in den drei großen Radierungen, die als Ritter, Tod und Teufel, Melancholie und Hieronymus im Gehäus jedem vertraut sind.

Die Tiefe seines Gemütes offenbart sich auf religiösem Gebiet als unerschütterliches Gottvertrauen und wahre Frömmigkeit. Wie er als Maler nach der neuen Form rang, so mag er sich auch als gläubiger Christ mit den Zweifeln, die Luthers Auftreten in ihm anfachen mußten, abgemüht haben, ehe er sich für den wittenbergischen Mönch entschied. Mit männlicher Überzeugungstreue hat er dann an der neuen Lehre festgehalten. Als er in den Niederlanden die Nachricht von der vermeintlichen Gefangennahme Luthers erhält, wird sein Tagebuch, sonst von rührender Trockenheit, plötzlich so schwungvoll und wortreich, daß man einen geharnischten theologischen Traktat gegen die Widersacher Luthers zu lesen meint.

Einem so gläubigen Mann bot die Lehre der Kirche ein unerschöpfliches Stoffgebiet. In fünf Passionen hat er den Dornenweg Christi mit erschütternder Wirkung erzählt; zeigt er doch den Heiland als den Schmerzensmann, der wie ein Mensch unter den Martern seiner Peiniger leidet. Unter den Heiligen hat ihn vor allen anderen immer wieder die Gestalt der Maria beschäftigt. Er stellt sie dar als Himmelskönigin im Schmuck der Sternenkrone, am liebsten aber als die reine Magd, an der sich das Wunder der Mutterschaft erfüllt hat. Auch sie trägt dann menschliche Züge und erscheint in der liebreichen Besorgnis um ihr Kind als eine Verkörperung des Mutterbegriffes überhaupt. Die auffällig große Zahl der Marienbilder mag einer geheimen Sehnsucht entsprungen sein, eine Idealgestalt Mariae zu schaffen, die er doch nie erreichen zu können glaubte. So muß eine ähnliche Empfindung in ihm lebendig gewesen sein, wie sie Novalis in die wundervollen Verse goß:

Ich sehe dich in tausend Bildern,
Maria, lieblich ausgedrückt,
doch keins von allen kann dich schildern,
wie meine Seele dich erblickt.

Das Bild, das wir von Dürer gezeichnet haben, würde jedoch unvollkommen sein, wollten wir seinen köstlichen, deutschen Humor vergessen, dem er gern die Zügel schießen ließ. Der Schalk sitzt dem Künstler im Nacken, wenn auf einer Radierung ein grinsendes, kicherndes Teufelchen dem bejahrten, am Ofen eingeschlummerten Bürgersmann einen lüsternen Traum mit einem Blasebalg einbläst und der kleine Amor den Versuch macht, auf Stelzen zu gehen, wenn im Gebetbuch Maximilians der Fuchs die Hühner mit Flötenspiel anlockt und die Worte „Führe

uns nicht in Versuchung" auf diese Weise erklärt werden, oder wenn ein Löwe mit seinem Gebrüll ein Mücklein in der Luft zu schrecken sucht.

Wie er auf sein Vaterland stolz war und seiner Vaterstadt die Treue bis zum Tode hielt, so wollen wir auf ihn stolz sein und an seinem 450. Geburtstag aus der Erinnerung an ihn Kraft gewinnen zu treu-deutschem Schaffen, das aus allen seinen Werken hervorleuchtet.

# Hundert Jahre Berliner Schauspielhaus

## Rückblick und Ausblick

Von Dr. Oswald Dammann

Um die Wende des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts war wieder der seltene Fall eingetreten, daß die beiden Richtungen, in denen sich der Bildungsverlauf unseres Volkes vollzogen hatte, einander berührten und durchdrangen. Wieder einmal verschmolzen die beiden Grundkräfte der deutschen Volksseele, die gelehrte und die volkstümliche, diesmal geläutert im Feuer reiner Humanität, zur Einheit eines die ganze Nation umfassenden Lebensideals. Im Zeichen dieses Ideals hatte das deutsche Volk seine Befreiungsschlachten geschlagen und schien nun fest entschlossen, sich die tätige Mitarbeit bei der Ausgestaltung seines nationalen Eigenlebens nicht mehr rauben zu lassen.

Für das Theater, das nach dem ihm eigenen Gesetz mehr als alle anderen Künste das soziale Gesamtempfinden einer Zeit zum Ausdruck bringt, bedeutete diese Entwicklung einen wesentlichen Schritt weiter auf dem Wege zu dem von den Besten unseres Volkes ersehnten Ziele, es wieder zum Heiligtum der Nation zu erheben und ihm damit einen entscheidenden Anteil an ihrem kulturellen Aufstieg zu sichern. Hatten die inneren Voraussetzungen für eine solche Erneuerung des deutschen Theaters kaum jemals günstiger gelegen, so schien sich nun auch für seine äußere Organisation fast mit Notwendigkeit die entsprechende Form aus den umfassenden Reformvorschlägen zu ergeben, die, gleichfalls aus dem Geiste des großen sittlichen Aufschwungs der Freiheitskriege geboren, dazu bestimmt waren, das Leben der Nation von Grund aus neu aufzubauen. Kein Geringerer als Wilhelm v. Humboldt, der das Ideal einer künstlerischen Kultur, wie er es sich im Verein mit Goethe und Schiller gebildet hatte, nun in einem großen Staatswesen zu verwirklichen hoffte, schenkte dem weit ausschauenden Plane seine Anteilnahme. Von ihm angeregt legte Stein Friedrich Wilhelm III. nach den Unheilsjahren 1806 und 1807 den Entwurf einer Theatergesetzgebung vor, wonach Staat und Gemeinden verpflichtet sein sollten, ihre Theater gleich Schulen und Universitäten als nationale Bildungsanstalten auszubauen, in eigene Wirtschaft zu nehmen und nach den in der Verfassung zum Ausdruck gebrachten kulturellen Grundsätzen zu verwalten. Am 16. Dezember 1808 erging von Königsberg ein königliches Publikandum, das die geplanten Maßnahmen sanktionierte.

Das Schicksal dieses Entwurfs, mit dem die Idee des deutschen Nationaltheaters zur höchsten Entfaltung kam und die man mit Recht das ergänzende Gegenstück zu Fichtes großem Erziehungsprogramm genannt hat, ist bald genug zum Schicksal des deutschen Theaters geworden, nicht zum mindesten aber der Bühne, die wie keine zweite dazu berufen gewesen wäre, das aufsteigende Leben der Nation in ihren Leistungen wiederzuspiegeln. Mit so mancher anderen Reform scheiterte auch die beabsichtigte Reorganisation des Theaters an der allzu früh einsetzenden Gegenbewegung und am Widerstande Ifflands, der das junge Berliner „Nationaltheater" zwar soeben erst konsolidiert und zu rascher Blüte gebracht hatte, dessen Verständnis jedoch angesichts einer Aufgabe von so grundsätzlicher Bedeutung versagte. Schon zwei Jahre später fiel das Gesetz, indem die veränderte Bestimmung der Verfassung das Theater unter die öffentlichen Anstalten „zur Bequemlichkeit und zum Vergnügen" einordnete und es als Gewerbe unter Polizeiaufsicht stellte. Eine nicht wiederkehrende Gelegenheit war versäumt und ein Prinzip anerkannt, das unser Theaterleben bis zur Stunde unheilvoll beherrscht hat. Über diese Thatsache konnte auch die äußerlich glänzende Entwicklung nicht hinwegtäuschen, die das derzeit vornehmste Institut, das einstige Berliner „Nationaltheater" und nunmehrige Königliche Schauspielhaus einschlug, zumal als es nach dem Brande von 1817 vier Jahre später von Schinkels Hand in klassischer Schönheit neu erstand. Verheißungsvoll genug ließ es sich ja an, als es am 26. Mai 1821 mit Goethes Iphigenie und begleitet mit dem besonderen Segen des Altmeisters seine Pforten wieder öffnete. Der herrliche Bau am Gendarmenmarkt, der Zeuge eines das Bewußtsein der Zeit mächtig erhebenden Stilwillens, schien ausersehen, dem wieder erwachten, unendlich bereicherten nationalen Ethos würdigen Ausdruck zu verleihen.

Aber bald zeigte sich, wie wenig man die Forderungen der Zeit verstand. Unter der Leitung kunstfremder Bürokraten zehrte man zuerst vom alten Ruhme, um dann, in dem Maße, als der so mühsam erstarkte Kulturwille der Nation sich wieder in seine disparaten Elemente auflöste, dem herrschenden Tagesgeschmack zu dienen. Ja, man war hier nicht einmal fähig, was man doch dank seiner bevorzugten Stellung ohne große Mühe hätte erreichen können, dem immer ausgedehnteren Wettbewerb der Geschäftstheater mit allen seinen Auswüchsen durch eine konservative Theaterpolitik die Wage zu halten und an einem stehenden, klassischen Repertoire einen festen traditionellen Kunststil zu entwickeln, ein Ruhm, den man unbedenklich an das unter glücklicheren Auspizien aufstrebende Burgtheater abtrat. Ohne den mahnenden Stimmen einer großen Vergangenheit Gehör zu schenken und ohne den gebieterisch heischenden Bedürfnissen einer vorwärts drängenden Entwicklung zu genügen, verfiel die verantwortungsreichste Bühne des Reiches zunehmender Erstarrung. Die Idee des Nationaltheaters, einst mit so großen Hoffnungen begrüßt, schien begraben und vergessen.

Die Sehnsucht danach freilich lebte unbefriedigt weiter. Sie war da und wuchs, genährt durch eine unermüdliche Kritik, je weiter die gesellschaftliche Zersetzung um sich griff und je weniger man ihr an maßgebender Stelle und überall dort, wo man im Fahrwasser Berlins segelte, zu steuern wußte. Wann immer im Verlaufe des Jahrhunderts der nationale Gedanke sich lebhafter regte, versuchte man dort wieder anzuknüpfen, wo die organische Entwicklung so jäh abgebrochen

war. Das geschah 1848, als fast gleichzeitig Eduard Devrient und Richard Wagner mit Reformvorschlägen hervortraten, die in ihren Grundzügen den Humboldtschen Staatstheatergedanken wiederholten. Durchzusetzen vermochten sich weder sie noch ihre zahlreichen Nachfolger, deren gutgemeinter Optimismus leider zumeist der höheren Einsicht eines Richard Wagner entbehrte. Erst der jüngsten Umwälzung war es vorbehalten, neben mancher anderen Errungenschaft auch dem Staatstheater zum Leben zu verhelfen und damit die kühnsten Erwartungen aller Leichtgläubigen zu übertreffen. Aber man braucht kein Schwarzseher zu sein, um heute schon zu sagen, daß der Geist, der in unsere ehemaligen Hoftheater eingezogen ist, wohl etwas Anderes, aber nichts Besseres an deren Stelle hat setzen können. Das Berliner Staatstheater ist auch heute noch nicht ein Theater, das der Nation gehört. So sind wir trotz allem dem Nationaltheater ferner als je, und Lessings resignierte Erkenntnis: „Aber den gutherzigen Einfall, den Deutschen ein Nationaltheater zu verschaffen, da wir Deutsche noch keine Nation sind!" gewinnt jetzt seine vollste und schwerste Bedeutung. Ja, man könnte versucht sein, damit endgültig die Akten über das deutsche Theater zu schließen, wenn nicht sein guter Genius auch jetzt wieder schirmend über ihm gestanden hätte. Indem Richard Wagner mit dem Radikalismus des Genies den Eichendorffschen Satz: „Ein nationales Schauspiel zu haben, hindert uns die Trennung zwischen Volk und Gebildeten", in derselben Weise umkehrte wie es einst mit Lessings Resignation durch Schiller geschah, schenkte er dem Jahrhundert den reifsten dramaturgischen Gedanken. Er war es, der zuerst wieder in der Form des Festspiels den unverfälschten Charakter aller nationalen dramatisch-theatralischen Kunst aus antikem Geiste erneuerte, ihr die ihr von Haus aus zukommende soziale Funktion als Trägerin großer ethischer Ideen mit Bestimmtheit vorrückte und damit den als unüberbrückbar geltenden Gegensatz zwischen Volk und Gebildeten durch ein höheres Drittes, das mehr ist als nur Unterhaltung und Bildung, überwand. So krönt der Festspielgedanke die Idee des deutschen Nationaltheaters. Und wenn das Werk von Bayreuth auch die Erwartungen nicht alle erfüllt hat, die sein Schöpfer daran knüpfte, der große Gedanke lebt doch und bricht sich Bahn, vor allem, seitdem die Heimatkunstbewegung ihn als wichtigen Faktor in ihr Programm aufnahm. Über die Form aller dieser mit dem entscheidenden Moment der festlichen Stimmungsbereitschaft arbeitenden Ausnahmeveranstaltungen herrscht noch vielfache Unklarheit, aber sie alle, vom wiedererstandenen Passions- und Volksschauspiel bis zu den tastenden Versuchen der Freilichtbühnen, helfen mit am Werke nationaler Selbstbesinnung. Meldet sich der Dichter, der aus den Tiefen unserer aufgewühlten Zeit den Glauben an unsere Einheit neu emporzuheben vermag, gelingt es ihm, von geweihter Stelle die Gesamtheit der Nation zu ergreifen, dann beweisen wir, daß wir ein deutsches Nationaltheater haben.

# Neue Bücher aus Österreich

Von Roderich Meinhart

ns Deutschen in Österreich verursacht es stets Schmerz, wenn wir irgendwie an unser staatliches Sonderdasein erinnert werden. Auch hier wieder, beim Schreiben der Worte: „neue Bücher aus Österreich." Fühlen wir uns doch gar nicht als Österreicher, da wir diesen Begriff heute als bereits überlebt empfinden. Würde es doch niemand z. B. einfallen zu schreiben: „neue Bücher aus Bayern". Und wir wollen auch nichts anderes sein! Die Entente zwang uns nur wieder jenen Namen auf, weil sie ihn brauchte, um uns unter das Joch des St. Germainer Friedens zu spannen. Leider ist dieser Zustand unserer Herzen draußen im Reiche viel zu wenig bekannt, noch immer kann man, vor allem im Schrifttume, darauf stoßen, daß die österreichische Dichtung scharf von der des Deutschen Reiches geschieden wird, ja es finden sich im Reiche große Bücherkataloge zum Gebrauche für Volksbibliotheken und dgl., in denen es hinten, in einem besonderen Abschnitte heißt: „Bücher für Österreich". Und dort sind dann die Werke der österreichischen Dichter aufgezählt. Damit wird gewissermaßen gesagt: Diese Bücher gehen dich als Reichsdeutschen nichts an, überlaß das doch den guten Österreichern! Wie häufig findet sich auch noch in Deutschland der durchaus falsche, schiefe Begriff eines „österreichischen Volkes" vor! Gegen Mauern rennt an, wer es unternimmt, gegen diese Fälschung anzukämpfen, die Schulbildung einer ganzen Geschlechtsreihe stemmt sich dagegen! Ein Triumph des kleindeutschen Gedankens liegt darin verborgen, völlig vergessen wurde es, daß unsere Trennung von Deutschland erst seit dem Kriege von sechsundsechzig besteht, in dessen Folge man uns aus dem deutschen Bunde stieß. Wir alle hüben und drüben wollen den Anschluß, die Vereinigung mit Deutschland. Darum schaffe man vor allem einmal die Mauern weg, reiße sie zusammen, die aus Unwissenheit noch immer im Geistigen zwischen uns und Deutschland errichtet werden. Wir verzichten gern auf die Ehre eine „österreichische Literatur" zu haben, eine deutsche schlechtweg genügt uns, man übertrage keinen zerstörten staatlichen Begriff auf unser Volkstum, das eben so deutsch ist als jenes des Bayern oder Schwaben!

Wie groß unsere Volkskraft stets war, welche Dienste wir dem Gesamtdeutschtum durch unermüdliche Germanisierungsarbeit innerhalb der anderen Völker des alten Österreich leisteten, dafür gibt es auch in diesem Aufsatze einen bedeutungsvollen Hinweis. Vier undeutsche Namen finden sich unter den hier besprochenen Verfassern vor (wobei allerdings der Elternname der Frauen nicht berücksichtigt ist), fremde Namen, deren Träger sämtlich gute Deutsche sind, die völlig dem deutschen Kulturkreise einverleibt wurden. Daß gerade aus Blutmischungen die besten Talente entspringen, ist bekannt, das deutsche Blut blieb aber hier in Österreich immer obenauf.

Diese kleine Abschweifung gehört mehr zur Sache als gleich ersichtlich ist, und Pflicht eines jeden Deutschen in Österreich bleibt es, bei jeder Gelegenheit darauf hinzuweisen, mitzuhelfen, diesen verhängnisvollen Irrtum zu zerstören.

Da ist gleich der Roman einer österreichischen Dichterin, Grete von Urbanitzkys, „Die Auswanderer" (Verlag der Wila, Wien), der so gut deutsch

ist, wie nur irgendeiner. Eingeschlossen ist die Handlung in dem Schicksal eines deutschen Offiziers, der nach dem Zusammenbruche, aller Grundlagen seines früheren Daseins beraubt, mit Frau und Diener die alte Heimat verläßt, um in den niederländischen Kolonien sich eine neue aufzubauen. Der Roman einer Ehe entspinnt sich hier in einer besonderen Umgebung, die voller Einwirkungen auf die Menschen ist, die, doch entwurzelt, sich einzig und allein der Arbeit, deutscher Arbeit verschrieben haben. Die Fremde entfremdet auch die beiden einander früher in inniger Liebe verbundenen Gatten. Dies bietet die Verfasserin als psychologischen Kern der Handlung. Ist vielleicht in dem ersten Teile des Romans der langsamen Entwicklung dieses Ehekonflikts ein etwas zu breiter Raum zugewiesen, der nur von geringer äußerer Handlung durchzogen ist, so gewinnt das Buch mit dem Auftauchen des Gegenspieles, das den mühevollen, arbeitsreichen Aufbau dieser deutschen Menschen zerstören will, sogleich an Spannung, drohend kündet sich ein Überfall der verhetzten Eingeborenen an. Ein ganz besonderes Zwischenstück des Romans bildet die Begegnung eines Engländers mit diesen deutschen Kolonisten, die nach vielen Gegensätzlichkeiten doch schließlich zu einer Verständigung in der gemeinsamen Arbeit führt. Die „Auswanderer" sind ein hohes Lied auf deutsche Arbeit in der Fremde, auf die deutsche Tüchtigkeit, die sich überall Raum schafft.

In das Ausland führt auch der neue phantastische Roman von Karl Hans Strobl „Umsturz im Jenseits" (Rösl u. Cie., München). Strobl war in diesem Jahre sehr fruchtbar, aber er weiß seine Sache immer so geschickt anzupacken, meistert virtuos jeden Stoff und hat immer etwas Besonderes zu sagen. Die letzten Jahre führten ihn ganz in das Reich des Mystischen. Das neue Buch nun schildert, wie sich ein Umsturz in der Geisterwelt, der Welt der Sphären, auf Erden abmalt, welch heillose Verwirrung die Empörung der Geister in der Welt anrichtet. Probleme der spiritistischen Lehren geben den Untergrund der Handlung. Die kleinen, bösen, zahllosen Geister Verstorbener haben sich empört, stürzen sich fesselos auf die Menschen der Erde, dringen ein in alle Gehirne, wandeln die Charaktere ihrer Opfer völlig, spalten früher feste, gerade Persönlichkeiten. Auch der Schauplatz ist bunt genug und wechselnd. Wien, die Kordilleren, China, Spanien, Algier und wieder Wien. Der Gedanke des Stroblschen Buches ist entschieden eigenartig und wird in allen Kreisen, die zum Spiritismus neigen, sicherlich beifällig aufgenommen werden. Aber auch den Fernerstehenden wird das Buch einige angenehme Stunden der Anregung schenken.

Ein weiter Sprung ist es von diesem spiritistischen Romane hinüber zu der einfachen klaren Erzählung Margarete Miltschinskys, der gebürtigen Deutschböhmin, die kürzlich in anspruchslosem Gewande bei Franz Kraus in Reichenberg erschien. „Wanderungen und Wandlungen der holden Einfalt" heißt das stille Büchlein, hinter dem aber eine wahre Dichterin lebt, die keinerlei Aufhebens von sich macht, dem literarischen Markte fernesteht, aber trotzdem unbedingt zur Geltung kommen wird. Eine märchenhafte Geschichte ist es, spielt im Zeitalter der Schlösser und Burgen, der wilden, trinkfesten Ritter, ferne Romantik klingt auf ohne jede kitschige Verlogenheit. Die Liebe einer Bauerntochter, die an einer aussichtslosen Liebe festhält zu einem Höheren, einem Ritter. Ein des Landes verwiesener Herzog, höfische Feste, ein wilder Schneewinter:

hinter allem aber leuchtet das reine Lächeln der holden Einfalt, des Mädchens „Simplizitas".

Deutsch ist diese stille Märchengeschichte wie nicht bald ein anderes Buch, wie ein Grimmsches Märchen liest sie sich, man versinkt in ihr wie in klarem Gebirgswasser zur Hochsommerzeit. In Margarete Miltschinsky [aber ist eine Dichterin erstanden, die es heute wagt, unmodern im besten Wortsinne zu sein!

Angeschlossen an diese herzerquickende Erzählung einer noch Unbekannten sei die Betrachtung über den letzten Roman der sehr bekannten Frau Marie Eugenie della Grazie, die bei der Wila in Wien einen Roman in zwei Bänden veröffentlichte, dessen Titel „Der Liebe und des Ruhmes Kränze" ebenso unmöglich ist wie sein Inhalt. Und doch stammen von der gleichen Verfasserin andere, frühere Werke her, vor allem kleine Novellen, die auf einer hohen Stufe der Darstellung stehen. Ein unbedingter Abstieg ist in dem Schaffen dieser begabten Frau festzustellen. Der letzte Roman „Homo" war es schon, und das neue Buch verstärkt nun noch diesen ungünstigen Eindruck. Die Handlung spielt im alten Wien zur Zeit des Wiener Kongresses und erhebt sich im inneren Gehalte nicht wesentlich über die Schöpfungen einer Courths-Mahler. Alles ist darin kitschig, die abgegriffene Figur des „Vorstadtkindes" ebenso wie die der aristokratischen Damen, mögen sie nun Ausbünde der Tugend sein oder von einer übelriechenden Wolke schwüler Sinnlichkeit umlagert bleiben. Auch die Schilderung männlicher Wüstlinge und Lebemänner, die Gestaltung überlieferter historischer Persönlichkeiten macht die Sache nicht besser. Nur in manchen gespitzten Dialogstellen fühlt man Talent, sonst atmet der Roman ödeste Trostlosigkeit. Auch die Herbeiziehung Schuberts als Episodenfigur hilft nichts, macht die Sache vielmehr noch schlimmer. Immer bleibt der größte deutsche Liederkomponist für Frau Grazie nur der „Schulmeister von Lichtenthal", und die Rolle, die ihm in diesem Romane zugewiesen ist, schmeckt in ihrer Darstellung stark nach dem geistigen Gehalte der Operette „Dreimäderlhaus", in der sich schon einmal Geschäftemacher an dem Leben Franz Schuberts vergriffen. Auch vor der Herbeiziehung Beethovens scheute die Verfasserin nicht zurück, da er ihr als Aufputz für ihren Roman nützlich erschien. Allerdings hat sie sich doch nicht näher an ihn herangetraut, er soll nur aus der Ferne wirken, Hintergrund abgeben für das Wien dieser Tage. Zu all diesen Übeln gesellt sich noch ein unheimlicher Umfang dieses zweibändigen Romans, und es bedarf oft der ganzen Engelsgeduld eines gewissenhaften Berichterstatters, um sich durch diese breitspurigen Gewöhnlichkeiten und langweiligen Schilderungen hindurchzubeißen.

Von diesem Romane aus der Wiener Kongreßzeit führt die Brücke hinüber zu dem Lenauroman Adam Müller-Guttenbrunns. Da der Dichter jener Trilogie dem Verfasser dieser Zeilen besonders nahesteht, möge nur ein kurzer, sachlicher Hinweis genügen. Drei geschlossene Einheiten sind es. „Sein Vaterhaus", „Dämonische Jahre" und der Schlußband, der augenblicklich in der „Täglichen Rundschau" (Berlin) unter dem Titel „Das Dichterherz der Zeit" erscheint (als Bücher bei L. Staackmann, Leipzig). Neben der Gestaltung des Dichters Lenau gibt diese Romandreiheit ein großes Kulturbild des vormärzlichen Österreich in einer bisher noch nicht erreichten Art.

Eine Persönlichkeit reichster Eigenart strahlt aus den Werken Max Mells, der nach jahrelangem Schweigen nun wieder mit einigen schmalen Bänden hervorgetreten ist. Da ist einmal „Das Wiener Kripperl von 1919". In Form eines Krippenspieles hat hier Max Mell sowohl ein dichterisches als menschlich hochstehendes Werk gegeben. Die ganze Not der Wiener Bevölkerung, die ganze schreckliche Nachkriegszeit wird hier in erschütternder Weise gestaltet. (Verlag der Wila, Wien.) In einem anderen österreichischen Verlage (Eduard Strache) erschien von dem gleichen Verfasser eine schmale Erzählung „Hans Hochgedacht und sein Weib", die man ruhig unter die Perlen deutscher Novellistik reihen darf. Niemand wird ohne tiefe Ergriffenheit diese ländliche Ehegeschichte lesen, die neben einem reinen klaren Stile auch den Vorzug reinlicher Psychologie besitzt. Der Musarion-Verlag in München brachte eben auch eine Novelle in Versen „Die Osterfeier" und ein schmales Bändchen „Gedichte" von Max Mell. Die „Osterfeier" das ist eine stille, feine Geschichte voll heimlicher Reize, in einem ruhigen freundlichen Tone erzählt in behaglicher epischer Breite und doch reich an dramatischen Augenblicken. Nur schade, daß manchmal der Fluß der Verse gestört ist. In den „Gedichten" schließlich sind einzelne köstliche Stücke enthalten, so vor allem „Hochsommernacht".

Ich liege wach und lausche,
Ich weiß, es ist schon spät,
Ich horch' auf die Musik hinaus,
Die in den Wiesen geht.

Die Sonne, die sie tranken,
Hat tief sie aufgeregt,
Daß lang noch an der Last des Lichts
Ihr Puls im dunkeln trägt.

Härter, männlicher vielleicht, ist Mirko Jelusich in seinem Romane „Der Thyrsosstab" (Leonhardt-Verlag, Wien). Eine bedeutende Gestaltung des Don-Juan-Problems stellt dieser Roman dar in einer Vertiefung, wie sie dieser Stoff noch selten erfuhr. Gewagte Szenen finden sich in dem Romane, aber gerade diese sind von einer großen innerlichen Reinheit erfüllt, da sie von der ernsten künstlerischen Absicht getragen sind, eine restlose Darstellung des Menschen zu geben. Die Gestalt des Erotikers in Reinkultur beherrscht den Roman, dessen unfehlbarer Zusammenbruch aber ist niemals zweifelhaft, an der Beschränktheit des einzigen Wunsches dieses Daseins zerbricht es. Das macht das hohe Ethos dieses Romans aus, der auch technisch auf einer ansehnlichen Höhe steht.

Den Beschluß dieser bunten Reihe möge die Erzählung eines der ersten deutschen Lyriker bilden, „Die einzige Sünde" von Franz Karl Ginzkey. (Verlag, L. Staakmann, Leipzig.) Sprachlich allein schon ist diese Novelle dem „Ketzer von Soana" Gerhart Hauptmanns gleichzustellen. Ginzkey ist einer von denen, die jahrelang schweigen, um dann plötzlich mit einer so feinen, reifen Gabe wieder hervorzutreten. Die einzige Sünde, das ist die Sünde im Geiste. Major Degenhart erzählt dem Verfasser während eines nächtlichen Spazierganges in der herrlichen Gebirgswelt Südtirols die Geschichte einer Liebe, die Geschichte einer Frau von überirdischer Reinheit und Milde. Selten wurde ein so reines, kristall-

klares Buch geschrieben. Es wird dauernd unter den Schätzen deutscher Dichtung lebend bleiben.

Wenn es diesem Aufsatze, in dem leider nicht mehr als kurze Hinweise enthalten sein können, gelingt, das Interesse im Reiche draußen für unser Schrifttum zu heben, so hat er seine Aufgabe erfüllt. Man betrachte uns nur nicht immer als „Österreicher", als Deutsche minderer Güte, sondern erinnere sich, wie viele Jahrhunderte keinerlei Grenzlinien zwischen uns bestanden. Daß wir als Süddeutsche unsere Eigenarten haben, als Deutsche, die so lange Zeit das staatserhaltende und bildende Element im alten Österreich waren, das ist wohl selbstverständlich. Schwer genug haben heute die deutschen Dichter Österreichs zu kämpfen. Die hohen augenblicklichen Preise des deutschen Buches in Österreich infolge der Verelendung unserer Krone rücken drohend die Gefahr näher, daß wir noch abgeschnitten werden von dem geistigen Leben Deutschlands, daß unser großer Reichtum an Talenten, an volklicher Eigenart brachgelegt werden soll. Nicht kleindeutsch sei nunmehr die Losung, sondern großdeutsch! Dies aber vor allem in der Welt des Geistes, der Kultur, des deutschen Schrifttums. Damit legen wir die besten, sichersten Grundlagen zu unserer unausbleiblichen staatlichen Vereinigung.

# Weltspiegel

**Oberschlesien und die Entente.** Deutschland ist augenblicklich in der Lage eines Menschen, der, durch wiederholte schwere Schicksalsschläge verwundet und verwirrt, durch gehässige Kränkungen seiner Gegner in tiefster Seele verbittert, durch physische Übermacht seiner Widersacher ständig in entehrender Form bedroht, durch häusliches Unglück erschüttert, ohne Aussicht auf Rettung, ohne Hoffnung auf Erleichterung, so überaus reizbar geworden ist, daß der geringste Anlaß genügt, ihn plötzlich alle Überlegung außer acht und wie einen Rasenden blindwütig, sich an der Fülle des eigenen Unglücks und an der letzten Lust selbstmörderischer Wut berauschend, um sich schlagen zu lassen. Niemand wird sich vermessen dürfen, über einen solchen Ausgang mit pharisäischer Selbstgefälligkeit sich zu Gericht zu setzen, am allerwenigsten der Hauptpeiniger des bis zum Wahnsinn Gequälten selbst, und der in solcher Lage zu ruhiger Besinnung Mahnende gerät leicht in Gefahr, sich lächerlich zu machen. Dennoch muß, solange man noch von Politik sprechen will, festgehalten werden, daß ein Zahnschmerz wohl unerträglich werden kann, daß jedoch kein Vernünftiger einem Zahnschmerz entscheidenden Einfluß auf die Gestaltung seines Schicksals einräumen wird.

Unendlich schwer hat man es Deutschland gemacht, in Oberschlesien nicht zum Selbstschutz zu greifen und es ist wie gesagt, nicht nur eine schwere, sondern in diesem Fall auch eine undankbare Aufgabe, gegen diejenigen sich zu entscheiden, die das zu tun beabsichtigen, was Ehr- und Nationalgefühl dem in ungebrochenen Impulsen Empfindenden unmittelbar als selbstverständlich nahelegen. Aber Oberschlesien ist denn doch nur innerhalb der Gesamtlage ein Teilproblem und niemand kann gelobt werden, der, um den Teil zu retten, das

Ganze riskiert. Was würde — im besten Falle — ein selbständiges Eingreifen regulärer oder irregulärer deutscher Truppen in Oberschlesien, das infolge der Übergriffe der Korfanty-Banden, der erwiesenen Mitschuld der Polen, der durch den französischen Ministerpräsidenten selbst eingestandenen Parteilichkeit der französischen Truppen moralisch nur allzu gerechtfertigt wäre, erzielen? Die Insurgenten würden zurückgeschlagen. Gut. Was wird die Folge sein? Selbst wenn die Polen, Irreguläre oder Reguläre, ihren bedrängten Freunden keine Hilfe brächten, was den allgemeinen Krieg an der Ostgrenze nach sich ziehen würde, selbst wenn die Insurgenten, wozu sie nach Korfantys mehr oder weniger offenen Drohungen und den Anzeichen von Bolschewismus entschlossen zu sein scheinen, vor der Räumung den ganzen besetzten Industriebezirk nicht kurz und klein schlügen, meint man, die Franzosen würden sich auch nur einen Augenblick besinnen, ins Ruhrgebiet einzurücken? Der Wortlaut des polnisch-französischen Abkommens, von dem Briand gesprochen hat, ist nicht bekannt, aber selbst wenn es in dieser Beziehung keine bestimmten Abmachungen enthielte, würden die Franzosen dennoch das Ruhrgebiet besetzen.

Aber ist nicht Lloyd George dagegen und hat sich nicht in der oberschlesischen Frage fast die gesamte öffentliche Meinung hinter ihn gestellt? Hat nicht Lloyd George selbst fair play für Deutschland verlangt?

Ja! Und obwohl Lloyd George seinen festen Willen zum fair play Deutschland gegenüber bis jetzt höchstens mit Worten bekundet hat, soll die Aufrichtigkeit dieses Willens garnicht in Zweifel gezogen werden. Aber welche Macht hat denn Lloyd George, diesen Willen durchzusetzen? Vergißt man, daß England seine wenigen Truppen dringend für Irland braucht, vergißt man, daß England infolge des immer noch andauernden Bergarbeiterstreiks dicht vor einer schweren revolutionären Krise steht? Kein Mensch hat zu mucksen gewagt, als Briand offen das Bestehen eines polnisch-französischen Abkommens zugab, obwohl dies Abkommen dem Völkerbund nicht zur Kenntnisnahme unterbreitet worden ist und somit gegen den Friedensvertrag verstößt. Alle die zahlreichen Völkerbundfreunde in England, die aufrichtigen sowohl wie diejenigen, die es aus politischen, an dieser Stelle oftmals auseinandergesetzten Gründen zu sein vorgeben, hätten sofort und laut dagegen protestieren müssen. Das ist nicht geschehen, weil man über keinerlei Machtmittel verfügte, Frankreich zu zwingen. Es ist ganz richtig, daß man es in Frankreich nicht gern zum offenen Bruch der englisch-französischen Entente kommen lassen will. Geschieht es aber doch, so ist ein Eingreifen Englands unmittelbar — und darauf allein kommt es an — garnicht möglich.

Vor allem aber hat man bei der Beurteilung der auf Oberschlesien bezüglichen Äußerungen Lloyd Georges ganz übersehen, daß sie einem unmittelbaren politischen Ziel dienten: der Verhinderung der Besetzung des Ruhrgebiets. Es kann als sicher angenommen werden, daß der oberschlesische Aufstand von Polen und Frankreich gerade in die Tage der Londoner Ultimatums-Verhandlungen verlegt wurde, sowohl um die Deutschen zu einer Gegenaktion zu provozieren wie die Unterzeichnung des Ultimatums, ohne daß Frankreich sich zuvor in den Besitz seiner Pfänder gesetzt hätte, zu verhindern. Die Ratschläge englischer Persönlichkeiten zur Annahme des Ultimatums, von denen die französische Presse erzählt, waren, falls sie wirklich erteilt wurden, auf den Wunsch Englands zurückzuführen, die Besetzung des Ruhrgebiets, die Frankreich eine von England wie von Italien gefürchtete Monopolstellung für Kohle- und Eisenproduktion geben würden, zu verhindern. Nun aber herrschte in der französischen Kammer bekanntlich große Erregung über das Londoner Abkommen und trotzdem Briand es durch die über den Kopf des noch immer zu weiterem Aufschub geneigten Senats erfolgte provisorische Ernennung eines französischen Botschafters beim Vatikan verstanden hatte, einen Teil der Gegner des Abkommens und Anhänger der Besetzung des Ruhrgebiets für sich zu gewinnen, bestand Gefahr, daß er von den Royalisten, von derem Anhang, von den Militaristen, von den Sozialisten und den über diesen seinen innerpolitischen Schachzug erbitterten Radikal-Sozialisten,

denen sich dann, um bei der neuen Kabinettsbildung nicht ausgeschaltet zu werden, trotz der Vatikanregelung auch die durch ihre Stimmenzahl ausschlaggebende Partei der Entente républicaine-democratique angeschlossen hätte, gestürzt wurde. Dann aber blieb dem neuen Ministerpräsidenten, mochte er nun, wie allgemein angenommen wurde, Poincaré oder, wie einige wollten, Clemenceau heißen, gar nichts anderes übrig als eben das zu tun, was unterlassen zu haben die Kammer seinem Vorgänger vorgeworfen hatte: die mobilisierte Jahresklasse 19 in Deutschland einrücken zu lassen. Diese Gefahr galt es abzuwenden. Lloyd George tat es, indem er die französische Regierung in einer scheinbar ganz anderen Angelegenheit mit ungewöhnlicher Schärfe angriff. Damit die Sache groß genug aufgemacht werden konnte, antwortete Briand sofort, um sich alsbald neue Diatriben zuzuziehen. Damit war ein Konflikt geschaffen, angesichts dessen der französischen Kammer, abgesehen davon, daß niemand Lust haben mochte, in einem diplomatisch derartig bedenklichen Augenblick, als Ministerpräsident einzuspringen, nichts anderes übrig blieb, als ihre eigene Regierung zu stützen. Blieb aber Briand am Ruder, so war zum mindesten wieder Zeit gewonnen, was Lloyd George schon an sich liebt. Der französische Chauvinismus konnte sich abkühlen, das Land die Bedenken französischer Wirtschaftstheoretiker gegen die Ruhrbesetzung in Ruhe überlegen, hier und da auch, was die Kommunisten gründlich besorgen, gegen das militärische Abenteuer protestieren. Vor allem konnte nun auch ein Druck in der oberschlesischen Frage benutzt werden, um die Franzosen zum endgültigen Verzicht auf die Ruhrbesetzung zu bewegen. Lloyd George wird bis zu einem gewissen Grade in Oberschlesien nachgeben, wenn Briand am Rhein nachgibt. In dem Augenblick aber, da Deutschland Lloyd George diesen Trumpf eigenmächtig aus der Hand nimmt, wird diesem jede Möglichkeit, einen mäßigenden Druck auf Frankreich auszuüben, geraubt, seine innerpolitische Stellung aber wegen der dann zu erwartenden Opposition der Morning Post-Kreise vollends so geschwächt, daß er allen Versuchen Frankreichs, sich zum unumschränkten Herrn Europas zu machen, tatenlos zusehen muß.

Diese Versuche machen kräftige Fortschritte. Nicht nur ist es der französischen Diplomatie gelungen, auch Rumänien der kleinen Entente zu nähern, zwischen Rumänien und Tschecho-Slowakei ein Defensivabkommen außer gegen Ungarn auch gegen Rußland zustande zu bringen (in dem Sinne wenigstens, daß die Tschecho-Slowakei im Konfliktsfalle die Durchfuhr von Kriegsmaterial nach Rumänien duldet), sondern auch Tschecho-Slowakei und Südslawien sowohl wie Rumänien in der österreichischen Frage mobil zu machen. Das Selbstbestimmungsrecht als solches, auf das sich Frankreich in der oberschlesischen Frage nicht oft genug, mit Argumenten übrigens von zweifelhaftem Wert, berufen kann, wird in Österreich, wieder vor den Augen des immer ohnmächtiger werdenden britischen Bundesgenossen, keck mit Füßen getreten, und „Journal des Débats" wagt sogar den Versuch, das Ergebnis der Abstimmung in Tirol mit der Behauptung zu verdächtigen, zur Abstimmung seien Anschlußgegner überhaupt nicht zugelassen worden. Und nicht genug mit Rumänien, soll auch, wie Leitartikel des „Temps" beweisen, Italien überredet werden, sich in die Reihe der entschiedenen Anschlußgegner zu stellen. Offenbar nur dazu, daß Frankreich die Möglichkeit bekommt, mit Hilfe eines Sukzessionsstaatenblocks, einer mächtigen Donaukonföderation, später auf die lateinische Schwesternation einen geeigneten Druck zur Förderung seiner Orient- und Mittelmeer-Interessen ausüben zu können.

Was Italien selbst betrifft, so ist der Ausfall der Kammerwahlen der Regierungspolitik nicht ganz so günstig, wie man offiziell den Anschein zu erwecken sucht. Wider alles Erwarten haben die Sozialisten, die sich jetzt ohnehin, von der lästigen Rücksichtnahme auf die Kommunisten befreit, besser rühren können, gar nicht so schlecht abgeschnitten und haben die Popolari, ebenfalls von Rechts- und Linksradikalen befreit, noch zugenommen, so daß einem aus Liberal-Demokraten, Radikalen, Reformsozialisten, Kombattanten, Nittianern, Nationalisten und Fascisten sehr bunt gemischten Nationalblock von 278 Stimmen an 260 Gegner, oder die

es werden könnten, gegenüberstehen. Die Sache ist zwar nicht ganz so gefährlich, wie sie aussieht, da die Popolari die Regierung in vielen Fällen unterstützen werden, aber einerseits werden gerade sie, wie bisher schon, nicht selten genötigt sein, der Regierung um die Wette mit den Sozialisten Opposition zu machen, andererseits ist gerade auf gewisse Teile des Blockes wenig Verlaß. Die Schuld daran trägt zum Teil wohl die geräuschvolle, Terror gegen Terror der Kommunisten setzende, Propaganda der Fascisten, die der Regierung zwar wertvolle Dienste leistete, andererseits aber auch gerade die Opposition verschärfte. Nach innen wie nach außen bliebe somit die Regierung wie bisher auf vorsichtiges Lavieren angewiesen und wird die erfahrene Meisterhand Giolittis auch fürderhin nicht entbehren können. Menenius

---

# Federstriche

## Siegfried Jacobsohn und „Judas Aufstiegsmöglichkeit"

In Herrn Siegfried Jacobsohns Weltbühne, dem Organ der „Edel-Kommunisten", schreibt ein Herr, der sich Viator nennt (soll wohl „Reisender" heißen?), über die Broschüre „Antisemitismus" des Herrn Friedrich von Oppeln-Bronikowski. Er kann nicht umhin, dem Verfasser zunächst mäßiges Lob zu spenden, weil er, obwohl Angehöriger der Deutschnationalen Partei, „ausnahmsweise doch einmal" den Antisemitismus verwirft. Aber dieser wohl temperierten Anerkennung folgt sogleich herber Tadel, vorgetragen in dem anmutigen Ton, der Herrn Jacobsohn und seinen Brüdern im Geiste eigen ist. „Selbstverständlich" wird auch von Oppeln-Bronikowski nur durch höchst verwerfliche Beweggründe geleitet. Er will die nationalgesinnten „und zugleich meist wohlhabenden" Juden in die deutschnationale Partei hineinlocken, damit sie „den Allerhöchsten und Höchsten Herrschaften, einem erlauchten Adel und wohlaffektionierten (!) arischen Bürgertum wieder in den Sattel helfen", wobei besagte Partei „selbstverständlich" von vornherein die Absicht hat, den Juden nach vollzogener Ausnutzung „den erlösenden Tritt zu versetzen". Also spricht Viator.

Merkwürdige Duplizität der Ereignisse. Vor einigen Monaten hörte man zum ersten Mal von den Bestrebungen des Herrn Dr. Max Naumann (der übrigens von Herrn Viator ganz nebenher ebenfalls angerempelt wird) zur Sammlung der „nationaldeutschen Juden". (Siehe Heft 10.11 dieser Zeitschrift.) Damals wurde diese jüdische Bewegung von deutschvölkischen Kreisen mit ganz ähnlichen Argumenten bekämpft, wie jetzt der Nichtjude von Oppeln-Bronikowski durch Herrn Jacobsohn und seinen jüdischen Anhang. Man sprach damals von einer „Machination Judas", die nur den harmlosen Arier hinters Licht führen sollte, von Abteilungen, die seitens der Juden in das nationale Lager abkommandiert seien.

Auf den Gedanken, daß es ehrliche und bekenntnisfreudige Menschen gibt, die nicht in das vorgestellte Gesamtbild passen, daß also vielleicht doch das Bild als solches nicht richtig war, kommen solche Kritiker nicht. Die Wahrheit liegt, wie meist, in der Mitte. Die nationalgesinnten, aber ruhigdenkenden Deutschen arischen Stammes tun gut, die wirklich nationalgesinnten Juden, die den ehrlichen Willen zur Eingliederung in das deutsche Volkstum haben, nicht ohne weiteres zurückzustoßen, sondern die aufbauenden Kräfte, die in dieser Gruppe stecken, dem deutschen Vaterland nutzbar zu machen. Und den nationaldeutschen Juden selbst, deren Sammlungsaktion wir mit Interesse verfolgen, kann nur geraten werden, von Herrn Jacobsohn und seinen Gesinnungsgenossen möglichst deutlich und nachdrücklich abzurücken oder ihnen, um im Stil der Weltbühne zu sprechen, „den erlösenden Tritt zu versetzen." J. C. W.

### „Gazette de Foche"

Die „Vossische Zeitung", die sich bekanntlich den Ehrennamen „Gazette de Foche" erworben hat, scheint sich mit diesem Ruhm nicht begnügen zu wollen. In ihrer Morgennummer vom 1. April bringt sie eine Anzeige, in welcher das Polnische Generalkonsulat alle polnischen Staatsangehörigen aufforbert, sich zur Stammrolle zu melden. Um diese Anzeige wirkungsvoll zu unterstützen, veröffentlicht sie im redaktionellen Teil noch einen besonderen Hinweis auf diese Anzeige. Vermutlich glaubte sie, es ihrem guten Ruf schuldig zu sein, den Polen die Aufstellung ihrer Armee in dieser Form zu erleichtern.

---

### „Ja .... so!"

Jüngst traf ich einen alten Freund,
Der sonst gar froh und aufgeräumt ....
Ich fand ihn tief in Sorgen:
„Der Luxus brachte uns herab.
Er ward des deutschen Volkes Grab,
Ich sehe keinen: Morgen!

Sieh diesem Tand der Damen zu:
In Strümpfen, Hüten, Kleidern, Schuh',
In Schmuck und Süßigkeiten ....
Das drückt mir fast das Herze ab ...."
— So sprach er dumpf —. „Es geht bergab!
Da läßt sich gar nicht streiten!"

Dahin war meine Seelenruh,
Erschüttert stimmte ich ihm zu:
„Wo bleibt des Weibes Reife?!" ....
Mein Freund die Fassung schnell gewann.
Er steckte eine „Echte" an!
Ich griff .... verklüfft .... zur Pfeife!!! ....

Klaus Pritz

# Bücherschau

## Militärische Bücher

v. **Kuhl, H.**, General d. Inf. **Der Marnefeldzug 1914.** Mit 2 Karten und 18 Skizzen im Text. Gebd. 40 M. Verlag E. S. Mittler und Sohn, Berlin SW 68.

Dieses Buch dürfte das zur Zeit wertvollste der deutschen Kriegsliteratur sein. An ein Generalstabswerk über den ganzen Krieg ist wohl kaum mehr zu denken, ganz abgesehen von der Zeit, die seine Fertigstellung in Anspruch nehmen würde. Das Buch Kuhls ersetzt ein solches Generalstabswerk bezüglich der Marneschlacht vollständig. Genaues Studium der Akten und der englisch-französischen Kriegsliteratur, eigene Erfahrungen, Mitteilungen

und Urteile von anderen Stabschefs und Truppenführern sind in dem Buche verarbeitet. General Kuhl gibt eine zusammenhängende Darstellung der Operationen bis zur Marneschlacht, der Marneschlacht selbst und des Rückzuges hinter die Aisne. Kritische Betrachtungen am Schluß der einzelnen Operationsabschnitte erhöhen den Wert des Buches, das den Nachweis erbringt, daß wir nicht an dem Rezept des toten Schlieffen gescheitert sind, sondern daß das Abweichen von diesem Plane uns zum Verhängnis wurde. Kuhl selbst hat dem alten Schlieffen sehr nahe gestanden. Es ist ja wohl bekannt, daß er lange Jahre vor dem Kriege Chef der 3. Abteilung des Großen Generalstabs war. Das Buch ist fraglos ein Quellenwerk, das man bei Betrachtungen über die Marneschlacht nicht entbehren kann.

**v. Falkenhayn, Erich,** General d. Inf. **Der Feldzug der 9. Armee gegen die Rumänen und Russen 1916/17.** Erster Teil: Der Siegeszug durch Siebenbürgen. Mit einer Übersichtskarte und drei Skizzen im Text. Preis 15 M. Verlag E. S. Mittler und Sohn, Berlin SW 68.

Der Führer der 9. Armee, der ehemalige Chef des Generalstabs des Feldheeres, gibt Aufschluß über die Entstehung des Feldzugsplans, als er noch der O. H. L. vorstand, und die mancherlei Veränderungen, denen er nach Kenntnis der Lage an Ort und Stelle unterworfen werden mußte. Er schildert die Operationen, die zu den Schlachten von Hermannstadt und Kronstadt führten, und die Schlachten selbst. Die Schrift gibt einen tiefen Einblick in die Gedankenarbeit eines Feldherrn und ihr hauptsächlichster Wert liegt wohl darin, daß eine zusammenhängende Darstellung dieses Feldzugs gegeben wird. Bezüglich der Entstehung des Feldzugs enthält das Buch einige Abweichungen gegenüber dem, was Ludendorff darüber sagt. Es handelt sich in der Hauptsache um die beabsichtigte Verwendung der Armee Mackensen. Inzwischen angestellte Nachforschungen in den Operationsakten haben aber ergeben, daß die Darstellung Ludendorffs die zutreffende ist.

**Foerster, Wolfgang, Oberstleutnant, Graf Schlieffen und der Weltkrieg.** Zweiter Teil: **Die Ostoffensive 1915 in Galizien und Rußland. Betrachtungen über die Heerführung des Generals von Falkenhayn.** Mit einer Karte. Preis 13 M. Verlag E. S. Mittler und Sohn. Berlin SW 68.

Bevor man das Heft von 92 Seiten aufschlägt, hat man das etwas beunruhigende Gefühl: Was kommt nun? Schlieffensche Operationsgedanken oder Falkenhaynsche Heerführung? Und wieviel Raum wird dann wohl noch für das eigentliche Thema, die Ostoffensive, bleiben? Ohne den kriegsgeschichtlichen Wert des Heftes zu verkennen, hat man auch beim Lesen das Gefühl, daß schließlich viele Möglichkeiten bestehen, wie man Schlieffensche Gedanken auf einen Feldzug übertragen kann, den weder Schlieffen noch der große Generalstab voraussahnen konnte. Immerhin gibt das Buch einen klaren Überblick über die Operationen gegen Rußland 1915 und beleuchtet die Meinungsverschiedenheiten, die zwischen Falkenhayn einerseits und Hindenburg, Ludendorff und Conrad andererseits bedauerlicherweise bestanden. Da die Studien Foersters auf Akten des Reichsarchivs fußen, so sind seine Angaben nicht anzuzweifeln. Zu erwägen bleibt immerhin, ob es — wo wir uns doch sonst so sehr sträuben, in der Schuldfrage herumzuwühlen — nötig ist, jetzt schon diese Sachen aufzudecken. Die jetzige Zeit ist doch wohl kaum geeignet für Betrachtungen, die diesen oder jenen Führer aus deutschem Volke über Gebühr bemängeln. Sachliche Kritik, wie sie Kuhl übt, soll sein; aber was darüber ist, das ist vom Übel.

**v. Kuhl, Gen. d. Inf., Französisch-englische Kritik des Weltkrieges.** Viertes Beiheft des Militärwochenblatt. Verlag E. S. Mittler u. Sohn, Berlin SW 68.

Schon bei Besprechung des Kuhlschen Werkes „Der Marnefeldzug 1914" wiesen wir darauf hin, daß der Verfasser seiner Arbeit das Studium der französisch-englischen Kriegsliteratur in weitem Maße zugrunde gelegt hat. Nun läßt er ein kleineres Buch (Preis geheftet 10,— M.) folgen, in dem er uns die französisch-englische Kriegsliteratur eingehend referiert und beleuchtet. In der Hauptsache sind es Foch selbst, dann Gallieni, Haigh, Pierrefeu, Mangin, Reginald Kann, Perris,

Pershing und Le Thomasson, die zu Worte kommen. Aus dem reichen Inhalt dieses Beiheftes verdient hervorgehoben zu werden, daß die Kritik der Feinde uns zeigt, daß wir wiederholt nahe daran waren, den Sieg zu erringen, und daß man auf der Gegenseite Krisen erlebte, die die unsrigen vom Sommer 1918 weit übertrafen. Dort aber herrschte bei Regierung und Volksvertretung der eiserne Wille, zum Siege zu kommen, während bei uns der Kleinmut Platz griff und von verantwortlichen und unverantwortlichen Stellen kräftig genährt wurde. Insbesondere erscheint der Angriff auf Verdun im Jahre 1916 als erfolgreicher wie wir glaubten, und der Rückzug in die Siegfriedstellung zu Beginn des Jahres 1917 als eine Operation, die den Alliierten ihr Konzept für dieses Jahr tatsächlich verdarb.

**Der Feldherr Ludendorff.** Militär-politisch betrachtet von einem Soldaten. Verlag Gesellschaft und Erziehung, Berlin-Fichtenau.

Der Untertitel dieser Broschüre würde richtiger heißen: eine Schmähschrift gegen Ludendorff. Es genügt zu sagen, daß der Verfasser keinesfalls Strategie wissenschaftlich betrieben hat, sonst könnte er nicht auf die ausgefallene Idee kommen, den Krieg in Palästina entscheiden zu wollen. Die Charakterisierung der Persönlichkeit Ludendorffs ist gehässig und hinterhältig. Mehr zu sagen, erübrigt sich.

**Tappen, Generalleutnant z. D. Bis zur Marne 1914. Beiträge zur Beurteilung der Kriegführung bis zum Abschluß der Marne-Schlacht.** Druck und Verlag von Gerhard Stalling, Oldenburg i. O. Berlin 1920. Preis Mk. 5.—.

Die kleine Schrift liegt in zweiter Auflage vor. Sie ist von Militärschriftstellern viel angegriffen worden, aber sie besitzt doch einen dauernden Wert, da der Verfasser der einzige lebende Zeuge für Vorgänge innerhalb der O. H. L., die sich unter vier Augen abgespielt haben, ist. Tappen war zu Beginn des Krieges Chef der Operationsabteilung der O. H. L. Er selbst sagt über seine Schrift: „Ich verfolge mit meiner kurz gehaltenen Schrift den Zweck, es jedem Deutschen und besonders allen Kriegskameraden zu ermöglichen, an der Hand einer leicht verständlichen Entwicklung der Entschlüsse der Obersten Heeresleitung und der daraus entspringenden Ereignisse sich persönlich ein Urteil über die oberste Führung von Kriegsbeginn bis zum Abschluß der Marneschlacht zu bilden."

**Schlachten des Weltkrieges 1914—1918.** Herausgegeben unter Mitwirkung des Reichsverbandes. Verlag von Gerhard Stalling, Oldenburg i. Oldenburg.

Heft 1: Antwerpen 1914. Bearbeitet von Oberst Erich von Tschischwitz. Mit 7 Karten, 3 Textskizzen, 3 Anlagen und 16 Abbildungen. 14,50 M.

Heft 2: Baranowitschi 1916. Bearbeitet von Major Walter Vogel. Mit 6 Karten, 2 Anlagen und 12 Abbildungen. 13 M.

Diese Schriftenfolge über den Weltkrieg, die im ganzen etwa 30 Hefte umfassen wird, ist die erste Veröffentlichung des Reichsarchivs. Die Büchlein wenden sich an das gesamte deutsche Volk und geben in historisch getreuer Wiedergabe den inneren Zusammenhang der Geschehnisse und schildern in militärisch-klarer und dabei anziehender Form einzelne Schlachten und Kriegsabschnitte. Das 1. Heft enthält neben der kriegsgeschichtlichen Schilderung der Operationen der Belagerungsarmee und der einzelnen Vorgänge während der Belagerung, eine überaus wertvolle Darlegung von Englands Rettungsaktion für das belagerte Antwerpen. Aus dem 2. Hefte verdient die Darstellung der Krise in der Schlacht bei Baranowitschi, sowie des deutschen Gegenangriffs gehoben zu werden. Es sind überaus wohlgelungene Arbeiten, die bis jetzt vorliegen. Diese Hefte sind Quellenmaterial für Studien und Volksbücher zugleich.

**Karl Lade, Dr. jur., Die preußischen Kriegsorden im Weltkriege.** Verlag Max Galle, Berlin.

Eine kleine Schrift, die näheren Aufschluß gibt über die Vorgeschichte der einzelnen preußischen Kriegsorden, Verleihungsart, Tragweise und Aussehen. Sie wird manchem Kriegsteilnehmer Freude machen.

**Erwin Rosen, Orgesch.** Verlag August Scherl G. m. b. H., Berlin.

Die Orgesch, will sagen die Organisation Escherich, steht seit Monaten im Mittelpunkt der innerpolitischen und teilweise sogar der außenpolitischen Erörterungen. Den grimmigsten Kampf gegen sie führt wohl das preußische Ministerium Severing. Über die Orgesch sind die, man kann sagen, wahnwitzigsten Gerüchte im Umlauf. Alles Mögliche und Unmögliche wird dieser Organisation, die nichts anderes als Aufrechterhaltung der Ruhe und Ordnung und Sammlung aller Ordnungliebenden zu gemeinsamer Wiederaufbauarbeit bezweckt, angedichtet. Sie soll Verschwörungen anzetteln, will Wilhelm II. wieder auf den Thron holen und dergleichen Schauergeschichten mehr. In dem vorliegenden kleinen Büchlein wird Entstehung, Wesen und Zweck der Orgesch geschildert, und der Verfasser hat es verstanden, diese scheinbar trockene „Wissenschaft" höchst anregend, teilweise sogar fesselnd zu gestalten. Von Escherich selbst wird darin erzählt, von seiner bestimmten, klaren Persönlichkeit, von seinem Wirken in seinem engeren Heimatlande Bayern, von der bayerischen Einwohnerwehr und schließlich von der über ganz Deutschland verzweigten Organisation Escherich. Ein wertvolles kleines Büchlein!

Verantwortlich: **Hans von Sodenstern** in Berlin.
Schriftleitung und Verlag: Berlin SW 11, Tempelhofer Ufer 35a. Fernruf: Lützow 6510.
Verlag: K. F. Koehler, Abteilung Grenzboten, Berlin.
Druck: „Der Reichsbote" G. m. b. H. in Berlin SW 11, Dessauer Straße 36/37.

**Rücksendung von Manuskripten erfolgt nur gegen beigefügtes Rückporto.**
**Nachdruck sämtlicher Aufsätze ist nur mit ausdrücklicher Erlaubnis des Verlages gestattet.**

# Bücherliste

**Promnitz, Else.** Christus spricht. Verlag Franz Goerlich, Breslau.

**Ratzel, Friedrich.** Deutschland. Mit vier Landschaftsbildern und zwei Karten. Vierte Auflage. Mit einem Begleitwort von Dryhalski. Vereinigung wissenschaftlicher Verleger Walter de Gruyter & Co., Berlin und Leipzig. 1920.

**Reinhardt, R.** Die Welt nach dem Friedensschluß. Ein geographisch-wirtschaftlicher Überblick. Verlag Ferdinant Hirt in Breslau. 1920. M. 2.—.

**Reitzenstein, R.** Die Hellenistischen Mysterienreligionen. Verlag von B. G. Teubner, Leipzig u. Berlin. 1920. Geh. M. 9.—, geb. M. 12.—.

**Reis, Prof. Dr. Hans.** Die deutschen Mundarten. Sammlung Göschen. Vereinigung wissenschaftlicher Verleger Walter de Gruyter & Co., Berlin und Leipzig.

**Riehl, Alois.** Friedrich Nietzsche. Der Künstler und der Denker. 6. Auflage Frommans Klassiker der Philosophie, VI. Fr. Frommans Verlag (H. Kurtz), Stuttgart. 1920.

**Roloff, Professor Ernst M.** In zwei Welten. Ferd. Dümmlers Verlag, Berlin. 1920. M. 22.—, geb. M. 25.—.

**Rosenberg, Josef Leovold.** Sehnsucht. Bruno Voaler, Verlagsbuchhandlung, Leipzig. 1920. M. 1.50.

**Rothschild, L.** Taschenbuch für Kaufleute. Herausgegeben von Dr. Christian Eckert. G. A. Gloeckner Verlag für Handelswissenschaft, Leipzig.

**Ruckhaber, Erich.** Die richtige Bewertung der Körper- und Geistesarbeit. Verlag der „Neuen Weltanschauung", Berlin. 1920.

**Rühle, Otto.** Kind und Umwelt. Eine sozialpädagogische Studie. Aus Gesellschaft und Erziehung Nr. 7. Verlag Gesellschaft und Erziehung G. m. b. H., Berlin-Fichtenau. 1920.

**von Ruville, Albert.** Die Kreuzzüge. Bücherei der Kultur und Geschichte. Bd. 5. Verlag Kurt Schroeder, Bonn und Leipzig. 1920. M. 21.—.

**Sammlung Göschen.** Hoernes, Prof. Dr. Moritz. Urgeschichte der Menschheit Neubearbeitet von Friedrich Behn. Berlin und Leipzig. Vereinigung wissenschaftlicher Verleger. Walter de Gruyter & Co. 1920.

**Schaffner, Jakob.** Der Passionsweg eines Volkes 1918 bis 1920. Verlag von Grethlein & Co., Leipzig/Zürich.

**Schauwecker, Franz.** Weltgericht. Heinrich Dieckmann Verlag. Halle a. Saale. 1920.

**Schlaikjer, Erich.** Im Kampf mit der Schande. Gesammelte Aufsätze aus dunkler Zeit. Verlag der Täglichen Rundschau, Berlin. 1920. Halbperg. M. 25.—, Halbleder M. 50.—.

**Schlaikjer, Erich.** Die Welt der Gestorbenen. Ein Beitrag zu okkulten Problemen. Verlag der Täglichen Rundschau, Berlin. 1920.

**Schleich, Karl Ludwig.** Das Problem des Todes. Ernst Rowohlt Verlag, Berlin W 35.

**von Schlözer, Kurt.** Jugendbriefe. Deutsche Verlagsanstalt. Stuttgart und Berlin. 1920. M. 25.—.

**Schmidt, Kurt.** Buddha. Die Erlösung vom Leiden. Ausgewählte Reden des Buddha. Aus den ältesten Urkunden, dem Pali-Kanon. Übersetzt und geordnet von Kurt Schmidt. I. Aus dem Leben des Vollendeten. II. Der Weg zur Erlösung. C. H. Beck, München. 1921.

**Schmoller, Gustav.** Zwanzig Jahre deutscher Politik. Verlag von Duncker & Humblot, München und Leipzig. 1920.

**Schneewittchen.** Ein Märchen von Gebrüder Grimm. Mit Bildern von Wanda Zeigner-Ebel. Nürnberger Bilderbücher-Verlag Gerhard Stalling, Oldenburg i. O. 1920.

**Schneider, Paul.** Lebensglaube eines Arztes. Verlag von S. Hirzel, Leipzig. 1921.

**Scholz, D. Dr. Heinrich.** Zum „Untergang d. Abendlandes". Eine Auseinandersetzung mit Oswald Spengler. Verlagsbuchhandlung Reuther & Reichard, Berlin. M. 3.—.

**Schönherr, Karl.** Der Kampf. Ein Drama geistiger Arbeiter. Leipzig. 1920. Verlag von L. Staackmann.

**Schrepfer, Karl.** Das Handwerk in der neuen Wirtschaft. Verlag von Duncker & Humblot, München und Leipzig.

**Schrickel, Leonhard.** Just Haberlands Fahrt ins Glück. Verlag von Georg Westermann, Hamburg, Braunschweig, Berlin. 1920.

**Schröder, Paul Friedrich.** Robert Guiskard. Ein Ergänzungsversuch zu dem Kleistschen Fragment. Hofbuchdruckerei Eisenach H. Kahle.

**Schröer, Dr. M. M. Arnold.** Grundzüge und Haupttypen der englischen Literaturgeschichte. 1. Von den ältesten Zeiten bis Spenser. Sammlung Göschen. Vereinigung wissenschaftlicher Verleger Walter de Gruyter & Co., Berlin und Leipzig.

**Schulpolitik und Volksbildung.** Schriftenreihe des Preußischen Lehrervereins. Heft 5. Die Landschule. Verlag von A. W. Zickfeldt, Osterwieck-Harz. 1920. M. 4.—.

**Marie von Schulte.** Friedrich von Schultes Lebensabend. Mit einer biographischen Einleitung. Verlag von Emil Roth in Gießen.

**Schumacher, Fritz.** Vom Baume der Erkenntnis. Quelle & Meyer, Leipzig.

**Seeger, Johann Georg.** Das Grillenbüchlein. Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. 1920.

**v. Segesser, Dr. med. Friedrich** Das Fasten als Heilmethode. Verlag von Emil Pahl, Dresden. 1920. Geh. M. 3.50, geb. M. 5.—.

**Sidow, Max.** Die Stadt. Verlag Hans Heinrich Tügner, Potsdam. 1920.

**Söderblom, Nathan.** Einführung in die Religionsgeschichte. Verlag von Quelle & Meyer in Leipzig. 1920. Geb. M. 5.—.

**Solmsen, Georg.** Deutschlands Lage im Rückblick und Ausblick. Ein Mahnruf an das deutsche Bürgertum. Verlag Hans Robert Engelmann, Berlin W 15. 1920.

**Solojew, Wl.** Die nationale Frage im Licht der Sittlichkeit. Drei-Masken Verlag, München.

**Sonneck, Rita. Graf von Brühl.** Roman. Verlag von Rich. Bong, Berlin W.

**Spiero, Deutschlands Schicksal und Schuld.** Heinrich Finck. Leipzig. 1920.

**Stählin, Karl.** Geschichte Elsaß-Lothringens. Druck und Verlag von R. Oldenbourg. München und Berlin 1920. Geb. 26.—, M. 30.—.

**Sternfeld, Richard.** Die nationale Einigung Italiens im 19. Jahrhundert. Bücherei der Kultur und Geschichte. Bd. 7. Kurt Schroeder Verlag, Bonn und Leipzig. 1920. M. 11.—.

**Stieve, Friedrich.** Gedanken über Deutschland. Eugen Diederichs Verlag in Jena. 1920.

**Von Stockhausen, Juliana.** Brennendes Land. Ein Roman des Barock in der Pfalz. Jos. Kösel'sche Buchhandlung, Kempten-München-Coblenz. 1920.

**Storm, Theodor.** Ein Bekenntnis. Reclams Universal-Bibliothek. Nr. 6138.

**v. Stülpnagel, Otto.** Die Wahrheit über die deutschen Kriegsverbrechen. Staatspolitischer Verlag G. m. b. H., Berlin.

**Süß, Dr. Georg.** Das Geldwesen im besetzten Frankreich. Drei-Masken-Verlag, München. 1920.

**Swantenius, Swaantje.** Hermann Löns und die Swaantje. Deutsche Landbuchhandlung G. m. b. H., Berlin SW 11.

**Thewalt, C. H.** Das Amt der Verlorenen Worte. Mit einer Einleitung: Die Auswanderung als Problem. 1. Auflage. 1. und 2. Tausend. Hädecke Verlag, Stuttgart.

**Thoden van Velzen, Dr. S. K.** Psychoencephale Studien. Verlag Velzen, Joachimsthal. 1920.

**Thorsch, Dr. Berthold.** Sozialisierung und Gesellschaftsverfassung. Manzsche Verlags- und Universitätsbuchhandlung, Wien. 1920. M. 4.—.

**Thummerer, Joh.** Krämer und Seelen. Roman. Verlag von Friedrich Wilh. Grunow in Leipzig.

**Tribüne der Kunst und Zeit.** Herausgeber Kasimir. Edschmid. Barbusse, Henri: Auf zur Wahrheit. Manifeste des brüderlichen Geistes. Colin, Paul: Fluch dem Siege. Erich Reiß Verlag, Berlin. 1920.

**Unger, Emil.** Politische Köpfe des sozialistischen Deutschlands. Verlag von Quelle & Meyer, Leipzig. Geh. M. 10.—, geb. M. 18.—.

**Verdroß, Dr. Alfred.** Die völkerrechtswidrige Kriegshandlung und der Strafanspruch der Staaten. Verlag Hans Robert Engelmann, Berlin. 1920.

**Vogt, Prof. Dr. Friedrich u. Koch, Prof. Dr. Max.** Geschichte der deutschen Literatur von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart. 3. Band. Bibliographisches Institut. Leipzig und Wien. 1920.

**Volksgut deutscher Dichtung.** Ausgewählt und herausgegeben von Prof. Dr. Max Hecker, Dr. Hans Wahl. Verlag von J. J. Weber in Leipzig. M. 2.50. Lieferung 1 und 2.

**Die Deutsche Waffenstillstands-Kommission.** Bericht über ihre Tätigkeit vom Abschluß des Waffenstillstandes bis zum Inkrafttreten des Friedens. Autorisierte Ausgabe. Im Auftrage der Deutschen Waffenstillstands-Kommission. Materialien, betreffend die Waffenstillstandsverhandlungen. Teil VIII. Deutsche Verlags-Gesellschaft für Politik und Geschichte m. b. H., Charlottenburg 1920.

**von Waltershausen, Hermann W.** Das Siegfried-Idyll oder die Rückkehr zur Natur. Der Freischütz. Ein Versuch über die musikalische Romantik. Die Zauberflöte. Eine opernbramaturgische Studie. Verlag Hugo Bruckmann, München. 1920.

**Wagemann, Arnold.** Deutsches Recht. Entwurf einer Volkseinrichtung auf deutschrechtlicher Grundlage. Lorenz Spindler Verlag, Nürnberg. 1920.

**Deutsche Wanderlieder.** Inselbücherei Nr. 313. Insel-Verlag zu Leipzig.

**Weg-Broschüren,** 3. Heft. Mobilmachung 1920 von Hein Hoff. Verlag „Der Weg," Wallisfurth & Co. Essen. 1920.

**Die zwölf Wegbereiter.** Ein Almanach persönlicher Beratung für das Jahr 1921. Herausgegeben von Leo Weismantel. Im Verlag der Arbeitsgemeinschaft, München-Frankfurt. 1921.

**Weitbrecht, Carl.** Deutsche Literaturgeschichte der Klassikerzeit. Neubearbeitet von Karl Berger. Sammlung Göschen. Vereinigung wissenschaftlicher Verleger Walter de Gruyter & Co., Berlin und Leipzig. 1920.

**Wenck, Lene.** Das singende Meer. Novelle. G. Schloeßmanns Verlagsbuchhandlung. Leipzig. M. 8.—.

**Wentscher, Erich.** Freiheit. Eine Preußenjugend. G. Grotesche Verlagsbuchhandlung, Berlin. 1920.

**Wilbrandt, Robert.** Ökonomie. Ideen zu einer Philosophie und Soziologie der Wirtschaft. Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck), Tübingen. 1920.

**Wilde, Oskar.** Über Frauenliebe und Ehe. Erwin Berger Verlag, Berlin.

**Wildgans, Anton.** Kain. Ein mythisches Gedicht. L. Staackmann Verlag, Leipzig. 1920.

**Windelband, Wilhelm.** Platon. Frommanns Klassiker der Philosophie. IX., 6. Auflage. Fr. Frommanns Verlag (H. Kurtz), Stuttgart. 1920.


Das Buch der Stunde!

Erwin Rosen

**Orgesch**

Wie entstand die Orgesch?
Was ist die Orgesch?
Was will die Orgesch?

Auf diese drei Fragen gibt das Buch klare und eingehende Antworten. Man kann nur wünschen, daß es auch von jedermann gelesen wird, damit die Orgesch endlich überall die Achtung genießt, die ihren vom reinsten Willen erfüllten Mitgliedern gebührt. (Köln. Ztg.)

Geheftet 6 M., gebunden 10 M.
Dazu tritt der ortsübliche Teuerungszuschlag.

**August Scherl G.m.b.H., Berlin SW 68**

Soeben erschien in 2. neu bearbeiteter Auflage:

# Kritik des Weltkrieges

## Das Erbe Moltkes und Schlieffens im großen Kriege

### Von einem Generalstäbler

**Mit 12 Karten. Preis: in Halbleinen geb. 30 Mark.**

**Generalfeldmarschall von Mackensen:** .... Das inhaltvolle Werk hat mich vom Anfang bis zum Ende in hohem Grade gefesselt ....

**General der Infanterie Otto von Below:** .... wertvollste und zutreffendste aller bisherigen Veröffentlichungen ....

**Generaloberst Freiherr von Hausen:** .... Meisterhafte Beurteilung, weitausschauender, großzügiger Blick und vorzügliche klare Wiedergabe ....

**General von Tettow-Vorbeck:** .... sehr gut und wertvoll ....

**Geschichtsforscher Friedrich M. Kircheisen:** .... das beste, was über die Marneschlacht gesagt wurde ....

**Militärisches Echo:** .... Ein tiefgründiges, aufsehenerregendes Buch ....

**Deutsches Offizierblatt:** .... Zweifellos gehört das Werk mit zu dem Bemerkenswertesten auf militärisch-kritischem Gebiet und verdient regste Beachtung in allen Kreisen ....

**Weser-Zeitung:** .... scharf, aber sachgemäß, ein außerordentlich interessantes Werk, nicht nur für den Offizier, sondern vor allem auch für den Laien.

**K. F. Koehler, Verlag, Leipzig.**

**Ausgegeben am 12. Juni 1921**

Jedes Wort,
das ihr von dem Fremden, Deutſche, nehmt,
iſt ein Glied in der Kette, mit welcher ihr, die
ſtolz ſein dürften, demütig euch zu Sklaven
feſſeln laßt.

Klopſtock

---

# Die neue deutſche Freiheit

Von * * *

Mit der Reichskanzlerſchaft des Herrn Dr. Wirth hat ein neuer Begriff von Freiheit ſeinen Einzug im Deutſchen Reiche gehalten. Der neueſte Platzhalter auf Bismarcks Stuhle — es wird nicht mehr lange dauern, dann haben wir ſeit November 1918 ſoviel Reichskanzler gehabt wie in der Zeit von 1871 bis 1918 — ſieht Sklavenarbeit im Dienſte unſerer Feinde für Freiheit an. Denn er gibt ſich einer argen Täuſchung hin, wenn er die von ihm erhoffte, in die Reden in Karlsruhe und im Reichstage als neues Schlagwort hineingeworfene Freiheit auf dem Wege der Demütigung dem deutſchen Volke zu bringen glaubt. Freiheit iſt eine Macht. Nur durch Macht, den Willen zur Macht, kann ſie kommen. Selbſtbewußtſein und Stolz ſind dafür die grundlegenden Begriffe und dürfen nicht verſchleiert werden durch Überhebung und Eitelkeit. Die ſeit der Annahme des Ultimatums amtierende Reichsregierung aber ſtellt nur die Paſſagiere dar eines Schiffes, deſſen Steuermann Erzberger oder doch wenigſtens Erzbergerſcher Geiſt iſt. Wir ſind wieder zurückgefallen in die Zeit vor zwei und vier Jahren. Jedesmal, wenn die Not des deutſchen Volkes am größten iſt, dann regt ſich der Abgeordnete Erzberger und verſucht auf offene oder verſteckte Weiſe zur Herrſchaft zu gelangen. Und es iſt ebenſo erſtaunlich wie beſchämend für das deutſche Volk, daß es nicht einmal ſoviel Kraft aus ſich ſelbſt heraus aufbringen kann, dieſem Erzbergerſchen Geiſt den Eintritt in ſeine Heiligtümer zu verwehren. Es

**von Waltershausen, Hermann W.** Das Siegfried-Idyll oder die Rückkehr zur Natur. Der Freischütz. Ein Versuch über die musikalische Romantik. Die Zauberflöte. Eine operndramaturgische Studie. Verlag Hugo Bruckmann, München. 1920.

**Wagemann, Arnold.** Deutsches Recht. Entwurf einer Volkseinrichtung auf deutschrechtlicher Grundlage. Lorenz Spindler Verlag, Nürnberg. 1920.

**Deutsche Wanderlieder.** Inselbücherei Nr. 313. Insel-Verlag zu Leipzig.

**Weg-Broschüren,** 3. Heft. Mobilmachung 1920 von Hein Hoff. Verlag „Der Weg," Wallisfurth & Co. Essen. 1920.

**Die zwölf Wegbereiter.** Ein Almanach persönlicher Beratung für das Jahr 1921. Herausgegeben von Leo Weismantel. Im Verlag der Arbeitsgemeinschaft, München-Frankfurt. 1921.

**Weitbrecht, Carl.** Deutsche Literaturgeschichte der Klassikerzeit. Neubearbeitet von Karl Berger. Sammlung Göschen. Vereinigung wissenschaftlicher Verleger Walter de Gruyter & Co., Berlin und Leipzig. 1920.

**Wenck, Lene.** Das singende Meer. Novelle. G. Schloeßmanns Verlagsbuchhandlung. Leipzig. M. 8.—.

**Wentscher, Erich.** Freiheit. Eine Preußenjugend. G. Grotesche Verlagsbuchhandlung, Berlin. 1920.

**Wilbrandt, Robert.** Ökonomie. Ideen zu einer Philosophie und Soziologie der Wirtschaft. Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck), Tübingen. 1920.

**Wilde, Oskar.** Über Frauenliebe und Ehe. Erwin Berger Verlag, Berlin.

**Wildgans, Anton.** Kain. Ein mythisches Gedicht. L. Staackmann Verlag, Leipzig. 1920.

**Windelband, Wilhelm.** Platon. Frommanns Klassiker der Philosophie. IX., 6. Auflage. Fr. Frommanns Verlag (H. Kurtz), Stuttgart. 1920.


Das Buch der Stunde!

Erwin Rosen

**Orgesch**

Wie entstand die Orgesch?
Was ist die Orgesch?
Was will die Orgesch?

Auf diese drei Fragen gibt das Buch klare und eingehende Antworten. Man kann nur wünschen, daß es auch von jedermann gelesen wird, damit die Orgesch endlich überall die Achtung genießt, die ihren vom reinsten Willen erfüllten Mitgliedern gebührt. (Köln. Ztg.)

Geheftet 6 M., gebunden 10 M.
Dazu tritt der ortsübliche Teuerungszuschlag.

**August Scherl G.m.b.H., Berlin SW 68**

Soeben erschien in 2. neu bearbeiteter Auflage:

# Kritik des Weltkrieges

## Das Erbe Moltkes und Schlieffens im großen Kriege

### Von einem Generalstäbler

**Mit 12 Karten. Preis: in Halbleinen geb. 30 Mark.**

**Generalfeldmarschall von Mackensen:** .... Das inhaltvolle Werk hat mich vom Anfang bis zum Ende in hohem Grade gefesselt ....

**General der Infanterie Otto von Below:** .... wertvollste und zutreffendste aller bisherigen Veröffentlichungen ....

**Generaloberst Freiherr von Hausen:** .... Meisterhafte Beurteilung, weitausschauender, großzügiger Blick und vorzügliche klare Wiedergabe ....

**General von Tettow-Vorbeck:** .... sehr gut und wertvoll ....

**Geschichtsforscher Friedrich M. Kircheisen:** .... das beste, was über die Marneschlacht gesagt wurde ....

**Militärisches Echo:** .... Ein tiefgründiges, aufsehenerregendes Buch ....

**Deutsches Offizierblatt:** .... Zweifellos gehört das Werk mit zu dem Bemerkenswertesten auf militärisch-kritischem Gebiet und verdient regste Beachtung in allen Kreisen ....

**Weser-Zeitung:** .... scharf, aber sachgemäß, ein außerordentlich interessantes Werk, nicht nur für den Offizier, sondern vor allem auch für den Laien.

**K. F. Koehler, Verlag, Leipzig.**

**Ausgegeben am 12. Juni 1921**

Jedes Wort,
das ihr von dem Fremden, Deutſche, nehmt,
iſt ein Glied in der Kette, mit welcher ihr, die
ſtolz ſein dürften, demütig euch zu Sklaven
feſſeln laßt.

Klopſtock

---

# Die neue deutſche Freiheit

Von * * *

Mit der Reichskanzlerſchaft des Herrn Dr. Wirth hat ein neuer Begriff von Freiheit ſeinen Einzug im Deutſchen Reiche gehalten. Der neueſte Platzhalter auf Bismarcks Stuhle — es wird nicht mehr lange dauern, dann haben wir ſeit November 1918 ſoviel Reichskanzler gehabt wie in der Zeit von 1871 bis 1918 — ſieht Sklavenarbeit im Dienſte unſerer Feinde für Freiheit an. Denn er gibt ſich einer argen Täuſchung hin, wenn er die von ihm erhoffte, in die Reden in Karlsruhe und im Reichstage als neues Schlagwort hineingeworfene Freiheit auf dem Wege der Demütigung dem deutſchen Volke zu bringen glaubt. Freiheit iſt eine Macht. Nur durch Macht, den Willen zur Macht, kann ſie kommen. Selbſtbewußtſein und Stolz ſind dafür die grundlegenden Begriffe und dürfen nicht verſchleiert werden durch Überhebung und Eitelkeit. Die ſeit der Annahme des Ultimatums amtierende Reichsregierung aber ſtellt nur die Paſſagiere dar eines Schiffes, deſſen Steuermann Erzberger oder doch wenigſtens Erzbergerſcher Geiſt iſt. Wir ſind wieder zurückgefallen in die Zeit vor zwei und vier Jahren. Jedesmal, wenn die Not des deutſchen Volkes am größten iſt, dann regt ſich der Abgeordnete Erzberger und verſucht auf offene oder verſteckte Weiſe zur Herrſchaft zu gelangen. Und es iſt ebenſo erſtaunlich wie beſchämend für das deutſche Volk, daß es nicht einmal ſoviel Kraft aus ſich ſelbſt heraus aufbringen kann, dieſem Erzbergerſchen Geiſt den Eintritt in ſeine Heiligtümer zu verwehren. Es

ist dies doppelt erstaunlich, als der jüngst veröffentlichte Briefwechsel[1]) des verstorbenen Kardinals von Hartmann mit einem Münchener Prälaten aus dem Jahre 1917 erkennen läßt, daß man sich in maßgebenden Kreisen über die Persönlichkeit des Herrn Matthias Erzberger durchaus klar war. Der Münchener Prälat schreibt: „Ew. Eminenz — dieses bedarf keiner Hervorhebung — sind mit Hochihrer Meinung über den Abgeordneten Erzberger vollkommen im Rechte. Gott möge es verhüten, daß dieser eigentümliche Herr weiteren Schaden anrichte. Ich habe ihm bereits wiederholt sehr deutlich erklärt, daß er sich auf dem Holzwege befindet. Er bildet sich, wie er vordem, wie so oft das enfant terrible des Zentrums in Friedenszeiten gewesen ist, jetzt zu solchem von ganz Deutschland aus."

Die neue Reichsregierung sonnt sich an der Gunst der Entente. Jedes Wort, das in London oder Paris fällt und nicht gerade eine „Ohrfeige" bedeutet, wird dankbar gebucht und durch die Parteipresse als Loblied auf die neuen Männer dem deutschen Volke auf den Frühstückstisch gelegt. Die Urteile und Ansichten, die nicht weite, sondern die weitesten Kreise in Deutschland äußern, aber werden unbeachtet gelassen. „Feindesbeifall verdient stets Mißtrauen", sagte Bismarck. Unsere neuen Männer dagegen sagen: „Feindesbeifall erleichtert uns die Arbeit!" Was von diesem Feindesbeifall zu halten ist, zeigen schon die ersten Wirkungen der Annahme des Ultimatums: Das fair play Lloyd Georges hat in Oberschlesien dahin geführt, daß Engländer, Franzosen und Italiener sich plötzlich dahin geeinigt haben, vom General Höfer die Aufgabe der von ihm besetzten Stellungen zu fordern, während die polnischen Insurgenten und Eindringlinge die von ihnen auf deutschem Boden liegenden Linien innehalten dürfen. Die Entscheidung über das Schicksal Oberschlesiens, über das die Bevölkerung schon vor drei Monaten ihr Urteil gesprochen hat, wird von Woche zu Woche hinausgeschoben. — Die Zahlung einer Milliarde Goldmark hat den Schrei nach weiteren in Ententekreisen ausgelöst. Unsere Regierung aber brüstet sich damit, wie schnell und pünktlich sie allen Forderungen unserer Erpresser nachkommt. Mit Schamröte, bei Nacht und Dunkel müßten diese Zahlungen geleistet werden. — Die Ruhrorte sind nach wie vor besetzt, aber die Regierung beeilt sich, die Entmannung des Volkes zu vervollständigen. Selbstschutz und Notwehr sind heute unbekannte Begriffe; an ihre Stelle sollen Preisgabe des Eigentums und Schutzlosigkeit treten. In einer Zeit, da in allen Volksschichten der Wunsch und das Verlangen nach überparteilichen Zusammenschluß sich Geltung verschaffen wollen, erklärt ein Vertreter der Regierungsparteien, die nationale Einheitsfront sei nicht nötig.

Die „Freiheit" gar, das Organ derjenigen Partei, die Herr Dr. Wirth zu gern mit in die Regierung hineinnehmen möchte, spricht von einer deutschen „Blutschuld" am Weltkriege in dem Augenblick, wo deutsche Volksgenossen aus allen Kreisen auf Befehl der Entente vor dem höchsten deutschen Gerichtshofe stehen und wo alle bisher veröffentlichten Dokumente und Aktenstücke den Beweis erbringen, daß Deutschland an diesem Kriege kein Verschulden trifft, es sei denn, daß Arbeit und Moral eine Schuld sind. Statt dessen gibt sich der höchste Beamte des Reiches dazu her, im Anschluß an seine Programmrede von Rednern zu sprechen, die wegen Hochverrat verfolgt werden sollen, obgleich schon am nächsten Tage

[1]) „Der Reichsbote", Abendausgabe vom 8. Juni 1914.

festgestellt wurde, daß es sich nicht um mehrere Redner, sondern um einen gehandelt hat, daß es eine nichtöffentliche Versammlung war und daß der jugendliche Redner nicht zum Sturze der Regierung aufgefordert hat, wie es in der radikalen Linkspresse seit November 1918 täglich zu lesen ist, sondern nur von einer Furcht der Regierung vor einem Sturze gesprochen hat.

Diese Regierung wird uns die Freiheit nicht bringen. Die Freiheit, die wir ersehnen, ist von anderer Art. Wir wollen Herr im eigenen Hause sein, wollen nicht mehr Schacherobjekt der Großmächte bleiben, sondern einen Faktor im politischen und wirtschaftlichen Weltleben spielen, mit dem zu rechnen ist. Wir zahlen und liefern, wenn man uns unsere Freiheit läßt, und wir weigern uns, und stellen unsere Zahlungen ein bei jedem Versuch, den Strick, den man uns um den Hals gelegt hat, enger zu ziehen. Auch waffenlose Völker stellen eine Macht dar, wenn sie nur wollen und wenn sie den Machtgedanken wenigstens im Herzen tragen.

# Versuch einer Erneuerung des Rückversicherungsvertrages zwischen Deutschland und Rußland 1904/08

Von Prof. Dr. R. F. Kaindl (Graz)

Immer wieder wird in einem Teile der Presse und des politischen Lebens die Ansicht ausgesprochen, daß die Nichterneuerung des Bismarckschen Rückversicherungsvertrages mit Rußland die Grundlage alles Unglücks war. Nun ist es sicher richtig, daß es vorteilhaft gewesen wäre, den Draht nach Petersburg nicht abzureißen und das Zarentum nach Möglichkeit festzuhalten. Die große Frage ist nur die, was Rußland dafür gefordert hätte und ob der Preis, den man ihm gezahlt hätte, schließlich nicht doch verloren gegangen wäre.

Einige neue Dokumente werfen darauf ein interessantes Licht. Die deutsche Regierung hat tatsächlich später versucht, einen neuen Vertrag mit Rußland zu schließen. Die damit verbundenen Verhandlungen sind für unsere Frage überaus interessant.

Die erwähnten Dokumente sind mitgeteilt in einer Veröffentlichung des deutschen Auswärtigen Amtes: „Dokumente aus den russischen Geheimarchiven, soweit sie bis zum 1. Juli 1918 eingegangen sind." So mangelhaft diese Abdrücke sind und so lückenhaft auch das dargebotene Material ist, so gestattet es doch einen interessanten Einblick in die deutsch-russischen Beziehungen[1]). Vor

[1]) Die Sammlung ist ohne Erscheinungsjahr herausgegeben. Sie scheint im Buchhandel nicht verbreitet zu sein.

allem ersehen wir daraus, daß die Regierung Wilhelms II. es nicht an Bemühungen fehlen ließ, Rußland festzuhalten, dieses Bestreben aber an den ganz unannehmbaren Forderungen Rußlands sich zerschlagen mußte.

Immer wieder übersehen diejenigen, welche Bismarcks Anklagen gegen die deutsche Regierung wegen Nichterneuerung des Rückversicherungsvertrages teilen, wichtige Momente, vor allem, daß Bismarck selbst im 29. Kapitel seiner „Gedanken und Erinnerungen", wo er für den Rückversicherungsvertrag eintritt, die großen Schwierigkeiten andeutet, das alte Verhältnis zu Rußland aufrecht zu erhalten. Bismarck erinnert mit nachdrücklichen Worten an die in Rußland durch die Presse betriebene Deutschenhetze, an den Haß gegen alles Deutsche, „mit dem die Dynastie rechnen muß, auch wenn der Kaiser die deutsche Freundschaft pflegen will". Er verweist auf das gegen Deutschland gerichtete „ungewöhnliche Maß von Dummheit und Verlogenheit in der öffentlichen Meinung und in der Presse Rußlands" und auf den polnisch-französischen Einfluß bei dieser Hetze. Damit deutet Bismarck selbst die Hinfälligkeit von Verträgen mit dem Zaren an, weil die panslawistische Nebenregierung ihren eigenen Weg ginge. Den Rückversicherungsvertrag trotz dieser Gefahr und trotz der eventuellen aus ihm sich mit Österreich ergebenden Schwierigkeiten aufrecht zu erhalten, vermochte aber auch nur ein Genie wie Bismarck. Nur ein Mann wie er, konnte trotz des 1887 abgeschlossenen Rückversicherungsvertrages mit Rußland schon anfangs 1888 als Drohung gegen Rußland den Vertrag von 1879 veröffentlichen und mit ähnlichen Schachzügen die Staaten gerade dort stellen, wo er sie haben wollte. Niemand nach ihm hätte das vermocht. Und das ist der zweite Grund, weshalb der Rückversicherungsvertrag nicht aufrecht erhalten werden konnte, nachdem Bismarcks Rücktritt erfolgt ist.

Zu dem allen kommt aber noch ein dritter Grund — die anwachsenden Forderungen Rußlands. Darüber belehren uns die oben erwähnten Schriftstücke.

Aus dem einen (Oktober 1904), es ist offenbar ein Vortrag des Ministers des Äußeren an den Zar Nikolaus, geht hervor, daß Deutschland sich bemühte, ein engeres Verhältnis zu Rußland herbeizuführen, um Frankreichs Position zu schwächen. Der russische Berichterstatter anerkannte „die Notwendigkeit eines engeren Anschlusses an Deutschland, besonders unter den gegenwärtigen Verhältnissen" (es wütete der japanische Krieg), wollte aber auf die deutschen Forderungen nicht eingehen, da er „in den Vorschlägen der deutschen Regierung (den Wunsch) und das beständige Bestreben erblickte, Rußlands freundschaftliche Beziehungen zu Frankreich zu stören". Anderer Ansicht war damals der Zar. Am 29. Oktober entscheidet er: „Bin mit Ihnen nicht ganz einverstanden. Sie werden aus meiner Antwort auf das Telegramm des Deutschen Kaisers ersehen, daß ich gegenwärtig für ein solches Übereinkommen mit Deutschland und Frankreich sehr eingenommen bin. *Dies wird Europa von der übermäßigen Frechheit Englands befreien und wird in der Zukunft von außerordentlichem Nutzen sein.*" Die deutsche Regierung hat also die Bedrängnis Rußlands durch Japan klug auszunützen versucht.

[2]) Ein anderer Text lag Fried. Luckwaldt, Politische Geschichte des Weltkrieges I 1890—1906, S. 129, vor. Danach hätte dieses Bündnis *sofort* in Kraft treten sollen. Zur näheren Prüfung der Frage fehlt es mir an Material und leider auch an literarischen Behelfen.

Als wenige Monate später Rußlands Niederlage feststand und zu den Friedensverhandlungen schon die Einwilligung gegeben war (Juni 1905), überdies die Revolution ausbrach und die russische Regierung zur Konstitution ihre Zustimmung gegeben hatte, da suchte der erschütterte Zar eine Stütze bei Wilhelm II. und war nun auch zum Abschlusse des schon 1904 angeregten Vertrages bereit. Am 23. und 24. Juni kamen die beiden Herrscher in den Schären bei Björkö (nördlich von Stockholm) zusammen und einigten sich über die Bedingungen eines Bündnisses. Nach dem in der genannten Aktensammlung abgedruckten Texte[2]) vereinbarten beide Kaiser „um den Frieden in Europa zu sichern" ein „Schutz- und Trutzbündnis": „Im Falle des Angriffs auf eines der beiden Reiche seitens einer europäischen Macht verpflichtet sich jeder Verbündetete mit allen seinen Land- und Seestreitkräften dem anderen Hilfe zu leisten" und „keinen Separatfrieden mit dem gemeinsamen Gegner zu schließen". Der Vertrag sollte erst ein Jahr nach dem Friedensschluß zwischen Rußland und Japan in Kraft treten und in Geltung bleiben, so lange er nicht mit einjähriger Frist gekündigt würde. Der Zar sollte nach Inkrafttreten des Vertrages „Frankreich mit seinem Inhalt bekannt machen und ihm den Vorschlag unterbreiten, sich dem Vertrage als Bundesgenosse anzuschließen". Der Vertrag ist ohne Datum, gezeichnet von Wilhelm, Nikolaus, dem Gesandten v. Tschirschky und Bögendorff und vom russischen Marineminister Birilew.

So ist es also tatsächlich Kaiser Wilhelm II. gelungen, eine Erneuerung des Rückversicherungsvertrages herbeizuführen. Er sollte offenbar Deutschland gegen Frankreich und England, Rußland gegen England und Österreich schützen. Der Vertrag galt nur für den Fall eines Angriffs. Da ein solcher von seiten Österreichs auf Rußland nicht zu erwarten war, konnte Wilhelm ebenso wie früher Bismarck darauf eingehen. Eine andere Frage ist, ob dieser Vertrag irgend einen Wert besaß. Veröffentlicht wurde er nicht und von irgend einer Wirkung scheint er überhaupt nicht gewesen zu sein[3]).

Bald sollte es sich nämlich zeigen, wie Rußland sich die Sache vorgestellt hatte. Und das ist das wichtigste!

Sobald der japanische Krieg beendet war, Rußland über die asiatischen Verhältnisse mit England das Abkommen vom 31. August 1907 geschlossen hatte und seine Balkanpläne wieder aufnahm, da trat es mit seinen vollen Forderungen hervor. Als Deutschland den „Wunsch" äußerte, „das anläßlich des österreichisch-serbischen Konfliktes offen zutage getretene russisch-deutsche Mißverständnis zu zerstreuen", da zeigte Rußland sein wahres Gesicht. Nach einem dem Zaren am 17. Mai 1908[4]) vorgelegten „Entwurf zu einer Verständigung mit Deutschland (gezeichnet von Tscharykow) soll von Deutschland gefordert werden: „2. Deutschland schließt sich dem russisch-österreichischen Abkommen vom Jahre 1897 mit den den letzten Ereignissen entsprechenden Abänderungen an. 3. Deutschland garantiert die Erfüllung der durch Österreich-Ungarn in dem erwähnten Vertrage übernommenen Verpflichtung dahingehend, daß letzteres sich auf der Balkanhalbinsel

[3]) Darüber Hamann, Zur Vorgeschichte des Weltkrieges, S. 142: „Dem Erzeugnis einer seltsam unwirklichen Phantasiewelt war nur das Dasein in einem verschwiegenen Archivfach beschieden."

[4]) Im Druck 1907, da aber darin schon das Abkommen mit England vom 31. August 1907 erwähnt ist, so kann nur 1908 gemeint sein.

jeglicher über den Bereich seiner gegenwärtigen Besitzungen hinausgehenden Eroberungspläne zu enthalten hat. Widrigenfalls wird Deutschland den Einmarsch russischer Truppen in Österreich-Ungarn nicht als casus foederis ansehen. 4. In Erwartung, daß die Mächte, die den Berliner Vertrag unterzeichnet haben, die in diesem Vertrage notwendig gewordenen Veränderungen formell sanktionieren, wird Deutschland Rußland seine tätige diplomatische Hilfe zur Erreichung einer für das letztere wünschenswerten Lösung der Meerengenfrage leihen. 5. Dieselbe Unterstützung wird Deutschland der möglichst schnellen Durchführung des Baues der Donau-Adriabahn angedeihen lassen. 6. In Persien erkennt Deutschland die für Rußland aus dem russisch-englischen Abkommen vom Jahre 1907 sich ergebenden Rechte an". Dafür wollte sich Rußland in einem Geheimvertrage verpflichten: „Im Falle eines Angriffes Englands auf Deutschland wird Rußland Neutralität bewahren." Auch soll „Italien, Frankreich und England den betreffenden Teilen dieses Abkommens beitreten" (das heißt nach Möglichkeit dafür gewonnen werden).

Kurz und bündig: Rußland fordert von Deutschland die Preisgabe Österreichs und sämtlicher österreichischer Interessen am Balkan, ja es wollte geradezu die Mithilfe Deutschlands zur Einschnürung Österreichs und zur Durchführung der russisch-serbischen Wünsche am Balkan. Über die Tragweite dieser Forderungen, die selbstverständlich ein Aufheben des Zweibundes bezweckte, braucht kein Wort verloren zu werden. Rußland wäre mit Hilfe Deutschlands am Balkan und in Mitteleuropa vorgedrungen uud hätte alle seine ungemessenen Wünsche erfüllt. Wenn man aber etwa entgegnet, zu diesen Forderungen sei Rußland erst 1908 unter geänderten Verhältnissen gelangt, es hätte sie nicht gestellt, wenn der alte Rückversicherungsvertrag erhalten geblieben wäre, so muß erwidert werden, daß Rußland weitgehende Forderungen schon vor 1890 gestellt hatte und kein Grund dafür vorliegt, daß es nicht allerlei zu erpressen suchte, ebenso wie Italien es seit seiner Zugehörigkeit zum Dreibund bewiesenermaßen tat[5]). Die weitgehenden Forderungen Rußlands, die Unsicherheit der Verträge mit der zaristischen Regierung wegen des Bestehens der panslawischen Nebenregierung, die Schwierigkeit so verwickelte Vertragsverhältnisse zu meistern, sind die Gründe, die leider gegen den Rückversicherungsvertrag sprechen, trotzdem selbstverständlich das Festhalten Rußlands für die Ruhe Europas von höchster Bedeutung gewesen wäre.

Und noch eines: Man beachte das Urteil des Zaren von 1904 über England und ebenso den geplanten Geheimparagraphen von 1908: „Im Falle eines Angriffes Englands auf Deutschland wird Rußland Neutralität bewahren." Von England war also die Ruhe Europas und Deutschlands nach dem Urteil seines nachmaligen Verbündeten schon damals bedroht!

[5]) Pribram, Österreichische Geheimverträge I.

# Wirkungen des Krieges auf Ostasien*)

Von Oskar Scholz, Konsul z. D.

## III. Singapore

Singapores Bedeutung als Handelsmittelpunkt Hinterindiens und des Malayischen Archipels hatte sich schon vor dem Kriege von Jahr zu Jahr mehr entwickelt, und doch hat die Erhaltung dieser Bedeutung in den letzten Jahren vor dem Kriege der britischen Kolonialverwaltung manche Sorge gemacht, und sie hat viel Sorgfalt darauf verwendet, einer Dezentralisation seines Handels und der Entstehung neuer, den Produktionsstätten näher gelegener Handelsplätze vorzubeugen. Der Krieg und seine Nachwirkungen haben Singapores Stellung wieder gestärkt. Einmal weil es fern von dem Kriegsschauplatz lag, von den Kriegsopfern der übrigen Welt wenig zu tragen hatte und weil seine Landeserzeugnisse, insbesondere sein Kautschuk und sein Zinn, von den Kriegführenden dringend gebraucht wurden, sodann aber auch aus einem Grunde, der über den Krieg hinaus jetzt noch wirkt: dem Schiffsmangel der ganzen Welt. Er nötigt die großen Reedereien, die schon immer mehr dazu übergegangen waren, auch entlegenere Häfen an ihre Hauptlinien anzuschließen, sich jetzt wieder auf die Haupthäfen zu beschränken, und so kam Singapore wieder zu neuer und stärkerer Bedeutung als Umschlagsplatz für den Verkehr von und nach Europa sowohl wie Amerika.

Das Geschäftsleben Singapores hängt stets in erster Linie vom Kautschuk ab, für den es jetzt wohl der Hauptwelthandelsmarkt geworden ist, von der Erzeugung seines Hinterlandes, von der durch sie wesentlich beeinflußten Preisgestaltung und der Spekulation. Der Preissturz in Kautschuk, das während des Krieges bis über 70 Cents und im Dezember 1919 sogar auf 105 Cents für das englische Pfund gestiegen war, bis auf 22 Cents im Jahre 1918 und auf 30 Cents im Dezember 1920, bei Gestehungskosten von etwa 50 Cents, zog weite Kreise in Mitleidenschaft und traf besonders auch die an der Kautschukspekulation immer sehr beteiligten Chinesen. Die beträchtliche Abwanderung der chinesischen Bevölkerung und noch mehr der Rückgang der chinesischen Einwanderung, die damals in den Straits Settlements sowohl wie in den Malayen-Staaten festzustellen war, hängt aber wahrscheinlich weniger mit dem Geschäft in Kautschuk als mit der Lage des zweitwichtigsten Landesproduktes in Singapores Ausfuhrhandel zusammen, nämlich mit dem Rückgang oder dem Stillstand der Zinnbergwerke und -Hütten, in denen hauptsächlich Chinesen arbeiten. Das chinesische Handelsgeschäft in Singapore aber scheint sich unter dem Einfluß des Krieges ganz besonders blühend entwickelt zu haben. Jedem Reisenden fällt auf, wie viele chinesische Firmen dort neu entstanden sind; ist doch die chinesische Bevölkerung sowohl in der britischen Kronkolonie als in den Malayen-Staaten die zahlreichste und übertrifft sogar die malayische.

Weniger willkommen als die chinesische Einwanderung scheint der britischen Herrschaft der Malayen-Halbinsel der japanische Zuzug zu sein, den Singapore

*) Vergl. Grenzboten, Hefte 17/18 und 22/23.

und die für den Gummianbau geeigneten Malayen-Staaten während des Krieges erfahren haben. Gegen ihn richtete sich offenbar das Gesetz von 1918, das den Landerwerb durch Ausländer in den Straits Settlements und den Vereinigten Malayen-Staaten einschränkte. Um so mehr haben die Japaner sich in den Kautschukplantagen der anderen Malayen-Staaten, besonders in Johore festgesetzt. Nach einem amerikanischen Konsulatsbericht vom Jahre 1919 waren damals fast 12 Prozent der Kautschukplantagen in den Malayen-Staaten in japanischem Besitz. Welche Bedeutung die japanische Regierung Singapore für das japanische Geschäft beimißt, beweisen folgende drei Tatsachen:

1. Im Jahre 1919 wurde in Singapore eines der vom japanischen Ministerium für Handel und Landwirtschaft unterstützten Handelsmuseen eröffnet.

2. Im Jahre 1919 wurde das japanische Konsulat in Singapore zu einem Generalkonsulat erhoben.

3. Seit 1920 zahlt die japanische Regierung Schiffahrtssubventionen außer für die auch Singapore anlaufende Europalinie der Nippon Yusen Kaisha, auch für die zwei neu eingerichteten Linien der Osaka Shosen Kaisha, von denen die eine von Singapore über China—Japan—Panama nach New York, die andere von Singapore nach Java und nach Bangkok — wie früher die deutsche Linie — geht. Natürlich gehen außer diesen staatlich unterstützten noch andere japanische Schiffahrtslinien über Singapore.

Japans Einfuhr nach Singapore war im Jahre 1918 auf 28,6 Millionen Dollar gestiegen, während sie im Jahre 1913 noch nicht 8 Millionen betrug. Den Höhepunkt erreichte das japanische Geschäft in Singapore wie ja auch daheim und anderwärts im Jahre 1919. Die japanische Industriekrisis zeigte sich deutlich auch in dem Rückgang der Kautschukeinfuhr aus den Straits, die in den ersten zehn Monaten des Jahres 1920 nur 5,8 Millionen Kin gegen 15,4 Millionen der gleichen Zeit des Vorjahres betrug, während gleichzeitig die Zinnausfuhr der Straits nach Japan von 3,1 Millionen auf 1,9 Millionen Kin zurückging.

Beachtenswert ist auch, wie die Vereinigten Staaten von Amerika sich während des Krieges nach Singapore ausgedehnt haben. Nach einem amerikanischen Konsulatsbericht war die amerikanische Einfuhr des Jahres 1918 mehr als zweieinhalbmal so viel wert als die des Jahres 1913. Mehr als zwei Drittel der Kautschukausfuhr Singapores und mehr als die Hälfte seiner Zinnausfuhr ging in den Kriegsjahren nach den Vereinigten Staaten von Amerika; und während vor dem Kriege ein amerikanisches Handelsschiff eine große Seltenheit im Hafen von Singapore war, wurden 1917 und 1918 dort von neun bis zehn Millionen Tons an Schiffs-Ein und -Ausgängen 100- bis 150000 Tons unter amerikanischer Flagge gemeldet. Auch von Europa (Rotterdam, Antwerpen) geht eine amerikanische Linie nach Singapore.

Aus der Zunahme des amerikanischen und des japanischen Geschäfts erklärt sich zum großen Teil das Wachstum des Außenhandels von Singapore seit der Kriegszeit. Dazu kam, daß nach dem Kriege eine Anzahl englischer Handelsgesellschaften ihren Sitz von England wie nach anderen Kolonien so auch nach Singapore verlegte, um den heimatlichen Steuern zu entgehen. Die Folge dieser Zuwanderungen war eine Wohnungsnot, die zu gesetzlichen Höchstmieten für be-

scheidene Räume, im übrigen aber zu ganz ungewöhnlichen Mietssteigerungen führte. Auch die Preissteigerungen sonstiger Lebensbedürfnisse in Singapore verraten einen ungewöhnlichen Luxus. Kennzeichnend für den Aufschwung, den der Krieg dem Hafen von Singapore und seinem Hinterlande gebracht hat, ist seine Außenhandelsstatistik, nach der sich der Wert der Ein- und Ausfuhr gegenüber dem letzten Friedensjahr im Jahre 1917 schon verdoppelt, im Jahre 1920 fast verdreifacht hat, obwohl die allgemeine Weltkrisis der letzten Jahre — besonders soweit sie Rohstoffkrisis ist — auch Singapore nicht verschont hat und die Regierung nötigte, dem Kautschukmarkt durch gesetzliche Produktionseinschränkung, dem Zinnmarkt durch Ankauf der unverkäuflichen Vorräte zu helfen.

Der engeren Anschließung des Hinterlandes dient außer der während des Krieges sehr gestiegenen Küstenschiffahrt der weiter entwickelte Eisenbahnverkehr. Im Jahre 1917 wurde der Eisenbahnverkehr mit Bangkok eröffnet. Die Fahrt nimmt zurzeit vier Tage in Anspruch, doch erwartet man in einigen Jahren von der bereits beschlossenen Erbauung eines Fahr- und Eisenbahndammes zwischen der Insel, auf der Singapore liegt, und dem malayischen Festland eine weitere Beschleunigung dieser Verbindung.

Deutsche sind von Singapore auf drei Jahre seit Friedensschluß gänzlich ausgeschlossen, nur ein siebentägiger Aufenthalt wird allgemein den durchreisenden Deutschen, die nach Plätzen außerhalb der Straits Settlements weiter reisen wollen, bewilligt. Wie wenig Hoffnung der Deutsche auf eine erfreuliche Tätigkeit in Singapore nach Ablauf dieser drei Jahre setzen darf, läßt sich schon daraus entnehmen, daß Beschlüsse der Handelskammer in Singapore, einer Versammlung von Kaufleuten in Penang, des Ingenieurverbandes in Singapore die Ausschließung der Deutschen auf 10 Jahre forderten, und dies sind Beschlüsse, die nicht etwa während des Krieges, sondern nach Friedensschluß gefaßt wurden. Das deutsche Eigentum in Singapore wurde wie in anderen britischen Kolonien unter Zwangsverwaltung gestellt und durch Liquidation beseitigt; Ende 1919 hatte laut dem Kolonialbericht dieses Jahres der Verwalter des feindlichen Eigentums der Straits Settlements deutsches Vermögen im Werte von 13 Millionen Dollar in Händen.

Während so die Betätigung des Deutschen in der Kolonie mit allen Mitteln verhindert wird, sind seit Friedensschluß deutsche Waren in Singapore wieder zugelassen, wenn auch mit Ausnahmen zum Schutze der im Kriege entstandenen englischen Industrien, zu denen vor allem die deutschen Farben gehören. Man hatte erkannt, daß die Ausschließung deutscher Waren sich auf die Dauer doch nicht durchführen ließ und den eigenen Interessen schließlich mehr schadete als nützte. Zunächst kamen die deutschen Waren von Amerika und Niederländisch-Indien, jetzt kommen sie auch wieder direkt von Europa. Englische Zeitungen beklagen sehr die unverkennbar auf Wiederanknüpfung deutscher Geschäftsbeziehungen gerichtete Stimmung im Basar von Singapore. Dieser Entwicklung gegenüber muß es auffallen, daß Siam, das, abgesehen von seiner Abhängigkeit von Großbritannien, in ähnlicher weltwirtschaftlicher Lage sich befindet wie die Malayen-Staaten, sich immer noch gegen die Rückkehr der deutschen Kaufleute und der deutschen Waren sträubt. Merkt der Siamese nicht, wie ihm die deutschen Waren, die er so notwendig braucht und die so viel besser sind als die Erzeugnisse anderer

Länder, auf Umwegen, durch englische oder französische Vermittlung, ins Land geliefert werden, nur, dank diesen Umwegen und Zwischenstellen, zu viel teureren Preisen, als er sie unmittelbar von Deutschland beziehen könnte?

Das eigenartige Bild, das die wirtschaftliche Entwicklung Singapores zeigt, erklärt sich aus seiner geographischen Lage. An der durch eine Insel gebildeten Spitze einer schmalen Halbinsel gelegen, hat es ein Hinterland, das, je weiter man hinein kommt, um so mehr andere für den Überseehandel in Betracht kommende Häfen aufweist, die von solcher Umgehung Singapores abzuhalten bisher mit wechselndem Erfolge die Aufgabe der britischen Kolonialverwaltung gewesen ist. Zweitens ist Singapore der Sitz einer zahlreichen und sehr wohlhabenden chinesischen Handelskolonie, die sich in einer nach europäischem Urteil auffallend leichten Weise den veränderten wirtschaftlichen Verhältnissen anzupassen versteht. Drittens ist Singapore der den Südseeinseln, besonders dem holländischen Indien am nächsten gelegene Punkt des asiatischen Festlandes und daher mit seinem von der Natur und durch billige Arbeitskräfte besonders begünstigten Hafen derjenige Platz, von dem die Warenverteilung aus den an der asiatischen Küste entlang von Europa kommenden Schiffen sich am günstigsten besorgen ließ, und schließlich ist Singapore als bedeutendster Verschiffungshafen für Kautschuk und Zinn der maßgebende Markt für diese beiden Welthandelswaren geworden und hängt von deren Produktionsschwankungen ab.

Die beiden letztgenannten Punkte sind wohl diejenigen, die Singapores stärkste Stütze für seine weltwirtschaftliche Stellung ausmachen. Sieht man aber genauer hin, so stellt sich heraus, daß dies eigentlich nicht natürliche Stützpunkte sind, sondern mehr oder weniger künstlich von der britischen Macht gehalten werden.

Englische Privatstatistiken zeigen sowohl in der Gewinnung von Zinn wie von Kautschuk, auf denen Singapores Außenhandel hauptsächlich beruht, eine abnehmende Tendenz des Hinterlandes von Singapore im Gegensatz zu einer steigenden Tendenz von Niederländisch-Indien.

Auf dem Zinnmarkt kommt diese Tendenz hauptsächlich deshalb noch nicht recht zur Geltung, weil in den Straits Settlements diejenigen Zinnhütten gelegen sind, die bei weitem die Höchstleistung in der Zinnverhüttung der Welt aufweisen. In der Kautschukkultur und -Ausfuhr wird sich aber wahrscheinlich diese Tendenz zugunsten Niederländisch-Indiens noch weiter entwickelt haben, besonders nachdem die Straits Settlements und die Malayen-Staaten die von den englischen Kautschukpflanzern angesichts der Überproduktion der letzten Jahre geforderte Einschränkung der Produktion um 25 Prozent des Vorjahres zum Gesetz erhoben haben.

Was sodann Singapores Stellung als Umschlagshafen für den Süden betrifft, so ist das holländische Kolonialreich weder für den Absatz dieser Erzeugnisse, noch für den Bezug ausländischer Waren auf Singapore und sein Hinterland angewiesen. Finden einmal holländische Reedereien die unmittelbare Fahrt von Europa über Suez—Kolombo nach Niederländisch-Indien, ebenso wie japanische Reedereien die unmittelbare Fahrt Japan—Java, lohnend genug, so hat Singapore seine Rolle als Umschlagshafen für die Südsee ausgespielt. Je mehr sich Niederländisch-Indien industriell entwickelt und je höher sich seine Kolonialproduktion steigert, um so näher kommt dieser Zeitpunkt. Gibt es doch heute schon

mehr als eine japanische Reederei, deren Dampfer regelmäßig zwischen Japan, China und Niederländisch-Indien verkehren, ohne Singapore anzulaufen. Dasselbe gilt, wenn auch nicht in gleichem Maße, für Australien. Schon hat man dort angefangen, sich von der Verteuerung und Verzögerung, die der Warenverkehr von und nach Neu-Guinea und anderen Südseeinseln durch die bisher übliche Umladung in Sydney erfuhr, frei zu machen durch Einstellung direkter Dampferverbindung mit Singapore; und die Erkenntnis, daß auch Singapore als Umschlagshafen für diesen Verkehr entbehrlich ist, wird zum nicht geringen Teil von der Entwicklung abhängen, die die niederländisch-indische Schiffahrt nehmen wird.

Sieht die deutsche Weltwirtschaft die Stellung Singapores so an, so braucht ihr die Ausschließung des deutschen Kaufmanns aus jener britischen Kolonie keine große Sorge für die Zukunft zu bereiten.

Inzwischen hat aber Singapore noch eine andere Aufgabe zu erfüllen. Lord Jellicoe, damals Chef der englischen Admiralität, jetzt Generalgouverneur von Neuseeland, hat sie uns enthüllt, als sein Bericht an seine Regierung veröffentlicht wurde, in welchem er betont, das Meer zwischen den Küsten Indiens bis zur Küste von Kanada sei eins und bedürfe zu seiner Verteidigung einer einheitlichen Flotte, die von Singapore aus geleitet werden müsse. Daß diese Auffassung zustimmenden Widerhall auch in Singapore gefunden hat, zeigt die dortige Presse, die nach allgemeiner Wehrpflicht für die Kolonie, nach Freiwilligenkorps und Bürgergarde zum Schutz gegen äußere Angriffe sowohl wie gegen innere Unruhen ruft und Verstärkung der Garnison verlangt. Die Stationierung britischer Flugzeuge in Singapore hat es schon zum Mittelpunkt des englischen Flugdienstes für Südostasien gemacht. Auch für den drahtlosen Telegrammdienst der Marconi-Gesellschaft um die Welt ist Singapore als eine Hauptstation gedacht. Singapores politische Bedeutung geht aber noch weiter: es ist das Tor — zwar nicht zwischen Europa und Asien, aber doch zwischen den europäischen und den ostasiatischen Machtbereichen, wie sie sich heute ausgedehnt haben; das Bild erscheint noch deutlicher und bedeutsamer, wenn man sich dazu die Kette der holländischen Sundainseln und Australien als weiße Mauer vorstellt und bedenkt, welche Bedeutung für das Tor in der weißen Mauer, für Singapore — sowohl in seiner wirtschaftlichen wie in seiner strategischen Stellung — die heute in amerikanischem Besitz befindlichen Philippinen vermöge ihrer geographischen Lage haben. Japans oben geschildertes Auftreten in Singapore zeigt, daß man dort seine Bedeutung erkannt hat.

# Zum 18. Juni

Von Hans Schimmelpfeng

| Fehrbellin | Kollin | Belle-Alliance |
|---|---|---|
| 1675 | 1757 | 1815 |

Horch! Die Muskete knattert durch Sumpf und Luch am Rhin.
Der rote Adler flattert! Rauch weht um Fehrbellin.
Graf Wrangels Schwedenreiter — die greifen stürmend an,
Doch Brandenburg'sche Streiter stehen trotzig ihren Mann.
Der Wind pfeift! Dichter Regen dem Wolkengrau entquillt;
Aus gellen Schwerterschlägen der Zorn der Kämpfer brüllt,
Die aufeinander brennen im Ringspiel Hut an Hut;
Kein Führer kann sie trennen, so groß sind Haß und Wut. —
Das Zünglein an der Wage neigt sich zu Schwedens Glück!
Kommt es zum schwarzen Tage für Brandenburgs Geschick? . . .
Ein Übermaß von Streichen sein kleines Heer umwallt;
Derfflingers Reiter weichen zu wildem Knäul geballt. —
Und als sich im Getümmel die Leitung ganz verlor,
Sprengt auf dem Apfelschimmel der Große Kurfürst vor.
Sein Wort reiht schnell die Glieder, daß sie gleich Felsen stehn:
„Zum Sieg führ ich euch wieder — jetzt — euer Kapitän!"
Und seines Degens Gleißen bannt aller Reiter Blick
Mit jauchzendem Verheißen: Ein Schelm bleibt nur zurück!
Gleich Blitz und Donnerbeben loht's die Schwadronen durch:
„Dem Herrscher unser Leben! Mit Gott für Brandenburg."
Weh muß der Schwede kosten, was Fürstenbeispiel gilt;
Den allerletzten Posten verläßt er schreckerfüllt. — —
„Heil Friedrich Wilhelm!" schmettern die Hörner rings am Rhin.
„Dir nach in Sturm und Wettern!" — Das war bei Fehrbellin.

*

Roßbach und Leuthen prangen sieghaft im Lorbeergrün.
Doch denkt: vorausgegangen war beiden einst Kollin.
Der Tag, wo banges Ahnen dem Kühnsten selbst trat nah,
Die Nacht, die Preußens Fahnen gesenkt zur Erde sah. — —
Auf einer Brunnenröhre sinnt müd der König nach:
Wie dem zermürbten Heere zu Mut sei nach dem Schlag.
Trüb harrt es auf den Morgen, der keckste Mund bleibt stumm,
Als schlichen bleiche Sorgen weltschicksalsdrohend um.
Fritz zeichnet leichte Kreise nachdenklich in den Sand;
Der Krückstock zittert leise in seiner Königshand.
Sie bebt! — — Nur für Sekunden. — Dann leuchtet auf sein Blick.
Die Schlappe ist verwunden. Vorwärts! Zu neuem Glück!
Sein Auge lächelt gütig auf den gemeinen Mann.
Erwartend, ehrerbietig schaut der den Herrscher an.
Und der — ob aller Treue im Herzen tiefgerührt
Bekennt im Zwang der Reue: „Ich hab euch schlecht geführt.
Müßt es mir schon vergessen; mich trifft allein die Schuld,
Ich bessere mich; indessen habt nur mit mir Geduld.
Von Sieg zu Sieg marschieren wir künftig fort und fort,
Ich geb euch, Grenadieren, darauf mein Königswort!" — —
Ihr Haupt sie sacht entblößten, ein alter Reiter sprach:
„Fritz! Heut warst du am größten, an deinem schlimmsten Tag!"

„Der Korſe reißt die Zügel mir aus der Führerhand!
Nacht, ſenk' die ſchwarzen Flügel hernieder auf das Land.
Nur eins die Not mir nähme, die mich umkrallt fürwahr,
Wenn jetzt der Blücher käme mit ſeiner Preußenſchar!" —
So Wellingtons Aufſtöhnen; im tiefſten Herzſchrei klang's;
Da ward von deutſchen Söhnen ihm Heil bei Belle-Alliance.
Wo er die Hochgemuten auf ferner welſcher Flur
Fürs Britenreich ließ bluten, dem Haß Napoleon ſchwur.
Nichtachtend Sturm und Regen traf ſpät mit Roß und Mann
Auf tiefdurchweichten Wegen der Marſchall Vorwärts an.
Vor ſeiner Helden Klingen entſchwand des Franzmanns Kraft;
So hat ein gut Gelingen das Preußenheer geſchafft.
Den letzten Hauch vom Reiter, den letzten Hauch vom Pferd
Hat keck der greiſe Streiter verfolgend drangekehrt . . . .
Wie wär's dir einſt ergangen, du ſtolzes Engelland,
Wenn nicht im höchſten Bangen dein Retter ein ſich fand! —
Wohl haſt du's nie vergeſſen, wer dir verhalf zum Glück,
Gabſt du doch reich bemeſſen den Dank erſt jüngſt zurück. —

*

Des letzten Krieges Schlachten laßt jetzt vorüberziehn,
Die alle jauchzend lachten, ſiegreich wie Fehrbellin.
Bis doch auf höchſter Wende das blanke Schwert zerbrach.
Kollin kam ganz am Ende als einziger Tag der Schmach.
Doch ihr, vielliebe Weiſen des deutſchen Volksgeſangs,
Ihr Lieder ſollt ihn preiſen, den Tag von Belle-Alliance.
O, ſtieg er jung hernieder in dieſer ſchlimmen Zeit
Und brächt uns Deutſchen wieder — die ſchöne Einigkeit!

# Bewirtſchaftung der Arbeit

## Ein Beitrag zur Dynamik des Wiederaufbaues*)

Von Joſef Winſchuh-Düſſeldorf

II.

Das offizielle Recht befaßte ſich nur zögernd und unbeholfen mit dem modernen Arbeitsbegriff und ſeinen ſozialen Funktionen. Die arbeitsrechtlichen Beſtimmungen des Bürgerlichen Geſetzbuches, das den Niederſchlag des Rechtsempfindens, beſonders der privatwirtſchaftlichen Gewohnheitsnormen des Neuen Deutſchland vorſtellte, erwies ſich gegenüber der Materie Arbeit und ihren zeitgemäßen, komplizierteren Fragen als noch recht unzulänglich, faßte die Arbeit, zwar folgerichtig im juriſtiſchen Sinne, aber nicht praktiſch-ſozial, zu einſeitig als Sachgut auf. Das ſonſtige Arbeitsrecht (Gewerbeordnung) erſchien bald als veraltet angeſichts des ſtärker werdenden Drängens, die Arbeit rechlich-fortſchrittlich zu behandeln. Dieſe For-

*) Vergleiche Grenzboten Heft 23/24.

derung wurde vor allem von den Gewerkschaften gestellt, wobei ihnen die Vertreter der freien Sozialpolitik und wissenschaftliche Fachleute oft lebhaft sekundierten. (Lotmar.) Von hier aus wurde auch praktische Vorarbeit für eine Neuregelung geleistet, die in der Erforschung und gedanklichen Lösung neuer Arbeitsrechtprobleme einerseits, andererseits in der Spruchpraxis der Arbeitsgerichte sowie in der öffentlichen Werbung für sozialpolitische Grundforderungen durch Veröffentlichung freier sozialpolitischer Stellen wirksam war.

Eine besondere Stelle nahm in der Bewirtschaftung der nationalen Arbeit die Sozialversicherung ein. In kurzer Frist etappenweise erbaut, wurde sie alsbald zu einem soliden Denkmal der sozialen Bewertung deutscher Arbeit. Mochte sie angesichts weitergehender Forderungen der linksstehenden Arbeiterbewegung und der Ziele des jungen, doktrinären Sozialismus vielfach als Tropfen auf den heißen Stein bewertet werden, sie war entschieden mehr und erschien rein sachlich als großer Wurf angesichts des Lösungsgrades dieser sozialen Frage in den anderen Kulturstaaten, denen die deutsche Sozialversicherung bald Vorbild und technisches Muster wurde. —

Das kräftige Zusammenfinden aller deutschen Volksschichten zu Kriegsbeginn, in das sich die deutsche Arbeiterschaft mit gesundem nationalen Instinkt bewußt eingliederte, zeigte wie in einem Brennpunkt, daß es im ganzen trotz starker gegensätzlicher Strömungen doch gelungen war, die Industriearbeiterschaft dem Volkstum und seiner Tradition einzugliedern und daß ihr Schaffen sich ein natürliches Gepräge erhalten hatte. Nur hielt dies Gepräge nicht lange stand. Es muß zugegeben werden, daß die Belastungen ungeheure waren, sowohl an passiven Entbehrungen aller als auch an aktiven Anstrengungen vieler. Die Volksgemeinschaft, vom Staat verkörpert, forderte unablässig und der einzelne Staatsbürger mußte sich immer wieder einschränken und bescheiden. Der Arbeitsbegriff wurde für die meisten noch weniger individuell, wurde vielmehr immer schärfer und, für die Persönlichkeit rücksichtsloser, zur nationalen Dienstpflicht entwickelt. Für diese Notwendigkeit waren aber in breiten Volkskreisen nicht mehr die Voraussetzungen vorhanden. Es begann sich bitter zu rächen, daß gerade der Arbeitsbegriff des industriellen Arbeiters, auf den es in hohem Maße ankam, so materialisiert und entseelt worden war, daß ihn ethische Ansprüche kaum mehr reizten, sondern ihn vorwiegend nur materielle Hilfen stützen konnten. Immer schärfer wurde die Arbeit von Wirtschaft und Technik erfaßt, ohne in der Freizeit genügend kulturell entlastet und geläutert zu werden. Teile des gesetzlichen Arbeiterschutzes mußten zudem für die Dauer des Kriegszustandes außer Kurs gesetzt werden. Das Hilfsdienstgesetz militarisierte die Arbeit vollends und beschränkte die Freizügigkeit stark, die eine der wichtigsten Programmforderungen der Arbeiterbewegung war, während die Lohnpolitik ausartete. Es gelang nicht, das Ethos zur Bewältigung dieser ungeheuren Widerstände aufzubringen, weil seine Quellen vielfach längst verkümmert waren. Der mechanische moderne Arbeitsbegriff erlitt hier in heftigen Stürmen Schiffbruch. Das ist damals in seiner tieferen Bedeutung von nur wenigen erkannt worden.

Nach dem Kriege setzte die Gegenschwingung des Pendels ein, die natürlich weit über ihr Ziel hinausschoß. War früher die Arbeit vom Recht etwas vernachlässigt worden, wurde sie nunmehr plötzlich stark verwöhnt. Eine Flut von

arbeitsrechtlichen Verordnungen, technisch oft oberflächlich durchgebildet und überhastet herausgegeben, brach auf die ohnehin erschöpfte und verwirrte Wirtschaft herein und ließ nur zu oft billige Rücksichten auf ihre Notwendigkeiten und die kritische Lage der Übergangswirtschaft vermissen. Einige Ziffern verdeutlichen hier. Während die Vorkriegszeit insgesamt 12 arbeitsrechtliche Verordnungen und Gesetze brachte, wurden im Kriege selbst 18, in den zwei ersten Revolutionsmonaten 13, im Jahre 1919 aber 63 und bis zum 1. September 1920 weitere 43 arbeitsrechtliche Verordnungen und Gesetze erlassen. Das Arbeitsrecht wurde nicht genügend rücksichtsvoll in die Wirtschaft, die doch den wertvollen Nährboden aller Sozialpolitik vorstellt, hineingepflanzt. Überhaupt fehlte anfangs eine deutliche synthetische Erkenntnis von der innigen Verbundenheit von Wirtschaft einerseits und Arbeitskraft nebst ihrer Verwaltung andererseits, die praktisch eine gesundere Ausbalanzierung des jungen, übereifrig angebauten Arbeitsrechtes mit dem mindestens ebenso wichtigen Wirtschaftsrecht, besonders eine Pflege der beiderseitigen Grenzgebiete, bedeutet hätte. Man nahm als selbstverständlich an, daß der Unternehmer schon imstande sein würde, die vielen, ihn stark belastenden Schutzvorschriften zu verwirklichen und gleichzeitig seinen produktiven, sozial wertvollen, Berufsaufgaben gerecht zu werden. Das gelang auch durchweg in ebenso selbstverständlichem Ertragen dieser Belastung. Diese Tatsache stellt der privaten Organisationsgabe und geschmeidigen Initiative, der inneren Lebenskraft des Privatunternehmertums überhaupt, das in der Folge gerade von schroff betonter sozialpolitischer Seite oft Anklagen hinnehmen mußte, ein vom Standpunkt nationaler und praktischer Sozialpolitik glänzendes Zeugnis aus. Seine Wertnote wird noch gesteigert angesichts der vielen skrupellosen Streiks, die das Wirtschaftsleben zeitweilig nicht zur Ruhe kommen ließen. Auch hier sind Zahlen veranschaulichend: Während der Durchschnitt der Jahre 1912—14 etwa 1900 Streiks pro Jahr und der Durchschnitt der Kriegsjahre 427 Streiks ausmachte, schnellte im Jahre 1919 die Streikziffer auf 4932, was für die Volkswirtschaft einen Ausfall von 33 Millionen, teilweise unproduktiv bezahlten, Arbeitstagen bedeutete, wobei die Herabsetzung der Arbeitszeit auf acht Stunden nicht einmal berücksichtigt ist. Angesichts dieser Zahlen wirkt natürlich die Gründung und Tätigkeit der industriellen Arbeitsgemeinschaften etwas paradox und wird der Eindruck verstärkt, daß diese weniger als organisches Gewächs, denn als vorläufiger Abschluß eines grundsätzlichen Streiks und mechanisches Ergebnis eines Balanzeversuches zustandekam, wobei die eine Seite nachgab, die andere wesentlich gewann, und das beiderseitige Wollen, die deutsche Wirtschaft und ihre Menschen möglichst reibungslos durch die Demobilmachungszeit zu führen, mehr Theorie der Zentralstellen blieb. Vielleicht ist jetzt angesichts des immer deutlicher aufwuchtenden, vaterländischen Schicksals die Zeit gekommen, den Arbeitgemeinschaftsgedanken mit neuem, echterem Geist zu erfüllen, wenn sich auch der Optimist nicht verhehlen wird, daß dazu auf der einen Seite zunächst zahlreiche dogmatische Scheidewände und doktrinäre Scheuklappen beseitigt werden müßten. Im Bewußtsein der allgemeinen Schicksalslast liegt der Arbeitsgemeinschaftsgedanke in seiner typischen Fassung ja in der Luft und ist zu einer Sammelparole der nationalen Arbeit sehr geeignet. Er äußert sich ja auch in dem Bestreben der Parteien, den national-politischen Arbeitsausschuß, die Regierung, durch Verbreiterung zu stärken

und Parteien der negativen Kritik zu Parteien positiver Arbeit zu gestalten. Die Erkenntnis, daß in unserer parlamentarischen Demokratie, die als politisches Arbeitssystem an sich zur Vergeudung von Energie, Zeit und Geld neigt, zielbewußter und sparsamer gearbeitet werden müßte, wirkt auch in den Vorschlägen von erfahrenen Parlamentarien, die eine Änderung der Geschäftsordnung wollen, um dem sogenannten Parlament der Tat näher zu kommen. Im Arbeitsrecht hat bereits das Bestreben eingesetzt, eine Anpassung des überschnell Gewordenen an die Wirtschaftspraxis sowie beweglichere Auslegung des Starr-Paragraphischen zu finden. Nebenher geht das Bemühen, das zersplitterte Arbeitsrecht in einem Gesetzbuch der Arbeit großzügig zusammenzufassen. Seine baldige Fertigstellung könnte der Wirtschaftspraktiker und Fachmann im Interesse einer endgültigen klaren Übersicht nur wünschen, wenn bei seinem Ausbau und der letzten Durchfeilung den Belangen der Wirtschaft genügend Rechnung getragen wird. Hier erhebt sich das Problem, die vielfach stark empfundene Lücke zwischen Wirtschaftsrecht und Arbeitsrecht zu überbrücken und beiden Rechtsgebieten den einheitlichen Leitsatz unterzustellen, die nationale Arbeitskraft auf der Grundlage einer gesunden, leistungsfähigen Wirtschaft zu verwalten. Zweifellos ist der Mensch Subjekt der Wirtschaft in dem Sinne, daß er ihr Beleber, ihr Ausgang und Ziel ist, aber die Volkswirtschaft ist sein soziales Fundament, das ihn trägt und sachlichhingebende Pflege und Achtung seiner Entwickelungsgesetze verlangt. In diesem Zusammenhange bedeuten sozialistische, lediglich aus Dogmatik und Grundsatzpolitik geborene Wirtschaftsneuerungen nicht rationelle Bewirtschaftung der nationalen Arbeitskraft und Produktionsmittel, sondern Mißwirtschaft, über deren Fehlschläge weder an sich achtungswerte soziale Ethik noch Gleichheitsromantik hinwegtäuschen können.

Zusammenfassend kann man einen Auftrieb in der Dynamik der vaterländischen Arbeit feststellen. Er tut sowohl wirtschaftlich als auch seelisch bitter not angesichts der Gewißheit, daß wir auf Jahrzehnte hinaus tatsächlich nur die Arbeitskraft haben, uns wieder zur gebührenden Geltung zu bringen. Sich über die historischen Grundlagen und zeitlichen Entwickelungsbedingungen dieses Kraftfeldes der deutschen Arbeit bewußt zu werden, alle Fähigkeiten, Hilfsmittel und Impulse kühl auf die zweckmäßige Verwaltung dieses Grundkapitals sowie auf Verfeinerung und Verschärfung ihrer außenpolitischen Stoßkraft einzustellen, müßte zum allgemeinen Vorsatz der in der Volkswirtschaft Tätigen, besonders der Führergeneration und der Jugend werden, und die engere Berufsaufgabe des einzelnen zu einer weitsichtigen Lebensaufgabe erweitern.

# Stätten der deutschen Sage

Von Dorothea G. Schumacher

Sage verschwimmt allmählich zur Sage — Sage verflüchtigt sich zum Naturmythos. Das Märchen ist der dem Verständnis des Volkes angepaßte Naturmythos — oder es ist verkleinerte, ausgeschmückte, familiär dargestellte Sage; dies gilt von den echten Märchen, wie zum Beispiel „Dornröschen" und „Schneewittchen", in denen man die Herkunft vom Naturmythos am deutlichsten wahrzunehmen vermag.

So enthalten Sage und Märchen aber auch meistens Kerne fernen, wirklichen Geschehens; sie sind ausgeschmückte Überbleibsel von längst Vergessenem. Oft überwuchert die Ausschmückung so stark, daß der wahre Kern kaum noch darin zu finden ist.

Schon Karl der Große und die ihn umgebenden Personen erscheinen halb als sagenhafte Figuren; vieles in ihrem Wesen und Tun wird ungewiß und willkürlich ausgemalt. Die geschichtlichen Beweise und Anhaltspunkte fehlen in der Schilderung der Person. Andererseits ist sein Leben und Wirken geschichtlich mannigfach verbürgt. Auch Armin, der Befreier, erscheint als Sagenfigur, denn man weiß nicht einmal gewiß, ob er auch von seinen Stammesgenossen „Armin" genannt wurde. Manche nennen ihn „Herrmann", andere verknüpfen ihn mit der mythischen Figur des Siegfried, wollen ihn zum Begriff des Befreiers von Winter und Kälte auflösen — dagegen machen römische Geschichtsquellen sein menschliches Dasein (als schlauer, kämpfender Cherusker) unzweifelhaft. Die Sage idealisiert und es gibt noch immer Köpfe, die eine kleine Wirklichkeit zur großen Unwirklichkeit verflüchtigen, um sie mit allen Attributen erhabenen Heldentums ausstatten zu können.

In der Gegend von Detmold sangen vor Jahrzehnten noch die Kinder ein Liedchen:

Harmen, slo Larmen,
La pipen un drummen.
De Kaiser is kummen,
Mit Hammer un Stangen,
Heft Varus uphangen.

Man will das Lied als Erinnerung an Armin darstellen. Die einzige Berechtigung hierzu läge in dem Namen Varus — allein dieser ist von dem Sammler des Liedes in dieses hineingebracht worden.

Nach Mommsen ist die Ortlichkeit der Hermannschlacht das Venner Moor, nahe Osnabrück; es bestehen daneben noch mehrere andere Meinungen.

Sehr viele Sagen sind Nachklänge unterdrückten Heidentumes und Vorstellungen aus heidnischer Götterwelt, unter christliche Namen verborgen. Die Sage der Weißen Frau ist fast allen alten Geschlechtern gemeinsam und scheint zu beweisen, daß diese Erscheinung die Personifikation einer heidnischen Unglücksgottheit oder eines warnenden Dämonen darstellt.

In zahlreichen Fällen schwebt die Sage hartnäckig an Orten, an denen dann auch irgend eine Ausgrabung gemacht wird. Viele sogenannte Depotfunde sind gehoben worden, wo der Volksmund von versunkenen Schätzen wisperte.

Eines der schönsten Beispiele vom wahren Kern vieler Sagen ist der Fund im „Königsgrabhügel" von Seddin in der westlichen Prignitz:

Seit alters erzählte das Volk, daß in jenem (auffallenden) Hügel ein König mit seinem Roß begraben liege — und zwar in einem goldenen Sarge, der wieder in einem tönernen Sarge stehe. Im Jahre 1900 endlich begann man unter Leitung der Professoren Friedel und Kiekebusch mit der Ausgrabung und fand in der Tat, wenn auch keine Särge, so doch ein großes Tongefäß in der Grabkammer und in diesem Gefäß ein sehr fein ausgeführtes Bronzegefäß, welches die Brandreste und Schmuckbeigaben eines vorzeitlichen Fürsten nebst seinem Reitpferd enthielt.

Ähnliche Sagen haben ähnliche Funde in Menge bestätigt; so sind Berichte der Altvorderen durch mehrere Jahrtausende von Mund zu Mund bis auf unsere Tage gelangt. Aber wie viele andere reiche Depotfunde mögen für immer verborgen bleiben, nur weil der einzige Mann, der um sie wußte, ins Grab sank, ehe er es anderen weitergeben konnte. Andererseits sind wieder großartige Funde gemacht worden, von denen keine Sage etwas meldete; so zum Beispiel der große Hildesheimer Silberschatz, eine ganze Reihe römischer Gefäße von höchster technischer und künstlerischer Vollendung, der durch Alter und Fundort beweist, daß er aus den Zeiten des Varus und Armin stammt.

Die Phantasie vergrößerte die kleine Wirklichkeit; das „Jägerlatein" und das „Seemannsgarn" zeigen den Weg, wie Märchen entstanden, um die angeblich geschehenen und erlebten Dinge, die die bewundernd lauschenden Hörer doch nicht nachprüfen konnten!

Seit den Tagen der ersten Heidenbekehrer ist unsäglich vieles zerstört, erstickt und ausgerottet worden an Überlieferungen, Gebräuchen und Denkmälern unserer Vorzeit — so daß man sich nur ein sehr lückenhaftes Bild von ihr machen kann. Opferstätten, Weißtümer, Zaubersprüche, Gebräuche, Götternamen sind von der frühmittelalterlichen Geschichtsschreibung totgeschwiegen und in Grund und Boden verflucht worden — noch ehe Reste davon sich in die aufgeklärtere Jetztzeit hinüberretten konnte. Vieles blieb zufällig und wunderbar erhalten, weil es unter tiefem Schutte lag. Aber es sind kleinste Bruchstücke! Während wir aus den Liedern, Urkunden und Denkmälern der nordischen Germanen genaue Vorstellungen von Göttern, Opfern, Tempeln, Gesetzen und Gebräuchen haben, so stehen wir vor der deutschen Vorzeit wie vor tiefer Dunkelheit. Aus den verschüttet gewesenen Stücken kann man immerhin oft aufs weitere schließen. Die einzelnen Holzkirchlein Schlesiens zeigen zum Beispiel den Zustand der Bauart um das Jahr 1200; wenn sie auch nicht aus so fernen Tagen stammen, so ist diese Bauart doch noch lange geübt worden, während anderswo neue fremde Einflüsse neue Formen brachten. Der Holzbau ging dem Steinbau voraus. Die Kirche von Großlinden in Hessen ist eine der ältesten Deutschlands und zeigt an ihrem steinernen Torbogen rohe Skulpturen altertümlichster heidnischer Art von einer Technik, die sehr an Holzschnitzerei erinnert. Die Schüler des Apostels Bonifatius sollen von diesem Kirchlein aus in die deutschen Gaue hinausgewandert sein; Bonifatius selbst soll in der ersten hölzernen Kirche daselbst gepredigt haben. Auch am Erfurter Dom wird ein uraltes Häuslein als Bonifatiuskapelle bezeichnet.

Besonders reich an Sagen ist der Boden der Mark. Als die Markgrafen in das Gebiet östlich der Elbe einzogen, bestanden sie allerorten Kämpfe gegen die wendischen Götzenanbeter. Dunkle undeutliche Sagen heften sich dort an jedes alte, versunkene Gemäuer. Überall, wo noch Heidentum war, wurde die Geschichte zur Sage, denn die damalige Geistlichkeit wollte von objektiven Darstellungen heidnischen Wesens nichts wissen und vertuschte alles, was auf sie Bezug hatte. Bei Arendsee soll ein wendisches Schloß im See versunken sein; bei Buch an der Elbe soll eine Rolandsburg gestanden haben. Die Stadt Salzwedel wird schon in einer Urkunde vom Jahre 1112 als eine alte Stadt bezeichnet. An der Mauer der um 780 auf der Jeetzeinsel angelegten Burg will man noch vor Jahren „Wendenblut" gesehen haben. In der Bierstädter Heide war eine „heidnische Gerichtsstätte to der Linden" genannt. In der Letzlinger Heide lagen viele „wendische Dörfer", die der Überlieferung nach im Dreißigjährigen Kriege zur Wüste gemacht wurden — in Wahrheit wohl weit früher. Das Volk schiebt seine Zeitangaben gern in neuere Zeiten vor, die den Zuhörern geläufiger sind. Im Dreißigjährigen Kriege waren angeblich viele „Heidendörfer" zerstört, was indessen wohl schon zu den Zeiten der Markgrafen geschah. „Vor hundert Jahren —" ist eine beliebte ungefähre Zeitangabe des Volkes und auch des Kindes — und gemeint ist damit: eine sehr, sehr lange Zeit!

Nach den zahlreichen, kaum noch kenntlichen Mauerresten war die Altmark reich an adeligen Herrensitzen, teils wendischen, teils solchen der Kolonisatoren, die sich alter Festungen bemächtigten. Jeder Ort hat seine Lokalsage. Die Familie von Alvensleben, deren erste Burg zu Albrechts des Bären Tagen beim Orte Neuhaldensleben stand, hat zum Beispiel eine Ringsage von besonderer Schönheit, die altnordische Züge zu enthalten scheint. Auf der Gansburg bei Garbe in der Altmark, ein Stammschloß des Geschlechtes der Edlen Gans zu Putlitz, wollte das Volk vor Zeiten Schätze graben, die vor langen Jahren dort versunken seien. Bei Werben an der Elbe hat man vor Jahren im Wiesenboden viele Funde gemacht, welche die Sage bestätigen, daß Karl der Große hier Tausende von Sachsen hinrichten ließ. In der „wüsten Kirche" zu Danne soll vor langer Zeit ein hölzernes Götzenbild gestanden haben, welches alle Tierleiden heilte, wiewohl die Geistlichkeit hiervon nichts wissen wollte.

In Groß-Garz in der Altmark sieht man in der Kirche das plumpe Grabmal eines Herrn von Jagow mit zwei Frauen, von denen die eine Morgenländerin gewesen sein soll. Diese Sage vom Ritter mit zwei Frauen ist auf unserem Boden so häufig, daß ihr gewiß mancher entsprechende Vorfall zugrunde liegen mag. Das Motiv ist auch menschlich verständlich und nicht ungewöhnlich vom damaligen niedrigen Stande der Ethik. In der Erfurter Domkirche ist ein Denkmal des Grafen von Gleichen mit zwei Frauen; dem Ritter und Minnesänger Otto von Bodenlaube (Burgruine bei Kissingen) wird gleichfalls Bigamie nacherzählt.

Wohlbekannt sind die Sagen, die sich an den Brocken, den Kyffhäuser, den Untersberg bei Salzburg, den Hörselberg heften. Hier liegen nicht Funde zugrunde, sondern die auffällige Form der Berge hat das Volk veranlaßt, liebgewordene Gestalten in sie zu verweisen. Seltsame Naturbildungen, wie zum Beispiel der Hörselberg gaben allerlei Deutungen Raum. Als die Heidenbekehrer

die alten Götter und Hulden austrieben, gewährte ihnen das Volk wenigstens in Gedanken Zuflucht in Höhlen und auf Anhöhen.

Trotz allem Eifer der Bekehrer und Geistlichen schwanden die einstigen großen Opferstätten nicht aus der Erinnerung des Volkes. Die Insel Helgoland war bis zu Bonifatius Zeiten ein großes heidnisches Heiligtum („Heligoland"), was jetzt bei der geringen Größe der Insel kaum glaubhaft erscheint. Aus Urkunden ist ersichtlich, daß die Insel noch bis zum Jahre 1600 etwa hundertmal größer war als jetzt und daß sie, reich an Hainen und Quellen, eine herzförmige Gestalt hatte. Vielleicht war zu Bonifatius Tagen ihr Umfang noch so groß, daß sie dem Festland nahe genug war, um von angelsächsischen Booten bequem erreicht zu werden. Im Verfall der friesischen und schleswigischen Küstenstriche haben wir ein Beispiel auch für den Verfall der Insel Helgoland, die heute sicher nur ein winziges Restchen ihres einstigen Umfanges darstellt. Als wichtiges Bekehrungsgebiet hatte Bonifatius (in seinen Mitteilungen an das Kloster Fulda) „das Heligoland" genannt. — Die friesischen Inselketten zeigen noch die alte Küstenlinie von Friesland. Gewaltige Wassereinbrüche und Unterspülungen haben die zahlreiche Bevölkerung abgedrängt, zur Wanderschaft und Besiedelung anderer Landesstriche (u. a. England) gedrängt! Zu jener Zeit mag auch die große Handelsstätte irgendwo an der Odermündung gestanden haben, die als „Vineta" in der Sage fortlebt. Auch hier verschlang wohl das Meer ein ganzes Stück Land mit der daraufliegenden Siedlung, deren wirklichen Namen man nicht kennt. An manchen Stellen der Nordsee zeigen sich noch Brunnenlöcher, sobald die Flut zurücktritt. Sie zeigen Stellen uralter Siedlungen an, die ein Raub der Wellen wurden. Je weniger erkennbar ist, desto beredter ist die Sage; das Volk kann nicht genug des Wundersamen von diesen alten Brunnen erzählen.

Vom Norden zum Südwesten Deutschlands — die Gegend zwischen Darmstadt und Heidelberg ist reich an Sagen, wie kaum eine andere; viele der alten lieben Märchen sind dort aus Bauernmund zuerst erzählt worden.

Sagenhaft ist das Burgundenreich mit seiner Hauptstadt Worms; sagenhaft sein König Gundahar. Kaum zeugen Gesteintrümmer hier und da von den Stätten, wo Gestalten wandelten, die Siegfrieds und Brünhildens, Gunthers und Hagens Urbilder waren .... Versunkene Trümmer, vom Dornenrosengerank der Sage dicht überwuchert! Dahinter schläft Dornröschen — Brunhilde. —

In Worms zeigt man die Stelle am Rhein, wo Hagen angeblich den Nibelungenschatz in die Flut warf; in derselben Stadt steht ein „Riesenhaus". Der Dom daselbst stammt in seinen Grundfesten gewiß aus burgundischen Zeiten. In der Kapelle von Lorsch bei Worms soll Siegfried bestattet worden sein; im Innern stehen einige sehr alte, aber leere Steinsarkophage. Bei Grafelenbach im Odenwald, etwa zwei Wegstunden von Lorsch, wird der „Siegfriedbrunnen" gezeigt, an welchen die Volkssage die Tötung Siegfrieds verlegt. Man will zuweilen um die Mittagszeit dort seinen Geist gesehen haben und die Gegend ward von Schafhirten gemieden. Ein weiterer kleiner Platz in der Nähe aber will auch als Stätte von Siegfrieds Tode gelten: der sogenannte „Lindbrunnen". In dem Namen schon liegt manches, was Beziehungen zur Siegfriedsage aufweist.

In dem verfallenen Kloster zu Steinbach im Odenwald, einem frühromanischen Bau, der jetzt als Scheune benutzt wird, will man zur Nachtzeit Gesang

gehört haben und Nonnen mit Lichtern umherwandeln gesehen haben. Dasselbe wird von anderen verfallenen Klöstern erzählt. Es handelt sich um Erinnerungen des Volkes an früher dort alltäglich gesehene Vorgänge. Mehrere Sagen wissen von jungen Nonnen, die heimlich ein Kindlein zur Welt brachten und nun wehklagend am Rande eines Brunnens erscheinen, in den sie es einst warfen, da sie Entdeckung und Schande fürchteten .....

In den Kellern verfallener Burgen müssen angeblich Schätze liegen, die nur der Mutigste, oder ein Glückskind heben kann. Der ganze Odenwald ist erfüllt von Berichten über den gespenstigen Rodensteiner, worunter sich nach Ansicht der Forscher Wotan verbirgt. Allerorten zeigt man Gehöfte und Pfade, durch und über welche seine wilde Jagd dahinritt. Im Jahre 1848 wollen ihn die Bauern von Reichenbach im Odenwald zum letzten Male gesehen haben! An vielen Stellen zeigt man Kinderbrunnen, aus deren Tiefe die Holda angeblich die Kleinen brachte. Solche Kinderbrunnen sah ich bei Goslar, Friedrichroda und Bensheim a. d. B. — In Darmstadt heißt eine Gasse die Hinkelsteingasse; es zeigt sich da eines der ältesten Gehöfte der Stadt um eine große Hünensteingruppe herumgebaut, die noch an den Mauern des Gehöftes hervorsteht und die Straße sperrt. Die Sage hält diese Stelle für den Stadtkern, die erste Siedlungsstelle der Stadt Darmstadt, die vor Zeiten anscheinend an dem jetzt ausgetrockneten Wasserlauf der „Darme" angelegt worden war.

Zahlreiche Überlieferungen wissen von „wilden Weibchen" im Odenwald, die in den noch heute sichtbaren Höhlen wohnten und die aus wildem Salbei und anderen Kräutern allerlei Tränke kochten, deren Herstellung nicht verraten werden durfte, weil darauf ihr hohes Ansehen beim Volke beruhte. — Das „Felsenmeer" im Odenwald soll von einem Kampf zweier Riesen herrühren, die auf zwei benachbarten Bergen hausten und sich mit Felsstücken bewarfen. Hier will die Sage die dem Volk unverständlichen geologischen Vorgänge erklären, während im Falle der „wilden Weibchen" Erinnerungen an heidnische Gebräuche vorzuliegen scheinen.

* * *

Der Zauber der Sage und des Märchens ist tief begründet; wir erkennen nicht deutlich, aber wir ahnen tief verborgene Wahrheiten und Beziehungen, ahnen die seltsamen, fernen, wilden Zeiten, die heidnischen Menschenseelen, wie sie in weit unmittelbareren Verhältnissen zu den Naturkräften standen. Geheime Sehnsucht treibt auch den Wissenden in die Vorzeit; er sucht das leise Grauen im Lesen ihrer Nachklänge, der Sagen. — Das Kind aber liest am liebsten das echte Märchen (welches dem folgerichtig und nüchtern denkenden Erwachsenen manchmal so sinnlos erscheint), da es dem Urzustand des menschlichen Gemütes noch näher steht; weil es sich in der Märchenwelt auf geheimnisvolle Weise zu Haus fühlt .....

Sagen und Märchen sind wie Wurzeln unserer Kraft, unseres Urwesens tief im Grunde der Zeiten.

# Romain Rolland

Von A. v. Hartmann.

Zu den wenigen Franzosen, die dem deutschen Volke die Anerkennung nicht versagten, gehört Romain Rolland, dessen zweiter Band über den deutschen Musiker Kraft unter dem Titel „Johann Christof in Paris" eine Schilderung des „wahren Frankreich", auf dessen Suche sich der Held fortwährend befindet, enthält, die auch unsere Kenntnis französischen Denkens wesentlich bereichern kann.

Den ironischen Hinweis auf das ihn etwas barbarisch anmutende Kraftmeiertum des Germanen, dessen Genialität er sonst unbedingt zugibt, kann der Franzose freilich nicht unterdrücken; Frankreich bleibt für ihn stets die Inhaberin der feineren Kultur; und in der Musik räumt er den Deutschen eine überlegene Stellung ein. Der Roman ist anfangs nur ein Monolog, der sich an den verrotteten Zuständen des literarischen Paris entzündet, erweitert sich aber später, als Christof den jungen zartsinnigen Freund gefunden hat, zum Dialog. Rolland schont seine Landsleute nicht: „es war damals unter den Feinfühligen Mode, in der Musik leise zu reden. Und man tat recht daran, denn sobald man laut sprach, begann man zu schreien. Man hatte nur die Wahl zwischen vornehmer Schläfrigkeit und Schmierenpathos." Trotzdem kommt Christof, nachdem er „den unverschämten Hochmut der heutigen Deutschen" abgelegt hat, zu der Erkenntnis, daß es noch eine zweite Musik in Frankreich gibt, welches er erst so degeneriert findet, daß er schon den Donner der Kanonen rollen hört, die diese „erschöpfte Zivilisation, dies verseuchende kleine Griechenland zerschmettern würden." Aber Rolland weist auch auf die „erschreckende Fäulnis einer Elite des kaiserlichen Deutschlands hin, deren Schändlichkeit noch abstoßender durch Roheit wurde." Im französischen Theater „machte Beredsamkeit das ganze Entzücken des Publikums aus; es hätte sich für einen schönen Vortrag prügeln lassen; es schluckte jede Pille, wenn sie nur mit klingenden Reimen und großen Worten vergoldet war." Die Volkshochschulen nennt Rolland „kleine Bazare verworrener Kenntnisse aus alten Zeiten und Ländern".

Mit Olivier tritt in Christofs Leben das reinste Element innigster Freundschaft zwischen zwei von Grund auf guten Menschen. Man wird unwillkürlich an Montaignes Freundschaft für Etienne de la Boëtie erinnert. Olivier vermittelt Christof die Kenntnis des wahren Frankreich. Er spricht von den einsam schaffenden Künstlern, die sich in der Stille verbrauchen, den wahrhaftigen Seelen, die in „armseligen Behausungen in Pariser Mansarden, in der stummen Provinz leben, die ein ganzes bescheidenes Leben lang an ernste Gedanken und täglichen Verzicht gebunden sind; ihr Tun ist unscheinbar und doch liegt in ihnen die ganze Kraft Frankreichs, die schweigt und dauert, während die, welche sich die Auslese nennen, unaufhörlich verwesen und durch Neuankömmlinge ersetzt werden. — Hast du jemals etwas von unseren heroischen Taten erfahren von den Kreuzzügen bis zur Kommune? Hast du jemals das Tragische im französischen Geiste erfaßt?

Im allgemeinen wird die Politik nicht berührt; nur einmal als ein Krieg mit Deutschland in Sicht kommt, der natürlich von uns vom Zaun gebrochen wird, da macht der Pazifist Olivier dem verblüfften Christof klar, welches „Ver-

brechen" 1871 an dem elsässischen Volke begangen worden sei. Und der Musiker sieht das deutsche Unrecht ein. Einsichtsvoll bemerkt Rolland, „ein anständiger Deutscher beweist in einer Auseinandersetzung eine Ehrlichkeit, die die leidenschaftliche Eigenliebe eines Lateiners, so aufrichtig dieser auch sein mag, nicht immer aufbringt" und bekennt, daß Frankreich im Siege auch nicht maßvoller gewesen sein würde. Er weiß, daß das Beste der europäischen Zivilisation verloren geht, wenn der „brudermörderische Zwist zwischen den beiden Nationen, die mehr als alle dazu geschaffen sind, sich zu verständigen", von neuem ausbricht, aber er behauptet, daß es Frankreichs Rolle sei, das Versuchsfeld für den menschlichen Fortschritt abzugeben, und daß alle neuen Ideen, um zu blühen, mit Frankreichs Blut getränkt sein müssen. Die Größe der „beiden feindlichen Überzeugungen" müsse früher oder später einmal miteinander in Kampf geraten.

In der sozialistischen Bewegung sieht er neben dem ihm widerwärtigen „bürgerlichen, feilschenden, friedensseligen" Sozialismus der Engländer die großen Revolutionäre, welche die tragische Vorstellung eines Weltalls, das von beständigen Opfern lebt, hegen. „Ihr berauschter Pessimismus, ihre heldenhafte Lebensraserei, ihr begeisterter Glaube an den Krieg (welchen?) und den Opfermut glichen dem soldatischen und religiösen Ideal eines deutschen Ritterordens." In Frankreich beherrsche der Kampf für die Vernunft alle anderen Bedürfnisse; „wenige Kämpfe ehren das Leben mehr als die ewige Schlacht, die Frankreich für oder gegen die Vernunft ausgefochten hat."

Neben dieser Auslese der Erhabenen lebt das Volk sorglos dahin, sich nicht um die Marktschreierei der politischen Schaumschläger kümmernd. Die Erde ist es, die den Franzosen an Frankreich fesselt. Der einzelne, der sich in seine Parzelle abschließt, ist einsam, aber beständig. Die Juden möchte Rolland nicht ausgewiesen sehen; sie sind oft fast die einzigen, mit denen man ein freies Wort sprechen kann; sie sind im heutigen Europa die zähesten Agenten alles Guten, aber auch alles Bösen, denn sie befördern aufs Geratewohl den Samen des Gedankens; unsere kranke Kultur würde verkümmern, wenn man einen ihrer lebendigsten Zweige abschnitte.

So treffen wir überall auf geistreiche, vorurteilsfreie Gedanken. Ein aufrichtiger höchst gebildeter, die Aufgaben seines Volkes fest ins Auge fassender Franzose spricht zu uns. Manche der Urteile über seine Landsleute sind durch den Gang des Weltenschicksals als unrichtig erwiesen worden, trotzdem muß man sagen, daß hier ein Bild Frankreichs entrollt worden ist, das man hätte lieben können, wenn es sich so bewährt hätte, wie Rolland wohl annahm.

# Weltspiegel

**Rußland.** Während der am Horizont der Zeit bereits deutlich bemerkbare Gegensatz zwischen Großbritannien und Amerika sich bis jetzt äußerlich fast nur in Reden über Flottenabrüstung und Notenwechseln über mesopotamische und holländisch-indische Ölfelder zeigt, im Grunde aber schon in nicht geringem Maße die Politik Englands Deutschland gegenüber und damit auch die Lösung der oberschlesischen Frage beeinflussen dürfte, während das durch das englische Verhalten in Polen und im nahen Osten vergrämte Frankreich die Engländer mit einer französisch-deutschen Verständigung zu bedrohen sucht, von der die Engländer jedoch sehr gut wissen, daß von ihr, bevor nicht die Franzosen mindestens die Rheinlande geräumt haben, keine Rede sein kann, ist es von Rußland still geworden. Ab und zu kommen Nachrichten von Hungersnöten und Aufständen, mit hämischem Hinweise auf den Bankerott des bolschewistischen Systems verbrämt, aber daß Rußland nach wie vor ein sehr bedeutender Faktor der Weltpolitik und für die nächste Zukunft der gefährlichste Feind des britischen Weltreiches ist, scheint so gut wie vergessen. Tatsächlich aber ist das Interesse an russischer Außenpolitik auch augenblicklich alles andere als bloß akademisch und mittelbar reicht die russische Außenpolitik auch auf die deutsche zurück.

Während, rein außenpolitisch betrachtet, der russische Vorstoß auf Warschau im Grunde eine Reaktion auf den deutschen Sieg an der Ostfront bildete, der ja die Konstituierung des polnischen Feindesstaates ermöglicht hatte, hat sich jetzt die Hauptfront der Russen verschoben und wieder gegen England gewandt. Das grundlegende Ereignis aber auf dieser Front ist der Zusammenschluß zwischen Rußland und dem Islam, die bis in den Weltkrieg hinein natürliche Gegner gewesen sind. Dieser Zusammenschluß ist in erster Linie zurückzuführen auf die Besetzung Konstantinopels durch die Engländer. Die Besitzergreifung durch den tertius gaudens hatte im Nu zur Folge, daß sich die beiden Streitenden einigten. Es ist leicht möglich und selbst wahrscheinlich, daß die Einigung nicht von langer Dauer sein wird, solange aber der englische Druck sich bemerkbar macht, wird mit ihr gerechnet werden müssen. Vorläufig hat sie Erfolge gezeitigt. Nicht nur ist das armenische Problem durch eine rasche Aufteilung dieses im Grunde nur in den Theorien der Pariser Friedenskonferenz bestehenden Staates zwischen den Beteiligten, der Türkei und den russischen Dependancestaaten Georgien und Asserbeidschan „gelöst", auch die von England unterstützten und vorgetriebenen Griechen sind vernichtend geschlagen worden, was wieder zur Folge hatte, daß die Sieger in Angora den von Bekir Sami in London mit den Franzosen geschlossenen Vertrag über Cilicien und Nordsyrien zerrissen, nach einem Kabinettwechsel, der die unentwegtesten der Nationalisten ans Ruder brachte, die Feindseligkeiten wieder aufnahmen und neuerdings sogar die Perle des französisch-syrischen Reiches, Alexandrette, fordern. Zu welchen Erwartungen sich die Sieger von Eskischehar für berechtigt halten, geht aus den neuen Verhandlungsbedingungen hervor, die der Abgesandte der Regierung von Angora, Manir Bei, nach Adana gebracht hat, die nicht nur eine bedeutende Kürzung der Räumungsfristen für die französischen Truppen vorsehen und Garantien für die französischen Schützlinge und Schulen ablehnen, sondern auch Frankreichs Verzicht auf Einflußnahme bei der Organisierung der cilicischen Gendarmerie, Unterdrückung der Frankreich zugesprochenen Wirtschaftszone und der neutralen Zone zwischen türkischem und syrischem Gebiet, sowie die Einbeziehung der ganzen Bagdadbahnlinie in türkisches Gebiet fordern. Von hier bis zu den Träumen des „Temps", der zur Zeit der Londoner Konferenz noch eine gegen Rußland gerichtete Verteidigung der Kaukasusgebiete durch die Türken mit englisch-französischer Unterstützung vorschlug, ist immerhin ein Abstand. Aber nicht nur als Sturmbock gegen Englands und Frankreichs in sich zersplitterte Politik im nahen Orient dienen die Türken den Russen, sondern auch als Vermittler in Innerasien, wo die bekannten Abmachungen des englisch-russischen Handelsvertrages den Russen ein allzu offenes Hervortreten untersagen.

Es ist bezeichnend genug, daß der türkisch-afghanische Vertrag in — Moskau und nur einen Tag nach Abschluß des russisch-afghanischen am 28. Februar abgeschlossen worden ist. Beide ergänzen sich in einer Weise, daß die Russen auf englische Beschwerden hin immer den türkischen vorschieben können, und beide zusammen bilden nichts Geringeres als die Konstituierung eines mächtigen innerasiatischen Dreibundes, dessen Spitze sich naturgemäß gegen England richtet. Beide Verträge enthalten ausdrückliche Verpflichtungen der Kontrahenten, keine Bündnisse einzugehen, die den anderen schädigen könnten. Im übrigen erkennt Afghanistan die Türkei als führenden religiösen Staat an, und beide Teile verpflichten sich zu gegenseitiger Unterstützung gegen jeden Angriff irgend einer imperialistischen Macht. Die unmittelbaren russischen Absichten in Afghanistan aber werden durch die weiteren Bestimmungen des russisch-afghanischen Abkommens beleuchtet, das nicht nur die Errichtung russischer Konsulate in Herat, Meimene, Mazar-i-Scherif, Kabul und Kandahar und die beiderseitige Anerkennung der Unabhängigkeit Bucharas und Chiwas vorsieht, sondern Rußland auch zur Zahlung einer finanziellen Unterstützung von jährlich 1 Million Goldrubel und zum Bau von Telegraphenlinien und Chausseen verpflichtet. Besonders bemerkenswert ist bei der Formulierung sowohl dieses Vertrages, wie des am 26. Februar mit Persien abgeschlossenen die Art, wie Rußland sich als Befreier und Freund der asiatischen Völker hinstellt und sie durch pomphafte Eingangsreden vom Selbstbestimmungsrecht der asiatischen Nationen, durch Verurteilung des zaristischen Imperialismus und durch allerlei Grenzkonzessionen zu gewinnen sucht. So erhält Persien die Grenze von 1881 zurück, erhält das Eigentumsrecht an den von Rußland geplanten Straßen und Eisenbahnen, die ihm durch den Friedensvertrag von Tuchmanschei 1828 genommenen Schiffahrtsrechte auf dem Kaspischen Meer, Verfügungsrecht über den Hafen von Eureli usw. Auch verzichtet Rußland auf alle früheren wirtschaftlichen Konzessionen, sowie auf seine Rechte aus den früheren Anleihen und erstattet der Persischen Kreditbank alle Werte zurück. Aber schon an diesem Punkte zeigt sich der imperialistische Pferdefuß. Rußland verspricht zwar, sich jeder Einflußnahme auf die inneren Angelegenheiten Persiens zu enthalten, aber die abgetretenen Konzessionen dürfen auch an keine andere Macht abgetreten werden, und aus Punkt 5, der die gegenseitige Verpflichtung enthält, auf dem eigenen Gebiet keine die andere Macht bekämpfende Gruppe oder isolierte Individuen zu dulden, auch nicht solche, die etwa russische Verbündete bekämpfen wollen, folgt sogleich Punkt 6, der Rußland die Erlaubnis gibt, in persisches Gebiet einzudringen, falls Persien nicht stark genug ist, solche Einmischung selber abzuwehren. Auch verzichtet Rußland auf weitere Missionstätigkeit in Persien, verlangt aber dafür auch Entfernung lästiger Ausländer aus der Kaspischen Meerflotte. Auf diese Weise hat also Rußland alle Handhaben, das persische Volk, wie es im Eingangsparagraphen heißt, „unabhängig, reich und im freien und vollständigen Genuß seiner Besitzrechte" zu erhalten, das heißt alle Vorteile, die England aus dem englisch-russischen Abkommen von 1907 und dem englisch-persischen von 1919 ziehen konnte, zunichte zu machen. Tatsächlich hat auch unlängst, anschließend infolge eines persisch-nationalistischen Militärputsches der Schützling der Engländer, Ministerpräsident Seyyed Zia Eddin das Feld räumen müssen. Der englischen Niederlage in Afghanistan ist somit eine zweite nicht minder schwere in Persien gefolgt. Entwickelt sich die Revolution in Indien weiter in ruhigen Bahnen, das heißt so, daß die Engländer keinen Anlaß zu gewaltsamem Eingreifen bekommen, so drohen der englischen Mittelasienpolitik in verhältnismäßig kurzer Frist die schwersten Gefahren. Trotz aller inneren Umbildungen behält also in diesen Gebieten die russische Außenpolitik die alte Richtung bei und tritt sogar mit Erfolg aktiv auf.

Das Gleiche läßt sich im Grunde auch trotz der Verschwommenheit der spärlichen und in sich widerspruchsvollen Nachrichten und trotz der schweren Kämpfe zwischen Bolschewisten und Antibolschewisten, durch die man sich nicht verwirren lassen darf, von der russischen Politik China und Japan gegenüber sagen. Zunächst haben Japan gegenüber die Bolschewisten in der Republik des Fernen

Ostens eine Ostmark zu errichten verstanden, die Japan trotz aller Versuche nicht überrennen kann, teils weil das Klima den Japanern nicht zuträglich ist, teils weil Amerika bei aller Reserve dem Bolschewismus gegenüber den neuen Staat unterstützt. Das hindert aber die Japaner nicht, in der Mongolei die teils bolschewistischen, teils antibolschewistischen russischen Heerführer, die bei der „Befreiung" der Mongolen bei allen inneren Gegensätzen doch die alte russische Politik fortsetzen helfen, zu unterstützen und es ruhig zuzulassen, daß russischer bolschewistischer Einfluß sich in starkem Maße in Südchina geltend macht. Es kann ihnen ja auch nur recht sein, wenn auf diese Weise die nordchinesische Regierung in eine Zwickmühle gerät, denn je schwächer diese ist und je stärker sich die Verhältnisse in der Mongolei verwirren, desto besser werden sie, ohne daß die übrigen Mächte Einspruch erheben können, ihre Stellung in der Mandschurei zu festigen vermögen. Aber auch den Russen kann letzten Endes eine solche Festlegung Japans in der Mandschurei recht sein, weil sie die chinesische Zentralmacht schwächt und die Amerikaner von Kamschatka ablenkt.

Daß auch im Westen die russische Außenpolitik trotz aller inneren Schwierigkeiten keineswegs abzudanken beabsichtigt, geht nicht nur aus der energischen Erklärung an Lettland, daß Rußland den geplanten Zusammenschluß der baltischen Staaten als casus belli betrachten werde, sondern auch aus jenem Geheimbundschreiben Tschitscherins an die russischen Vertreter im Ausland hervor, das französische Zeitschriften veröffentlicht haben und das dem Inhalt nach durchaus den Eindruck der Echtheit macht. „Unsere Vertreter", heißt es darin, „müssen die nationalen Streitigkeiten verstärken. Führen andere Völker Krieg, wird unsere Stellung besser. Auf Grund unserer offiziellen Beziehungen in Bulgarien und Rumänien, unserer heimlichen in Griechenland, in der Gegend von Konstantinopel, in Südslawien entwickelt sich die Lage erfolgreich. Aber es besteht die Gefahr, daß die großen Mächte den Konflikt lokalisieren können.... Unsere Aufgabe ist es, die englisch-französischen und französisch-italienischen Interessen in Gegensatz zu bringen, die Lage in Griechenland bietet dazu Gelegenheit." Es zeigt sich also, daß Rußland die Lage genau übersieht. Die Ende Mai erfolgten sehr unbestimmten Erklärungen Joffes dagegen: Oberschlesien interessiert Rußland nur insoweit wie es einen europäischen Krieg herbeiführen könnte, in dem Rußland nicht gleichgültig bleiben könne und: an der Lösung der Wilnafrage werde sich Rußland nicht beteiligen, doch werde die russische Neutralität nie so weit gehen, daß ihm gleichgültig sein könne, wer an dieser Stelle Rußlands Nachbar sei, die russische Regierung beharre auf dem vertragsmäßig festgesetzten Standpunkt, daß Litauen ohne Wilna undenkbar sei, werden mehr auf das gewöhnliche Bedürfnis des Bluffs zurückzuführen sein. Einen Krieg gegen Polen zu führen ist Rußland vorläufig nicht in der Lage. Überhaupt muß gesagt werden, daß die russischen Westpolitiker im allgemeinen schlechter arbeiten als die asiatischen. Es hängt das wahrscheinlich damit zusammen, daß man in Asien die alten Sachverständigen hat gewähren lassen können, während nach Europa hin aus innerpolitischen Gründen das alte Personal nahezu vollständig hat ausgewechselt werden müssen.

Ob im Innern die Bolschewisten noch lange am Ruder bleiben können, darüber gehen die Meinungen der Sachverständigen stark auseinander. Halten sie sich, so ist das nicht nur auf ihr System des Terrors zurückzuführen, sondern auch auf den Umstand, daß sich trotz der Ungeduld der Emigranten niemand so leicht dazu verstehen wird, ihre Erbschaft anzutreten. Wie trostlos die Lage ist, geht nicht nur aus den sachlich durchaus aufrichtig gemeinten Konzessionen an den Kleinbesitz hervor, den Lenin trotz seines an sich gerechtfertigten Mißtrauens gegen die von ihm als anarchisch bezeichneten Einflüsse des kleinbürgerlichen Liberalismus als einzigen Retter aus der Not zu bezeichnen sich nicht gescheut hat, sondern aus dem ganzen Tenor jener merkwürdigen aus schwarzestem Pessimismus und starrem Doktrinarismus, wirtschaftlichen Überlegungen und freimütigen Eingeständnissen der beim Feldzug gegen Polen, bei der Demobilisierung, bei der Getreideverteilung,

bei der Sozialisierung der Großindustrie und der Bürokratisierung des Verwaltungssystems gemischten Rede hervor, die Lenin im März auf dem 10. Kongreß der kommunistischen Partei gehalten hat. Es ist schade, und allerdings auch bezeichnend, daß die sehr lehrreiche Rede in Deutschland nur in ganz ungenügenden Auszügen bekannt geworden ist. Sie ist leider zu lang, um hier vollständig abgedruckt zu werden, der wichtigste Absatz aber, die Quintessenz sozusagen, möge (aus Isvestia vom 10. März) diesen gedrängten Überblick abschließen: „Mittelst der Konzessionen, die notwendig sind, weil wir unsere ruinierte Wirtschaft aus eigener Kraft, ohne das Material und die technische Hülfe des Auslandes nicht wieder aufbauen können, kann sich die proletarische Regierung ein Bündnis mit den entwickeltsten kapitalistischen Staaten sichern und dadurch ihre Industrie, ohne die keine Entwicklung zum Kommunismus hin möglich ist, kräftigen. Gleichzeitig müssen wir, während dieser Übergangsperiode, in einem Lande wo die Bauernklasse dominiert, das Maximum besitzen um diese Klasse wirtschaftlich zu stärken. Wir müssen ihr die Möglichkeit geben, ihre Erzeugung frei zu entwickeln. Unsere Revolution ist von kapitalistischen Staaten umgeben. Solange wir in diesem Übergangsstadium uns befinden, müssen wir Formen suchen, die möglichst viele Beziehungen! erlauben. Unter dem Druck des Krieges haben wir unsere Aufmerksamkeit nicht auf die wirtschftlichen Beziehungen richten können, die zwischen der proletarischen Gewalt, die eine in unerhörtem Maße ruinierte Großindustrie in Händen hält, und den kleinen Bauern, die, solange sie als solche bestehen, ohne eine gewisse Bewegungsfreiheit nicht existieren können. Und da ist diese Frage gegenwärtig für die Sowjetregierung auf politischem und wirtschaftlichem Gebiet die wichtigste .... Man muß bedenken, daß der proletarische Staat sich in einem im Großen erzeugenden Lande leichter verwirklichen läßt, als in einem, wo die Kleinerzeugung vorherrscht." Damit ist im Grunde alles gesagt. Nur ist die Frage, ob's Lenin gelingen wird, diese Erkenntnisse gegen den Widerstand der reinen Doktrinäre, den der Nutznießer des Umsturzes und unter der ständig drohenden, durch die herrschende Not verstärkten Gefahr der Gegenrevolution durchzusetzen. Menenius

# Bücherschau

## Politik I

**R. Kuczynski, Das Existenzminimum und verwandte Fragen.** Jahrbuch der „Finanzpolitischen Korrespondenz". 1920. M. 25. Verlag Hans Robert Engelmann, Berlin.

Ohne sich mit den parteipolitischen Folgerungen des Verfassers zu identifizieren, verdienen seine statistischen Berechnungen vollste Beachtung. In dem hier angezeigten Band hat K. seine in der von ihm herausgegebenen Korrespondenz veröffentlichten Aufsätze 1919/20 gesammelt.

**H. Schmidt-Leobhardt, Das zweite Proletariat.** Verlag Theodor Weicher-Leipzig, Berlin. 1920. M. 4.—.

Wendet sich an die „Neuen Armen", die proletarisierten Schichten des Mittelstandes mit dem Zweck, ihren berufsständischen Zusammenschluß zu fördern.

**Der Kampf um den Weltmarkt.** Handelsstatistisches Material. Herausgegeben vom Institut für Weltwirtschaft und Seeverkehr an der Universität Kiel. Bearbeitet von Dr. phil. Paul Hermberg, Leiter der statistischen Abteilung des Instituts. 1920. XII, 135 S. Lexikonoktav. 25,— M.

Die Tabellen des Buches geben ein zahlenmäßiges Bild des Kampfes, den im Frieden Deutschland, England, Amerika und Frankreich um den Weltmarkt führten. Nachdem grundlegend die Zusammensetzung des Handels der vier Konkurrenten dargestellt ist, wird ihr prozentualer Anteil am Handel jedes Landes der Welt in seiner Entwicklung in den letzten Jahrzehnten vor dem Kriege klargelegt. Überraschend einheitliche Entwicklungslinien treten hervor.

Das Material zu den Tabellen mußte aus den Handesstatistiken der einzelnen Länder zusammengetragen werden, daher wurde eine Darstellung der Methoden der Handelsstatistiken

der einzelnen Länder notwendig, da diese keineswegs gleichartig, sondern nach den verschiedensten Grundsätzen aufgebaut sind. Diese ist in den Anmerkungen gegeben.

Prof. Dr. Kl. **Löffler, Deutschlands Zukunft im Urteil führender Männer.** Verlag Heinrich Diekmann, Halle (Saale). Preis kart. 15,— M., geb. 20,— M.

Enthält außer Beiträgen, die den Lesern der „Grenzboten" schon aus diesen bekannt sind (Äußerungen von Friedrich Edler v. Braun und Professor Fritz Kern), kürzere und längere Aufsätze und Zuschriften auch von Ebert, Fehrenbach, Dernburg, kurz von sehr verschiedenartigen Männern; es ist nicht leicht zu sagen, in welchem Sinne der Herausgeber sie als „führend" zusammenfaßt. Der Herausgeber selbst hat einen Überblick über Form und Inhalt der auswärtigen Politik in fleißiger Zusammenstellung gegeben in dem Werk über „Auswärtige Politik" Ebendort 1920. Geb. 18,— M.

**Niederbruch und Aufstieg.** Wege zu Deutschlands Errettung. Von einem Staatsmanne. Verlag von Duelle & Meyer, Leipzig. 1921. Geh. 16,— M.

Könnte den Ansichten nach etwa von Dernburg stammen, doch ist kaum anzunehmen, daß ein noch rüstiger Politiker diese Sammlung abgestandener Gemeinplätze zum Druck befördert habe.

**Dr. Otto Becker, Deutschlands Zusammenbruch und Auferstehung.** Die Erneuerung der Staatsgesinnung auf Grund der Lehren unserer jüngsten Vergangenheit. Carl Heymanns Verlag. 1921. M. 15.—, geb. M. 20.—.

Otto Becker macht nicht den Versuch, den Parteimann zu verstecken. Er kämpft für schwarz-rot-goldene Ideale, indem er die Schäden des schwarz-weiß-roten Bismarckschen Reiches erörtert. Das, wie er meint, durch Schuld des Kaisers und seiner Berater gescheiterte deutsche „Volkskaisertum", der allzupreußische Charakter Deutschlands, das „Untertanenheer" statt eines Volksheeres, die Ausschließung der parlamentarischen Parteien von der Regierung, die unrichtige Auslese der Führer, darin sieht die von Reichsminister Koch und Staatssekretär Trölsch aus der Taufe gehobene Schrift die Gründe unseres Zusammenbruchs, und demgemäß sind Delbrück, Naumann, Erzberger, Bernstorff, Eckardtstein, die liberalen bismarckfeindlichen Professoren der Konfliktszeit ihre Kronzeugen. Meint Becker wirklich, daß an diesen Punkten die hauptsächlichen Schwächen unseres politischen Systems liegen, und glaubt er heute noch an das Bessermachen und Besserkönnen der Demokratie?! Für uns Gegner des demokratischen Dogmas ist die Schrift sehr lehrreich, freilich noch in anderem Sinne als der Verfasser es meint. Man sieht, wie ein kenntnisreicher, vielbelesener und ohne Zweifel vaterlandsliebender Deutscher noch heute an einer überwältigenden Fülle von Tatsachen vorüberzugehen vermag, wenn ihn rauh und warm der unzerstörbare Parteinebel umhüllt. Wer den unsterblichen deutschen Doktrinär sucht, lese dieses Buch. Niemals kann man durch so einseitige Anschuldigungen, auch wo sie an sich manches Richtige enthalten, aus dem negativen Zirkel der Parteivorstellungen herauskommen. Wir Rechtsstehende geben gerne zu, daß die nationale Unfertigkeit unseres Volkes und die Schwäche der Persönlichkeiten und Charaktere in unserer nachbismarckschen Generation auch die Seite der preußischen monarchischen, obrigkeitlichen Kräfte betraf. Aber daß an der inneren Zwietracht, der internationalen Wahnseligkeit, der klassenverhetzten Opposition der Massen und der feigen Lauheit des Bürgertums, also an den doch wesentlichsten Faktoren unseres Unglücks die Linke weit stärkere. Schuld trägt, kann nicht bezweifelt werden. Wozu also diese beschuldigenden Rückblicke eines Demokraten? Ist es Rechthaberei und Parteimache, nun gut. Einem so ehrlichen und anständigen Gegner wie Becker aber kann man nur zurufen: Schaue nur vorwärts, nicht zurück, und wähle dir Weggenossen für die Zukunft, nicht für die Vergangenheit!

**Karl Larsen, Ein Däne und Deutschland.** Essays. Verlag von Gebrüder Paetel, Berlin. 1921. Geh. M. 11.—, geb. M. 15.—.

Der bekannte Freund und doch auch Kritiker Deutschlands, eine der besten Federn des heutigen Dänemarks, sammelt in diesem Bande Kriegsessays, die neben denen des Schweden Kjellen nachdenklicher Beachtung sicher sind und das gesunkene deutsche Selbstgefühl stärken.

**Ambroise Got,** L'Allemagne a l'Oeuvre. Imprimerie Strasbourgeoise, Strasbourg. Fr. 8,—.

Es tut weh, von einem Straßburger Verlag das deutschfeindliche Werk eines Franzosen verlegt zu bekommen, das schwarz-rot-goldene Wappenschild „unserer" Republik auf dem Titel. Got will die schaffenden Kräfte im heutigen Deutschland schildern, bleibt aber sehr im Vordergrund der Dinge hängen.

**Wilhelm Wiskott,** Dipl.-Ing. Ringendes Volk. Ziele und Richtlinien für deutsche Volkspolitik. Verlag von Karl Curtius in Berlin W. 1921. Preis geh. M. 6.—.

Stellt der unechten Demokratie, die wir haben, die geforderte echte Volksgemeinschaft gegenüber.

**H. Kania, Staatsbürgerkunde.** Zweite Auflage. Verlag von B. G. Teubner, Leipzig und Berlin. 1921. Kart. 4,— M.

Der Verfasser, Studienrat in Potsdam, versteht es, in knappster Form das für Verfassung, Geschichte und Zweck unserer öffentlichen Einrichtungen seiner Ansicht nach wichtigste Tatsachenmaterial zusammenzustellen. Man fragt sich indes, was soll ein jugendliches Gemüt mit diesen entfärbten Tatsachen anfangen, in deren Nebeneinander sich die ganze Unmöglichkeit abspiegelt, gleichzeitig geschichtlich und „verfassungstreu" im Sinne der jetzigen Parlamentsmehrheit zu denken. Auch gelingt es Kania bei allem anerkennenswerten Bemühen nicht, wirklich ein farbloses Neutrum zu sein. Soll es z. B. jedem Schulkind zum neuen Dogma werden: „Die Aufgabe Deutschlands muß es sein, den Zutritt zu diesem Völkerbunde für sich und seine ehemaligen Verbündeten zu erlangen, um dann an der gesetzmäßigen Umgestaltung des Bundes mitzuwirken. Das politische Ziel wird dabei sein müssen, mit der Hilfe der ehemaligen neutralen und kleineren Staaten das allzu (!) große Übergewicht der Mächte der Entente zu mildern und ein möglichst (!) gleiches Recht für alle zu erkämpfen" (S. 78). Hoffen und harren macht das Schulkind zum Narren. Grausamer haben wir nie die Stimme der Geschichte gehört, als in dem Schulbuchsatz (S. 24): „Der Weltkrieg führte zur Auflösung des deutschen Heeres und zur Auslieferung der deutschen Flotte an England (Irrtum: zu ihrer Selbstversenkung in Scapa Flow!). Das französische Heer und die englische Flotte werden für die Sicherung des Festlandes und der Meere als unentbehrlich angesehen und können daher vorläufig (!) nicht, wie die Völkerbundsakte es vorsieht, auf den gleichen Stand mit den übrigen Staaten des Bundes (!) herabgesetzt werden."

Das Ende Deutschlands liegt nicht im verlorenen Krieg, sondern es würde gekommen sein, wenn solche Schulweisheit die Köpfe einnähme. Wir behaupten nicht, daß Herr Kania die Ansichten, die er predigt, selber teilt. Wir können ihm so wenig — und so viel nicht zutrauen. Aber wir verkennen nicht, daß die Maximen des ihm vorgesetzten Unterrichtsministeriums sich von denen der Franzosen nach 1870 unterscheiden. „Die staatsbürgerliche Erziehung ist unvollständig und untreu," sagt der Manuel général, „wenn sie die Kinder nicht mit der Achtung vor dem nationalen Ruhm erfüllt, wenn sie die schreckenerregende Lehre unseres verletzten Rechtes, des verratenen Heimatbodens und des verstümmelten Frankreichs unterdrückt." Wieviel mehr Grund hätten wir ... jedoch „vorläufig" ist wohl auch nur der französische Patriotismus „zur Sicherung des Festlandes unentbehrlich"?

**J. J. Ruedorffer, Grundzüge der Weltpolitik in der Gegenwart.** 8. bis 9. Tausend. Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart und Berlin. Geb. 27,50 M.

Wie Gentz zu Metternich, wie Clausewitz zu Scharnhorst, wie Arndt zu Stein, so verhält sich der Federbeamte Riezler zum Reichskanzler Bethmann-Hollweg. Damit soll natürlich über die absolute Größe nichts präjudiziert werden. Manche behaupten, der geschichtliche Einfluß Riezlers überrage seinen

Dienstgrad, da der theoretisierende Praktiker Bethmann dem praktizierenden Theoretiker Riezler einen größeren Spielraum gelassen habe. Jedenfalls erklärt dieses geschichtliche Verhältnis das immer noch starke Interesse an den vor dem Kriege zuerst erschienenen „Grundzügen" des schöngeistigen philosophischen Politikers, der ein Schwiegersohn des Malers Liebermann ist. Riezler, der jetzt das durchsichtig gewordene Pseudonym ohne Schaden fallen lassen könnte, hat klugerweise an dem Text von 1913 nichts geändert. Er hat ihm aber ein Nachwort vom Sommer 1920 gegeben, das mit den Vorzügen seines glänzenden Ausdrucksvermögens ein sprechendes Bild von der hoffnungslosen Verwirrung Europas infolge des Ententesieges entwirft. Eine „kleine Hoffnung" sieht er noch, — England. Heute nach der Konferenz von London, würde auch dieser überzeugteste Anglophile diese Hoffnung wohl schlicht begraben und nach dem Verschwinden der deutschen Macht für sein geliebtes Europa kein Trostgestirn am Horizont mehr erblicken. Das Nachwort ist unter dem Titel:

**J. J. Ruedorffer, Die drei Krisen.** Eine Untersuchung über den gegenwärtigen politischen Weltzustand. Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart und Berlin. 1920. Auch als Sonderdruck erschienen.

**Dr. Walter Lessing, Deutschland und Osteuropa.** Vortrag, gehalten auf dem Ligakursus am 13. Januar 1921. Preis 2,— M. Verlag der Kulturliga G. m. b. H., Berlin W 35.

Verteidigt eine abwartende deutsche Wirtschaftspolitik und verwirft die Beschleunigung der deutsch russischen Handelsbeziehungen, ohne indes überzeugend zu wirken.

**Walter Sulzbach, Die Grundlagen der politischen Parteibildung.** Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck), Tübingen. 1921. Geh. 30,— M.

Ein gescheites Buch, das den Durchschnitt unserer so angeschwollenen politischen Literatur beträchtlich überragt. Der selbst über den Parteien stehende Verfasser gibt jedem Leser, der die psychologische Struktur von Parteien und Parteipolitik verstehen will, eine Fülle feiner Beobachtungen in klarer und gefälliger Sprache.

**Die Grundsätze und Forderungen der Sozialdemokratie** in ihrer geschichtlichen Entwicklung, am Erfurter Programm und an der deutschen Revolution dargestellt und beleuchtet von Dr. Albert Bovenschen. Verlag von Karl Siegismund, Berlin.

Sollte von jedem, der sich geistig oder parteipolitisch mit der Sozialdemokratie auseinanderzusetzen hat, beachtet werden.

**Dr. Erwin Dörzbacher, Die deutsche Sozialdemokratie und die nationale Machtpolitik bis 1914.** Preis M. 18.—. Verlag Friedrich Andreas Perthes A.-G., Gotha. 1920.

Die schwerflüssige, unanschauliche Sprache und die Abneigung gegen klare Entscheidungen lassen den Verfasser sein Ziel verfehlen, das Verhältnis der doktrinären Parteiutopie zu den Wirklichkeiten der Weltpolitik aufzuzeigen.

**Dr. Alfred Amonn,** Die Hauptprobleme der Sozialisierung. Band 159 der Sammlung „Wissenschaft und Bildung". Verlag von Quelle u. Meyer in Leipzig. 1920.

Geeignet zu gedrängter Orientierung über die theoretischen Grundlagen des vielumstrittenen politischen Schlagwortes. Auch an den praktischen Einführungsversuchen war der Verfasser als Mitglied österreichischer Kommissionen beteiligt.

Verantwortlich: **Hans von Sodenstern** in Berlin.
Schriftleitung und Verlag: Berlin SW 11, Tempelhofer Ufer 35a. Fernruf: Bützow 6510.
Verlag: K. F. Koehler, Abteilung Grenzboten, Berlin.
Druck: „Der Reichsbote" G. m. b. H. in Berlin SW 11, Dessauer Straße 36/37.

**Rücksendung von Manuskripten erfolgt nur gegen beigefügtes Rückporto.**
**Nachdruck sämtlicher Aufsätze ist nur mit ausdrücklicher Erlaubnis des Verlages gestattet.**

**Ausgegeben am 25. Juni 1921**

Eine Nation kann nur ertragen, was aus ihrem Kern, aus ihrem eigenen Bedürfnis hervorgegangen ist.
Goethe.

---

# Deutsche Volksgemeinschaft

Von * * *

Der Reichskanzler Wirth und seine Ministerkollegen scheinen bei den Regierungen der Entente doch nicht so beliebt zu sein, wie sie uns glauben machen wollten. Es hagelt nach wie vor Expressernoten und deutsche Vorstellungen bleiben unbeantwortet, während man doch annehmen müßte, daß unsere Feinde Männern gegenüber, denen sie wohlgesinnt sind, etwas mehr Takt und Höflichkeit an den Tag legen würden. Dagegen scheint der General Höfer, eine einfache, schlichte Soldatennatur mit deutschem Willen und deutschem Empfinden, sich der Entente gegenüber eine achtunggebietende Stellung errungen zu haben. Mit ihm verhandelt man, genau wie man mit dem alten kaiserlichen Deutschland nach Abschluß des Waffenstillstandes verhandelt hätte. Es zeigt sich eben, daß man überall in der Welt, sei es Feind oder Freund, doch Bekennermut und nationales Selbstgefühl höher einschätzt als unterwürfiges Gehorchen und Ducken. Unser heutiges Regierungsverfahren erinnert an die in Offizierskreisen des alten Heeres für gewisse Persönlichkeiten übliche Bezeichnung „militärischer Radfahrer". Man verstand darunter solche Vorgesetzte, die nach oben den Rücken krumm machen und nach unten mit den Füßen treten. Oben ist in diesem Falle die Entente, unten das national denkende und fühlende Volk. Wie weit man mit diesem System des „militärischen Radfahrers" kommt, zeigt der Besuch Rathenaus in Wiesbaden. Während dieser, ursprünglich zu den „Nein"sagern gehörend, sich jetzt zu der Ansicht bekennt, daß man die Forderungen des Ultimatums nicht nur erfüllen müsse, sondern auch könne, und während die deutsche Presse gewisser Richtungen das Ergebnis seiner Unterredungen mit Loucheur als günstig bezeichnet, läßt letzterer in etwas verschleierter Form durch die französische Presse verbreiten, daß mit

Rathenau schwer zu verhandeln sei, da er immer wieder geneigt sei, das europäische Wirtschaftsproblem in den Mittelpunkt der Erörterungen zu stellen, anstatt zu bedenken, daß es sich doch zunächst einmal um Deutschland und Frankreich handele. Zudem scheint dieser unmittelbare Verkehr Rathenau-Loucheur im jetzigen Augenblicke nicht gerade wohltuend auf Englands Haltung in der oberschlesischen Frage gewirkt zu haben.

Mit dem Auftreten Rathenaus in Wiesbaden ist eigentlich die ganze Denkart der in maßgebenden Kreisen herrschenden Männer gekennzeichnet. Vor einigen Monaten stand einmal in den „Grenzboten" zu lesen, daß es eine zum mindesten irrtümliche Auffassung sei, wenn man die wirtschaftlichen Fragen so sehr in den Vordergrund stellt. Es wurde da der Vergleich gezogen mit einem Hausbau auf moraſtigem Untergrund. Dort beginnt man mit dem Bau erst dann, wenn man in den faulen Boden Pfähle oder Betonblocks eingesetzt hat. Das deutsche Volk lebt zurzeit immer noch auf einem Sumpf, und bevor dieser nicht entwässert und durch Schaffung eines festen Grundes haltbar gemacht ist, ist jeder Versuch des Aufbaues einer lohnenden und Früchte tragenden Wirtschaft hinfällig. Der feste Grund, den wir brauchen, ist eine nationale Geschlossenheit, eine Volksgemeinschaft im weitesten Sinne. Engländer und Franzosen lassen mit vollem Bewußtsein Wirtschaft Wirtschaft sein und schaffen zunächst ein Fundament. Sie wollen Macht und wissen, daß, wer erst einmal über Macht gebietet, auf dieser Macht seine Wirtschaft aufbauen und die in der Vorbereitungszeit erlittenen materiellen Verluste sehr schnell wieder wett machen kann.

Macht ist durchaus nicht gleichbedeutend mit 500 000 Soldaten; Macht ist zunächst einmal Wille. Und daß der Wille Berge versetzt, hat uns Höfer in Oberschlesien, haben uns die Deutschen in Südwestafrika erst kürzlich gezeigt. Nachdem man sich dort weder mit Lewis, dem Vertreter des unionistischen Unterrichtsminister, noch mit Hofmeyer, dem Administrator und Gouverneur, in der Schulfrage einigen konnte, schritt man zur Tat. Dem Verlangen der Kapregierung, in den Schulen von einer bestimmten Stufe an die deutsche Muttersprache als Unterrichtssprache verschwinden zu lassen und als Fremdsprache zu bezeichnen, begegnete der Deutsche Landesschulverband mit dem einstimmigen Beschluß, dann eben auf die Regierungsschulen zu verzichten, und die deutschen Schulen wie bisher als Privatschulen weiterzuführen. Das erfordert von den zurzeit recht schlecht gestellten Deutschen in Südwestafrika, wie in einem der nächsten Hefte der „Grenzboten" zu lesen sein wird, große Opferwilligkeit. Die Erhaltung der Privatschulen kostet viel Geld, aber man ist bereit, die Opfer zu bringen, um den Kindern die Erziehung zu geben, die zur Erhaltung des Deutschtums nötig ist. Dort droht der Feind nicht, dort ist er im Lande und regiert, und es ging doch, weil ein Wille herrschte. Wie wäre wohl die Besetzung des Ruhrgebiets ausgefallen, wenn man nach Paris gedrahtet hätte: „Aus allen Gebieten, die ihr besetzen wollt, ziehen wir die öffentlichen und technischen Beamten und Angestellten zurück?"

Ein solch' entschlossener Wille zur nationalen Selbständigkeit muß uns kommen, bevor uns Heil gebracht wird. Nun befinden sich gewiß auch diejenigen Kreise unseres Volkes, die die heutige Regierungsweise für die einzig mögliche halten, in dem guten Glauben, daß sie national handeln. Auch sie streben nach einer Volksgemeinschaft, und der Reichskanzler hat ja des öfteren betont, daß er

eine Verbreiterung der Regierungsbasis anstrebe. Aber er und seine Gefolgschaft gehen einen falschen Weg. Sie wollen die Regierung auf parteitaktischem Wege verbreitern und übersehen vollkommen, daß alle Parteien sich derartig in — für das Gesamtwohl eine untergeordnete Bedeutung spielende — Grundsätze verrannt haben, daß auf dem Wege des Kompromisses nur eine Kleisterarbeit entstehen kann. Eine der Not der Zeit und dem Wohle der Zukunft entsprechende Parole aber „Nationale Volksgemeinschaft" kann (oder will?) der oberste Beamte des Reiches nicht ausgeben: einmal aus Angst vor der Entente, der zu Willen zu sein, er sich entschlossen zu haben scheint, und dann aus Furcht vor den Führern von Parteien, die die Partei über das Vaterland stellen. Die Arbeiterschaft Deutschlands würde einer solchen Parole in ihrer großen Mehrzahl Gehör schenken und sie würde ihre Führer zwingen, dieser Parole zu folgen. Die mannhaften Aussagen von Arbeitern im Hölz-Prozeß und der mißglückte Generalstreik in München beweisen, daß dem einzelnen Arbeiter Wohl und Wehe des *deutschen* Vaterlandes weit wichtiger sind als *internationale* Verbrüderungskongresse.

Parteien gibt es eigentlich nur im Reichstage; im Volke gibt es — wenn man die aus dem Rahmen der deutschen Volksgemeinschaft völlig herausfallenden Fremdlinge und Betörten außer Betracht läßt — eigentlich nur noch, wie Dr. Stadler im „Gewissen" vom 11. Juni sagt, zwei Fronten. „Die zwei Fronten", sagt er da*), „um die es sich handelt, lassen sich durch keinerlei Koalition der Mitte mehr verschleiern. Es ist die Front des deutschen Widerstandes gegenüber der Entente einerseits, die Front der sklavischen Hingabe an die Entente andererseits. Hier die Konjunkturfront, die sich der Fallbewegung der deutschen Erschöpfungsrevolution anschließt. Dort die Willensfront, die sich der deutschen Erneuerungs- und Aufstiegsbewegung langsam entringt."

Das erkennen aber nicht oder wollen nicht erkennen Männer vom Schlage eines Wirth und eines Rathenau. Es unterliegt keinem Zweifel, daß es erheblich leichter und bequemer ist, sklavische Erfüllung als Motto eines Regierungsprogramms zu wählen, als in passiver Resistenz eine deutsche Volksgemeinschaft zu schaffen. Für die erstere Aufgabe genügen mittelmäßige Naturen mit guter Handschrift und mathematischen Kenntnissen, für die letztere Aufgabe sind große, eigene Ideen, staatsmännisches Können und diplomatisches Geschick erforderlich. Das lernt man nicht im Dienste einer Partei, dazu bedarf es jahrelanger Eigenarbeit und Schulung.

Wir Deutschen leben in einer so bitter ernsten Zeit, daß wir uns den Luxus von Staatsmänner-Stellvertretern nicht leisten können, wir brauchen entschlossene, willensstarke und mutige Männer, die bereit sind für eine Idee, für eine deutsche Volksgemeinschaft zu kämpfen.

*) Gewissen, Für den Ring herausgegeben von Ed. Stadler. Nr. 24.

# Vom neuen Kulturkampf am Rhein

Von Linksrheiner

irtſchaftliche Fragen allein ſcheinen unſer Daſein auszufüllen, Die bange Erwartung über Erfolg oder Mißlingen der tatkräftig durchgeführten Maßnahmen der Entente an den Grenzen des „alten“ und neubeſetzten Gebietes laſtet auf dem täglichen Leben des Einzelnen wie der Geſamtheit. Aus der Zollverwaltung, die Frankreich nach dem Wortlaut der „Sanktionen“ dem deutſchen Reich aus den Händen nahm, droht ein Zollſtaat zu erwachſen, ſeitdem allen Behörden, die in Polizei- und Finanzfragen bislang Teile des unbeſetzten Deutſchland mitbetrauten, das Verbot zuging, ihre Amtsführung über die Grenzen des von den neuen Zollſtaaten begrenzten Landes auszudehnen; Eingriffe in die innerſte Verwaltung und der ſtaatlichen Hoheit des Reiches, die in der Öffentlichkeit kaum oder gar nicht erwähnt werden.

Um ſo ſtärker aber iſt, das darf hier vor allem betont werden, heute der Widerſtand gegen die zweite große Bewegung erwacht, die Frankreich vor mehr als zwei Jahren gegen das beſetzte Gebiet einleitete. So ruhmredig es auch klingt: hier kann man heute bereits von einem Kampf der Geiſter, von einem neuen, ganz eigenartigen „Kulturkampf“ reden, in dem die Union des grandes Associations francaises den Vorteil der unbeſchränkten Mittel, die deutſche Bildung den Vorteil der wurzelechten Eigenart beſitzt. Auf alle Fälle aber darf man auch hier nicht an ein Zurückweichen der Pariſer Machthaber denken.

Der franzöſiſche Propagandadienſt im Auslande, ſo teilte kürzlich wieder die amtliche Pariſer Preſſe mit, ſoll auch während des Friedens beibehalten werden, ſogar demnächſt einen allgemeinen Oberkommiſſar für die franzöſiſche Expanſion erhalten. Die großartige Buchpropaganda, die bereits während des Krieges den deutſchen Abſatz und damit auch die deutſche Kultur überall zurückdrängte, macht weitere Fortſchritte und wird, wie immer wieder betont werden muß, durch unſeren Auslandszuſchlag aufs ſtärkſte gefördert. Kulturelle und wirtſchaftliche Ausbreitung arbeiten hier Hand in Hand, wie ſich das ganz beſonders deutlich auf dem kleineren Raume des Saargebiets zeigt. Dr. Pierre Bucher, im weiland deutſchen Kaiſerreich der amtlich umſchmeichelte Brunnenvergifter der öffentlichen Meinung im Elſaß, verkündete jüngſt öffentlich die ganze Fülle der franzöſiſchen Pläne, die Schritt für Schritt das Land des Völkerbundes zum untrennbaren Beſtandteil der franzöſiſchen Republik zu machen ſtreben.

Das Saargebiet und Lothringen — hieß es da — bildeten unſtreitbar eine Einheit. Elſaß-Lothringen ſei nur lebensfähig, wenn das Saargebiet zu ihm gehöre. Durch das Mittel der Kohlenverteilung und Feſtſetzung des Kohlenpreiſes ſei es Frankreich gelungen, innerhalb eines Jahres den größten Teil der Saarinduſtrie in franzöſiſche Hände zu bringen. Als Herren der Induſtrie würden die Franzoſen nach und nach auch in den Handel eindringen. Die Gründung der franzöſiſch-ſaarländiſchen Handelskammer ſei ein Beweis dafür. Das Zollſyſtem müſſe in politiſchem, nicht nur fiskaliſchem Intereſſe ausgebaut werden. Bucher hofft, daß in etwa vier Jahren die Zollunion mit Frankreich durch die einheitliche Geldgewährung ergänzt würde. Die Saarregierung habe die Inter-

essen Frankreichs im Saargebiet wohl begriffen, eine französische Grubenkontrolle geschaffen und der französischen Republik die Vertretung des Saargebiets dem Ausland gegenüber anvertraut. Die französische Saarpolitik müsse in Einklang gebracht werden mit der französischen Rheinlandpolitik. Für die Abstimmung in vierzehn Jahren müsse jetzt schon eine methodische Propaganda einsetzen. Bucher gibt dabei der französischen Saarpolitik den Vorzug und stellt sie der Rheinlandpolitik als Muster hin. Die französischen Truppen seien zwar keine Besetzungstruppen, doch hätte Frankreich unter ihrem Schutz im Saargebiet weit größere und einträglichere Rechte als zum Beispiel in Mainz oder Speyer. Frankreich besitze die Saargruben, sei Herrin der Zölle, und französische Industrielle beherrschten die Industrie. Genau so müsse Frankreich im Rheinlande handeln, wenn Deutschland seine Verpflichtungen nicht erfüllen wollte.

In der Tat streichen immer wieder die Vorhuttruppen dieser französischen Aufmarscharmee über die Grenzen des Saargebiets weit hinein in das alte und das neubesetzte Gebiet. Vor drei Monaten schon verfügte der französische Bezirksdelegierte der Pfalz, daß die Kinder ehemaliger deutscher Reichsangehöriger, die nach dem Friedensvertrag die französische Staatsangehörigkeit erworben hätten, aus den deutschen Volksschulen zu entlassen und den von den französischen Besatzungsbehörden eingerichteten französischen Elementarschulen zuzuweisen seien. Im französischen Gymnasium zu Mainz konnte wiederum ein höherer Freikursus der französischen Sprache eröffnet werden, zu dem insbesondere Damen und Herren der entsprechenden Vorbildung, zum Beispiel Ärzte, Juristen, Ingenieure, Lehrerschaft, Industrielle und so weiter eingeladen wurden. In den gleichen Rahmen fallen die bekannten Vortragskurse, die bald die französischen Kolonien, bald allgemeine Kulturfragen behandeln, immer aber durch Vorführung trefflicher Lichtbilder und gediegener Musik einen weiten Hörerkreis zu fesseln wissen. Die Kunstreise des Pariser Historikers Funck-Brentano, dem dann sein Oheim Lujo Brentano eine wohlverdiente Absage erteilte, ist nur ein einzelnes Beispiel. Zusammenfassend lockt immer wieder die Revue rhinaine in Mainz, das doppelsprachige Organ der französischen Kolonie, unter dem harmlosen Untertitel: Rheinische Blätter, auch die weltbürgerlichen, kunstbegeisterten Kreise unserer sogenannten Gebildeten an. In glänzender Aufmachung versteht sie es mit beneidenswert guten Bildern nicht nur bekannte französische Literaten, sondern auch „deutsche" Künstler und Poeten zur Mitarbeit heranzuziehen. Die Verknüpfung französischer und deutscher Kultur am Rhein nennt sie ihre vornehmste Aufgabe und gibt sich damit selbst als Nachfolgerin der Illustrierten Elsässischen Rundschau, die einst vor einem halben Menschenalter langsam und stetig zur Revue Alsacienne illustrée herabsank und einen großen Kreis unselbständiger, literarischer und künstlerischer Freunde zum französischen Kulturkreis hinüberzog. Ganz im Sinne dieser Gedanken setzt denn auch die neue Revue rhinaine die Auffrischung längst vergessener französischer Herrschaft im Rheinland an erste Stelle. Ein ganz vortrefflich gelungenes Maiheft war dem Andenken Napoleons I. gewidmet, dessen hundertjähriger Todestag dann auch die französische Besatzungsarmee allenthalben an beiden Ufern des deutschen Rheins feierlich mit militärischem und heimatlichem Gepränge beging, wie überhaupt die „Wiedererweckung der glorreichen Vergangenheit der Rheinlande" in den Jahren 1792/1814 eine große

Rolle spielt. Unter der besonderen Fürsorge des französischen Oberkommissars haben zu dem Zweck bereits bedeutende Pariser Historiker in rheinischen Archiven gearbeitet und versprechen für die allernächste Zeit schon die Herausgabe von Quellen zur Geschichte der Rheinlande.

Wie bislang bereits die französische Kunst mit Recht als ein sehr wirkungsvolles Werbemittel gerade in unseren „gebildeten" Kreisen gilt, soll diese Propaganda gefördert und ausgebaut werden. Der Gedanke an eine große französische Kunstausstellung im Mittelpunkt des französischen Brückenkopfes scheint der Durchführung nahe, wenn auch ihre Eröffnung noch nicht, wie es anfangs hieß, in den ersten Junitagen erfolgen konnte. Von der Großherzogin von Luxemburg ist bereitwillig das alte nassauische Schloß zu Biebrich zur Verfügung gestellt worden; das Protektorat hat der französische Oberkommissar selbst übernommen. Das große Interesse im Inlande zeigt die Absicht der Stadt Paris, einen eigenen Pavillon in diesem größeren Rahmen einzurichten. Literarische und wissenschaftliche Vorträge, musikalische Darbietungen sowie Sportveranstaltungen sollen der Ausstellung einen größeren Reiz auch für fremde Besucher geben. Allein für Pferderennen hat der Koblenzer Oberkommissar dem Rennausschuß der Rheinarmee 25 000 Franken zur Verfügung gestellt. Während der Ausgang der augenblicklichen Wirtschaftskrisis gerade im Rheinlande noch ganz ungewiß bleibt, sucht so die französische Kulturpropaganda auch ihrerseits Schritt für Schritt Boden zu gewinnen. Ob sie Erfolg haben wird und ob die deutsche Bildung in ihrer Gesamtheit ihrerseits die nötige Widerstandskraft zeigen wird, das dürfen wir hier nur von ganzen Herzen hoffen und wünschen. In der neuen Kölner Zeitschrift „Die Westwarte", die seit dem 1. Januar 1921 als ausgesprochene Verteidigerin der deutschen Vergangenheit, Wirtschaft und Kultur des Rheinlandes von einer stattlichen Zahl bekannter Düsseldorfer, Kölner und Barmer Persönlichkeiten herausgegeben wird, zeigt sich vor allem der ernste Wille zum Leben. Der programmatische Aufsatz über „die geschichtliche Einheit des Rheintales", den der Düsseldorfer Historiker Paul Wentzcke im Januarheft voranstellte, beweist das vielleicht am besten.

Auf alle Fälle wächst das Verständnis für die Wichtigkeit auch dieser Abwehr eben mit der Durchführung der Zollmaßnahmen, die auch dem gleichgültigsten Rheinländer langsam die Zusammenhänge in diesem großen Kampf der Wirtschaft und der Geister allzu deutlich vor Augen führen.

# Parlamentarismus und berufsständiſcher Gedanke

Von Rudolf v. Broecker

Es ſteht heute nicht zur Wahl, ob die Staatsvernunft eine berufsſtändiſche Vertretung ſchaffen ſoll oder nicht und, gegebenenfalls, nicht, in welcher Form dies am beſten geſchieht, ſondern es handelt ſich einfach darum, feſtzuſtellen, in welcher politiſchen Entwicklung ſich Deutſchland zurzeit befindet und wie ſie realpolitiſch zum Beſten unſeres Volkes beeinflußt werden kann.

Die Nachkriegszeit iſt ein Ringen um unſere ſtaatliche Form, gekennzeichnet vor allem dadurch, daß der Stern des Parlamentarismus bereits wieder im Verblaſſen iſt. Selbſt nach Walter Rathenau haben wir die parlamentariſche Demokratie als Staatsform zu einer Zeit erhalten, wo ſie innerlich ſchon überholt war. Das iſt nicht unrichtig. Der Parlamentarismus hat ſeine Aufgabe im weſentlichen erfüllt. Sie beſtand, ausgehend von den Idealen der franzöſiſchen Revolution, in der Hauptſache darin, eine ideelle Gleichberechtigung aller Staatsbürger herbeizuführen. Nachdem dieſe Entwicklung erreicht und teilweiſe in ihr Gegenteil umgeſchlagen iſt, nachdem anſtatt der Gleichſtellung, die Bevorzugung, ja die ausgeſprochene Herrſchaft der Arbeiterklaſſen als „Diktatur des Proletariats“ gefordert und durchzuführen verſucht wird, kann an der Feſthaltung der ideellen Gleichberechtigung kaum noch ein Zweifel beſtehen. Nun tritt ein neuer Faktor auf den Plan: Das Beſtreben der Arbeiterſchaft nach tätiger Anteilnahme an dem Staate in anderer Weiſe, nachdem ſie erkannt hat, daß dieſe ideelle Gleichſtellung ihr den gewünſchten ſtarken, ihre materiellen Intereſſen ſichernden Einfluß nicht zu geben vermag. Damit geht Hand in Hand die an Marx anknüpfende ſtrenge Kritik des Parlamentarismus, als einer mittelbaren Herrſchaft des Kapitalismus. Gerade dieſe Kritik hat ihn vielleicht am ſtärkſten unterhöhlt. Gleichzeitig aber macht ſich gegenüber dem Parlamentarismus das Beſtreben geltend, ſtärkere Staatsgewalten zu ſchaffen, als er ſie zu bieten vermag. Die Perſönlichkeiten Clémenceaus, Lloyd Georges und Wilſons im Kriege, die Millerands, der die Stellung des Präſidenten der Republik verfaſſungsmäßig ſtärken will, und Lenins, ſo verſchieden ſie im einzelnen ſein mögen, ſind überall ein Beweis dafür, daß wiederum ſtarke Staatsgewalten für nötig gehalten werden, nicht nur wegen der äußeren Politik in Sturm- und Kriegszeiten, ſondern auch wegen der Komplizierung aller innerſtaatlichen Probleme durch den Sozialismus und die Arbeiterfragen, ja darüber hinaus ganz allgemein durch die Fragen großer, die Macht des Staates einſchränkender Organiſationsbildungen, gerade auch auf kapitaliſtiſchem Gebiet. Am einfachſten muß ſich dieſer Konflikt da löſen, wo der Parlamentarismus, wie in England, ſtets ſelbſt eine ſtarke, aber in ſich beſchränkte Staatsgewalt zu erzeugen vermochte, am ſchwierigſten da, wo, wie in Deutſchland, dies nicht der Fall geweſen iſt, wo die Staatsgewalt alles, auch die Wirtſchaft durchzog und dadurch immer ſchwächer wurde.

Man ſoll dem deutſchen Parlamentarismus keinen beſonderen Vorwurf machen. Er konnte nichts anderes werden, als was er nach der Ungeeignetheit ſeines Syſtems für unſeren Volkscharakter werden mußte: ein Element, nicht des nationalen Aufbaues, ſondern der nationalen Zerſetzung. Die Erbfehler und

Schwächen des deutschen Volkscharakters haben durch den Parlamentarismus bei uns einen überaus günstigen Nährboden erhalten. Der deutsche Volkscharakter leidet insoweit vor allem an zwei Übeln: einmal an der aus dem leidigen Eigensinn, der Schattenseite des Charakters, entspringenden Eigenbrödelei, die zersplitternd durch die ganze deutsche Geschichte gewirkt hat, und zum andern an der Kritiklosigkeit, mit der selbst vom Gros der Gebildeten „in deutscher Treue" einmal erwählten Führern Gefolgschaft geleistet wird, und die die überaus traurige Kehrseite hat, beim Führer selbst wieder falsche Selbsteinschätzung hervorzurufen. Beides hat das von Herrfahrdt[1]) hervorgehobene Ausspielen einer Volksklasse gegen die andere besonders erleichtert, und hierzu ist noch getreten das unserem Idealismus entsprechende Arbeiten mit unkontrollierbaren Zukunftsidealen. Der Parlamentarismus hat die fehlerhaften Anlagen unseres Volkscharakters geradezu hochgezüchtet. Ein politisches System, das den Fehlern des Volkscharakters entgegenkommt, kann aber unmöglich auf die Dauer zum Segen eines Volkes ausschlagen. Schließt man daraus auf eine Berechtigung für seine Abwandlung durch den berufsständischen Gedanken, so muß man aber realpolitisch berücksichtigen, daß sich diese innerhalb des geltenden Systems kaum wird erreichen lassen. Ein politisches System, das in sich so geschlossen ist, wie der Parlamentarismus, kann sich nicht aus sich selbst heraus umwandeln. Tut es das, so vernichtet es sich. So wenig staatsmännischen Blick wir stets noch bei allen Parteien feststellen mußten, wo es sich um die Belange der Allgemeinheit handelt, soviel instinktives Gefühl für die Behauptung ihrer eigenen Stellung haben sie immer bewiesen. Und insoweit werden sie auch in dieser Frage unfruchtbar bleiben. Wie der Reichstag seit 1871 in großen nationalen Fragen nie initiativ, selten aufbauend, meist aber zersetzend gewirkt hat, wie er insbesondere den nationalen Wiederaufbau nach dem verlorenen Kriege nie fertig bekommen wird, weil jede Partei es nach ihrer Fasson machen will, so wird auch der Parlamentarismus bei uns nie imstande sein, die große politische Führung zu übernehmen und sich selbst zu überwinden. Er wird immer nur der Parlamentarismus der unfähigen und tatenlosen Mitte sein, nie aber, wie in England, der Träger eines starken nationalen Gesamtwillens. Es ist dies ja auch gerade die Absicht seiner politischen Förderer, nur keine Aktivität im politischen Leben, weder nach innen noch nach außen, um so auf dem Rücken der mit den Schlagworten des freiesten und demokratischsten Staatswesens eingeschläferten Masse gehörig Geschäfte machen zu können. Insbesondere erscheint ausgeschlossen, daß er ernsthaft daran denkt, dem berufsständischen Gedanken Konzessionen zu machen. Er weiß, daß, wenn er es tut, seine Macht gebrochen ist. Die Parlamentarier aller Parteien sind insofern viel zu sehr an der Macht ihres Parlaments, das ihnen erst die richtige Folie gibt, interessiert, ganz abgesehen von allen den sehr mächtigen Kreisen im Staate, denen das Parlament nur Dekoration und Mittel zum Zweck ihrer eigenen eigennützigen Macht und Politik ist. Beide Teile haben für sich die alte Wahrheit erkannt, die unseren politischen Führern der nachbismarckschen Zeit versagt blieb, daß es andrängenden feindlichen Strömungen gegenüber nur zweierlei Möglichkeiten gibt: nicht nachgeben, wenn man die Macht dazu hat,

[1]) Herrfaardt, Das Problem der berufsständischen Vertretung (vgl. Grenzboten, Heft 12).

oder rechtzeitig nachgeben, wenn man zum Nichtnachgeben nicht stark genug ist, daß aber zu spätes Nachgeben nichts nützt. Und zu spät würde es heute für den Parlamentarismus sein. Er ist innerlich bereits zu schwach, um nicht bei ernsthaften Konzessionen an den berufsständischen Gedanken ganz an die Wand gedrückt zu werden. Wir haben es jetzt beim Reichswirtschaftsrat erlebt, daß er seitens des Parlaments nicht ehrlich und ernsthaft gemeint ist. Durch Übertragung parlamentarischer Formen auf den Reichswirtschaftsrat, die für ihn seiner ganzen Anlage nach nicht passen, wird teils bewußt, teils unbewußt dahin gearbeitet, den berufsständischen Gedanken in seiner praktischen Auswirkung zu kompromittieren, in der Hoffnung, ihn dann ebenso schnell wieder zu den Akten legen zu können, wie es 1881 mit Bismarcks Volkswirtschaftsrat geschah. Andererseits muß man gerecht sein und anerkennen, daß die parlamentarische Atmosphäre, selbst für sehr weitblickende und großzügige Männer, eine verstandesgemäße Abneigung gegen berufsständische Vertretung erregen konnte, die nur durch Tatsachen belehrbar erscheint. Mag der berufsständische Gedanke, wie es allen Anschein hat, immer volkstümlicher in Deutschland werden, der Parlamentarismus wird dieser Volksstimmung immer nur gezwungen Rechnung tragen, sei es, daß er gezwungen wird im Wege des — noch unerprobten — Volksentscheides, sei es, daß es geschieht im Wege gewaltsamer Erschütterungen.

Das Wesentliche in dieser Kritik des Parlamentarismus einerseits und des berufsständischen Gedankens andererseits ist das, daß wir als Nation zu unserem Aufbau einer innerstaatlichen Neuordnung bedürfen, daß die Kräfte für ihn im Parlamentarismus nicht zu finden sind und daß große Volksströmungen rechts wie links vorhanden sind, die danach streben, diese Neuordnung auf beruflicher Grundlage aufzubauen, mindestens diese stark zu berücksichtigen. Aufgabe des Staatsmannes muß es sein, diese Strömungen zu fördern, in staatsbildendem Sinne zu beeinflussen und zusammenzuführen, bis sie zu gegebener Zeit klar und stark genug sind, um sich in verfassungsrechtliche Formen gießen zu lassen und behaupten zu können. Es handelt sich um unsere innere Einigung. Mangels eines starken Idealismus ist sie auf rein parlamentarischem Wege nicht mehr zu erreichen. Ob sie berufsständisch möglich ist, ist heute nicht mit Bestimmtheit zu sagen. Außerordentlich naheliegend ist aber immerhin beim Vorhandensein der geschilderten Strömungen das eine, daß der Versuch gemacht werden muß, die großen Berufsstände dem Staatsgedanken dienstbar zu machen, daß eine Neutralisierung des Interessenkampfes dazu notwendig ist, und daß diese nur Aussicht auf Erfolg hat, wenn für seinen Austrag die politische *Methode* geändert wird. Alles, was über Trennung von Politik und Wirtschaft, Entpolitisierung der letzteren und dergleichen mehr geschrieben und gesprochen wird, ist bei dieser Gegenüberstellung verfehlt und trifft nicht den Kern der Sache. Auch die Wirtschaft ist letzten Endes politisch, zumal heutzutage im Stadium der Weltwirtschaft. *Nicht die Verbindung von Politik und Wirtschaft ist unser Unheil, sondern die Benutzung politischer Methoden, die für rein politische Fragen geschaffen wurden, für wirtschaftliche Fragen.* Wo es sich um Produktion und Absatz handelt, kann nicht so vorgegangen werden, wie da, wo kulturelle und Verwaltungsinteressen in Frage stehen. Wie man keinen Kaufmann als Pfarrer anstellen wird, so kann man auch die Betrachtungsweise

des Pfarrers nicht für kaufmännische Geschäfte zugrunde legen, und wie man in einer Person nicht Richter und Zeuge sein kann, so kann der Einheitsparlamentarismus auch nicht gleichzeitig Vertreter der Staatsgewalt und Vertreter mit ihr kollidierender Interessen sein. Zwei verschiedene Aufgaben erfordern eben auch zwei besondere Einrichtungen. Der wirtschaftliche Interessenkampf ist deshalb so unerhört scharf geworden, weil die politische Methode des Parlamentarismus auf ihn übertragen wurde und für ihn nicht paßt. Und heute liegt die Sache so, daß es nicht unmöglich ist, daß der Parlamentarismus darüber einfach zugrunde geht. Die großen Berufsverbände könnten sich selbst und dem Parlamentarismus keinen besseren Dienst leisten, als wenn sie sich wieder voneinander distanzieren würden. Aber die Entwicklung geht vielleicht gerade in entgegengesetzter Richtung. Da sie zurzeit nur durch das Parlament ihre Interessen vertreten können, gehen die Führer der großen Berufsverbände in die politischen Parteien. Dadurch werden die Berufsverbände parlamentarisch verstrickt, der berufsständische Gedanke in seiner Weiterentwicklung gehemmt und gerade das erreicht, was vermieden werden sollte: die weitere Durchsetzung der politischen Parteien mit wirtschaftlichen Interessen — bis sich schließlich diese unnatürliche Methode überschlagen und den Parlamentarismus aus sich heraus sprengen mag.

Solche Hemmungen der inneren Einigung müssen überwunden werden. Als Bismarck das schier unglaubliche Werk der Einigung der deutschen Stämme gelang, griff er zu einem Mittel, von dem er, wie er selbst zugibt, keine rechte Vorstellung seiner Wirkung hatte: „Er warf die stärkste aller freiheitlichen Künste, das allgemeine Wahlrecht, in die Pfanne". Der Erfolg gab ihm recht. Und wenn dies Mittel später vielleicht hervorragend dazu beigetragen hat, sein Werk zu zerstören, so hat es zu seiner Zeit doch dazu gedient, es zu schaffen. Auch wir haben keine rechte Vorstellung von der Wirksamkeit eines berufsständischen Aufbaues des Staates. Aber große Volksströmungen hängen an dem Gedanken, auf ihre Berufsverbände den Staat zu stützen, während sie seiner jetzigen rein theoretisch aufgebauten Verfassungsform kalt und verständnislos gegenüber stehen. Es ist oft genug ausgesprochen worden: uns bleibt in unserer jetzigen Lage nichts als der deutsche Geist. Er wird sich in Wissenschaft und Technik, in Handel, Wandel und Landwirtschaft weiter bewähren, er darf aber auch auf staatspolitischem Gebiete nicht schlafen. Im berufsständischen Gedanken haben wir ein solches Gebiet, welches selbst bei einer durch die Feinde kontrollierten Staatsverwaltung Freiland bleiben würde, ganz besonders, wenn der Gedanke im Wege der Selbstverwaltung weiter verfolgt wird. Auf ihm allein können wir heute unsere politisch nationale Kraft schöpferisch betätigen, getragen von den Kräften, die nach dem Niederbruch unseres politischen Idealismus bei einem großen Teil unserer Intelligenz, gerade auch der auf wirtschaftlichem Gebiete führenden, und gleichzeitig in den Massen lebendig sind.

Das Wichtigste hierbei ist aber der richtige Weg. Er kann nur darin liegen, daß das Alte absterben und das Neue neu wachsen muß, bis ein neuer Bismarck die Reife der Lage erkennt und handelt. Vielleicht war es der stärkste Fehler, den Preußen-Deutschland begangen hat, daß es immer bewußter von der Stein-Hardenbergschen Weisheit abrückte, so daß sie ihm schließlich in der nachbismarckschen Zeit vollkommen verloren ging. Die Theorie und das Schema

siegten, unter eifriger Beihilfe des Sozialismus, über den einfachen und natürlichen Gedanken, daß ein großes Staatswesen den realen Volkskräften nur dienen kann, wenn es sie sich selbständig entfalten läßt. Daher liegt das Schwergewicht der ganzen Frage berufsständischer Vertretungen, wie sie sich uns heute darstellt, zu mindest im Stadium des Aufbaues, nicht in der Spitze, sondern in den unteren Stufen. *Die wiederaufbauende Arbeit des berufsständischen Gedankens muß den umgekehrten Weg gehen, wie die zersetzende des Parlamentarismus.* Der Parlamentarismus hat sich von der Spitze nach unten fortgesetzt, hat alles in Parteien gespalten und in Debattierklubs aufgelöst. Die produktive Arbeit, gerade auch die auf politischem Gebiete in den unteren Stellen, wie Gemeinde- und Kommunalverbänden, ist darüber zum Teufel gegangen. Ist der berufsständische Gedanke ein Mittel dafür, daß die dem Staate entfremdeten produktiven Volkskräfte den Staat wieder als ihren Staat empfinden lernen, so muß er sich von unten nach oben fortsetzen. Wir haben in der unteren Stufe genügend berufliche Organe, wir brauchen keine neuen, ganz besonders nicht, wenn man sich entschließt, die großen Berufsverbände, die sich mit monopolartiger Tendenz durchgesetzt *haben*, zu legalisieren und nur insoweit zu ergänzen, als auch die in ihnen nicht vertretenen Schichten eine angemessene Vertretung erhalten müssen. Was aber not tut, ist alle diese Organe, so wie sie natürlich entstanden sind, nunmehr auch in natürlicher Weise zu verbinden und sie nicht durch ein neues Schema von oben wieder zu durchkreuzen. Das kann nur dadurch geschehen, daß zwischen ihnen als Gliedern einer höheren Einheit eine reinliche Arbeitsteilung stattfindet. Man hat es als Vorzug des Parlamentarismus gepriesen, daß er die früher so strenge Teilung zwischen Gesetzgebung und Verwaltung beseitigt hat; das „Volk" habe dadurch seinen Einfluß bis in die letzten Ecken staatlichen Wirkens ausgedehnt. Über Berechtigung und Zweckmäßigkeit dieses Grundsatzes läßt sich streiten. In Deutschland hat man seine Vorzüge jedenfalls schwächer empfunden als seine Nachteile. Setzt er sich neben dem berufsständischen Gedanken weiter durch, so kann die durch die berufsständische Gliederung bedingte Teilung zwischen den Interessensphären des Staates und der Berufsstände nur dadurch erfolgen, daß dem *Gedanken der Selbstverwaltung wieder weiter Raum gegeben wird*, nicht nur auf dem Gebiete der eigentlichen Verwaltung fertiger Gebilde, sondern gerade auch auf dem gesetzgeberischen der Einrichtung und Ausgestaltung ihrer Gliederung. Das bedeutet eine *Einengung der Staatsgewalt auf organisatorischem Gebiete*. Selbst der Sozialismus wird zugeben müssen, daß die schlechten Erfahrungen, die der Staat in den letzten Jahren mit seiner zentralistischen Organisationstätigkeit gemacht hat einer Abkehr von ihr das Wort reden. Die Selbstverwaltung der großen Berufsstände muß aber irgendwie räumlich Wurzel schlagen, sie muß „bodenständig" ein. Sie hat weiter nur Sinn, wenn die produktive Struktur der Berufe, insbesondere der Industrie so grundlegend berücksichtigt wird, wie sie sich nun einmal in Kartellen, Syndikaten, Interessengemeinschaften, gemeinwirtschaftlichen und gemischtwirtschaftlichen Unternehmen und dergleichen entwickelt hat. Diese produktive Struktur ist vielfach räumlich über den Bezirk der alten politischen Selbstverwaltungskörper hinausgewachsen. Der Begriff „Wirtschaftsprovinzen" wurde geprägt und beginnt aller Widerstände ungeachtet sich Geltung zu verschaffen; das

Leben zerbricht die alten Formen. Und so gewinnt die Frage der mittleren Stufe einer berufsständischen Vertretung ganz besondere Bedeutung. Solche sollen nach der Reichsverfassung die Bezirkswirtschaftsräte sein. Außerordentlich gedankenreiche und inhaltvolle Vorschläge sind hierzu von der rheinisch-westfälischen Industrie gemacht worden (vergleiche besonders das Sonderheft „Organische Wirtschaft" der „Wirtschaftlichen Nachrichten aus dem Ruhrbezirk", Essen, Oktober 1920). Sie heben die Notwendigkeit der Selbstverwaltung gleichfalls hervor und decken sich mit der vorstehend vertretenen Ansicht insofern, als auch sie betonen, daß sich von vornherein theoretisch gar nicht entscheiden läßt, wie eine berufsständische Vertretung, gerade auch in der Spitze, aufgebaut sein soll, sofern nicht schon über ihren Unterbau Klarheit herrscht. Dies um so mehr, als, wenn man dem Gedanken der Selbstverwaltung gerade auch auf der mittleren Stufe der Bezirkswirtschaftsräte, weitgehend Rechnung trägt, dies ganz unvermeidlich wiederum eine weitgehende Einwirkung auf die bisherige Gliederung unserer gesamten staatlich-politischen Gestaltung ausüben muß. Wer sich davor scheut, verkennt die Wirksamkeit der im staatlichen Leben treibenden Kräfte. Wie nichts künstlich gemacht werden soll, so darf auch künstlich nichts aufrecht erhalten werden, was in sich nicht mehr lebensfähig ist. Hierüber gehen naturgemäß die Ansichten scharf auseinander, aber der Grundsatz dürfte wohl richtig sein.

Wie sich dann später die endgültige Gestaltung des Reichswirtschaftsrates vollzieht, in welcher Weise die verfassungsrechtliche Auseinandersetzung mit dem Parlament kommt und zu welchen weiteren Konsequenzen sie vielleicht führt, alles das geht über den Rahmen dieser Betrachtung hinaus. Insbesondere kann die Frage des Wirksamwerdens der Spitze (in sich abstimmend? — beratend? — entscheidend?) zunächst auf sich beruhen. Das Wesentliche am berufsständischen Gedanken in seiner modernen Form ist, unter Beibehaltung demokratischer Grundsätze zur Auswahl der Berufsvertreter, die Betätigung dieser nach anderen Methoden als der für seine Zwecke nicht passenden parlamentarischen. Die unteren Stufen sollen sich selbst organisieren. Wenn sie es wirklich auf der Grundlage des Berufes tun, so muß dies zur Folge haben, daß die im Berufe Tüchtigsten und zur Führerschaft Geeignetsten hervortreten und in die obersten Stufen entsandt werden; dies ganz besonders zu einer Zeit, wo die allgemeine Notlage eine solche Auswahl auch dem Interesse der einzelnen Berufsgenossen empfiehlt. Die also Erwählten werden schließlich in den oberen Stufen kraft ihres höheren Intellekts genügend Gemeinsinn haben, um sich ins Ganze einzuordnen, jedenfalls sich lieber mit ihresgleichen einigen, als die Entscheidung dem Zufall einer großenteils unsachverständigen, nach anderen Gesichtspunkten zusammengesetzten, nach anderer Methode arbeitenden, parlamentarischen Mehrheit zu überlassen. Das bedingt eine Umstellung der Geister in weiten Schichten unseres Volkes. Wir sehen, daß sie im Fluß ist, wir sehen auch die gewaltigen Widerstände gegen sie. Aber es ist kein Kampf von Weltanschauungsgegensätzen, wie die politischen Parteien, die sich so gerne auf sie berufen, uns glauben machen wollen. Es ist nur ein Kampf um Form und Methode. Wir wären nicht Deutsche, wären unserem Wesen nicht treu, wenn wir ihn nicht führen und irgendwie beendigen würden.

# Wirkungen des Krieges auf Oſtaſien*)

Von Oskar Scholz, Konſul z. D.

## IV. Oſtſibirien

### 1. Ruſſiſch-Sibirien, Mandſchurei und Mongolei

Unter Sibirien verſtand man in Deutſchland bisher, allgemein geſprochen, den aſiatiſchen Teil Rußlands und pflegte ihn politiſch ſowohl wie geſchäftlich von ruſſiſchen Geſichtspunkten aus, alſo als den am weiteſten von Europa abgekehrten, in aſiatiſche Verhältniſſe hineinreichenden Teil des ruſſiſchen Staats- und Wirtſchaftsgebiets zu betrachten. Als Oſtſibirien galt uns alles davon, was öſtlich des Baikal-Sees lag bis zum Meere im Oſten und bis zur japaniſchen Grenze, alſo auch Gebiete, die ruſſiſcherſeits nicht als Sibirien, ſondern mit anderen geographiſchen und Verwaltungsbezeichnungen benannt waren, das Priamur-Gebiet, das Küſtengebiet (Primorſkij Kraj), Kamtſchatka, Sachalin — meiſt zuſammengefaßt unter der Bezeichnung „fernöſtliche Gebiete". Nur nach Süden, gegen China, beſtand ſchon vor dem Kriege eine Unklarheit über die Grenzen Oſtſibiriens, namentlich nach der Mandſchurei hin, die in eine ruſſiſche Einflußzone mit der Hauptſtadt Harbin (Nordmandſchurei) und eine japaniſche mit der Hauptſtadt Mukden (Südmandſchurei) zerfiel. Die Grundlagen hierfür waren ſchon Ende des vorigen Jahrhunderts geſchaffen durch die ruſſiſch-chineſiſchen Verträge über die Fortſetzung der ſibiriſchen Eiſenbahn durch chineſiſches Gebiet nach Wladiwoſtok und nach der Südſpitze der Liaotung-Halbinſel (Port Arthur, Dalny), auf denen die Oſtchineſiſche Eiſenbahngeſellſchaft mit ihrer ruſſiſchen Verwaltung und ihren beſonderen Gerechtſamen in den Bahnzonen beruht. Die gleichen Rechte nahm Japan für die von ihm geſchaffene Südmandſchuriſche Eiſenbahngeſellſchaft in Anſpruch, nachdem ihm im Jahre 1905 im Frieden von Portsmouth der ſüdliche Teil der inzwiſchen vollendeten mandſchuriſchen Eiſenbahn bis zur Station Changchun abgetreten war. Die nördlich von Changchun gelegene Mandſchurei, namentlich das Gebiet zwiſchen der oſtchineſiſchen Bahn im Süden und dem Amur, dem entlang die ruſſiſche Amurbahn gebaut wurde, ſtand ſo ſehr unter ruſſiſchem Einfluß, daß es vielfach unter „Oſtſibirien" mitbegriffen wurde. Ähnliche Verhältniſſe begannen in den letzten Jahren vor dem Kriege ſich auch in den an Ruſſiſch-Oſtaſien grenzenden äußeren Teilen der unter chineſiſcher Staatsoberhoheit ſtehenden Mongolei zu entwickeln, während andererſeits in die innere Mongolei ſüdöſtlich der Wüſte Gobi immer mehr die japaniſche Macht eindrang. Schließlich haben ſich ſeit dem Zuſammenbruch des ruſſiſchen Zarenreichs im alten Oſtſibirien neue Staaten und Herrſchaften gebildet, deren Machtbereich recht ungewiß iſt und von denen manche unverkennbar unter japaniſchem Einfluß ſtehen. Feſte Grenzen zwiſchen Rußland, China und Japan gibt es heute dort kaum. Was in dieſem „Oſtſibirien" jetzt und in nächſter Zukunft für die Weltwirtſchaft, insbeſondere für die Deutſchland intereſſierende Weltwirtſchaft vom Standpunkt des oſtaſiatiſchen Geſchäfts aus von neuer Bedeutung iſt, das iſt derjenige Teil jenen Gebiets, auf dem ſich der

*) Vergl. Grenzboten Hefte 18/19, 22/23, 24.

japanische Einfluß erstreckt. Er reichte schon vom Ozean bis zum Baikal-See, und wenn er auch im Laufe des vorigen Jahres wieder nach Osten zurückgedrängt wurde, so geht er doch auch heute noch von Wladiwostok und Sachalin, ja Kamtschatka, den Amur und Sungari hinauf bis weit in die Mongolei, umfaßt sowohl die Nordmandschurei mit Harbin, die früher unter russischem Einfluß stand, als auch die Südmandschurei mit Mukden und dem Liaotung-Gebiet (Dairen), die heute schon so sehr als japanisches Gebiet gelten, daß sie vom Handelsamt in Washington vor nicht langer Zeit in einer amtlichen Auskunft als „Japanisch-China" bezeichnet wurden.

Die erste Wendung in den kriegswirtschaftlichen Beziehungen des Auslandes zu Rußland über Ostsibirien trat ein mit dem Sturz der Zarenregierung. Für die amerikanischen Geschäfte war es kein Glück, daß die Kerenski-Regierung, die offenbar sich lieber mit Amerikanern als mit Japanern in Geschäfte einließ, nur von kurzer Dauer war. Der Frieden von Brest-Litowsk wurde seitens Japans als Anlaß benutzt, um, wieder einmal unter Berufung auf seine aus dem Bündnisvertrage mit England entspringende Verpflichtung zur Beschützung des Friedens und der Sicherheit Ostasiens, den Schritt zu tun, auf den die Russen in Wladiwostok und Harbin schon 1917 gefaßt waren, nämlich militärisch in Russisch-Ostasien einzugreifen. Als sich herausstellte, daß weder Deutschland noch die neue Moskauer Regierung den Frieden oder die Sicherheit Ostasiens bedrohten, ja Moskau sogar sich bereit zeigte, frühere Ansprüche des alten russischen Reiches auf nichtrussische Teile jenes Gebiets, insbesondere auf die Mongolei und auf die Eisenbahnen der Mandschurei aufzugeben, da wurde die Expedition begründet mit der Verpflichtung, die inzwischen zu Verbündeten gewordenen tschecho-slowakischen Kriegsgefangenen Rußlands aus Sibirien vom Zwange der bolschewistischen Herrschaft zu befreien. Seltsamerweise ist der Regierung der Tschecho-Slowakei niemals eine solche Hilfeleistung seitens der japanischen Regierung angeboten worden. Die Wahrheit hat wohl der japanische Generalstabschef der sibirischen Expedition gesagt, als er auf Befragen erklärte, Japan verfolge in Sibirien seine eigenen Ziele, und das seien weder die Unterstützung Koltschaks noch der Schutz der Eisenbahnen, noch die Befreiung der Tschecho-Slowaken — das japanische Volk werde das Ziel sich selbst sagen können. Erleichtert wurde die Erkennung dieses Zieles durch mehr als eine Bekanntmachung der japanischen Regierung, in welchen hinsichtlich der durch diese Expedition zu schützenden japanischen Interessen die Mandschurei wie Korea unterschiedslos nebeneinander genannt sind.

Englands Zustimmung zu dieser Expedition war leicht erreicht, da ihm eine solche Ablenkung japanischen Ausdehnungsdranges von anderen, der Politik Großbritanniens unwillkommeneren Richtungen erwünscht war. Die Vereinigten Staaten von Amerika gaben ihre Zustimmung (nach japanischer Darstellung gaben sie sogar die Anregung) aus Rücksicht auf die ihnen schon von Kerenski 1917 eingeräumten Interessen an den sibirischen Bahnen, zu deren Verwirklichung und Schutz sie schon mehrere hundert Bahningenieure dort hatten. China wurde gewonnen durch das Militärabkommen mit Japan vom Mai 1918 „zur Bekämpfung feindlicher Einflüsse in Ostsibirien", das — soweit es bekannt gegeben worden ist — für die Dauer des dortigen Unternehmens in Form völliger Gegenseitigkeit militärische und behördliche Unterstützung vereinbart, in Wirklichkeit aber unter

den gegebenen geographischen und Machtverhältnissen den Japanern freien militärischen Durchzug durch Sibirien, Mandschurei und Mongolei und die militärische Führung im weitesten Sinne (Heer, Marine, Kriegsmaterial und -Rohstofflieferung, Nachrichtendienst, Stellung von Sachverständigen, Verkehrsmittel, Verpflegung) sicherte und das seitdem von weiten Kreisen des chinesischen Volkes wie ein Landesverrat heftig angefochten wird, so daß, wie es scheint, jetzt auch die japanische Regierung sich nicht mehr der formellen Aufhebung dieses Abkommens entziehen konnte.

Im August 1918 landeten Japaner gleichzeitig mit britischen Matrosen in Wladiwostok, gefolgt von Italienern, Amerikanern und Kanadiern, denen sich allmählich die tschecho-slowakischen Kriegsgefangenen und die sich gegen den Bolschewismus zusammenschließenden Russen anschlossen. Bis über den Baikal-See drangen damals die japanischen Truppen, vielleicht auch die politischen Pläne japanischer Staatsmänner vor, indem sie sich dort durch militärische Unterstützung der Omsker Regierung Koltschaks gegen den Bolschewismus einen Halt zu sichern suchten. Sie haben kein Geheimnis daraus gemacht, daß die auf Schaffung eines neuen ostasiatischen Staates zwischen Rußland und den von Japan beherrschten Gebieten des Ostens gerichteten Bestrebungen die Unterstützung der japanischen Regierung fänden. Im Sommer 1919 zog England, im Herbst desselben Jahres Italien, im Frühjahr 1920 nach Koltschaks Sturz die Vereinigten Staaten ihre Truppen und auch die amerikanischen Bahningenieure zurück. Die Japaner suchten noch in der Person des Kosakenhetmans Semenow einen Ersatzmann für Koltschak in Tschita zu halten; als aber auch dieser von den Bolschewisten von Werchne-Udinsk vertrieben wurde und als ihnen die Ermordung der japanischen Besatzung und Kolonie in Nikolajewsk zeigte, welche Gefahren ihnen in Ostsibirien in ihrem Rücken drohten, da entschloß sich auch Japan im Juni 1920 zum Rückzug seiner Truppen, der freilich amtlich damit begründet wurde, daß sie ihre Aufgabe, die dortigen Tschecho-Slowaken zu befreien, erfüllt hätten — obwohl fast gleichzeitig der japanische Außenminister im Parlament erklärte, daß noch 20 000 tschecho-slowakische Kriegsgefangene in Sibirien seien. Aber der Plan des „Pufferstaates" wurde damals nicht aufgegeben und er hat kürzlich wieder neue Gestalt gewonnen in der „Fernöstlichen Republik", deren Regierungshaupt in seinem Huldigungstelegramm an die Moskauer Regierung den neuen Staat nach seinem Programm als „Pufferstaat zwischen Rußland und seinen Feinden" bezeichnete. Die Hauptstadt der Fernöstlichen Republik, die ursprünglich Werchne-Udinsk war, ist seit Semenows Vertreibung Tschita, aber es ist kein Einheitsstaat, sondern ein Bund von Einzelstaaten, die sich nach der Auflösung des alten russischen Reiches um einzelne bedeutendere Städte Russisch-Ostsibiriens mit nicht immer ganz klaren Grenzen gebildet haben: Außer dem Gebiet von Tschita, das westlich davon zunächst dem Baikal-See gelegene Werchne-Udinsk (beide zusammen etwa das alte Transbaikalien und das Nertschinsk-Gebiet umfassend) und östlich anschließend Blagowestschensk am mittleren Amur (etwa das alte Amur-Gebiet) und Nikolajewsk an der Amur-Mündung. Die Staats- und Gesellschaftsverfassung ist in diesen einzelnen Teilen noch nicht einheitlich. Werchne-Udinsk hatte von jeher besonders enge Fühlung und wohl auch grundsätzliche Übereinstimmung mit dem bolschewistischen Moskau, in den östlicheren

Gebieten hatten nicht die Bolſchewiſten, ſondern die Sozialrevolutionäre die Oberhand, und ſie haben als daraus ſich ergebenden Unterſchied öfter betont, daß bei ihnen der Handel dem einzelnen freigegeben und das Privateigentum nicht ſchlechthin der Enteignung unterliege. Daß dieſe politiſchen Neubildungen ſich nicht zu ſehr in eine für Japans innere wie äußere Politik nachteilige Richtung entwickelte, war Japans wichtigſte Sorge dort. In der Erkenntnis dieſer Aufgabe hatte Japan Koltſchak unterſtützt und zu demſelben Zwecke unterſtützte es nach ſeinem Sturze den Koſakenhetman Semenow, der von Tſchita aus den Kampf gegen den Bolſchewismus fortſetzte. Aber auch dabei muß man ſich wieder gegenwärtig halten, daß in dieſem ruſſiſch-japaniſchen Zuſammenwirken die Grenzen des alten ruſſiſchen Reiches ſchwinden mußten, und es war wohl nicht nur leeres Gerede, wenn von Semenow — der ganz oder teilweiſe mongoliſcher Herkunft iſt — geſagt wurde, er plane mit japaniſcher Hilfe ſich zum Herrſcher der äußeren Mongolei zu machen. Jetzt, nachdem auch Semenow von den Bolſchewiſten geſchlagen und vertrieben iſt, haben ſich die ruſſiſchen Überreſte ſeines Heeres unter Baron von Ungern-Sternberg an die für die Unabhängigkeit der Mongolei von China wirkenden Mongolenfürſten angeſchloſſen und bedrohen die chineſiſche Herrſchaft in der Mongolei. Daß ſie das nur mit eigener Kraft vermögen, iſt ebenſo unwahrſcheinlich, wie daß ſie aus eigenem Antrieb zu Feindſeligkeiten gegen China geſchritten ſind.

Wie weit heute noch die japaniſche Macht nach Oſtſibirien hineinreicht, iſt ſchwer feſtzuſtellen. Sicher iſt, daß ſie vor dem bolſchewiſtiſchen Rußland beträchtlich zurückweichen, insbeſondere Tſchita räumen mußte. Sicher iſt aber auch, daß ſie in Wladiwoſtok und längs der ganzen Küſte, insbeſondere in der Poßjet-Bucht ſüdlich von Wladiwoſtok und in der De Caſtries-Bucht gegenüber von Nord-Sachalin feſtſitzt, daß ſie auch den Uſſuri und die, an ihm entlang, Wladiwoſtok mit Chabbarowſk am Amur verbindende Bahn ſowie die Oſtchineſiſche Bahn in der Hand hat und daß ſie auch die Mündung des Amur beherrſcht, wenn ſie auch während des Winters ihre Beſatzung aus Nikolajewſk vorübergehend zurückzog. An den wichtigſten von ihr geräumten und von ruſſiſchen Roten Truppen beſetzten Plätzen, jedenfalls in Tſchita, Blagoweſchtſchenſk, Mandſchuria, Habarowſk, ſind auch heute noch japaniſche militäriſche Nachrichtenſtellen tätig. Auch Sachalin iſt vollſtändig von Japan beſetzt, obwohl Sachalin von der Moskauer Regierung als zur Fernöſtlichen Republik gehörig gerechnet wird. Am feſteſten ſcheint die japaniſche Macht in Wladiwoſtok zu ſitzen, doch hat ſich die Regierung von Wladiwoſtok (das ehemalige ruſſiſche Küſtengebiet), eine Koalitionsregierung von Sozialrevolutionären, Menſchewiki und — von Japan geſchützten — Vertretern des Beſitzes, trotz aller japaniſchen Gegenbemühungen, Ende vorigen Jahres der Fernöſtlichen Republik angeſchloſſen, was zur Folge hatte, daß die japaniſchen Behörden, die einer ſolchen Regierung ebenſowenig wie der Moskauer Räteregierung die Anerkennung gewähren, nicht mit den Behörden dieſes Staates, ſondern nur mit den Ortsbehörden amtlich verkehren und deutlich auf einen ihren politiſchen Zielen entſprechenden Regierungswechſel hinarbeiten.

Gleichzeitig mit der militäriſchen Machtausdehnung Japans nach Oſtſibirien hinein, und durch ſie gefördert, ging die wirtſchaftliche. Ihr Ausgangspunkt war

Mukden, die Hauptstadt der schon seit dem russisch-japanischen Kriege wirtschaftlich von Japan beherrschten Südmandschurei, seit einiger Zeit auch, wie es scheint, der Mittelpunkt der von Japanern geführten allasiatischen Bewegung.

Der Weltkrieg hat dort schon von vornherein eine gesteigerte geschäftliche Tätigkeit der Japaner hervorgerufen. Im Jahre 1915 hat Japan seiner Ausdehnung in der Mandschurei eine neue und weitere Grundlage gegeben durch die der chinesischen Regierung auferlegten „21 (in Wirklichkeit schließlich 24) Forderungen", von denen die Erneuerung der japanischen Eisenbahnpachtrechte in der Südmandschurei, unter Hinzuziehung der Kirin-Changchun-Bahn, auf 99 Jahre, die Einräumung des Grundstückerwerbes zu landwirtschaftlicher Tätigkeit sowie zum Handel- und Gewerbebetriebe und die Bewilligung besonderer, über die sonstige Konsulargerichtsbarkeit in China hinausgehender Privilegien in Grundstücksprozessen gegen Chinesen hierher gehören. Die Wirkung dieses Abkommens ist schon heute an den geschäftlichen Erfolgen der Japaner auf dem mandschurischen Markte zu erkennen. Nach einem amerikanischen amtlichen Berichte vom Mai vorigen Jahres hatten sich im Laufe eines Jahres annähernd 250 neue japanische Gesellschaften mit einem Gesamtkapital von 150 Millionen Yen in der Südmandschurei aufgetan, wobei allgemeine Handelsgesellschaften, Banken, Autogaragen, Warenhäuser, Papiermühlen, Zementfabriken, Farbenfabriken, Glasfabriken besonders erwähnt werden. Vom dortigen Textilmarkt meldet ein vorjähriger amerikanischer Bericht, daß starke Nachfrage nach Shirting herrsche, und daß die im Handel befindlichen Waren, mit wenigen englischen Ausnahmen, japanische seien, die billiger geliefert würden als die von den chinesischen Webereien an Ort und Stelle hergestellten, weil diese das Rohmaterial von Japan kaufen müßten. Demgegenüber ist bemerkenswert, daß nach neueren Nachrichten eine amerikanische Chinafirma eine Baumwollspinnerei und -Weberei in Mukden errichtet. Eine ähnliche Beherrschung des Mukdener Marktes wie in Baumwollstoffen übt Japan heute in Emaillewaren aus, die früher mindestens zur Hälfte von Deutschland und Österreich-Ungarn geliefert wurden; der englische und amerikanische Wettbewerb darin scheint noch unbedeutend, auch nicht dem chinesischen und japanischen Geschmack und Bedürfnis angepaßt zu sein, und die japanische Ware gilt als mangelhaft.

Besonderes Augenmerk hat die japanische Verwaltung dem Zuckerrübenbau in der Südmandschurei gewidmet und durch Prämien, die sie den chinesischen Rübenbauern aussetzt, die Erträge des Jahres 1919 gegenüber dem Vorjahre verdoppelt. Auch die Südmandschurische Eisenbahngesellschaft hat ihre schon früher auffallend erfolgreiche Tätigkeit bei der wirtschaftlichen Erschließung der Mandschurei, insbesondere im Verkehrswesen, in der Landbesiedelung, in industriellen Unternehmungen, im Bergbau mit sichtbarem Erfolge fortgeführt.

Von der Südmandschurei aus strahlt Japan seine erobernden Kräfte nach allen Richtungen hin aus.

Westlich nach der Mongolei. Im Mai 1907 erklärte der damalige japanische Minister des Äußern dem russischen Botschafter in Tokio mit Bezug auf die Mongolei, dieses Gebiet befinde sich außer der Sphäre japanischer Betätigung, und Japan denke nicht daran, irgendwie dort die Entwicklung der durchaus natürlichen Interessen Rußlands zu hindern. Aber schon 1911/1912

benutzte Rußland die während der chinesischen Revolution erfolgte Unabhängigkeitserklärung der Äußeren Mongolei, um durch einen unmittelbaren Vertrag mit ihr, ohne chinesische Mitwirkung, ihre Beziehungen zu China zu lösen, bis diese 1915 durch einen Vertrag zwischen China, Rußland und der Mongolei in einer die Souveränitätsansprüche Chinas anerkennenden, aber doch verschiedene Wünsche Rußlands, besonders auf handelspolitischem Gebiet, erfüllenden Weise wieder hergestellt und neu geregelt wurden. Ungefähr gleichzeitig ging Japan in der Inneren Mongolei vor, verständigte sich mit Rußland, das ihm dort freie Hand ließ, und da es mit China zu einer unanfechtbaren friedlichen Einigung nicht gelangen konnte, so erzwang es 1915 mit militärischem Druck die Unterschrift Chinas unter jene 21 Forderungen, zu denen auch gewisse Vorrechte in der inneren östlichen Mongolei gehörten, nämlich: Zulassung von japanisch-chinesischen Unternehmungen für Landwirtschaft und dazu gehörige Industriegebiete, Bevorrechtigung Japans bei Bahnbauten, Bahnanleihen und damit zusammenhängenden Steuerverpfändungen, sowie Öffnung von Handelsplätzen für den ausländischen Handel — wozu dann noch die damals für ganz China erworbene, aber gerade für die Mongolei als besonders zweckdienlich erkannte Berechtigung zum Erwerb von Grundstücken für japanische Schul- und Hospitalbauten und zur Anstellung japanischer Ratgeber kommt. Zwar erkennt China jenen mit dem ehemaligen russischen Zarenreiche geschlossenen Vertrag heute nicht mehr an und fordert auch Aufhebung jener 21 Forderungen, aber die von Japan gewünschte Öffnung mongolischer Handelsplätze ist inzwischen geschehen, zahlreiche Anleihen gegen Verpfändung mongolischer Naturschätze sind an Japaner begeben, die japanische Handels- und Unternehmertätigkeit ist weit in das Land eingedrungen, japanische Schulen sind entstanden, und — was besonders charakteristisch für die Veränderung der Verhältnisse ist — auch die Vereinigten Staaten von Amerika haben, zunächst im Ishii-Lansing-Abkommen 1917 und später bei den Verhandlungen des amerikanischen Finanzmannes Lamont über eine China zu gewährende internationale Finanzunterstützung die besonderen Interessen Japans in den ihm angrenzenden Teilen Chinas, also auch in der Mongolei, anerkannt. So wird die Mongolei gleichzeitig von der Mandschurei her und durch das oben besprochene russische Zusammengehen mit mongolischen Fürsten von zwei Seiten in Angriff genommen, und auf beiden Seiten ist der japanische Einfluß deutlich erkennbar.

Demgegenüber ist aber in diesen Jahren auch ein stärkeres Auftreten Chinas wahrnehmbar, das im Jahre 1919 zu dem Versuche der Pekinger Regierung führte, unter Berufung auf einen von mongolischen Fürsten geäußerten Wunsch, die Mongolei völlig China einzuverleiben. Damals erklärte ein Erlaß des Präsidenten der chinesischen Republik, unter Protest des russischen Gesandten in Peking, die Verträge zwischen Rußland und der Mongolei für aufgehoben, und wenn heute berichtet wird, daß die von Japan unterstützten russischen Gewalthaber Ostsibiriens im Einverständnis mit dem Hutuktu gegen die chinesische Herrschaft vorgegangen sind und die Chinesen aus Urga vertrieben haben, so erklärt sich das aus jenen Angriffen Chinas gegen die Selbständigkeit des mongolischen Staats- und Kirchenhauptes, dessen politisch richtige Behandlung die Japaner anscheinend bisher besser verstanden haben. Von Urga aus droht diese

antichinesische Bewegung weiter nach Westen (Uliassutai) und nach Südosten (Kalgan) um sich zu greifen, und es scheint, als ob, dank der zusammenfassenden japanischen Leitung, die Äußere und Innere Mongolei, deren politische und wirtschaftliche Lage und deren Geschichte bis in die neueste Zeit oft auseinandergingen, jetzt sich zu gemeinsamem Widerstande gegen Peking zusammenfinden.

Wie diese japanischen Einflüsse in der Mongolei geschäftlich und politisch verwertet worden sind, darüber haben wir naturgemäß nur spärliche Nachrichten. Wir wissen nur, daß der militärische Vertreter der chinesischen Regierung in Urga, als er sich im vorigen Jahre mit seinen Truppen gegen die Pekinger Regierung empörte, bei seinen eigenen Landsleuten im Verdacht stand, japanischen Interessen zu dienen, und daß heute der chinesische Generalgouverneur der Mandschurei in Mukden in ähnlichem Verdacht steht. Daß dieser einer der größten Landbesitzer in der Mongolei ist und unter bedeutender Kapitalbeteiligung eines der größten japanischen Unternehmer diesen Landbesitz zu erschließen gedenkt, wird nicht nur ein Gerücht sein. Wir wissen, daß auf Grund des japanisch-chinesischen Militärabkommens von 1918 japanische Offiziere in der Mongolei Dienst tun, und wir haben auch mehrfach von japanischen Anleihen gehört, die von japanischen Banken gegen Verpfändung mongolischer Bodenwerte gegeben wurden. So bestehen Beziehungen zu Japan, die dessen Macht, zunächst in wirtschaftlichen Unternehmungen, über die Grenzen der Südmandschurei hinaus in die Mongolei tragen, so daß die Grenzen dieses wirtschaftlichen Machtbereichs heute ganz bedeutend verschoben sind. Anderer ausländischer Wettbewerb ist sehr erschwert dadurch, daß kein anderes Volk in so günstiger geographischer Lage zu jenem Teil Chinas sich befindet wie das japanische, mit Ausnahme des russischen Volkes. Aber das heute von Moskau regierte Rußland hat sich amtlich bereit erklärt, wie in China so auch in der Mongolei auf alle in früheren Staatsverträgen begründeten russischen Vorrechte zu verzichten, und die Regierung von Tschita folgt Moskau auch auf diesem Wege. Dazu haben die in den heutigen russischen Staatsfinanzen wurzelnden Schwierigkeiten das übrige getan, um das Auslandsgeschäft der Mongolei, soweit es früher über Russisch-Sibirien ging, zum Stillstand zu bringen. Es soll heute in der Mongolei größter Überfluß sein an allen Landeserzeugnissen — Vieh, Häuten, Pelzen, Wolle, Kamelhaar — aus Mangel an Ausführungsmöglichkeit, während andererseits die Bevölkerung ihren dringenden Bedarf an Kleidung (bunte Baumwollstoffe, Kaliko für Unterzeug, Hemdenstoff, Stiefel), an Jagdgerät, an Eß- und Kochgeschirr nicht gedeckt bekommen kann. Was heute an Waren ein- und ausgeht, geht nicht wie früher über Sibirien und durch russische Vermittlung, sondern ostwärts durch chinesische und japanische Vermittlung. Dennoch empfängt die äußere Mongolei gegenwärtig eine starke russische Kolonisation: durch die zahlreichen russischen Flüchtlinge, durch die mongolischen Nomaden, die sich mit ihren Herden aus dem russischen Gebiet über die mongolische Grenze flüchten, um ihr wertvolles Vieh nicht den russischen Requisitionen gegen bolschewistisches Papiergeld auszusetzen, und durch die Soldaten, die unter Semenow und Ungern-Sternberg sich vor der Roten Armee über die Grenze zurückzogen. In Europa ist noch wenig bekannt, welcher natürliche Reichtum und welche Geschäftsmöglichkeiten in diesem Lande liegen.

# Die militär-politiſche Lage in Polen

Von Hans Ulrich-Berlin

Polen verdankt ſeine heutige Ausdehnung und Machtſtellung der Entente. Auf den Trümmern Deutſchlands und Rußlands zwiſchen dieſen beiden Mächten entſtanden, ſoll es einen Zuſammenſchluß dieſer beiden Länder verhindern und damit Ententeintereſſen dienen. So geriet Polen von dem Augenblick ſeiner Wiederherſtellung an in die vollſtändige Abhängigkeit der Entente und heute iſt es der Vaſall Frankreichs. In allen Zweigen ſeines Staatsweſens, in der Politik und in ſeiner Wirtſchaft gebietet Frankreich. In dieſem Zeichen ſteht die geſamte militär-politiſche Lage in Polen, ſeine Außen- und Innenpolitik, ſeine äußere Ausdehnung und ſein Imperialismus, ſeine Landesverteidigung und der Ausbau ſeines Heeres, die Stimmung in der polniſchen Preſſe, in der Regierung und im Parlament; darunter leidet die wirtſchaftliche und ſoziale Lage Polens, leidet die innere Feſtigkeit und Geſchloſſenheit des Staates.

Die franzöſiſche Politik erſtrebt in Europa im weſentlichen drei Hauptziele, auf die letzten Endes alle ihre Handlungen zurückzuführen ſind und von denen ſich das eine immer folgerichtig aus dem andern ergibt. Es ſind:

1. die Zertrümmerung Deutſchlands,
2. die Herſtellung einer wirkſamen Sperre zwiſchen Deutſchland und Rußland und in engem Zuſammenhang damit
3. die Hegemonie über ganz Europa.

Dieſen drei Zielen muß Polen dienen und aus ihnen heraus ergibt ſich am klarſten das Verhältnis Polens zu ſeinen Nachbarländern.

Das Verhältnis Polens zu Deutſchland war, wie dies im Hinblick auf die Entſtehung des polniſchen Staates und die ihm von Frankreich geſtellten Aufgaben nicht anders ſein konnte, von Anfang an ein geſpanntes. Trotz unzweifelhaft vorhandener wichtiger gegenſeitiger wirtſchaftlicher Intereſſen und trotz des beſten Willens von deutſcher Seite, iſt es bis heute noch nicht gelungen, einen Ausgleich in den zwiſchen beiden Ländern beſtehenden Gegenſätzen herbeizuführen, im Gegenteil die zwiſchen ihnen beſtehende Spannung hat ſich immer mehr verſchärft und in den letzten Monaten zu einer Art politiſcher Hochſpannung entwickelt. Zwiſchen beiden Ländern ſteht Frankreich. Es hat in Verſailles in meiſterhafter Weiſe vorgeſorgt, daß der Reibungspunkte zwiſchen Polen und Deutſchland immer genug ſind, um eine Verſtändigung unmöglich zu machen. Der Korridor und im Zuſammenhang damit die Frage des Durchgangsverkehrs nach Oſtpreußen, und die Tatſache, daß nach dem Verſailler Friedensvertrag Millionen Deutſcher unter polniſche Herrſchaft kamen, vor allen Dingen aber die verſchiedenen Abſtimmungen, beſonders die in Oberſchleſien, waren und ſind Gründe genug, die Volksleidenſchaften immer von neuem zu entfachen. Augenblicklich iſt es die oberſchleſiſche Frage, die die beiderſeitigen Gemüter in Atem hält. Das Ergebnis der Abſtimmung iſt bekannt. Dem deutſchen Feſthalten an der Unteilbarkeit Oberſchleſiens tritt polniſcherſeits einmütiges Verlangen nach einer Teilung entgegen. Nicht Stimmenmehrheit, ſondern Gemeindemehrheit betrachtet Polen als aus-

schlaggebend und es wird in diesem Standpunkt unterstützt durch Frankreich, das naturgemäß das größte Interesse an einer Zuteilung des oberschlesischen Industriegebiets an Polen hat.

Polen hat sich darauf bereits seit Monaten militärisch wie politisch vorbereitet. Während sich polnische Truppen an der deutschen Grenze sammelten und zum Einfall in Deutschland bereitstellten, während man die Entwaffnung unserer Ostfestungen forderte, während Frankreich eben in Paris die famosen Pariser Beschlüsse durchgesetzt hatte und sich auf ihre gewaltsame Durchführung vorbereitete, reichte man sich in Paris offiziell die Hand zum Bunde gegen das Germanentum, schloß man die französisch-polnische Entente.

Das Verhältnis Polens zu Rußland ergibt sich klar aus seiner Haltung gegenüber Deutschland. Es kann deshalb ganz kurz zusammengefaßt werden in den einen Satz: „Polen will sich im Osten den Rücken freimachen für den Waffengang mit Deutschland." Dies ist ihm scheinbar gelungen. Am 18. März ist in Riga nach monatelangem Hin- und Herverhandeln der endgültige Friede unterzeichnet worden.

Was uns an den einzelnen Bedingungen am meisten interessiert, ist, daß nunmehr Rußland nicht nur von Deutschland, sondern auch von Litauen und damit nach dem Westen hin vollständig abgesperrt ist, daß nunmehr jeder Verkehr dorthin polnischer Kontrolle unterliegt.

Für Polen bedeutete die Unterzeichnung des Friedens ausgerechnet am Vorabend der oberschlesischen Abstimmung zweifellos einen in seinen Rückwirkungen nicht zu unterschätzenden Erfolg. Die Russen haben den Polen eine Grenze zugestanden, wie sie sich diese sowohl vom militärischen wie vom politischen Standpunkt nicht besser wünschen konnten. Sie beläßt endgültig die strategisch-wichtige Bahn Rowno—Wilna in polnischer Hand und entreißt den Russen die für die Landesverteidigung so wichtigen Rokitnosümpfe. Vor allen Dingen macht der Friede den Polen jedoch den Rücken im Osten frei. Und doch wird Polen an diesem Frieden auf die Dauer wenig Freude haben. Irgend welche Erleichterung in seiner schwierigen wirtschaftlichen Lage bringt er ihm nicht, Ruhe und Frieden wird es in ihm nicht finden. Rußland hat sich, das zeigen der Verlauf der Verhandlungen in Riga und die einzelnen Friedensbedingungen auf den ersten Blick, nur unter dem Zwang der schwierigen inneren Verhältnisse, dem polnischen Imperialismus gefügt. Ein auf solcher Grundlage aufgebauter Friede kann nicht von langer Dauer sein. Er hat Verhältnisse geschaffen, die für Osteuropa und darüber hinaus für ganz Europa unerträglich sind. Deutschland und Rußland sollen für immer von einander getrennt werden. Franzosen und Polen irren sich. Sie schauen nicht in die Zukunft. Wenn etwas Rußland und Deutschland einmal mit unzweifelhafter Naturnotwendigkeit zusammenführen muß, dann ist es dieser Friede. Mag die Entwicklung im Innern in Rußland Bahnen gehen, wie sie wolle. Kein Rußland wird sich auf die Dauer mit diesem Frieden abfinden können und es ist bezeichnend, daß der Führer der von Frankreich so begünstigten Sozialrevolutionäre, Kerenski, in der Wolja Rossji über diesen Frieden sagt:

„Ich glaube, es muß jetzt jedem klar sein, daß kein Russe, der sein Land kennt und liebt, die Möglichkeit und das Recht besitzt, dem Rigaer Frieden seine

Zustimmung zu geben. Er bedeutet Vergewaltigung und nationale Unterdrückung, er kann nie als Grundlage guter Beziehungen zwischen Polen und Rußland dienen, bedeutet vielmehr eine ernste Bedrohung des Friedens von ganz Europa."

Das Verhältnis Polens zu seinen übrigen Nachbarn, zu den Randstaaten, zur Tschecho-Slowakei und zu Rumänien ergibt sich am klarsten aus dem französischen Bestreben, durch den Zusammenschluß der kleineren mittel- und osteuropäischen Länder, einschl. der Balten- und Balkanstaaten unter Führung Polens zu einem antideutschen und antibolschewistischen Block, zur gänzlichen Machtlosigkeit Deutschlands und damit zur Festlegung der französischen Hegemonie über Europa zu kommen.

Im Baltikum steht die noch ungelöste Wilna-Frage einer Konvention zwischen Polen und dem baltischen Staatenbund entgegen. Auf der Ende Februar in Reval veranstalteten Randstaatenkonferenz, an der Vertreter Polens, Finnlands, Estlands, Lettlands und Litauens teilgenommen haben, wurde zwar die Schaffung eines Randstaatenbundes mit Einschluß von Polen einstimmig gutgeheißen, als seine erste Voraussetzung jedoch eine Einigung zwischen Polen und Litauen bezeichnet. Sie in polnischem Sinne zustandezubringen und gleichzeitig damit den Polen im Fall eines Zusammenstoßes mit Deutschland gegen Litauen die Flanke freizumachen, war das Bestreben Frankreichs. Mit einer auffallenden Geschäftigkeit drang Frankreich plötzlich in der Wilna-Frage auf die Durchführung der Volksabstimmung in dem strittigen Gebiet und dessen Besetzung durch Völkerbundstruppen. Als die Russen dies als Grund zur Verschleppung der Friedensverhandlungen in Riga auszunutzen versuchten, regte Frankreich nochmalige unmittelbare polnisch-litauische Verhandlungen unter dem Vorsitz von Huymanns in Brüssel an — ein Vorschlag, der von beiden beteiligten Regierungen angenommen worden ist. Damit ist zunächst Litauen als Gegner Polens in einem polnisch-deutschen Konflikt ausgeschaltet, dann aber auch eine Lösung der Wilna-Frage im polnischen Sinne für die Zukunft insofern vorbereitet, als Litauens Stärke Polen gegenüber bisher ja gerade in der geschickten Ausnutzung der deutsch-polnischen und der russisch-polnischen Spannung lag. Sind diese erst beseitigt, dann wird sich auch in der litauisch-polnischen Frage eine Lösung finden, die Litauen um den Preis Wilnas und vielleicht auch Memels, das, dieser Idee zu opfern, Frankreich seit langer Zeit bereit ist, in ein enges Föderativverhältnis, so wie es Polen wünscht, zu diesem bringt.

In dem Verhältnis Polens zur Tschecho-Slowakei ist seit Abschluß der französisch-polnischen Entente das Bestreben bemerkbar, in den zwischen ihnen liegenden tiefen Gegensätzen zu einem Ausgleich zu kommen, zu einem Ausgleich, wie das nicht anders sein kann, auf Kosten Deutschlands. Frankreich, das von jeher ein möglichst starkes Polen und eine enge Verbindung Polens mit der Tschecho-Slowakei als den beiden Hauptstützpunkten seiner Ostpolitik erstrebt, will die französisch-polnische Entente durch den Beitritt der Tschecho-Slowakei ergänzt sehen, da nur so der Ring um Deutschland tatsächlich geschlossen, die Sperre zwischen Deutschland und Rußland wirksam ist. Der Umschwung in dem Verhältnis Polens zur Tschecho-Slowakei offenbarte sich besonders deutlich in der Haltung der tschechischen Regierung zur oberschlesischen Abstimmungsfrage, in den verschiedenen Äußerungen des tschechischen Außenministers und im Zusammenhang

damit in der Haltung der tschechischen Presse, die bisher fast ohne Ausnahme polenfeindlich, nun auf einmal in das Gegenteil umgefallen ist.

Die Gründe für den Umschwung in der tschechischen Polen- und Oberschlesien-Politik sind klar. Einmal würde die Tschecho-Slowakei im Falle einer für Polen günstigen Abstimmung nach dem Friedensvertrag außer dem Hultschiner-Ländchen, auch noch den südlichen Teil des Kreises Leobschütz erhalten — man sieht, wie glänzend die französische Politik im Frühjahr 1919 vorgearbeitet hat — dann aber fürchtete Herr Benesch anscheinend im Falle einer für Polen ungünstigen Abstimmung ein Wiederaufleben des polnischen Appetites auf die seinerzeit durch Entente-Schiedsspruch der Tschecho-Slowakei zugesprochenen Kohlengebiete von Mährisch-Ostrau. Schließlich soll Warschau den Tschechen für den Fall einer Besitzergreifung Oberschlesiens die Grafschaft Glatz, ja sogar das linke Oder-Ufer mit den Städten Kosel, Leobschütz und Ratibor unter der Bedingung versprochen haben, daß die Tschecho-Slowakei dafür die südliche Ecke Karpatho-Rutheniens an Ungarn abtritt und Polen damit zu einer gemeinsamen Grenze mit Ungarn verhilft, wofür dieses endgültig auf die Slowakei verzichtet. Diese Nachricht klingt nicht unwahrscheinlich angesichts der Rede des tschechischen Außenministers im Parlament: „Mit Rücksicht auf die Aussichten im Osten und in Deutschland müssen wir im Süden Ruhe und Frieden haben. Das bedeutet definitive Vereinbarungen zwischen uns und den anderen Nachfolgestaaten. Wir werden in dieser oder jener Hinsicht gewisse Opfer bringen müssen, die aber bestimmt sind, mit anderen kompensiert zu werden." —

Das polnische Verhältnis zu Rumänien lag bereits seit dem vorigen Sommer klar. Die gemeinsame Bolschewistengefahr hatte beide Länder zusammengebracht und die ihnen gemeinsame Freundschaft Frankreichs das übrige getan. Zwischen Polen und Rumänien sehen wir nunmehr als unmittelbare Folge der französisch-polnischen Verhandlungen im Verfolg der bisherigen Beziehungen den Abschluß eines regelrechten Bündnisses, das in eine Militärkonvention und ein Handelsabkommen zerfällt. Es soll sich angeblich nur gegen den Bolschewismus richten.

In dem Gesamtbild der polnisch-französischen Außen- bzw. Deutschland-Rußland-Politik fehlen noch Ungarn und Bulgarien. Was dem Anschluß dieser beiden Staaten an das große, unter polnischer Führung stehende Bündnis entgegensteht, das sind ihre Gegensätze zu Rumänien und Südslawien. In dieser dürfte aber ein Ausgleich nur noch eine Frage der Zeit sein.

So sehen wir Polen auf der ganzen Linie seiner Außenpolitik als den geschäftigen Vasallen Frankreichs. Die gesamte polnische Außenpolitik steht im Zeichen der französisch-polnischen Entente.

Voraussetzung für eine in dieser Linie sich bewegende polnische Außenpolitik war und ist eine starke polnische Armee, und so waren Frankreich und Polen sofort nach dem Zusammenbruch Deutschlands bemüht, eine solche für Polen zu schaffen.

Heute hat das kaum 25 Millionen Menschen zählende Polenreich eine Armee von über 600 000 Mann. Sie besteht aus etwa 25 Infanteriedivisionen und 9 Kavalleriebrigaden und ist hervorgegangen aus den kongreßpolnischen, den ehemaligen Haller- und den Posener Truppen, drei völlig voneinander verschiedenen Gruppen, die im Herbst 1919 miteinander verschmolzen wurden. An

der Spitze der Armee steht der Staatschef, Marschall Pilsudski, dem als Chef des Generalstabes General Rozwadowski und als Kriegsminister General Sosukowski zur Seite stehen.

Der Wert der kongreßpolnischen Truppen ist nur gering. Die Hallertruppen, früher gut, haben durch die Verschmelzung mit den kongreßpolnischen Truppen an Wert erheblich verloren. Die Posener Truppen sind in jeder Beziehung die besten. Sie haben sich an der Ostfront gegen die Bolschewisten gut geschlagen und standen immer an den entscheidenden Stellen. Die gute Haltung ist auf die gründliche Ausbildung und Erziehung zurückzuführen, die sie im deutschen Heere genossen haben. Sie sind die eigentlichen Hauptträger des großpolnischen Gedankens und werden sich auch — das soll ausdrücklich betont werden — gegen Deutschland gut schlagen.

Der Wert des polnischen Führermaterials ist nicht sehr hoch. Ausrüstung und Bewaffnung sind ausreichend und neuzeitlich, aber noch nicht einheitlich.

Die Verteilung der polnischen Armee ist entsprechend der außenpolitischen Lage heute so, daß schwächere Kräfte an der litauischen und russischen Front, die Masse aber mit etwa 300 000 Mann so an den deutschen Grenzen steht, daß Operationen gegen Ostpreußen, Brandenburg und Oberschlesien zu gleicher Zeit möglich sind. Außer den regulären Divisionen stehen sowohl in Westpreußen, Posen als auch gegen Oberschlesien irreguläre Formationen verwendungsbereit. Sie bestehen größtenteils aus Verbänden der „Polska Organisacja Wojiköra" genannten Kampforganisation, aus den seinerzeit in Posen und Westpreußen unter Bezeichnung „Reservearmee" gebildeten Bürgerwehren, aus Sokols und Schützenvereinen.

Das polnische Eisenbahnnetz entspricht in keiner Weise den Anforderungen, weder militärisch und politisch noch wirtschaftlich. Polen verfügt im ganzen augenblicklich nur über vier durchgehende Linien von Ostpolen bzw. Warschau nach Ostpreußen, Westpreußen, Posen und Schlesien. Es ist aber dabei, sein Eisenbahnnetz den durch die Vereinigung der drei Teilgebiete geschaffenen Verhältnissen entsprechend so zu vervollständigen, daß es nach Durchführung seines Bauprogramms über je drei durchgehende Verbindungen von Kongreßpolen nach Westpreußen, Posen und Schlesien, über vier Bahnen längs der deutschen Grenze — davon drei im Korridor —, über fünf Bahnen nach der tschechoslowakischen Grenze und schließlich über eine Bahn nach Rumänien verfügt[1]).

Für den Nachschub von Kriegsmaterial ist Polen zurzeit auf das Ausland angewiesen. Das Kriegsmaterial wird hauptsächlich über Danzig eingeführt. Munitionsfabriken und Waffenreparaturwerkstätten bestehen, sind aber nur wenig leistungsfähig.

An Rohstoffen besitzt Polen Kohle und Eisen, jedoch in für den Bedarf des Landes nicht ausreichenden Mengen im Raume Czenstochau—Teschen—Krakau—Kielce.

Die Folgen des grenzenlosen polnischen Imperialismus, des langen Krieges mit Rußland und der im Verhältnis zu Polens Bevölkerungszahl viel zu starken Armee sind Danieder liegen der Industrie, Verpflegungsmangel und Zerrüttung der Finanzen. Die polnische Valuta ist von 60 vH. der deutschen Mark inner-

[1]) Siehe „Grenzboten" Heft 7: Der Ausbau des polnischen Eisenbahnnetzes.

halb eines Jahres trotz des Rigaer Friedens auf fast 11 vH. der deutschen Mark gesunken. Die Folge dieser Geldentwertung ist eine Teuerung, die von russischen Verhältnissen kaum noch sehr weit entfernt ist. An eine Verbesserung der Valuta und einen Abbau der Preise kann vorerst nicht gedacht werden. Die polnische Ausfuhr beträgt kaum 5 vH. der Einfuhr. Polen ist in erster Linie Agrarland, aber auch in dieser Beziehung sind Möglichkeiten für eine Besserung der wirtschaftlichen und finanziellen Lage nicht gegeben. Die Ernte war schlecht. Aus den ehemals preußischen Provinzen ist dank der polnischen Mißwirtschaft nichts mehr herauszuholen. Die Regierung ist zum Ankauf von Lebensmitteln im Auslande gezwungen. Das kostet viel Geld, drückt die Valuta und steigert die Teuerung.

Die Schuldenlast des polnischen Staates ist allmählich auf 226,5 Milliarden Mark gestiegen. Dazu kommen noch die Ausgaben für das Jahr 1921, die auf 80 Milliarden Mark geschätzt sind. Ihnen stehen im Höchstfall 10 Milliarden Mark Einnahmen gegenüber, also nicht einmal so viel als die auf 12 Milliarden Mark berechneten Zinsen der augenblicklichen Schuld betragen. Polen ist also nicht einmal mehr in der Lage, die Zinsen seiner Verpflichtungen zu zahlen.

Das polnische Eisenbahnwesen und die Zustände auf den Eisenbahnen sind ein Kapitel für sich. Das rollende Material befindet sich in einer traurigen Verfassung. Es ist neben großem Mangel abgewirtschaftet und zu etwa 50 vH. reparaturbedürftig. Die Leistungsfähigkeit der Bahnen ist dementsprechend nur gering. Unfähigkeit und mangelndes Organisationstalent der Eisenbahnbehörden tun das Übrige dazu.

Als natürliche Folgeerscheinung der geradezu trostlosen wirtschaftlichen und finanziellen Lage Polens, der außerordentlichen Geldentwertung und der ständig wachsenden Teuerung, greift ruckweise eine Arbeiterbewegung im Lande um sich, deren Charakter durch einen unverkennbaren kommunistischen Einschlag gekennzeichnet ist. Die Lohnforderungen der Arbeiter, denen sich auch große Teile der Beamtenschaft angeschlossen haben, haben Löhne erreicht, die sich kaum noch von denen in Sowjetrußland unterscheiden. Die Regierung bewilligt sie, um nur die Ruhe aufrecht zu erhalten, aber sie gräbt damit dem Grundbesitz, der Industrie und schließlich sich selbst das Grab.

Nicht weniger verworren wie die wirtschaftliche und finanzielle Lage sind die parlamentarischen Verhältnisse. Der polnische Landtag besteht eigentlich nur aus zwei wirklichen Parteien, die organisiert sind und durch den Besitz eines politischen, wirtschaftlichen und sozialen Programms als Partei gekennzeichnet sind, die Nationaldemokratie und die Polnische Sozialistische Partei. Die übrigen sogenannten Parteien verdienen diesen Namen nicht. Es sind Gruppen, und innerhalb dieser wieder sogar einzelne Blocks, die sich auf Grund augenblicklich zweckmäßiger Kompromisse zusammenschließen. Die Folge dieser für das ganze polnische Staatsleben und die politische Unreife des polnischen Volkes geradezu typische Zerrissenheit sind Fehler einer tragfähigen Regierungsmehrheit, Unsicherheit des Parlaments, Kompromißpolitik in allen großen Fragen und damit unfruchtbare Arbeit. Jedes Kabinett, das bisher in Polen regierte, fiel und stand mit kaum einem Dutzend Stimmen. Ministerwechsel und Regierungskrisen sind in Polen deshalb ein Dauerzustand.

Zwischen den Rechts- und Linksparteien klafft eine breite, tiefe Kluft. Die Rechtsparteien sind die Hauptvertreter des polnischen Imperialismus und erfreuen sich dementsprechend der besonderen Gunst Frankreichs. Sie sind etwa gleich stark wie die Mittel- und Linksparteien zusammen und suchen dem polnischen Staatsleben einen rechtsgerichteten Kurs für die Zukunft zu geben. Ihre Haltung stützt sich vor allen Dingen auf die ehemals preußischen Teilgebiete, in denen die Autonomiebewegung in der letzten Zeit wieder bedenklich aufgelebt ist. Diese erstrebt nicht etwa aber die Rückkehr der Provinzen zu Deutschland, im Gegenteil die Nationaldemokraten sind die größten Deutschenfeinde, sondern die Verlegung des Schwergewichts des polnischen Staatslebens von Warschau nach Posen unter Anschluß Oberschlesiens an die früheren preußischen Teilgebiete. Man sieht in diesen den Stammsitz des großpolnischen Gedankens, die Hauptstütze des polnischen Staates und erblickt daher nur in einer solchen Lösung eine Gefahr für dessen Bestand. Für uns sind diese Bestrebungen von allergrößtem Interesse angesichts der Schlußfolgerungen, die sich daraus für Oberschlesien ergeben. Einst waren Posen und Westpreußen die Quellen, an denen das gänzlich heruntergekommene Polen gesunden sollte, heute ist es Oberschlesien in verstärktem Maße.

Durch die Ausdehnung nach Westen und Osten hat sich die 17—18 Millionen zählende Bevölkerung des polnischen Kerngebiets auf 24—25 Millionen vergrößert. Von diesen sind jedoch nur etwa 13 Millionen Polen. Zwei Millionen sind Deutsche, 2—3 Millionen Juden, 4,2 Millionen Ukrainer, 2 Millionen Weißrussen und $^1/_3$ Million Litauer. Polen hat demnach in der Zusammensetzung der Bevölkerung eine große Ähnlichkeit mit dem österreichisch-ungarischen Staat angenommen. Darin liegt für das heutige Polen eine außerordentliche Gefahr.

Zusammenfassend läßt sich über die militärisch-politische Lage in Polen sagen: In seinem Innern durch Partei- und völkische Gegensätze zerrissen, wirtschaftlich und finanziell heruntergekommen, dabei dank französischem Einfluß von einem grenzenlosen Militarismus und Imperialismus liegt das heutige Polen eingeengt zwischen zwei augenblicklich zwar dank Revolution und Umsturz wehrlose, aber der Zahl nach doch große Völker, mit denen es dank polnischer Habgier trotz aller gegenseitigen wirtschaftlichen Interessen durch territoriale und völkische Gegensätze — und sie sind die entscheidenden im Völkerleben — auf Leben und Tod verfeindet ist. Das kann — ohne prophezeien zu wollen — auf die Dauer nicht zum Guten führen.

# Das baltiſche Deutſchtum und die Oſtpolitik

Von Kurt von Wetter

Tod bedingt Leben. Auf den Trümmern des Alten muß Neues erſtehen. Vor mehr als ſiebenhundert Jahren haben deutſche Ordensritter das Baltenland erobert, haben ihm neben dem Chriſtentum auch die Kultur gebracht, deutſche Kultur. Kaufleute, Handwerker, Gelehrte ſind gefolgt und haben das Land bewohnbar gemacht. Im ſteten Wechſel der Zeiten haben ihre Enkel und Großenkel es verſtanden, dem Lande jenes deutſche Gepräge zu geben, welches es noch heute hat. Wer das Stadtbild von Riga oder das von Reval mit dem von Lübeck oder Danzig vergleicht, der wird in beiden dieſelbe alt-deutſche Bauart erkennen. Denſelben Eindruck gewinnt man auch, wenn man Landſtädte, Gutshöfe und Dörfer vergleicht. Deutſche Bauart, deutſche Kunſt, deutſches Leben! Vielleicht kein anderes Land hat eine ſo wechſelvolle Geſchichte gehabt, wie das Baltenland. Stürme ſind drüber hinweggebrauſt, vieles haben ſie zerſtört, ſie haben aber nicht vermocht den deutſchen Geiſt, die deutſche Arbeitskraft wegzufegen, zu vernichten. Vielmals iſt im Laufe der Jahrhunderte immer neues Leben auf den Trümmern des alten entſtanden. Im ſchweren, wenn auch unblutigen Kampf gegen den ruſſiſchen Bedrücker einerſeits und gegen den eingeborenen Letten und Eſten andererſeits, hat ſich das baltiſche Deutſchtum geſtärkt und gefeſtigt. Es ſtand alles auf dem Spiele. Siebenhundert Jahre alte deutſche Kultur war bedroht. Der Weltkrieg hatte das Baltentum von jeglicher Verbindung mit dem deutſchen Reiche abgeſchnitten, aus dem es doch ſeine geiſtige Nahrung ſchöpfte. Das ruſſiſche Zarenreich brach zuſammen, der Bolſchewismus, der nach einem kurzen Interregnum der Regierung Kerenſki anbrach, drohte das Baltentum zu vernichten. Die deutſche Okkupation brachte die Rettung. Der langerſehnte Traum ſchien Wirklichkeit zu werden. Der 9. November hat auch das zerſtört. In den letzten Jahren hat das Land nun alle Schrecken der Zerſtörung durchgemacht. Unerſetzliche Kulturwerte ſind vernichtet worden und werden, obgleich die rote ruſſiſche Welle zurückgedämmt iſt, noch täglich von den freiheitstrunkenen Letten und Eſten zerſtört. Deutſcher Fleiß und deutſche Schaffensfreude werden dort zu Grabe getragen.

Hat nun — ſo fragt man ſich naturgemäß — das baltiſche Deutſchtum ſeine ihm von der Geſchichte zugewieſene Rolle ausgeſpielt, oder ſteht noch eine Aufgabe bevor?

Ohne Zweifel läßt ſich dieſe Frage dahin beantworten, daß das Baltentum nicht als eine vorübergehende Erſcheinung zu betrachten iſt. Die früheren Lebensbedingungen ſind nicht vernichtet, der baltiſche Gedanke lebt und muß in die Tat umgeſetzt werden, ſobald die Zeit da iſt.

Der Bolſchewismus geht ſeinem Ende entgegen; von welcher Seite es ihm bereitet wird, läßt ſich noch nicht überſehen; er krankt tötlich an ſeinen eigenen Prinzipien, oder richtiger an ſeiner Prinzipienloſigkeit. Mit ſeinem Sturze öffnen ſich uns die Tore zum ruſſiſchen Rieſenreiche. Wenngleich der Bolſchewismus viel zerſtört hat, ſo bietet das Land dem Deutſchen doch noch unendlich viele Möglichkeiten. Und eben in dieſem Augenblicke brauchen wir Leute, welche die ruſſiſchen Verhältniſſe, Land und Leute genau kennen. Solche Leute finden

wir unter den Balten. Wenn auch das Baltentum sich gegen alle ehemaligen Angriffe und Russifikationsversuche zu schützen gewußt hat, so hat man doch auch in Beziehungen zu Rußland gestanden, weniger auf geistigem als auf praktischem Gebiete. Neben der allgemeinen Wehrpflicht, welche meistenteils in Petersburg abgedient wurde, hat der Balte auch in kaufmännischen Beziehungen zu Rußland gestanden, ja dazwischen auch an leitender Stelle in der Reichshauptstadt gewirkt. Wir werden in Zukunft den Balten als den Vermittler zwischen Ost und West brauchen, das Baltikum wird wieder seine Rolle als Vorposten des deutschen Gedankens aufnehmen müssen, ein Land mit alt-deutscher Kultur, nicht als deutsche Kolonie, im eigentlichen Sinne des Wortes, sondern als Brücke, auf der auch in Zukunft die Annäherung mit unserem östlichen Nachbar erfolgen wird.

Damals vor siebenhundert Jahren waren es religiöse Beweggründe, die die deutschen Ordensritter hinaustrieben, und den Grund legten zu blühendem, deutschem Leben, jetzt werden es friedlichere Leute sein, die die Ufer des Baltischen Meeres aufsuchen müssen. Jedes neue Unternehmen braucht sachkundige Männer, um sicheren Erfolg zu versprechen. In der Ostenbewegung wird diese Rolle dem Balten überlassen sein. Es wird das Auslanddeutschtum seine Pionierarbeit aufs neue aufnehmen. Unsere Rettung wird Rußland sein. Nicht das bolschewistische Rußland von heute, sondern das zukünftige. Unsere Zukunft wird mit ihm eng verbunden sein. Dann wird auch für den Deutschen aus dem Baltikum die Zeit kommen, da er seine historische Mission wird durchführen können.

Das baltische Deutschtum ist eine Bewegung — die Bewegung des Deutschtums nach Osten. Der Feldzug und die schweren Jahre der Revolution haben den Deutschen im Reiche daran erinnert, daß auch außerhalb der Reichsgrenzen Deutsche wohnen, welche zur Erhaltung und Verbreitung des deutschen Gedankens beigetragen haben und noch beitragen.

---

# Totentanz

Wer möchte heut sich freuen
An Tanz und Spiel und Tand?
Es trauern alle Treuen
Um dich, mein Vaterland.

Dein Schimpf muß uns gereuen,
Dein Schatz ist uns geraubt,
Wir gehn in Schwarz und streuen
Uns Asche auf das Haupt.

Wir singen Miserere
Und tragen Büßerkleid:
Zu Schanden war die Ehre,
Zu Staub die Herrlichkeit.

Fürwahr, du kannst mich dauern,
Mich jammerts, junges Blut!
Ich weiß ja wohl, wie Trauern
Im Mai des Lebens tut.

Ihr lächelt wohl verstohlen
Und wißt es selber kaum,
Es heben junge Sohlen
Im Takt sich wie im Traum.

Und junge Augen zünden
Von selbst einander an
Und leuchten auf und künden
Von jungen Herzen dann.

Da schreckt ihr auf und schauet
Mit scheuem Blick euch um —
Ich weiß wovor euch grauet,
Daß ihr so bleich und stumm.

Es blickt durch jedes Fenster
Voll Gram ins alte Haus,
Es droht wie Nachtgespenster
Und löscht das Lachen aus:

Des Kirchleins graue Hallen,
Fünf Gräber längs der Wand,
Auf jedem steht: gefallen
Umsonst fürs Vaterland.

F. Gausen

# Adolf Bartels: „Die Jüngſten“*)

## Eine Würdigung und eine Auseinanderſetzung

Von Auguſt Püringer

Profeſſor Adolf Bartels gibt hier eine neueingeleitete, gewiſſenhaft durchgeſehene und bis auf den Tag umſichtig ergänzte neue Auflage der letzten fünf Kapitel ſeines Werkes „Deutſche Dichtung der Gegenwart“, die ſich mit den „Jüngſten“ des deutſchen Schrifttums — worunter er die Schöngeiſter und Denker ſeit dem Anfang der achtziger Jahre des verfloſſenen Jahrhunderts bis heute verſteht — beſchäftigen. Ein knappes Vorwort belehrt uns, daß dieſe Teilausgabe ſtatt einer Neuauflage des ganzen Werkes nur einen Notausweg für den Verfaſſer und Verleger bedeutete. Von Rechts wegen hätte das Geſamtwerk, deſſen letzte (neunte) Auflage bereits binnen Jahresfriſt (Ende 1920) wieder vergriffen war, zum zehnten Male ausgegeben werden müſſen. Die fortgeſetzt ſteigenden Herſtellungskoſten hätten jedoch nötig gemacht, den nahezu 800 Textſeiten ſtarken Ganzband zu einem Ladenpreis von mindeſtens 50 Mark zu verkaufen, das heißt ihn für die wenig begüterten Kreiſe, die in erſter Linie danach verlangen: Schriftſteller, Lehrer und Studenten, unerſchwinglich zu machen! Dieſen berufsmäßigen Befahrern des Malſtroms deutſchen Schrifttums iſt nun mit der billigen Neuausgabe des immer wieder ergänzungsbedürftigen Schlußteiles des Geſamtwerkes ſehr geholfen, nämlich die Beſchaffung des erfahrenen und unentbehrlichen Lotſen durch die klippenreichſte literariſche Strömung der neuen Zeiten auf alle Fälle ermöglicht. Und faſt möchte man den leidigen wirtſchaftlichen Schwierigkeiten des Tages danken, daß ſie dazu nötigten, die völkiſche Geſchichte des deutſchen Schrifttums der letzten vierzig Jahre in der vollen überſichtlichen Rundheit einer ſelbſtändigen Erſcheinung auf den Plan zu bringen! Denn ſo bekommt die Literaturgeſchichte des letzten Menſchenalters in Deutſchland erſt die ganze Wucht erkenntnistreibender Aufklärung: es iſt die Geſchichte der unaufhaltſamen Vermaterialiſierung und Erotiſierung, kurz geſagt: der Verjudung des deutſchen Geiſtes, die Geſchichte ſeines Verfalls und Zuſammenbruchs, die beide ja gar kein ſchärferes Abbild haben können als im gleichzeitigen Schrifttum. Bei ſo gedrängter Vorführung aller ſchöngeiſtigen und denkeriſchen Zeitgeiſtſpiegelungen empfinden wir, wie kaum bei irgend einer anderen Betrachtungsart, überwältigend die Unvermeidlichkeit des tragiſchen deutſchen Geſchicks; erſehen aber auch zugleich mit aller Klarheit den rettenden Ausweg: völlige Loslöſung des aufſtrebenden deutſchen Geiſtes von ſeinem lähmenden Widerſpruch, der ſemitiſchen Händler- und Hehler-Sinnlichkeit, mit der uns vor hundert Jahren der unverzeihliche Leichtſinn deutſcher Fürſten und der Stumpfblick ihrer geldbedürftigen Regierungen zuſammengekoppelt hat, und die uns Schritt vor Schritt, von Heine und Börne bis zu Schnitzler und Wedekind, herabzog aus „den Gefilden hoher Ahnen“, aus den Höhen des klaſſiſchen Geiſtes von Weimar, zu Sumpf und Grauen, in die rein geſchlechtlichen Niederungen des „Reigens“ und des hirnzerſetzenden Blödſinns des Dadaismus.

Vor der rund-reinlichen Abſpiegelung ſolches jahrzehntelangen unaufhaltſamen geiſtigen Niedergangs wird auch das geſchichtliche Verdienſt Adolf Bartels erſt ſo recht erſichtlich. Spiegelt der Verfaſſer damit doch die Jahrzehnte ſeiner Vereinſamung, ſeiner grimmigen Anfechtungen, ſeiner unbeugſamen, immerwachen Standhaftigkeit zur völkiſchen Sache. Große Spannkraft

*) Adolf Bartels: „Die Jüngſten.“ Teilausgabe der zehnten Auflage der „Deutſchen Dichtung der Gegenwart.“ 1921. Leipzig, bei H. Haeſſel. 231 Seiten und 17 Seiten Namensregiſter. Geh. 18 M., geb. 23 M.

und persönliche Tapferkeit waren da für ihn nötig, noch mehr ästhetischer Instinkt für Echt und Unecht von ungewöhnlicher Stärke, mit dem allein Bartels — ohne Vorarbeiter auf diesem Gebiet! — sich zuerst selber zurechtfinden konnte, in dem Chaos von Gegensätzlichkeiten, wie es das „deutsche“ Schrifttum dieser Zeitspanne immer toller und rätselvoller vor dem unberatenen Zeitgenossen aufquirlte —, man denke nur so gegensüßlerischer Gleichzeitigkeiten wie Wildenbruch-Schnitzler, Chamberlein-Fritz Mauthner oder Rudolf Steiner, Lienhard-Sternheim, Marie v. Ebner-Eschenbach und die Lasker-Schüler und u. s. f. ... Man wird der unsäglichen Wohltat der Aufklärung dieser Widersprüche durch den rassischen Unterscheiderinstinkt bei Bartels erst ganz inne, wenn man die heillose Verwirrung, ja Verblödung des öffentlichen Urteils ins Auge faßt, die immer weitere Kreise ergriff unter der stumpfgesichtigen Neunmalklugheit, mit der andererseits die von der Weltjournaille emporgelobtesten „liberalen“ Fachkünstler in ihren Literaturgeschichten alle diese unvereinbaren Gegensätze als Auswirkungen ein und desselben „deutschen Geistes“ immer wieder uns mundgerecht zu machen suchten (!) Wie lange klang da Bartels Stimme gar nicht durch oder höchstens als die des Predigers in der Wüste! Erst nach und nach fanden sich Mitstrebende, z. B. Verfasser und Verleger des „Semi-Gotha“, und zu dessen nützlichem Gegenstück, dem „Semi-Kürschner“, gaben wohl erst recht Bartels bahnbrechende Unterscheidungsbefunde zwischen dem Wirken jüdischer und deutscher Geistigkeit in seiner „D. D. der Gegenw.“ — sie erschien 1897! — den gewichtigen Anstoß. Indem seine Entlarvungen der Träger oft scheinbar harmlosester urdeutscher Namen als volksfremder Geister im Zusammenhalt mit ihren bedenklichen Hervorbringungen die furchtbaren Gefahren der Entartung aus einer gedankenlosen Vermischung absolut gegensätzlicher Menschenarten zeigte, erweckte er zum ersten Male wieder genealogisches Interesse selbst in bürgerlichen Kreisen, da Geneal-Logik ja sogar in den hierzu wesentlich verpflichteten adeligen Kreisen unter der Herrschaft der gleichmacherischen, internationalistischen Judenbotschaft vom allein seligmachenden Geldsack bereits einzuschlummern begann, so daß man sich schon bei der Tatsache des Getauftseins (!) beider Eltern, oft sogar des namengebenden Vaters allein, über das „reinblutige Deutschtum“ eines Mannes beruhigte ....; die häufig viel wichtigeren Einflüsse der Großeltern übersieht man noch heute, selbst in Kreisen, die sich völkischer Gesinnung rühmen; und gar ein Grundgesetz der Vererbung kennt man kaum erst, wonach nämlich die mütterliche Herkunft für die Beschaffenheit nationaler Gesinnung des Sprößlings weitaus entscheidender ist als die väterliche. Aus Bartels „Jüngsten“ kann das jeder aufmerksame Leser lernen. Ich erwähne da nur die zwei Fälle Frank Wedekind und Alfred Henschke-Klabund, zu deren Vereinigung ich selbst erst im verflossenen Jahre beitragen durfte und deren noch frische Ergebnisse Bartels bereits in seinem neuen Bande bucht. Nebenbei gesagt, eine Stichprobe auf die nimmermüde Umsichtigkeit dieses Partisans rassischer Geistigkeit. Sie besteht aber nicht nur diese Stichprobe. Auch im aufbauenden bejahenden Sinne waltet solche Umsicht bei Bartels. So entging ihm kaum ein bedeutendes Buch der letzten Jahre, im Geiste von Deutschlands Erneuerung und mit wirklich künstlerischer Begabung geschrieben; Namen wie Otto Martin Johannes, Kurt Gerlach, Friedr. Jos. Perkonig, Grete Urbanitzky, die erst im letzten Jahre Proben bedeutenden Talents vor die Öffentlichkeit brachten und zweifellos starke Hoffnungen der deutschen Literatur genannt werden müssen, — Bartels zeigt sie unter seinen „Jüngsten“ mit nachdrücklichen Hinweisen bereits auf! Einzig Hans Schliepmann vermisse ich in diesen Reihen, zwar nicht an Jahren, aber an Zivilkurage und innerer Spannkraft ein „jüngster“ Deutscher, und den Bartels in den Heften seines „deutschen Schrifttums“ mit sicherem Instinkt auch als eine für unsere völkische Kunst sehr wichtige Begabung bereits wärmstens willkommen geheißen hat, namentlich seinem geist- und gehaltvollen Roman „Was das Leben erfüllt“ (Mathes, Hartenstein im Erzgeb.) verdiente Achtung zollend.

Gegenüber der Legende der Verkleinerer Bartels, als sei er in einseitigsten Vorurteilen befangen und habe für jeden, den er auch nur für einen Juden „halte“, sofort die „schlechte Note“ bereit, braucht man wieder nur auf den Fall Jacob Wassermann verweisen. Ich denke, Wassermann wird sich über die natürlich bedingte aber respektvolle Einschätzung, die ihm ein offener Geistgegner wie Bartels zollt, mehr freuen als über alle Lobhudeleien der ihm stammverwandten Journaille. Ja, in Fällen wie denen Franz Werfels und Klabunds, dieses Duodez-Wedekinds, hätte ich in diesem Pfadweiser durch die Literatur des Tages eine weit nachdrücklichere, eingehendere Ablehnung für richtiger gehalten, eine gewisse antisemitische Grimmigkeit, die man Bartels gerne und zu unrecht nachsagt, wäre da einmal am Platze gewesen. Allein für die epische Meintat seines sogenannten Eulenspiegel-Romans „Bakre“, eine der widerlichsten Besudelungen alles deutschvölkischen und deutschchristlichen Vorstellungsguts in deutscher Sprache, hätte Herr Klabund, dieser, wie er sich selbst einmal gekennzeichnet hat, „von einem Gott ausgekotzte Haufen Dreck“, einen ragenden Pranger im „Jüngsten“-Buche verdient, zumal im „Brake“-Buch die hochverräterischen Machenschaften dieser Art von wurzellosen Jünglingen während des Krieges mit einem Zynismus ohnegleichen angedeutet werden ....

Und weil ich nun schon daran bin, die vielen Vorzüge des Bartels-Buches — ihr erquickendster ist wie in allen Büchern und Schriften dieses Verfassers ihre frei von der Leber weg, wie in einem Gespräch mit vertrauten Freunden hinfließende oratio directa — durch einige kleine Schattenstriche zu verstärken, nenne ich gleich drei Dinge, deren Änderung oder Milderung einer nächsten Auflage dieser „Jüngsten“ aufrichtig zu wünschen wäre! Zuerst die Sache, die am leichtesten wiegt: Auf Seite 80 schreibt Bartels von der rechtsstehenden nichtjüdischen Presse das in dieser Verallgemeinerung unhaltbare Wort: „Auch nicht ein deutsches Blatt hat daher bis jetzt den Mut gefunden, beispielsweise der jüdischen Theaterwirtschaft so entgegenzutreten, wie sie es verdiente“. Gewiß sind bei vielen deutschnationalgesinnten Blättern unverzeihliche Nachlässigkeiten in dieser Hinsicht zu beklagen. Hat aber Professor Bartels seit zwei Jahren wirklich die „Deutsche Zeitung“ und die „Tägliche Rundschau“ nie gelesen, für die beide er doch nicht selten wertvolle Beiträge schreibt? Bei der „Täglichen Rundschau“ kann man vielleicht noch sagen, daß sie nicht immer folgerichtig sei. Neben den ausgezeichneten Kampfartikeln Erich Schlaikjers gegen die jüdische Theaterwirtschaft, neuestens sogar in einem sehr lesenswerten Bande unter dem Titel „Der Kampf mit der Schande“ im Verlage der „Täglichen Rundschau“ gesammelt herausgekommen, finden sich im selben Blatte gelegentlich unbegreifliche Duldungen, ja Förderungen jüdischer Kitschtheaterei. Nichtsdestoweniger, Schlaikjers offene Kampfartikel sind da und können doch unmöglich verleugnet werden! Die „Deutsche Zeitung“ aber treibt, mindestens seit Herbst 1919 bis auf diesen Tag, eine geschlossene und entschlossene Abwehr der jüdischen Theaterwirtschaft ohne Verblümung und ohne Nachsicht. Professor Bartels wird also gut tun, den oben angeführten Satz zu berichtigen!

Nun der wesentlichere Fall: In der neugearbeiteten Einleitung des „Jüngsten“-Bandes steht ein wichtiges, in seiner lückenlosen Aufzählung aller hergehörigen Literatur auch hochbeachtliches Kapitel „Die Geschichtsschreiber der deutschen Literatur des neunzehnten und zwanzigsten Jahrhunderts“. Darin verwirft Bartels nun seine zeitgenössischen Fachkollegen samt und sonders mit der flüchtigsten Aburteilung auf genau sieben Druckzeilen! Das scheint mir unbedingt anstößig. Hier ist er nun einmal — rein objektiv genommen — „Partei“ und müßte schon deshalb sich die Mühe nehmen, seine absprechenden Beurteilungen mit gewissenhaftester Sachlichkeit zu begründen. Man darf doch wirklich nicht einen Fachkollegen wie Geheimrat Max Koch in Breslau, den nicht wenige Kenner ob seiner prachtvollen deutschnationalen Gesinnung am liebsten unter allen deutschen Literaturgeschichtslehrern neben Adolf Bartels stellen möchten (wofern er nur etwas mehr Klarheit in seiner Haltung gegen das Judentum hätte), —

mit genau drei Worten als „im Urteil ungleich“ zu einem Alfred Biese in den Wursttopf werfen! Mag immerhin *im einzelnen* zu einer solchen Ausstellung Anlaß da sein, z. B. im Hinblick auf Kochs anfängliche und unhaltbare Überschätzung Sudermanns —, Koch hat doch auch, wie Bartels das seine, *ein* ganz besonderes Verdienst, das ihm ein für allemal einen vordersten Platz unter den Literaturgeschichtslehrern des neunzehnten und zwanzigsten Jahrhunderts einräumt, und das ist seine vorbildliche Einstellung *Richard Wagners* und des Bayreuther Kunstwerks in die Entwickelung der deutschen Literatur, worin er Professor Bartels zweifellos — leider — hoch überragt. Koch ist nämlich heute noch der *einzige* seines Faches, der vor der machtvollen Persönlichkeit des Bayreuthers, weil sie aus dem engen Rahmen der rein literarischen, das heißt papiernen, druckerschwärzlichen Sphäre hinauswächst, nicht verlegen den Kopf versteckt, sondern im Gegenteil sie als die machtvolle Synthese, als Kulminationsereignis des gesamten germanischen Kunststrebens von Jahrhunderten begreift und überzeugend dartut, wie die Entwicklung der Literatur bis Goethe, Schiller, Herder, Jean Paul, Kleist, Grillparzer, E. T. A. Hoffmann das Bayreuther Kunstwerk — unbewußt! — nicht nur nicht ablehnt, sondern *ersehnt*, *vorbereitet* und, als Erfüllung kühnster, künstlerischer Hoffnungsträume langer Geschlechterreihen, „*heraufführen*“ half! Nur dadurch empfängt z. B. die ganz merkwürdige vorwagnersche Epoche der literarischen „Romantik“, die sicher nicht zufällig zeitlich mit der vollsten Entfaltung auch der *Tonkunst* als Sonderkunst zusammenfällt, einen tiefen Sinn, den ihr die nicht musikalischen Verfasser unserer übrigen Literaturgeschichten — auch Bartels — nicht zu geben wissen. Aber auch den nationalen Aufschwung der Literatur zwischen 1850—1880 wird man nie ganz ohne die mächtige Anziehungskraft des „Tannhäuser“-, „Lohengrin“-, „Nibelungen“-, „Tristan“- und „Meistersinger“-Schöpfers für jene Zeit erklären können, d. h. jenes Mannes, der in Wort, Werk und Tat seit 1842 ununterbrochen die tiefsten Tiefen deutschen Wesens mit der vereinigten Eindruckswucht aller lebendigen Sonderkünste in seine Zeit hinausspiegelte und tönte. Ebenso begreift sich die ganze Entwicklung des modernen Theaters nur von Wagners' dämonischer Belebung des Bühnenzaubers in Wien und München (1861—1868) und von den Anregungen seiner Bayreuther Festkunstveranstaltungen (1876 und 1882, im besonderen her. Endlich weiß über den (notwendigen) Verfall aller Sonderkünste seit den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts — nicht nur der Dichtkunst als solcher allein — *keiner* eine zureichende Erklärung, der nicht die von genialen Erhellungen überquillenden *Schriften* Richard Wagners, vor allem sein Buch „Oper und Drama“ kennt, und weiß, daß hier, anregend, wie mahnend und warnend, der *Grundlagenbauer einer vollblütig germanischen Ästhetik aller Künste*, der „neue Lessing“, den Professor Bartels heute noch für Deutschland erwartet, bereits aus dem Vollen heraus sich geoffenbart *hat*, leider ohne gehört zu werden; so daß der Verfall unserer Künste, der ja nur aus der Unklarheit jeder Kunst über ihre Kräfte und Kraft*gränzen* erfloß, nur durch die Nichtachtung dieses Klärers und Offenbarers als ganz unabwendbare Folge sich ergeben mußte, wie meinetwegen Troja verfiel an der Nichtachtung, ja Verhöhnung der Stimme, der Warnungen und Antriebe einer Kassandra ...

Das alles vermittelt Max Kochs Betrachtung der Literatur seit den Klassikertagen bis heute, wie gesagt, ganz einzigartig und, ob für oder wider, bei einer Abschätzung durch den Fachkollegen darf diese besondere Eigenart seiner Literatur- und Kunstschau doch nicht geflissentlich übersehen werden! Aber leider — und jetzt komme ich zu dem wichtigsten meiner Anliegen an Adolf Bartels — gerade Kochs Stellung zu Wagner scheint ihn für Bartels reif zu geringschätziger Behandlung zu machen! Denn in der *Verkennung Wagners* übertrifft auch der judenliberalste Söldner der „Frankfurter Zeitung“ — Gott sei's geklagt! — nicht unseren prächtigen Adolf Bartels! Hierin geht Bartels bis zur Unsichtigkeit und Ungerechtigkeit; und in seinen „Jüngsten“ schreibt er (S. 12) sogar diese

peinlichen Sätze: „daß die gewaltigste Erscheinung, die aus der Verfallzeit der siebziger Jahre zu uns herüberleuchtet, Richard Wagner, der Dichter-Musiker, ist, kann niemand bestreiten und es wäre vermessen, einen Niedergang Wagners voraussagen zu wollen (!) ...“ (Ja, warum denn auch? Wer, außer den Internationalisten der „Frankfurter Zeitung“, könnte das „wollen“? —) „die deutsche Opernbühne gehört ihm auch heute noch (!) Aber dem Dramatiker Wagner gegenüber müssen wir doch nach und nach etwas skeptisch werden und vielleicht auch der Persönlichkeit gegenüber: beide haben uns kaum so viel gegeben als wir, „fasziniert“, wie wir waren, angenommen haben“ (!!) Mit solchen Worten stellt sich der völkische Pfadfinder Adolf Bartels Schulter an Schulter neben den bereits schwer geisteskranken Pamphletisten Nietzsche (von 1886 etwa) und schmiegt sich dicht an den rassisch-berufsmäßigen Verkleinerer des größten deutschen Kunstgenius, an den Verfasser der „Entzauberten“ (1913), an Herrn Emil Cohn-Ludwig aus Breslau! Und zwar ohne den leisesten Versuch einer Begründung solcher Äußerungen. Warum müssen wir denn vor Wagners Dramatik „skeptisch“ werden? Weil ihr heute, im achten Jahrzehnt ihres Daseins, die deutsche Opernbühne „noch“ gehört? Es gehört ihr aber nicht nur die deutsche, sondern die Opernbühne der gesamten zivilisierten, auch der deutschfeindlichen Welt! Trotz aller Machenschaften des Raubverbands gegen den deutschen Geist und deutsche Geltung ist Wagners Werk das einzige „Boche“-Kunstwerk des neunzehnten Jahrhunderts, das heute noch unwiderstehlicher Magnet ist für Madrid wie für Stockholm, für Rom wie für London, für New York wie für Paris, trotzdem Wagner sein alldeutsches Herz wahrlich nie verleugnet hat — namentlich vor Frankreich nicht — und ihm bittere Wahrheiten zu hören gegeben hat! (Aus welchem Grunde Wagners Werk auch während des Krieges in allen Raubverbandsstaaten geflissentlich unterdrückt worden ist.) Die stolzesten Beweise unerschütterter Überlegenheit deutschen Kunstgeistes über das Ausland knüpfen sich seit dem unseligen Ausgang des Krieges, der uns Deutschen sonst nur ein Meer von Erniedrigung und Leiden erleben ließ, einzig und allein bis jetzt an die ungeschwächte „Faszination“ aller Welt durch Wagners orphische Darstellungen deutschen, nämlich: rein menschlichen, Wesens in Wort, Ton und (Szenen) Bild. Wer wird also „nach und nach etwas skeptisch“ gegen Wagners Dramatik? Außer den Leuten der Alliance israëlite und ihrem literarischen Agenten Cohn-Ludwig — Professor Bartels, der Dithmarsensproß! Und es soll uns nicht wehe tun, ihn in solcher Gesellschaft zu sehen?

Und warum gar müssen wir „vielleicht auch“ (!) vor Wagners Persönlichkeit skeptisch werden? So lange wir auf das Granit deutschen Wesens, wie wir es außer im Charakter unserer allergrößten Deutschen, eines Luther, Beethoven, Bismarck, kaum je so körnig und festgefügt verkörpert hatten als in Richard Wagners Persönlichkeit —, so lange wir darauf die ganze Hoffnung unserer Erneuerung als Volk setzen, kann uns im Gegenteil aus der Persönlichkeit des Bayreuthers doch nur der allergewaltigste Kraftzuwachs quillen! Ein Mann, der, wie er, vierzig Jahre lang, unbeugsam nach oben und unten, einer Welt von Feinden, von Halbschlächtigen und Entartenden die Stirn geboten und ihr nicht ein Titelchen seiner künstlerischen Überzeugung preisgegeben hat, ja, aller Widersacher im stolzesten Sinn Herr geworden ist, wie Richard Wagner; eine Persönlichkeit, die ihre Geltung so ganz nur im Überpersönlichen, nämlich im Völkischen, und zwar in der lautersten, geläutertsten Form völkischen Wesens suchte, wie er, sollte dem heutigen deutschen Not- und Elendgeschlecht nichts mehr zu geben vermögen? Ein Mann, der die Losung „deutsch sein heißt, eine Sache nicht um des Ruhmes oder eines Vorteils willen, sondern ganz um ihrerselbst willen tun“, — Bartels zitiert das Wort ohne seinen Urheber auf S. 174! — recht eigentlich wie ein Menetekel für das Deutschland des zwanzigsten Jahrhunderts hinschrieb, aber ihm auch vorlebte; ein Mann, dessen letztes Vermächtnis an

die deutschen Geschlechter hinter ihm die Aufforderung zu dem Schwur war: „Wir erkennen den Grund des Verfalls der historischen Menschheit, sowie die Notwendigkeit einer Wiedergeburt derselben, wir glauben an die Möglichkeit dieser Wiedergeburt und widmen uns ihrer Durchführung in jedem Sinne" —, der hätte als Denker und Persönlichkeit keine Bedeutung für das Deutschland von heute mehr, das doch jetzt erst weiß, wie viele geniale tragische Voraussicht in diesem Worte Wagners aus dem Jahre 1881 (!) steckt, und jetzt erst zu erkennen anfängt, daß sein eigenes Sein und Nichtsein einzig davon abhängt, ob es den Glauben an die „Möglichkeit seiner Wiedergeburt" und den Willen, sich „ihrer Durchführung in jedem Sinne zu widmen", bejaht oder verneint?

Genug —, so viel ist ersichtlich, daß Adolf Bartels — vielleicht halb unbewußt — dem letzten großen Auftriebsgenius Deutschlands — auf dem jetzt wichtigsten Gebiete rassischer Bekenntnis sogar sein tätigster Vorarbeiter und Wegbahner —, daß, sage ich, Bartels dem Bayreuther Meister, statt sich ihn als glorreichen Bundesgenossen im Kampf um die Reinerhaltung deutschen Geistes zu erlesen, offensichtliche Antipathie entgegenbringt! Die alte ewige deutsche Tragikomödie, wonach die besten Geister Deutschlands, anstatt sich die Hand zu reichen, am liebsten aufeinander losschlagen, ist da wieder um einen peinlichen Fall vermehrt. Heißt das —: Richard Wagner, wenn er noch lebte, hätte seinerseits sicher nicht das Geringste gegen Adolf Bartels einzuwenden, es sei denn, daß er (Wagner) dann heute, wahrscheinlich immer noch seine eigenen Nibelungen-Dramen (zum Unterschied von Bartels) für besser hielte als die von Bartels' engerem Landsmann Friedrich Hebbel... Das wäre aber sein gutes Recht, und die ganze Welt, auch die deutschfeindliche, bekräftigte es ihm; sie, die von Wagners Nibelungendramen nun einmal unleugbar seit 50 Jahren „fasziniert" ist und von denen Hebbels seit 70 Jahren und darüber nichts weiter wissen will als daß sie höflich den Hut lüftet, wenn davon die Rede ist. Damit soll nun beileibe nicht in den Fehler Professor Bartels' verfallen und etwa der Versuch gemacht werden, Hebbels dichterisches Höhenmaß, das sich ja hinlänglich in anderen Werken offenbart, herabzudrücken. Es ist auch noch keine Schande, für einen hochgewachsenen Mann, wenn er einem Riesen, wie er nur vielleicht ein mal alle Halbjahrtausend unter uns sich aufreckt, nicht über die Achseln reicht! Jede vergleichende Werteinschätzung der beiden Dichtungen unterbleibe hier also und nur — umgekehrt — werde Einspruch erhoben, daß der Halbjahrtausend-Riese geflissentlich um anderthalb Kopf kleiner gemacht werden soll, damit der achselhohe Mann nun als der „Riese" dastehe! Mit anderen Worten, es geht nicht länger an, daß Professor Bartels einen „Fall Wagner" aus dem landsmannschaftlichen Froschgesichtswinkel sich zurecht macht, wo nur die völkische Adlerschau, die ja sonst durchaus Bartels' edle eigenste Sache ist, zu entscheiden hat.

Das mußte einmal gesagt werden und ist hier in aller geziemenden Wertschätzung und Ehrerbietung des hochverdienten völkischen Treuwardeins Bartels gesagt. Und ich hoffe zuversichtlich, Professor Bartels werde sich der Erkenntnis nicht länger verschließen, daß man den Künstler, der seinem Volk das „Ehrt eure deutschen Meister, dann bannt ihr gute Geister" als heiliges Wissensgut ins Herz pflanzte, nicht herabdrücken darf zu einer „nach und nach etwas skeptisch" zu behandelnden Persönlichkeit, ohne sich gegen den besten Geist deutscher Kultur zu versündigen! Und in dieser Erkenntnis wird Bartels doch wohl gerne in künftigen Auflagen seiner „Jüngsten" und auch anderwärts seine offenen und versteckten Angriffe auf Richard Wagner tilgen und durch Sätze verdienter Achtung, ja vielleicht der Liebe ersetzen, die selbst geringere Mitkämpfer um das gleiche Ziel völkischer Läuterung verdienen. Adolf Bartels würde durch eine solche Tat der Besiegung persönlicher Gebundenheit nur im Sinne jener Tapferkeit handeln, die er selbst so schön anruft, wenn er in unserem Buche (Seite 190) sagt: „Unsere Zukunft hängt überhaupt davon ab, ob wir uns wieder voll auf unsere Pflichten, unsere Volkstumspflichten besinnen und den

Mut aufbringen können, sie rücksichtslos zu vertreten. Werden wir nicht tapfer, gehen wir zugrunde."

Es gibt nun auch eine Tapferkeit gegen sich selbst, die getrost den Besen an die Gespinste des eigenen Hirnes legt, wenn Volkstumspflicht es nötig macht. Denn daß wir Deutsche heute anderes zu tun haben, als noch immer im Verein mit der Alliance israëlite die Sendung des Meistersinger-Schöpfers anzuzweifeln, den zu verkleinern, der uns eine solche Fülle erhabenster und lieblichster Inbilder germanischen Wesens von Wotan und Parsifal bis zu Evchen Pogner und Freia vor die Seele gestellt hat; daß wir jetzt Besseres zu tun haben als die Bundesgenossenschaft dessen abzulehnen, der die Epoche pazifistischer Schmusereien durch den Mund seines König Heinrich, des Finklers, über das Jahrhundert hinweg bedeutsam bescheidet: „Für deutsches Land das deutsche Schwert, so sei des Reiches Kraft bewährt...", wird Adolf Bartels bei einiger Besinnung sicher nicht bestreiten!

# Die Zukunft der Literatur

Von Kurt Walter Goldschmidt

Der Kunst im allgemeinen, der bildenden Kunst insbesondere, wird das nahe Ende von manchem Propheten geweissagt, den namentlich die Kapriolen der jüngsten Malerei wie Todeszuckungen anmuten. Daß vieles in diesen jüngsten Zeiten nach Fäulnis riecht, läßt sich ja nicht abstreiten. Trotzdem sollte man Bedenken tragen, das Schreckbild des jüngsten Tages an die Wand zu malen. Wie oft ist die große Schlußkatastrophe schon angekündigt worden — und die Welt lebt und schafft noch und trotz alledem mit erneuten Natur- und Geisteslenzen ruhig weiter.

Wir stehen den erschütternden und umwälzenden Ereignissen der jüngsten Vergangenheit noch zu nahe, ja eigentlich stehen wir ja noch mitten in ihnen. Ein schlüssiges und maßgebliches Urteil ist aber stets nur im Abstand zu gewinnen. Ich habe oft, gerade in den Augen der Besten, ein Entsetzen starren sehen über den Zusammenbruch ihrer freilich allzu ideologischen Friedens- und Kulturillusionen, über die Heraufkunft des neuen Antichrists in Gestalt einer womöglich noch ins Zehnfach-Mörderische gesteigerten Technik. Man kann dies bis ins Innerste nachfühlen — und braucht doch nicht die gleichen verzweifelten Schlüsse zu ziehen. Der alte Tragiker hat recht: nichts ist furchtbar-gewaltiger (δεινότερον) als der Mensch. Auf beidem, dem „furchtbar" wie dem „gewaltig", liegt der Ton. Die Menschheit hat in Jahrtausenden Furchtbares gelitten, Furchtbares verübt — dennoch ist sie mit dem göttlichen Leichtsinn, mit der unschuldigen Brutalität der Natur immer wieder neu, frisch und zeugungsfähig gewesen. „Die Geschichte macht es nicht anders als die Natur", sagt Jacob Burckhardt. Läßt sie hier den Faden fallen, so knüpft sie ihn dort wieder an. Vielleicht ist es doch

nicht ganz töricht und sinnlos, heut den Blick nach Osten zu wenden; vielleicht sind besonders Russen, Inder und Ostasiaten in der Tat noch ein Reservoir unverbrauchter Kräfte. Und daß der Mensch schon heut, in einer vielleicht noch frühen Epoche seiner Gesamtgeschichte, am Ende sei, fällt schwer zu glauben. Gewisse Grenzen mögen ihm — schon in der anatomischen Struktur seines Hirns — gesteckt sein, — aber in diesen seinen Hirnwänden hat er bisher doch immer noch produktive Überraschungen hervorgezaubert.

So ist wohl auch für Kunst und Literatur noch nicht aller Tage Abend. Aber die Situation ist unzweifelhaft kritisch — und insofern rechtfertigt sie das Weissagungsbedürfnis. Vor längerer Zeit — wenn ich nicht irre, vor dem Kriege — wurde schon einmal bei Tagesberühmtheiten über die Zukunft der Literatur „umgefragt". Schon damals lauteten manche Antworten pessimistisch. Aber schließlich ist die Literatur noch nicht am Ende, wenn die Weisheit der Literaten und das Angebot der großstädtischen Kunstmärkte am Ende ist. Das Wunderlichste ist eigentlich, daß die letzte, schon längst für sterbereif erklärte Mode des Expressionismus noch immer andauert. Aber es ist nichts Anderes, Besseres da! — Wenn es übrigens nur echter Expressionismus wäre! Im Expressionismus steckt abgesehen von seinem πρῶτον Ψεῦδος, dem Überspringen der sinnlichen Erscheinung, unzweifelhaft ein guter Kern; aber in praxi kreuzt sich sein Wille zur metaphysischen Innerlichkeit leider mit dem zur knalligsten, plakathaft grellen Äußerlichkeit. Auch mit seiner billigen, ins Leere verpuffenden Dauerekstase ist es nicht getan. Das Ganze läuft auf eine bloß witzige Paradoxie hinaus: Die angeblich „revolutionärste" Literatur ist in Wahrheit menschlich und künstlerisch reaktionär. Denn der wahre „Fortschritt" in den Künsten liegt in der Richtung des Seelischen, Persönlichen, der Intimität und der Nuance. (Womit nicht überschätztes Ästhetentum gefordert und nicht die Pflege großer nationaler oder sozialer Allgemeingefühle verschlossen wird.) Vor allem geht eine vorwärts und aufwärts weisende Entwicklung vom Snobismus jeder Art weg zum Echten, Tiefmenschlichen. Rückläufige Teilbewegungen können sich mit jeder wahren Fortschrittskurve vertragen: Kompliziertheit löst und erlöst sich oft in Naivetät, und Überspannung und Verwilderung des Barock mündet zumeist in einen neuen Klassizismus, wie man zum Beispiel in Frankreich die Wendung von Picaggo zu Ingres bereits vollzogen hat. Aber letzten Endes entscheidet eben überhaupt kein — „ismus", sondern Persönlichkeit, Genie und Tat.

## Aus neuen Büchern

**Bücher über Indien.** Indien gibt den deutschen Gebildeten gegenwärtig eine Reihe von Problemen auf. Das Interesse an der indischen Kultur ist seit den Tagen Goethes und der Romantiker, mehr noch seit Schopenhauer in Deutschland ein entschiedenes gewesen, ohne daß es bis in die letzte Zeit hinreichende Nahrung aus zuverlässigen Darstellungen gefunden hätte. Das Aufkommen der neubuddhistischen und theosophischen Bewegung ist auch in Deutschland mit der Propaganda für ganz obskure und verzerrte „indische Weisheit" verbunden ge-

wesen. Um so mehr müssen wir es begrüßen, wenn uns neuerdings einzelne Arbeiten geschenkt werden, aus denen wir gründliche, sachliche und dabei leicht zugängliche Belehrung schöpfen können. Dabei ist zu bemerken, daß dem Deutschen die gegenwärtige politische und kulturelle Lage Indiens nicht weniger wichtig sein muß, als der Rückblick auf die großen vergangenen Kulturleistungen des indischen Geistes.

Mit der ersteren beschäftigen sich zwei Bücher, die der Verlag K. F. Koehler zugänglich gemacht hat. In einer trefflichen Übersetzung von Legationsrat Dr. W. O. von Hentig ist das Werk des englischen Sozialisten H. M. Hyndman, „Der Aufstieg des Morgenlandes" (The Awakening of Asia) in diesem Jahre erschienen. Allerdings greift die Darstellung weit über die indischen Verhältnisse hinaus und beleuchtet das asiatische Problem im allgemeinen. Sie ist das Zeugnis jenes historisch geschulten und dabei auf gegenwärtige politische Notwendigkeiten scharf eingestellten nationalen Selbstbewußtseins, um das wir die Engländer beneiden können. Der Verfasser ist überzeugter Sozialist, seine Ausführungen werden also auch von Anhängern des demokratischen Gedankens in Deutschland vertrauensvoll gehört werden. Andererseits aber steht ihm die Großmacht Englands über alle innerpolitischen Wünsche hinaus als unverrückbares Ziel vor Augen. Das hindert ihn nicht an einer sachlichen, ungemein scharfen Kritik der europäischen Politik und Kulturpropaganda in Indien und Ostasien. Insbesondere wird die englische Kolonialpolitik in Indien seit ihren Anfängen bis auf die Gegenwart eingehend und ohne Beschönigungen beurteilt. Zu Eingang seines Buches faßt der Verfasser die Geschichte der älteren Beziehungen zwischen Asien und Europa kurz zusammen, von Interesse sind hier die Darstellungen des Eindringens der Portugiesen in Indien und der älteren christlichen Mission in China und Japan, in deren Verfehlungen mit Recht einer der Hauptgründe für die Entfremdung zwischen Ostasien und Europa aufgezeigt wird. Daran schließen sich in mehreren Kapiteln eindringende Analysen der modernen chinesischen und japanischen Entwicklung. Es gibt wohl kaum ein deutsches Buch, das diese Fragen so sachlich und gedrängt bis in die neueste Zeit hinein behandelte. Die rückhaltlose Offenheit, mit der der Verfasser über die englische Opiumpolitik in China und über die Misere der britisch-indischen Finanzen berichtet, gibt seinen Darstellungen einen besonderen Wert. Auch in ihnen tritt die große Begabung des Engländers zutage, scharfe Kritik an seiner Regierung mit unbedingter Loyalität zu verbinden. Die Schlüsse, die der Verfasser zieht, sind die folgenden: die moderne Entwicklung in Asien wird dazu führen — und die europäischen Mächte, in erster Linie England, werden sich darauf einzustellen haben —, daß die Doktrin „Asien den Asiaten" in den drei großen Reichen mehr und mehr anerkannt wird. Die Zeiten der Dominionpolitik, der gewaltsamen Aufdrängung europäischer Wirtschaft, der Entrechtung der Asiaten in den von Europäern beherrschten Gebieten gehen zu Ende. Im übrigen hütet sich der Verfasser, die weitere Entwicklung vorauszusagen. Auch wir Deutschen haben alle Veranlassung, nicht zu früh aus unbestimmten Anzeichen auf den beginnenden Zerfall des britischen Kolonialreiches zu schließen. Die Solidität dieses Reiches wird im Gegenteil neu gesichert sein, wenn eine Verständigung zwischen England und den Vereinigten Staaten in wirtschaftlichen und militärtechnischen Fragen durchgeführt sein wird. Daß der Völkerbundgedanke, falls überhaupt noch jemand an ihn glaubt, für Asien keinen Belang hat, steht außer Frage. In Anbetracht dessen, daß diese Fragen gegenwärtig unter den weltpolitischen Problemen an erster Stelle stehen, kann die eingehende Beschäftigung mit Hyndmans nüchternen und soliden Ausführungen jedem deutschen Leser warm empfohlen werden.

Es ist interessant, das Buch des Engländers mit dem des Deutschen J. A. Sauter „Mein Indien. Erinnerungen aus 15 glücklichen Jahren" (im gleichen Verlag) zu vergleichen. Sauter zeigt in einer Reihe von reizvollen Einzelschilderungen Indien von innen her, er ist rein menschlich von der Einfachheit und Farbigkeit des modernen indischen Lebens erfüllt, ohne politische Einstellung und

ohne Bestreben, das große Problem Europa-Asien ins Auge zu fassen. Er ist vielmehr ganz und gar, mit der eigentümlichen Fähigkeit des Deutschen, in Indien aufgegangen. Diese seine Versenkung aber verschafft uns Einblicke in indische Verhältnisse von einem intimen Reiz, wie sie kaum ein anderer Besucher Indiens uns vermittelt hat. Wir haben hier ein wertvolles Gegenstück zu Kipling, dessen Britentum charakteristisch von der Innerlichkeit unseres schwäbischen Landsmannes verschieden ist. In einer Reihe von schlicht erzählten Erlebnissen sehen wir indische Landschaften und Menschen, unter denen sich der Verfasser als einer der ihren bewegte, indische Fürstenhäuser und Einsiedeleien, Freudenfeste und Totenfeste an uns vorüberziehen. Die Trennung von seiner zweiten Heimat, zu der der Verfasser durch den Krieg gezwungen wurde, bedeutet ihm einen schmerzlichen Wendepunkt seines Lebens.

Wer vom modernen Indien zu der großen kulturellen Vergangenheit des Landes zurückblickt, dem bietet sich neuerdings eine vortreffliche Darstellung des indischen Geistes an einem seiner Höhepunkte. Der Breslauer Indologe A. Hillebrandt hat soeben eine Arbeit über Kalidasa, den größten indischen Dichter, der sich nicht nur an den Forscher, sondern an alle Gebildeten wendet, veröffentlicht (Verlag von M. & H. Marcus, Breslau 1921). Seit der ersten Begeisterung, mit der Kalidasas Drama Sakuntala und sein Wolkenbote in Europa begrüßt wurden — man denke an Herders und Goethes Äußerungen — war es bisher zu einer zusammenfassenden Würdigung des Dichters nicht gekommen. Der Verfasser zieht nun die Summe aus der umfassenden literarwissenschaftlichen Arbeit, die seither dem Leben des Dichters und seinen auf uns gelangten Werken gewidmet worden ist. Er stellt zusammen, was wir über das Leben des Dichters ermitteln können und reiht diesen dann in den geschichtlichen Zusammenhang seiner Zeit ein. Dann folgt eine eingehende Charakteristik der einzelnen Werke. An erster Stelle stehen die vier Versepen, der Wolkenbote, in dem ein Verbannter der Wolke Grüße an seine zurückgebliebene Gattin aufträgt und ihr nun in wundervoll zarter und reicher Schilderung ihren Weg durch die indischen Landschaften vorzeichnet, — die Geburt des Kriegsgottes, dann das große Epos vom Stamm der Raghus, endlich das Gedicht vom Kreis der Jahreszeiten, das unlängst in einer guten deutschen Ausgabe in der Inselbücherei erschienen und somit jedem Leser unvergängliches ist, der für die unvergleichliche Kunst der indischen Dichtung, den Gang des Jahres mit dem menschlichen Leben in Beziehung zu setzen, Interesse hat. Von den Epen wendet sich der Verfasser zu den Werken, die Kalidasas Ruhm eigentlich begründet haben, den Dramen, insbesondere der Sakuntala und der Urvasi. An die Darstellung der Werke schließen sich eine Reihe von Einzelabhandlungen über Kalidasas Quellen, über seine Stellung in der Kunstdichtung, dann über einzelne literarische Motive (z. B. humoristische Einschläge, Naturempfindung), endlich über Kalidasas religiöse Stellung, soweit sie sich aus seinen Werken ermitteln läßt. Als Beleg für die letztere dienen zwei Gebete, die aus den Versepen entnommen sind, und die einen wertvollen Beitrag zu den Zusammenstellungen neuerer Forscher über das Gebet in der allgemeinen Religionsgeschichte geben. Das Buch ist in allen Einzelheiten aus gelehrter Forschung hervorgegangen und führt diese weiter, dennoch hat der Verfasser es verstanden, alle wissenschaftlichen Bemerkungen in einem Anhang zusammenzufassen und dadurch die Darstellung selber so flüssig und lebendig zu gestalten, daß sie auch solchen Lesern, die den indischen Dingen ferner stehen, leicht eingängig ist. Da alles, was der Verfasser bringt, aus der Überschau über die gesamten Tatsachen hervorgegangen ist, so ist der Leser nicht, wie bei vielen Büchern über den Orient, der Beeinflussung durch einseitige Meinungen oder falsche Modernität ausgesetzt. Die zeitlich gebundenen und überzeitlich wertvollen Elemente in Kalidasas Dichtung treten dafür um so schärfer auseinander.

Dasselbe allgemeine Urteil gilt von einer neuen Übersetzungsarbeit desselben Verfassers: Brahmanas und Upanisaden, Gedanken altindischer Philosophen. (Die Religion des alten Indien, Bd. I, Eugen Diederichs Verlag, Jena 1921.)

Hier werden wir von der Blüte und der reichen Entfaltung des indischen Geistes, wie sie in Kalidasas Genius hervortritt, in die Anfänge des indischen Denkens zurückgeführt, wie es sich langsam aus priesterlicher Spekulation über das Opfer und den Sinn der heiligen Handlungen, in der Beschäftigung mit den Fragen nach dem Wesen der Welt und des Menschen, zur Selbständigkeit durchringt. Die indische Literatur hat deswegen eine unvergleichliche Bedeutung, weil sie die Entwicklung des menschlichen Geistes von den Anfängen, in denen er ganz naturgebunden ist, bis zu den Höhen freier philosophischer und poetischer Gestaltung in einer nahezu lückenlosen Folge von Dokumenten darstellt, während bei allen anderen Kulturvölkern die Überlieferung einseitig, verstümmelt und lückenhaft ist. In der vorliegenden Sammlung von Übersetzungen aus den mit dem Veda verbundenen ritualistischen und philosophischen Erörterungen tritt die allmähliche Absonderung und Klärung der letzteren auch aufs deutlichste hervor. Dadurch, daß man die Gedanken dieser frühen Philosophen in allzu große Nähe zur abendländischen Philosophie gerückt hat, ist ihre Eigenart vielfach verdunkelt worden. Erst durch neuere Abhandlungen ist die wirkliche geschichtliche Stellung derselben klargestellt worden. Als selbständige und außerordentlich aufschlußreiche Ergänzung zu diesen seien die Übersetzungen einem jeden, der über die Anfänge philosophischen Denkens Aufschluß sucht, angelegentlichst empfohlen. Die Hauptprobleme, an deren Hand eine Orientierung in den zunächst fremdartigen Texten möglich ist, sind in der Einleitung, zusammen mit einer kurzen Beschreibung des kulturellen Hintergrundes, zusammengefaßt. Über einige weitere Neuerscheinungen, die dem Eindringen in die indische Kultur dienen können, wird demnächst an dieser Stelle berichtet werden. Hans Heinrich Schaeder

**Generalmajor a. D. Artur Baumgarten-Crusius: Deutsche Heerführung im Marnefeldzug 1914.** Beiträge zur Beurteilung der Schuldfrage. Mit 12 Kartenskizzen im Text. Verlag von August Scherl G. m. b. H. 1921. (Preis geh. M. 20,—, in Hlbl. M. 26,—.).

„Nehmt alles nur in allem. Wir sind letzten Endes nur der Willensschwäche erlegen", der Willensschwäche in der Politik vor und während des Krieges, der Willensschwäche, die „nach Kriegsbeginn bei der Kriegsleitung zu Lande wie zur See zum Versagen" führte. So lautet das Schlußurteil des Verfassers über die Schuld an dem für uns so unglücklichen Auswirken unseres Rückzuges aus der Marneschlacht.

Dieser Schluß mutet fast versöhnlich an, nachdem man beim Durchlesen des Buches immerfort von Schuld, von Versagen, von Fehlern und Unterlassungen der Obersten Heeresleitung, mancher Armeeführer und kommandierenden Generale gelesen hat.

Verfasser gibt zunächst einen kurzen Überblick über Kriegsplan und Kriegsvorbereitung. Er erwähnt die bekannte Ablehnung der Forderungen des Generalstabes durch Kriegsministerium und Reichstag und die mangelhafte wirtschaftliche Kriegsvorbereitung. Neu für manchen ist wohl die Erwähnung des zweiten Schlieffenschen Feldzugsentwurfes, falls Frankreich sich zunächst zurückhielte. Verfasser glaubt, seine Befolgung hätte uns vor dem Odium der Kriegserklärung an Frankreich bewahrt. Ob wir dann aber nicht die besten Trümpfe aus der Hand gegeben hätten? Über das „stark befestigte rechte Oberrheinufer" kann man verschiedener Ansicht sein. Es hätte die Grundvorbedingung für den zweiten Entwurf gebildet, war aber aus fiskalischen Gründen ein Torso geblieben mit allen Fehlern eines solchen. Die Stärkeangaben der beiderseitigen Heere bei Kriegsausbruch sind sehr dankenswert, doch sind die Angaben über die deutsche schwere Artillerie ungenau. Es folgt die Schilderung der kriegerischen Vorgänge beim Westheere im August, die im allgemeinen bekannt sein dürften. Von Interesse sind die daran angeknüpften kritischen Bemerkungen, auf die hier nur verwiesen werden soll. Sie bestätigen das, was ich in Heft 37/38 dieser Zeitschrift bereits ausführte: Verlassen des Schlieffenschen Grundgedankens, mit möglichst starkem rechten Flügel das französische Nordheer zu umfassen, den linken nur so stark zu halten,

daß er starke feindliche Kräfte festhalten kann. Statt dessen Festrennen des zu starken und daher zu angriffsfreudigen linken Flügels (6. und 7. Armee) vor dem feindlichen Festungsgürtel, Schwächung des schon zu schwachen rechten Flügels durch vorzeitiges Entsenden zweier Armeekorps nach dem Osten, zu später Entschluß, Reserven hinter den rechten Flügel zu entsenden. Dazu kommt zu weites Abbleiben des Gr. H. Qu., verbunden mit der unseligen Politik der halben Maßregeln, d. h. statt 1. bis 3. Armee zum einheitlichen Handeln in eine Heeresgruppe zusammenzufassen, wiederholtes Unterstellen der 1. unter die 2. Armee und Verweisen der A. O. K. 2 und 3 auf gegenseitige Vereinbarungen, die bei den schlechten Verbindungsmöglichkeiten und dem geringen gegenseitigen Einvernehmen der beiden Armeeführer nur selten und dann noch unvollkommen zustande kamen. Jedenfalls konnte der Führer der 2. Armee sich nicht von dem immerhin beschränkten Gesichtskreise seines Armeebereiches und der Aufgabe seiner Armee loslösen. Er war daher stets bestrebt, die beiden Nachbararmeen seinem Interesse dienstbar zu machen, wobei er das Interesse des Gesamtheeres, das er allerdings nicht übersehen konnte, nicht genügend wahrte. Ähnlich lagen die Verhältnisse bei der 4. und 5. und bei der 6. und 7. Armee. Die O. H. L. ließ die Zügel am Boden schleifen und fand auch während der ganzen Marneschlacht und während des Rückzuges nicht die Kraft, sie zur rechten Zeit aufzunehmen und anzuziehen. Dies ist ihre große tragische Schuld, die nur durch den Charakter der damals in ihr führenden Männer erklärt werden kann. Dazu kam, daß Moltke, dem energisches Zugreifen an sich schon fern lag, damals schon ein todkranker Mann war, der Einwirkungen von außen leichter zugänglich war, als sich dies für den obersten Lenker der Heeresgeschicke paßt. Der Verfasser schreibt dem Führer der 2. Armee, v. Bülow, überragenden Einfluß auf Moltke zu und hält diesen Einfluß für unheilvoll. Durch seine überschwenglichen Meldungen von „entscheidenden" Siegen und von dem „fluchtähnlichen Rückzuge" der Franzosen habe er beim Vormarsche im Gr. H. Qu. die Ansicht erweckt, als sei die Entscheidung im Westen schon gefallen, und als könnten unbedenklich 2 Armeekorps vom rechten Flügel weggenommen und nach dem Osten geschickt werden. Umgekehrt habe Bülow während der eigentlichen Marneschlacht und während des Rückzuges die Lage dauernd zu schwarz angesehen: Seine Armee wäre „zur Schlacke ausgebrannt", die 1. Armee in größter Gefahr, abgedrängt und vernichtet zu werden. Jedenfalls hat der Abgesandte der O. H. L., Oberstleutnant Hentsch, diese Ansicht im Hauptquartier der 2. Armee gewonnen und durch sie, die verstärkt wurde durch Eindrücke, die er hinter dem linken Flügel der 1. Armee, der sich gerade in einer Krisis befand, empfing, kam dann der Rückzugsbefehl zustande, dem die 1. Armee, wenn auch heftig widerstrebend, nachkam. Es ist nicht möglich, im Rahmen dieser kurzen Besprechung auf diese Vorkommnisse näher einzugehen. Ein unleugbares Verdienst des Verfassers liegt zweifellos in der aktenmäßigen Darstellung der vielumstrittenen Tätigkeit des Oberstleutnants Hentsch. Da dieser leider nicht mehr unter uns weilt, kann er zur Aufklärung nicht mehr beitragen. Der von ihm 1917 erstattete Bericht an die O. H. L., der hier im Wortlaut mitgeteilt wird, ergibt aber zweifellos, daß er jedenfalls nicht bewußt seine Befugnisse überschritten hat, daß aber diese Befugnisse, wie manche damaligen Anordnungen der O. H. L., nur ungenau umgrenzt waren. Nur kurze, allgemeine, mündliche, keine schriftliche Anweisung, wie weit er in seinen Befugnissen gehen dürfe. Dabei handelte es sich um das Schicksal des ganzen Feldzuges, das doch nur der oberste Feldherr, nicht ein jüngerer Abgesandter beeinflussen durfte! Doch wurde diese Bedeutung der Marneschlacht damals im Gr. H. Qu. wohl noch nicht voll erkannt.

**Eingehend ist der Rückzug der fünf Armeen dargestellt, von der Marne bis in** die Linie, in der sie Mitte September 1914 im Stellungskrieg erstarrte. Wenn schon bisher an dem Verhalten des Führers der 2. Armee schonungslose Kritik geübt wurde, so wird dieses in gleicher Weise bei der Schilderung des Rückzuges fortgesetzt. Ich bin der Ansicht, daß der Verfasser in der Kritik des verdienstvollen Armeeführers zu weit geht, daß er insbesondere da, wo die 3. Armee von den

Anordnungen des Führers der 2. Armee betroffen wird, nicht mehr die Objektivität zeigt, die der Geschichtsforscher haben muß. Das Verhalten der 3. Armee, der er m. W. damals angehörte, und ihres Führers erscheint ihm tadelfrei, während er an dem der beiden Nachbararmeen zum Teil vernichtende Kritik übt. Ich kann ihm darin nicht völlig beistimmen. Wenn er der 2. und 3. Armee zu geringes Entgegenkommen, geradezu unkameradschaftliches Verhalten vorwirft, so kann man vom A. O. K. 3 sagen, daß es den Hilferufen der beiden Nachbararmeen zu bereitwillig nachkam, in einem Maße, das für den Verlauf der Gesamtoperationen nicht immer vorteilhaft war. Zweimal, bei den Kämpfen um den Maasübergang und während der Marneschlacht zerfiel die 3. Armee in zwei nicht mehr zusammenhängende Teile. Das A. O. K. 3 schaltete sich in der Marneschlacht hierdurch selbst vollständig aus. Der mehrfach dem Führer der 2. Armee gemachte Vorwurf, daß er bei Erteilung des Rückzugsbefehles an die rechte Hälfte der 3. Armee in die Befehlsbefugnisse des A. O. K. 3 eingegriffen habe, ist daher nicht ganz berechtigt. Die rechte Hälfte der 3. Armee focht eben tatsächlich im Verbande der 2., wie die linke Hälfte in dem der 4. Armee focht. Eigene Schlachtenziele hatte die 3. Armee als solche nicht. Ihr damals schwer kranker Führer hatte sich der einheitlichen Führung seiner Armee selbst begeben. Ich bin der Ansicht, daß Vorwürfe, wie sie auf S. 111 und in noch höherem Maße auf S. 181 gegen die 4. Armee und deren tapferen Führer, wie insbesondere auch gegen das wackere VIII. A. K. erhoben werden, die Grenzen einer objektiven Kritik überschreiten. Es mag dies ja die subjektive Ansicht des Verfassers sein; daß er sie in dieser Weise vor aller Öffentlichkeit ausspricht, halte ich für bedauerlich. Leider fehlt immer noch eine Darstellung der Operationen von dem Gesichtswinkel des A. O. K. 4 aus, die erst eine begründete sachliche Kritik seines Verhaltens ermöglichen würde.

Im übrigen handelt es sich bei diesem Buche um eine sehr verdienstvolle Arbeit, die zwar nicht selbst Geschichtsschreibung ist — dafür ist ja auch der Abstand von den Geschehnissen zu gering —, die aber dem künftigen Geschichtsschreiber wichtiges Quellenmaterial an die Hand gibt.

Die im Buche enthaltenen sehr deutlichen Textskizzen wären wohl besser durch eine besondere Karte ersetzt worden, die man beim Lesen neben sich ausbreiten kann.

Freiburg i. B., Mitte April 1921. Heinrich Servaes, Oberst a. D.

# Weltspiegel

**Bündnisse und Kombinationen.** Während die am Ende des Krieges in ungeahnter Selbständigkeit dastehenden Kleinstaaten Südost- und Osteuropas nichts Eiligeres zu tun gehabt haben, als ihr etwas fadenscheiniges Dasein in Bündnissen zu verankern, stehen die Großmächte noch immer wie verlegen und zögernd da. Der große Verband aller gegen die Mittelmächte ist durch den Sieg gegenstandslos geworden; unter allen Siegern hat es heftige Auseinandersetzungen gegeben, die nur darum nicht zu Konflikten geführt haben, weil jeder hinreichend mit sich selbst beschäftigt war und genug zu tun hatte, die durch den Raubbau der Kriegführung entstandene Erschütterung wieder auszugleichen. Nun aber, da die innere Lage abgesehen von England, wo aber innere Konflikte nie zu außenpolitischen Katastrophen führen werden, überall mehr oder minder notdürftig konsolidiert ist (am besten wohl in den Vereinigten Staaten), sieht

man sich allerseits vor der Alternative, entweder isoliert die ganze Welt gegen sich zu haben (wie zuletzt Deutschland die ganze Welt gegen sich hatte) oder Kombinationen einzugehen. Da kein Staat (auch Amerika nicht) augenblicklich stark genug ist, der ganzen Welt Widerstand zu leisten, so sind Kombinationen unvermeidlich. Die Wahl dieser Kombinationen aber ist dadurch erschwert, daß einstweilen Rußland noch ein unberechenbarer Faktor ist.

Bei Bündnissen ist immer wichtig, daß sich nicht ein Schwächerer an einen Stärkeren bindet, da das zur Absorbierung des Schwächeren in den Machtkreis des Stärkeren führt. Dabei ist nicht sowohl die absolute Gesamtstärke und -schwäche der einzelnen Staaten maßgebend, als vielmehr das Verhältnis der Kräfte an dem Punkte, mit Rücksicht auf den vornehmlich das Bündnis geschlossen wird. Ehe sich ein Schwächerer mit einem Stärkeren in ein Bündnis einlassen wird, wird er daher lieber mit einem oder mehreren anderen Schwächeren ein Bündnis gegen den Stärkeren eingehen. Der Wechsel dieser Kombinationen aber ergibt sich daraus, daß eben die erwähnten Blickpunkte an Wichtigkeit ab- und zunehmen. Die Schwierigkeit ist nun augenblicklich die, daß zwar das außenpolitisch ohnmächtige, bisher im wesentlichen passive und wirtschaftlich absolut abhängige Deutschland sich in jede beliebige Kombination wird pressen lassen, daß aber zurzeit niemand weiß, wie stark oder schwach Rußland ist und wo es am stärksten oder schwächsten sein wird. Man hat mit Schrecken die Wahrnehmung gemacht, daß dies mit riesiger Anstrengung in Osteuropa einstweilen allerdings niedergeworfene Reich nicht nur Japan und China gegenüber recht kräftig auftritt, sondern daß es in Mittelasien direkt gefährlich wird und daß es gar, mit den Türken verbündet, als gefährlicher Wettbewerber um Konstantinopel erscheint. Da gerade an dem Gefahrpunkte Mittelasien zurzeit jedenfalls Rußland entschieden der Stärkere ist, kann England mit Rußland nicht zusammengehen und muß sich nach Verbündeten umsehen, um den künftigen Gegner von dem Gefahrpunkte wieder abzuwenden. Japan ist hierfür nur in geringem Maße zu gebrauchen, denn einmal sehen weder Australien und Neuseeland noch Indien einen erneuten Machtzuwachs Japans gern, und zweitens würde eine zu starke japanische Expansion in Sibirien über kurz oder lang wahrscheinlich zu einem Konflikt mit Amerika führen, in den sich England nur ungern würde hineinziehen lassen. Bleibt nur Polen oder, wie in Lloyd Georges Oberschlesienrede angedeutet, Deutschland. Aber Polen will England nicht unterstützen, einmal weil es sich schon jetzt mit sämtlichen Nachbarn verfeindet hat, sodann weil England sich in der Ostsee keinen neuen Konkurrenten schaffen will, drittens weil englische Hilfe für Polen Frankreich mehr nützen würde als England selbst und viertens weil, offen gestanden, bis jetzt kein Staatsmann Europas, mit Ausnahme vielleicht einiger Franzosen, an die Lebensfähigkeit des polnischen Staates glaubt. Bleibt nur Deutschland. Aber eine Festigung Deutschlands gegen den Willen Frankreichs ist nicht möglich. Daher muß man mit Frankreich beginnen.

Das Bündnis mit Frankreich, das besonders energisch in den letzten Wochen wieder von Northcliffe und Lord Derby vertreten worden ist, würde allerdings England die größten Vorteile bringen. Es würde zunächst verhindern, daß Frankreich, wozu es mehrmals hat Lust blicken lassen, eine antienglische Kombination mit Amerika einginge. Es würde auch, womit man in Frankreich, den Schatten Caillaux' beschwörend, gleichfalls schon gedroht hat, eine antienglische Kontinentalpolitik unmöglich machen. Es würde endlich Frankreich das moralische Recht und den Vorwand entziehen, sich um der eigenen Sicherheit willen eigenmächtig in den Besitz des Ruhrgebietes zu setzen. Man hat von einem Austausch: freie Hand für Frankreich am Rhein, freie Hand für England und französische Unterstützung im Orient gesprochen. Aber in dieser Form ist die Kombination unrichtig. Die letzten Monate haben ganz klar bewiesen, daß England das Ruhrgebiet unter keinen Umständen besetzen lassen will, und wer die Geschichte der Friedensverhandlungen kennt, weiß, daß das Bündnis mit England gerade einen Ersatz für die Festsetzung Frankreichs am Rhein bilden soll. Was

aber die französische Hilfe im Orient betrifft, so weiß man in England ohne Zweifel recht gut, daß Frankreich, nachdem es den Kemalisten gegenüber seine militärische Ohnmacht in Cilicien hinlänglich bewiesen hat, den Krieg im Orient mehr als satt und keineswegs Lust hat, sich für England noch einmal in kostspielige und blutige Abenteuer zu stürzen. Es ist jedoch die Frage, ob die Engländer nicht vielmehr an den Balkan denken, wo die Franzosen alles tun, um die Bulgaren mit sich und den Serben zu versöhnen und den allmählich immer mehr zu englischen Vasallen herabsinkenden Griechen in Thrazien sowohl wie in Epirus Unannehmlichkeiten zu bereiten. Es ist mehr als wahrscheinlich, daß Frankreich unter dem Deckmantel anschluß- und ungarnfeindlicher Kombinationen, die erst kürzlich zu einer rumänisch-südslawischen Vereinbarung geführt haben, eine Trutzburg gegen das englisch gewordene Konstantinopel baut, das es wohl den Türken und eventuell sogar den Russen, auf keinen Fall aber Griechen oder Engländern, was vorderhand so ziemlich dasselbe ist, gönnen möchte. Auch die über den General Wrangel, der, obwohl Frankreich ihm offiziell weitere finanzielle Unterstützung schon im Frühjahr verweigert hat, einen großen Teil seines Heeres noch unaufgelöst in der Nähe von Konstantinopel stehen hat, umlaufenden Gerüchte sind in dieser Beziehung beachtenswert. Die weitere Festigung dieser Kombination aber zu hemmen, könnte in der Tat eines der Ziele sein, die England mit seinem Bündniswink (von einem offiziellen Angebot zu sprechen ist verfrüht) verfolgt.

Die Franzosen haben denn auch — und das ist sehr bedeutungsvoll — sehr wohl begriffen, daß sie bei diesem Bündnis nur geringe Vorteile finden würden, und sich bei allem freudigen und selbstverständlichen Bekenntnis zur Aufrechterhaltung der Entente gegen den Bündnisplan äußerst spröde verhalten. „Temps" und „Matin" wiesen darauf hin, daß auch Amerika noch da sei. Nationalisten wie Bainville lehnten eine französische militärische Mitwirkung in Kleinasien äußerst bestimmt ab, und der Leitartikler des „Journal des Debats" gab sogar rund heraus und gegen alle sonstigen französischen Gewohnheiten zu, daß die Gefahr eines deutschen Angriffs vorläufig nicht bestehe, das Bündnis also eigentlich gegenstandslos sei.

Daraus erkannte man in England, daß man den Rahmen weiter spannen müsse. Es folgte die Rede Churchills, die ein vertrauensvolles Zusammenarbeiten zwischen Deutschland, Frankreich und England forderte. Gleichzeitig tauchten Nachrichten auf, daß England und Italien, aber auch der Vertreter der französischen Völkerbundliga die Aufnahme Deutschlands in den Völkerbund gefordert hätten. Ebenso bedeutungsvoll ist die Nachricht, daß sich der in letzter Zeit unheimlich viel herumreisende tschechische Außenminister bemüht hat, Völkerbund und Monroedoktrin durch sinnreiche neue Formulierungen mit einander in Einklang zu bringen. Das würde also darauf hindeuten, daß England jetzt energische Schritte unternimmt, seinen Kontinentalbund, der ihm das durch die Selbständigkeitsregungen seiner Dominions und den japanisch-amerikanischen Krieg- und Handelsflottenwettbewerb erschütterte Fundament weltpolitischen Ausgreifens wieder festigen könnte, zustande zu bringen und sich bemüht, eine Zersplitterung durch amerikanischen Eingriff oder auch nur lebhaft geäußerten und von Frankreich sofort diplomatisch ausgenutzten Widerwillen zu verhindern. Die Vorteile, die aus einer solchen Kombination bei geschicktem Benehmen Deutschland ziehen könnte, liegen auf der Hand, wobei wohl zu beachten bleibt, daß es sich nicht um einen erträumten idealen Völkerbund, wohl aber um eine sehr reale Bündniskombination handelt, innerhalb derer Deutschland keineswegs das fünfte Rad am Wagen zu sein brauchte.

Menenius.

# Federstriche

## Errichtung eines Napoleondenkmals im Rheinland!

„France militaire" hatte anläßlich der Napoleonfeiern im besetzten Gebiet die Mitteilung gebracht, die dankbare rheinische Bevölkerung habe dem großen Kaiser Denkmäler errichtet. Da uns diese unerhörte Nachricht bei dem nicht immer zuverlässigen Charakter des Blattes verdächtig erschien, und eine diesbezügliche Anfrage bei der „Vossischen Zeitung" unbeantwortet blieb, wandten wir uns an den deutschen Vertreter bei der Interalliierten Rheinlandkommission. Darauf erhielten wir dieser Tage folgendes Antwortschreiben aus Kreisen, welche dem Magistrat der Stadt Coblenz nahe stehen.

„Die betreffende Mitteilung ist richtig, wenn auch bisher nur in einem einzigen Fall! Das Napoleondenkmal steht in unserer Stadt bei der Castorkirche und außerdem im Baedeker. Jeder Einheimische kennt und schätzt es. Seine Inschrift lautet, natürlich in französischer Sprache:

An 1812
mémorable par la campagne contre les Russes. Sous le Préfecturat de Jules Douzan.

Darunter steht: Vu et approuvé par nous Commandant russe de la ville de Coblentz, Le 1er Janvier 1814.

In deutscher Übersetzung:

Jahr 1812
denkwürdig durch den Feldzug gegen die Russen. Unter der (französischen) Präfektur Jules Douzan.

Gelesen und gutgeheißen durch uns, den russischen Kommandanten der Stadt Coblenz, 1. Januar 1814.

In der dankbaren rheinischen Bevölkerung besteht die Absicht, bei künftigen Napoleonstagen der Franzosen an diesem Gedenkstein der Befreiung vom Franzosenjoch Feiern abzuhalten."

Soweit das Schreiben. Wir fügen ihm nur die Hoffnung bei, daß die rheinische Bevölkerung zukünftig noch viele solcher Erinnerungssteine wird errichten können; ob als Motiv dafür „Napoleon" oder „Tartarin vers la Ruhr" gewählt werden wird, darüber muß das Schicksal entscheiden. C. J. W.

## Das Parlament der Tat

Im Mai haben die ersten Wahlen zum irischen Parlament gemäß dem neuen Homerule-Gesetz stattgefunden. Von 128 Parlamentsitzen sind 124 ein und derselben Partei, der Irisch-Republikanischen Unabhängigkeitspartei Sinnfein, zugefallen. Die übrigen vier Sitze entfallen auf die Universität Dublin. Trotz dieser in der Geschichte der Parlamente beispiellosen Einigkeit der Wähler denken die gewählten Volksvertreter nicht daran, sich auch nur zu einer einzigen Sitzung oder Rede zu vereinigen. Fünfundvierzig von ihnen würden auch dazu gar nicht imstande sein, da sie in englischen Gefängnissen oder Internierungslagern eingesperrt sind. Eine Reihe anderer der gewählten Volksvertreter ist vogelfrei und liegt mit England in dem Guerillakrieg, der täglich blutige Opfer fordert. Das irische Parlament wird nach dem Beschluß der Sinnfeiner erst dann zusammentreten, wenn sämtliche zweiunddreißig Grafschaften Irlands vereinigt sind und nicht nur sechsundzwanzig, wie das Homerule-Gesetz der Engländer ihnen zubilligt. Die Irländer wollen trotz der unbeschreiblichen Verwüstung, welche die englische Soldateska in ihrem Lande anrichtet, noch fünfzig Jahre und länger kämpfen, d. h. so lange, bis ihr Ziel, ein einiges und unabhängiges Irland, erreicht ist. Denn Sinnfein heißt „wir selbst". Allerdings läßt sich das Irische nur schwer in die Sprache des heutigen Deutschen übersetzen. C. J. W.

## Die neue Reichsverfassung in Theorie und Wirklichkeit

Daß es zu den Pflichten des Staatsbürgers gehört, die Verfassung zu kennen, die sich die deutsche Republik durch die Nationalversammlung in Weimar gegeben hat, ist auch dadurch anerkannt worden, daß man beschlossen hat, jedem Schulkinde bei seiner Entlassung ein Exemplar davon mitzugeben, wobei man dann allerdings über diesen Beschluß ein wenig hinausgegangen ist, indem man diesem Exemplar eine einseitig und parteipolitisch gefärbte Einleitung beigegeben hat.

„Das deutsche Volk, einig in seinen Stämmen und von dem Willen beseelt, sein Reich in Freiheit und Gerechtigkeit zu erneuern und zu festigen, dem inneren und dem äußeren Frieden zu dienen und den gesellschaftlichen Fortschritt zu fördern, hat sich diese Verfassung gegeben," so lauten die pompösen Einleitungsworte zu der Verfassung vom 11. August 1919. Sodann folgen die Einzelbestimmungen, die durchsetzt sind mit Grundsätzen und Aussprüchen, die herrlich klingen wie Lehren der Weisheit und Tugend trotz einem Larochefoucauld und seinen Maximen und deren Verwirklichung uns ein wahrhaft goldenes Zeitalter bringen müßte.

Der junge schulentlassene Deutsche, der sich wirklich einmal entschließt, die ihm auf seinen Lebensweg mitgegebene Verfassung zu studieren, soll uns einmal sagen, jedoch auf Grund eigener Erfahrungen und Wahrnehmungen, nicht an Hand der besonders eingefärbten Einleitung, wieweit es nach seiner Ansicht der Republik bisher gelungen zu sein scheint, ihren Grundsätzen in der Wirklichkeit unseres staatlichen Lebens zur Auswirkung zu verhelfen. Dabei machen wir es ihm zur selbstverständlichen Pflicht, mit gebührender Nachsicht zu bedenken, daß

leicht beieinander wohnen die Gedanken,
doch hart im Raume stoßen sich die Sachen,

und nicht allzu strenge zu sein, wofern nur der gute Wille ersichtlich ist und der Widerstreit zwischen Theorie und Wirklichkeit nicht allzu schmerzhaft die Sinne verletzt.

Hier folgen einige seiner Bemerkungen und Beobachtungen mit seinen eigenen Worten:

Artikel 1. „Die Staatsgewalt geht vom Volke aus."

Schon hier stutze ich. Ich denke mir darunter den direkten Einfluß des Volkes oder doch seiner überwiegenden Mehrheit auf die Staatsgeschäfte. Wie verwirklicht sich dieser schöne Gedanke? Man hat hierzu ein sogenanntes demokratisches Regiment durch die Parlamente eingeführt, zu denen ohne Unterschied Männer und Frauen vom vollendeten 20. Lebensjahre an wählen. Offenbar glaubt man, hierdurch den die Staatsgewalt bestimmenden Willen des Volkes ermitteln zu können, indem man davon ausgeht, daß alle diese Wähler einschließlich der politischen Hemdenmätze die Einsicht haben, diesen Volkswillen zu kennen, und die Absicht, ihn zur Geltung zu bringen. Doch nicht dies allein, sondern vor allem auch, daß die Erwählten dieses „Volkes", die es in seinem Willen vertreten sollen, von der gleichen Einsicht und Absicht beseelt seien. Wirklich? Credat Judaeus Apella! Mir kommt das, höflich gesagt, eher wie ein schwerer Denkfehler vor, denn als eine so oft schon vergeblich versuchte Lösung des Problems, ein Volk so zu regieren, wie es seinem Willen entspricht, und noch weniger so, daß die hohen Ziele der oben angeführten Einleitung: Freiheit, Gerechtigkeit, Einigkeit, Friede, Fortschritt damit erreicht werden könnten. Dabei will ich noch ganz außer acht lassen, ob der richtig ermittelte Wille des Volkes auch immer darauf gerichtet sein kann, das Glück und die Wohlfahrt des Volkes zu fördern.

Doch ich will nicht jeden Artikel prüfen, sondern nur einige besonders markante Beispiele herausgreifen.

Artikel 9 spricht vom „Schutz der öffentlichen Ordnung und Sicherheit"; Artikel 153 sagt: „Das Eigentum wird von der Verfassung gewährleistet". Welch schöne Gelegenheit hätten zum Beispiel die kommunistischen Plünderungen und

Mordtaten der Osterzeit 1921 gegeben, diese guten Vorsätze wahr zu machen! Statt dessen erfüllt der Staat trotz aller Steuern nicht mehr seine primitivste Aufgabe, Leben und Eigentum seiner Bürger zu schützen, die vielmehr diese Aufgabe in den Einwohnerwehren selbst übernehmen mußten und nun darüber nachdenken, welche Existenzberechtigung dieser Staat denn eigentlich noch hat.

Artikel 109 Absatz 1 spricht es aus, daß „alle Deutschen vor dem Gesetze gleich sind". Hierbei kommt mir das Gesetz über die durch innere Unruhen verursachten Schäden vom 12. Mai 1920 in den Sinn. Dieses gewährt in § 1 Ersatzansprüche gegen das Reich wegen der durch Tumulte an Eigentum sowie an Leib und Leben angerichteten Schäden. Wer nun meint, daß vor diesem Gesetze alle gleich sind, der irrt sich. Denn § 2 gibt Schadenersatzansprüche nur, wenn und soweit ohne solche nach den Umständen das Fortkommen des Betroffenen unbillig erschwert sein würde, wobei seine gesamten Vermögens- und Erwerbsverhältnisse zu berücksichtigen sind. Also gerade diejenigen Teile der Bevölkerung, die niemals Subjekt, desto regelmäßiger aber Objekt des in Plünderungen und Gewalttätigkeiten sich bewährenden praktischen Kommunismus sind, bleiben ohne jeden Schutz gegen die ihnen zugefügten Schäden, während die anderen entschädigt werden sollen.

Artikel 109 Absatz 4 bestimmt, daß Titel nur verliehen werden sollen, wenn sie ein Amt oder einen Beruf bezeichnen. Das Hamburgische Beamtenbesoldungsgesetz vom 24. Juni 1920 hat die Bezeichnungen der Beamten neu geordnet; beispielsweise: was früher Gerichtsschreiber hieß, heißt jetzt „Justizobersekretär"; aus dem alten ehrlichen Gerichtsdiener ist ein (arg militaristischer) „Justizoberwachtmeister" geworden. Nun entscheide man, wer das Ziel der Verfassung, die Beseitigung des Titelunwesens, besser erreicht hat: das fluchbeladene alte Regime oder das republikanische neue Deutschland mit seinem gewaltigen Männerstolz vor Königsthronen? Aber vielleicht wollte man durch diese Verleugnung der heiligsten republikanischen Grundsätze die Segnungen der neuen Ära einleuchtender machen, als es durch sonstige Leistungen möglich ist, die man kennt.

Artikel 115 proklamiert den hehren Grundsatz: „Die Wohnung jedes Deutschen ist für ihn eine Freistätte und unverletzlich." Der deutsche Mann sagt also stolz: „Mein Haus ist meine Burg", und schon kommt die Beschlagnahme und Zwangseinquartierung etwa in Gestalt eines Bolschewisten mit sieben Kindern und der Schwiegermutter und gemeinsamer Küche. (Vgl. Hamb. Verordnung vom 22. September 1920.)

Artikel 124: „Alle Deutschen haben das Recht, zu Zwecken, die den Strafgesetzen nicht zuwiderlaufen, Vereine und Gesellschaften zu bilden." Ob das Verbot der Organisation Escherich auf diesen Artikel gestützt werden soll? Darüber wissen wohl Herr Koch und Herr Hörsing die beste Auskunft zu geben.

Artikel 129: „Die wohlerworbenen Rechte der Beamten sind unverletzlich". Wie verträgt sich damit die Zwangspensionierung mit dem 65. Lebensjahre von solchen Beamten, die unter den früheren Pensionsgesetzen angestellt worden sind?

Artikel 130: „Die Beamten sind Diener der Gesamtheit, nicht einer Partei." Wie konnte es da kommen, daß der Vorsitzende der Hamburgischen Oberschulbehörde, der doch zu den Beamten gehört, den Eltern im Interesse seiner Parteiziele eine viel zu kurze Frist für die Erklärung setzte, ob sie ihre Kinder am Religionsunterricht teilnehmen lassen wollten, und gleichzeitig durch seine Partei ein Flugblatt gegen die Teilnahme an diesem Unterrichte verteilen ließ, ohne den anderen Parteien Gelegenheit zu einer Gegenwirkung zu geben? Daß die Maßnahme der Oberschulbehörde außerdem noch gegen Artikel 149 der Verfassung verstieß, hat ihr kürzlich das Reichsgericht bescheinigen müssen.

Und wie vertragen sich die bekannten Agitationsreisen und -reden der Minister mit dieser Vorschrift?

Auch sehr schön sagt Artikel 21: „Die Abgeordneten sind Vertreter des ganzen Volkes, nur ihrem Gewissen unterworfen und an Aufträge nicht gebunden". Ob dieser Artikel irgend welche Aussicht hat, jemals Wirklichkeit zu werden, ist

angesichts des elenden Parteiwesens und des Parteizwanges („wer nicht Order pariert, der fliegt") einigermaßen zweifelhaft.

Artikel 158: „Die geistige Arbeit genießt den Schutz und die Fürsorge des Reichs". Wiederum sehr schön; nur schade, daß heute von allen Arbeiten die geistige am niedrigsten gelohnt wird.

Artikel 164: „Der selbständige Mittelstand in Landwirtschaft, Gewerbe und Handel ist in Gesetzgebung und Verwaltung zu fördern und gegen Überlastung und Aussaugung zu schützen." Bravo! Dann aber sollte man nicht in Hamburg ein Gewerbesteuergesetz ersinnen, das den gewerblichen Mittelstand schwer belastet, die gemeindlichen (sozialisierten) Gewerbebetriebe aber ganz frei läßt, damit sie den Mittelstand desto bequemer „aussaugen," können.

Zwischendurch eine sprachliche Bemerkung: Artikel 111 gibt jedem das Recht, „jeden Nahrungszweig zu betreiben." Wie betreibt man einen Zweig? Die Vermengung mehrerer einander ganz fremder Bilder ist besonders typisch für den Mangel an deutschem Sprachgefühl und erinnert an den „Zahn der Zeit, der schon so manche Träne getrocknet hat und auch über diese Wunde Gras wachsen lassen wird". Das schlechte Deutsch wird vielleicht durch die Herkunft der Persönlichkeit des Verfassers der deutschen Verfassung hinreichend zu erklären sein.

Zum Schluß noch der vielumstrittene Artikel 3: „Die Reichsfarben sind schwarz-rot-gold". Nein, das sind sie nicht, und wenn es zehnmal in der Verfassung stünde. Auch hier wieder, wie in so vielen Fällen, der klaffende Riß zwischen Theorie und Wirklichkeit.

Dr. Wolf Mannhardt

Verantwortlich: **Hans von Sodenstern** in Berlin.
Schriftleitung und Verlag: Berlin SW 11, Tempelhofer Ufer 35a. Fernruf: Lützow 6510.
Verlag: K. F. Koehler, Abteilung Grenzboten, Berlin.
Druck: „Der Reichsbote" G. m. b. H. in Berlin SW 11, Dessauer Straße 36/37.

**Rücksendung von Manuskripten erfolgt nur gegen beigefügtes Rückporto.**
**Nachdruck sämtlicher Aufsätze ist nur mit ausdrücklicher Erlaubnis des Verlages gestattet.**

## Notiz

Dem heutigen Heft liegt ein Prospekt der Firma **H. Haessel, Verlag, Leipzig,** betreffend **Adolf Bartels, „Die Jüngsten"** bei.

**„Kürschners Literatur-Kalender.** Wie uns die Redaktion des Literatur-Kalenders mitteilt, ist die seit langem sehnlichst erwartete neue Auflage im Druck. Es ist erwünscht, daß alle diejenigen Schriftsteller, die in den Literatur-Kalender aufgenommen zu werden wünschen und die noch keinen Fragebogen erhalten haben, möglichst umgehend an die Redaktion des Literatur-Kalenders (Verlag Vereinigung wissenschaftlicher Verleger, Walter de Gruyter u. Co., Berlin W. 10, Genthiner Straße 38) die Bitte richten, ihnen einen Fragebogen zukommen zu lassen."

**Die Rechtslage der Ostprovinzen nach dem Friedensvertrage**
Eine Quellensammlung
Herausgegeben im Auftrage der Deutschen Vereinigung in Bromberg
von **Carl Georg Bruns**
Preis 4,50 Mark.
K. F. Koehler, Abteilung Grenzboten, Leipzig und Berlin

## Pensionen, Bildungsanstalten, Kurmittel

**See- und Solbad Swinemünde.**

Deutschlands größtes und Berlin nächstgelegenes Ostseebad I. Ranges.

**Borgfeldthof Meran**

Gediegenes Familienheim. Herrliche Lage. Vorzügliche Verpflegung. Sehr günstige Bedingungen. Dauernd offen. Anfragen **Obermais**, Winkelweg 77.

**Pension von Lützow**

**Berlin W 30 (Schöneberg)**, Luitpoldstraße 19, II. III. T.: Lützow 7924 u. W 50 (**Charlottenburg**), Nürnbergerstraße 25 26 III, **Ecke Augsburger.** T.: **Steinpl. 152 55**; in nächster Nähe von 4 Untergrundb. u. viel. Straßenb., Zimmer einschl. Verpfl. tgl. v. 35 M. an. Mod. Komfort, Aufzüge in beiden Heimen.

Major z. D. **Frhr. von Lützow.**

**Königsberger Schülerheim**

**Königsberg i. Pr. — Villa Oberteichufer 18-19**

Vorbereitung für die Einjährig-Freiwilligen-Prüfung und die Reife für Obersekunda

**Priv. Unterrichtsanstalten Bückeburg**

1. Höh. Privatschule / alle Schularten u. Schulprüfungen
2. „ Handelsschule. 3. Handelsrealschule. 4. Schülerheim

**Werbeheft u. Auskunft d. d. Direktion.** Fernruf 32

**Evang. Pädagogium**

**Godesberg** (Rhein u. **Herchen** (Sieg)

Realgymnasium i. E., Oberrealschule i. E. m. Progymnasium, bisher mit Einjähr.-Berechtigung, jetzt in Entwicklung zur Vollanstalt. Höhere Handelsfachklasse. 500 Schüler, 75 Lehrer u. Erzieher. Internat in 22 Familienhäusern.

Direkt.: Prof. **O. Kühne**, Godesberg a. Rh.

**Thür. Handelsschule**

**BAD ILMENAU**

**Theor.** und **prakt.** Ausbildung ganz nach Alter und Vorbildung. 1/2-J.-, 3/4-J.-, Jahres- u. Zweijahreskurse. Glänz. Erfolge. Prosp. 10 u. jede gewünschte Ausk. umsonst.

**Nierenleidende, Zuckerkranke**

erhalten kostenlos belehrende Schrift von

**Dr. Jul. Schäfer, Barmen 46.**

**Bad Salzbrunn**

**SCHLESIEN**

**KATARRHE**
**ASTHMA, GRIPPE**
**NIEREN — BLASE**
**GICHT — ZUCKER — STEINE**

**Führer und Fahrkarten für Swinemünde**

**im Mitteleuropäischen Reisebüro Berlin, Unter den Linden 57/58 und im Potsdamer Bahnhof.**

**DER AUFSTIEG DES MORGENLANDES**

(THE AWAKENING OF ASIA)

Von **H. M. Hyndman.** Uebersetzt von Legations-Sekretär **Dr. W. O. von Hentig**

H. behandelt die Wechselwirkungen zwischen England, Europa und Asien in geschichtlich umfassender, volkstümlicher, auch vor keiner Kritik des Engländers und Europäers zurückschreckender Weise. Er zeigt auch, wie bei den Vorstößen, die bald von asiatischer, bald europäischer Seite gemacht worden sind, die Reihe nunmehr wieder an Asien ist, und — das ist für uns von nicht geringer Bedeutung — daß dieser neueste jetzt einsetzende Stoß sich gegen England richtet. Das Werk gibt mithin gerade in unseren Tagen — wo sich die Sowjets dieser Bewegung führend bemächtigt haben — den Schlüssel für das Verständnis von uns Deutschen fernliegenden, aber besonders zu beherzigenden Fragen

**Preis 34 M., gebunden 40 M.**

**K. F. KOEHLER, VERLAG, LEIPZIG**

**Ausgegeben am 7. Juli 1921**

Manch verwandtes Gemüt treibt mit mir im Strom des Jahrhunderts; aber der Strom zerrinnt und wir erkannten uns nicht. Xenien

---

# Masse und Persönlichkeit

Von Dr. Siegfried Sieber-Aue

riedrich Ratzel schreibt in seinen Feldzugserinnerungen von 1870/71: „Hundertausend Einzelmänner werden in die Masse hineingeschmiedet und werden als bessere gehärtet hervorgehen, nachdem das Feuer dieser Tage sie durchglüht haben wird." Das sind Erlebnisse einer starken Persönlichkeit, psychologische Erfahrungen, wie wir alle solche im Verlaufe des Weltkrieges gemacht haben. Aber auch in der Revolution und in dem Parteiringen unserer Zeit ist uns zu Bewußtsein gekommen, wie stark der Gegensatz zwischen Masse und Einzelmensch noch heute sich ausprägt. Gerade die Gebildeten, die gewissermaßen den Marschallstab als Führer der Masse im Tornister zu tragen meinen, empfinden es um so härter, wenn sie Massenmenschen werden sollen. Sie halten sich darum möglichst fern von allem, was nach Masse dünstet, sie werden oder bleiben Eigenbrödler, sie gehen auf diese Weise der Organisation verloren, das wirtschaftliche Leben dieser Kreise verfällt, ihre Bedeutung für das politische Leben sinkt, wenn es nicht gelingt, die Gebildeten zur rechten Beteiligung an der Masse zur erziehen.

Muß denn der einzelne bisweilen in die Flut der Masse niedertauchen? Er tut es täglich. Wir selbst sind uns dessen nicht bewußt, wie fest wir mit allen Fasern unseres Seins verwachsen sind in der Masse. In Sitte und Brauch, in Mode und Stil, in politischen und wissenschaftlichen Anschauungen gehören wir zu irgend einer Masse, sei sie fortschrittlich, rückständig, völkisch, christlich oder wie man sie sonst bezeichnen mag. Selbst die freieste Persönlichkeit wurzelt irgendwo in der Masse, wenn sie auch auf diesem oder jenem Gebiete Bahnbrecher, Führer, Neutöner ist. Je schärfer ausgeprägt eine solche Persönlichkeit ist, um so härter

empfindet sie jedesmal die Hemmung und Demütigung, daß sie hier und da auch mit der Masse laufen, in ihr dienen muß. Eine radikale Lösung der Bande, die den einzelnen mit der Masse verknüpfen, gibt es nicht. Goethe, Nietzsche, Stirner glauben nur, daß sie einsam seien, sind aber gleichwohl in der Masse verfangen. Auch der Einsiedler trägt noch Spuren früherer Massenwirkung in seiner weltfernen Klause an und in sich. Wer aber den Verzicht auf seine persönlichen Werte nicht aussprechen mag, wer stolz darauf ist, wenigstens auf seinem Gebiete, und sei es noch so klein, ein Führer zu heißen, der soll sich klar werden über die Möglichkeiten, wie er sich in der Masse behaupten kann, und zweitens über die Pflichten, die ihm als Führer irgend einer Masse erwachsen.

Beides ersehen wir aus der Massenpsychologie, einer Kreuzung aus Psychologie und Soziologie, einer Wissenschaft, die für unser auf dem Massenwillen beruhendes Staatswesen unentbehrlich ist, die aber bisher gerade in Deutschland und namentlich vor dem Kriege vernachlässigt worden ist. Ein jeder ist dazu berufen, sie mit aufzubauen, denn jeder erlebt fast täglich die Einflüsse der Masse an sich, wird von ihr wider seinen Willen mitgerissen, widersteht ihr wohl einmal siegreich, beherrscht sie gar mit den Mitteln des Redners und Führers. Wie die Astronomie auch die Mitteilungen von Laien über Meteore erbittet und verarbeitet, wie die Erdbebenforschung Meldungen über Erschütterungen, die Vogelforschung die Einsendung der Abzeichen beringter Vögel wünscht, so wendet sich die Massenpsychologie an alle um Mitarbeit. Seelische Regungen bei Versammlungen, bei Aufläufen, im Volksfest, im Theater, zu Wahlzeiten, im Sturmangriff, bieten, genau aufgezeichnet, Rohstoff für den Forscher, der aus tausenderlei Beobachtungen seine Schlüsse ziehen muß, ebenso wie der Vertreter der experimentellen Einzelpsychologie hunderte von Messungen und Feststellungen braucht, um seine Ergebnisse zu gewinnen. Auch die Massenpsychologie geht neuerdings mit Experimenten vor, mit Versuchen an Schulkindern, Studentengruppen, militärischen Abteilungen usw., und stellt dabei die Beeinflussung fest, die der Einzelne in seiner Arbeit, seinem Denken innerhalb der Masse erleidet.

Der Einzelne wird in der Masse entweder beschwingt, gestützt, gefördert oder die Persönlichkeit leidet unter der Masse. Die Menschen in der Masse gleichen sich an, d. h. die schwächeren Persönlichkeiten werden von den stärkeren emporgezogen, aber umgekehrt sinkt die höhere Schicht wieder, bis etwa gleiche Höhenlage erreicht ist. Dies geschieht innerhalb der Masse. Aber auch dann, wenn der Einzelne der Masse gegenübertritt als Führer, Schauspieler, Dirigent, Redner, Lehrer, Offizier, wirkt die Masse bald hemmend, bald fördernd. Das Lampenfieber möge als Beispiel für die erste, die Begeisterung und Aufregung, das Gefühl der Überlegenheit, das den einzelnen bisweilen der Masse gegenüber ergreift, als Beweis für die zweite Behauptung gelten.

Um die Masse beherrschen zu lernen, muß der Gebildete sich mit Massenpsychologie befassen. Aber auch andere Gründe erzwingen eine Beschäftigung mit diesen Fragen. Unsere Kultur, die gegenwärtig auf allen Gebieten einen massenmäßigen Zuschnitt trägt oder annimmt, gibt uns täglich massenpsychologische Rätsel auf, die wir ohne Schlüssel nicht entziffern können. Berufe, die viel mit der Masse zu tun haben, der Redner in Volksversammlungen, der Geistliche, der Rechtsanwalt verstehen wohl mit handwerksmäßig erworbenen Mitteln und Kunst-

griffen der Massenseele zu Leibe zu gehen, ohne deshalb doch immer das Wesen der Masse erkannt zu haben. Der Lehrer hat bisher wohl Schülermassen bearbeitet, aber ausgehend von der Einzelseele und nur äußerlich an einige überlieferte pädagogische Vorschriften wie Chorsprechen usw. angelehnt. Dem Arzt wäre not, massenpsychische Grundlagen von Volksseuchen kennen zu lernen, dem Künstler, die Massenwirkung eines Kunstwerkes, einer Theateraufführung, eines Konzerts zu studieren, um der bisherigen, stets allzu persönlichen Kunstkritik ein Gegengewicht zu bieten, der Reklamefachmann, der Schriftsteller, der Staatsmann, kurz jeder der politisch und organisatorisch auftreten will, verschaffe sich nicht nur ein praktisches Rüstzeug in Rednerkursen oder langjähriger Vereinstätigkeit, sondern beginne, das Massenproblem zu durchdenken und sich seiner Doppelstellung als Führer und Massenmensch bewußt zu werden. Gerade unsere Zeit, die auf der jahrelangen massenseelischen Schulung des Heeres aufbauen kann, die alle Schrecken des Massenwahns in der Revolution, in Streiks und Putschen durchgekostet hat, ist berufen, die Massen in scharfe Disziplin zu nehmen und die Stellung des Einzelnen zur Masse fest zu umreißen.

# Notschrei aus Südwestafrika

Aus Farmerkreisen Südwestafrikas erhalten wir die nachstehenden Ausführungen, die ein erschreckendes Bild der gesegneten Wirkung der neuen englischen Verwaltung geben und sich bezüglich Südwestafrikas würdig der Äußerung Churchills vom 22. Juni anreihen, „daß während eines oder zweier Jahre die Verwaltung des Gebietes von Tanganjika dem Gebiet nicht die gleiche Wohlfahrt werde geben können, wie sie zur Zeit der deutschen Herrschaft bestanden habe." Die Schriftleitung.

In unserem letzten Briefe berichteten wir über die Kämpfe, die wir mit dem Administrator und Gouverneur unserer Kolonie, sowie mit der Kapregierung in der Schulfrage ausfechten mußten und die vorläufig mit einem Siege des Deutschtums insofern endeten, als wir uns entschlossen haben, die Opfer für eine Weiterführung der Privatschulen selbst zu tragen*).

Die heutigen Zeilen sollen einmal die wirtschaftliche Lage beleuchten, in die wir deutschen Farmer gebracht werden, indem Südwestafrika mit seinen Produkten vom südafrikanischen Ochsenmarkte immer mehr verdrängt wird, ohne daß die Regierung uns tatkräftige Hilfe zuteil werden läßt.

*) Vergl. Grenzboten Heft 25/26 „Deutsche Volksgemeinschaft".

Noch nie hat Südwestafrika eine solch schwere Krisis durchgemacht wie die jetzige, die mit besonderer Schärfe Ende des letzten Jahres einsetzte, als in Südafrika guter Regen fiel, der Ochsenmarkt in Johannesburg usw. durch Schlachtrinder aus Südafrika überfüllt wurde und die Preise infolgedessen von 60,— Sh. auf 35,— Sh. per 100 lbs fielen. In den Jahren 1919/20 gingen jährlich ungefähr 18 000 Schlachtrinder aus Südwest nach Südafrika, und da diese Ausfuhr plötzlich aufgehört hat, macht sich in dem ganzen Wirtschaftsleben hier ein unerträglicher Druck geltend, der binnen kurzem ernste Folgen haben muß, weil den Farmern die Haupteinnahmequelle auf ungewisse Zeit verschlossen bleibt. Selbst Hammel, die im letzten Jahre zu 20/— Sh. bis 25/— Sh. das Stück sehr gesucht waren, sind jetzt auch nicht einmal zu 10/— Sh. das Stück abzusetzen. In allen Kreisen lautet die Frage: „Wie kann Südwest sein Fleisch absetzen oder verwerten?" Gewisse Kreise bringen die jetzige Krisis auch mit der Politik in Verbindung und befürchten, daß die Jingopartei uns erst wirtschaftlich ruinieren will, um die Farmwirtschaften alsdann als reife Beute für ein billiges Geld einzustecken. Eine große Anzahl hier schon länger ansässiger südafrikanischer Farmer ergeht sich jedenfalls in viel schärferen Ausdrücken gegen die Regierung als es von deutscher Seite geschieht. Auch war kürzlich ein Vertreter der Transvaal-Farmervereinigungen hier, um die Entwicklungsmöglichkeiten von Südwest zu sondieren. — Die dortigen Kreise rechnen damit, daß es nur eine Frage der Zeit sei, bis eine Bahn von Transvaal und dem südlichen Rhodesia durch das Betschuanaland über Gobabis, Windhuk nach Walvis Bay gebaut werde, um den Hauptwarenimport und -export: Gold, Vieh usw. von dem mittleren Südafrika über diese Linie zu leiten, da dies eine Zeitersparnis von vier Tagen bedeuten würde. — Der Vertreter der Transvaaler nun *warnte* die hiesigen Farmer, sie sollten sich von vornherein ihre Selbständigkeit in der Fleischausfuhr sichern und nicht in die Hände des Großkapitals fallen, wie es in Südafrika der Fall sei, wo die Imperial Cold Storage Co. und deren Genossen den Markt ganz beherrschen und den Farmern die Preise vorschreiben.

Vor dem Kriege hatte die deutsche Bevölkerung mit Recht ihr ganzes Vertrauen auf die heimische Leitung der hiesigen Deutschen Farmgesellschaft (Liebig) gesetzt, die über eine große Erfahrung in der Fleischverwertung und Ausfuhr aus Argentinien her verfügte und auch die feste Zusicherung gegeben hatte, sobald jährlich 10 000 bis 20 000 Schlachtrinder in Südwest zur Verfügung seien, eine Fleischverwertungsfabrik im Lande zu errichten und für einen geregelten Ochsenabsatz Sorge zu tragen. Seitdem aber die deutsche Leitung beseitigt ist, verlautet seitens der Liebig Co. nichts mehr von diesem Plane.

Soweit wir die Lage jetzt übersehen können, fehlt es vor allen Dingen hier im Lande an Personen oder Stellen, die einen zuverlässigen Rat in dieser Hinsicht geben könnten. Pläne tauchen genug auf, aber wenn man sie näher prüft, so stellt es sich immer heraus, daß sie nur theoretisch Geltung beanspruchen können und jeder praktischen Erfahrung entbehren.

Das Unangenehmste bei der jetzigen Lage ist, daß Eile nottut, eine Fleischverwertungsanlage sich aber anderseits nicht aus der Erde stampfen läßt, weshalb man augenblicklich der Sache ziemlich ratlos gegenübersteht. Es wird auch

immer wieder der Plan aufgegriffen, die Ochsen in geeigneten großen Dampfern lebend nach Europa zu verschiffen, wobei aber zurzeit die Unterlagen für eine sichere Kalkulation fehlen. Es verlautet allerdings von zuverlässiger Seite, daß die Farmer von Südwest den notleidenden Kindern in Deutschland 500 Kühe schenken wollen, und soweit wir uns in den verschiedenen Kreisen unterrichten konnten, scheint es, als ob diese Sendung bereits im Juli auf den Weg gebracht werden soll! Dieser Transport würde zweifellos wertvolle Erfahrungen für die Ausfuhr lebender Ochsen an die Hand geben.

Ein anderer Plan will die Ochsen als Salzfleisch verwerten und ausführen. Da es sich aber um 20 bis 30 000 Tierkörper handelt, dürfte es wohl schwierig sein, die Schlachtereianlage zu errichten, die Fässer usw. zu beschaffen und die Abfälle in genügend rationeller Weise zu verwerten.

Büchsenfleisch herzustellen wird nach allgemeiner Ansicht wohl die längste Vorbereitungszeit erfordern; es ist jetzt auch weniger beliebt.

Die allermeisten Pläne endlich laufen darauf hinaus, die Schlachtochsen in geeigneten Dampfern als Gefrierfleisch nach Europa zu bringen. Aber auch dieser Plan stößt insofern auf Schwierigkeiten, als die Landungsbrücke in dem (unbefestigten und nicht verteidigten!) Swakopmund im Kriege von englischen Kriegsschiffen zerschossen und seitdem nicht wieder hergestellt wurde. In Walvis Bay ist aber bisher so gut wie nichts für den Hafen geschehen, weil man sich immer noch nicht schlüssig ist, wo der Hafen schließlich gebaut werden soll. Die letzten Ansichten gehen dahin, daß der Hafen bei Birdsrock, 10 Kilometer nördlich von Walvis Bay nach Swakopmund zu, gebaut werden müsse. Da sich aber gerade die Leitung der South African Railways and Harbours (das Ministerium) unserem Lande gegenüber am wenigsten freundlich gezeigt hat, darf man sich betreffs des Hafenbaues keine allzugroßen Hoffnungen machen.

Es würde uns interessieren, zu hören, ob von Europa, in erster Linie Deutschland und Holland, durch sachverständige Ratschläge geholfen werden könnte und wie die Ansichten dort sind, ob es sich durchführen läßt, daß unsere Schlachtochsen lebend, als Gefrier- oder Salzfleisch nach dort geschafft werden können, denn in Europa ist das Fleisch dringend nötig, während es hier durch großen Überfluß fast wertlos geworden ist. Da anderseits aus dem Kriege genügend Schiffe zur Verfügung stehen, um lebendes Vieh und Gefrierfleisch zu befördern, so ist es unsere feste Überzeugung, daß bei genügend Interesse auch ein gangbarer Weg gefunden werden kann, der einen Austausch von Fleisch und Gütern mit Deutschland ermöglicht!

Nachträglich bemerken wir noch, daß die Finanzierung der Fabrikanlage in dieser schweren Zeit immerhin auf Schwierigkeiten stößt. Wir haben aber das Wohlwollen der Landbank (Regierung), und die ernste Not der Farmer und des ganzen Landes zwingt die Farmer, in dieser Angelegenheit geschlossen vorzugehen, ja auch die Kaufleute haben das größte Interesse daran, soweit sie irgend Mittel flüssig machen können, die Landes-Fleischverwertung finanziell zu unterstützen. Die Landbank hat jetzt begonnen, Hypotheken auszugeben und wird es dann vielen Farmern möglich sein, einen Teil davon für die Landesfleischverwertung auszuscheiden. Jeder Farmer wird selbstverständlich einen großen Betrag für das Unternehmen zeichnen. Der Hauptbetrag soll alsdann dadurch aufgebracht wer-

den, daß von jeder Ochsenlieferung etwa $^1/_5$ für das Aktienkapital zurückbehalten, d. h. dem Lieferanten nicht in bar sondern in Aktien vergütet wird. Die Landbank hat sich bereit erklärt, $^1/_4$ bis $^1/_2$ des Betrages, den die Farmer aufgebracht haben, zur Verfügung zu stellen. So schwierig auch die Finanzierung ist, so hofft man, durch die allgemeine Not gezwungen, doch, daß diese auf die vorstehend angedeutete Weise zu lösen ist.

# Das Kartenspiel um Oberschlesien

Von Professor Walter Stahlberg, Berlin-Steglitz

Nach der Rede Lloyd Georges über Oberschlesiens Vergewaltigung, aus der unsere Regierung leider die ihr gebotene Ermutigung zu entschlossenem Handeln nicht entnommen hat, gab der französische Ministerpräsident einem Vertreter des „Temps" gegenüber nach einer ganz üblen Geschichtsklitterung folgende Sätze für eine Irreführung der öffentlichen Meinung mit auf den Weg: „Die deutsche Mehrheit in den Städten Oberschlesiens rühre daher, daß die Deutschen zusammen mit den Juden sich hier festgesetzt hätten; aber die Städte hätten geringe Bedeutung und erst in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts sei infolge der methodischen Einwanderung der deutschen Beamten, Bürokraten und Geschäftsleute die deutsche Bevölkerung in den Industriestädten stark angewachsen. Wenn man in den berühmten deutschen Atlas von Andree aus dem Jahre 1914 einen Blick werfe, so sehe man, daß ganz Oberschlesien blau hervorgehoben sei, um die polnische Sprache zu markieren, mit kleinen rosa Inselchen, die die deutsche Sprache bezeichneten."

Wir glauben es gern, daß Herr Briand keine Ahnung von dem Alter und der Bedeutung der deutschen Kultur in Oberschlesien hat, daß er gar keine Vorstellung besitzt von der friedlichen Kraftentfaltung, mit der seit der großen deutschen Kolonisation des Ostens, von den Landesherren selber gerufen und willkommen geheißen, die deutsche Siedlung auch in Oberschlesien so starke Wurzeln geschlagen hat, daß sie jetzt seinen ganzen Volksboden durchdringen und nur durch eine wider die natürliche Entwicklung wütende Gewalt auszurotten wären; wir glauben auch gern, daß er nichts davon weiß, wie deutsche Rechts- und Verfassungsformen in ihrer Weiterbildung nicht nur ein einheitliches Gemeingefühl aller schlesischen Lande, sondern auch ein Bewußtsein von dem Gedeihlichen ihres Zusammenhanges mit Deutschland herbeigeführt haben, und daß die gemeinsam durch sieben Jahrhunderte mit Deutschland erlebten Schicksale diesen Zusammenhang immer enger und unauflöslich gestaltet haben. Daß Herr Briand nichts tun wird, um solche ihm abgehenden Kenntnisse zu erwerben, wo er zur Unterstützung der ihm politisch wertvollen polnischen Forderungen sie der gesamten Welt vorzuenthalten bemüht

sein muß, versteht sich von selbst. Betrüblicher ist es, daß er unter Berufung auf deutsche Zeugen seiner Unwissenheit und Falschrednerei das Mäntelchen wissenschaftlich beglaubigter Tatsächlichkeit mit einem Schein des Rechtes umhängen kann.

Nur mit dem Schein des Rechts natürlich! Denn weder der Atlas von Andree noch andere deutsche Karten haben durch ihre Farbengebung mehr als die sprachlichen Verhältnisse darstellen wollen, haben vor allem damit dem Lande wahrhaftig nicht polnischen Charakter zuerkannt. Die gänzlich unpolitischen Deutschen haben nun einmal in ihrer nationalen Unbekümmertheit die Sprachenverhältnisse in unseren Ostmarken ganz allgemein bisher in einer Weise behandelt, in statistischen Anschreibungen wie in kartographischen Darstellungen, die jetzt, wo wir in nationaler Not sind, sich als eine politische Kurzsichtigkeit sondergleichen offenbart. In West- und Ostpreußen hat man die Kassuben und Masuren nicht immer auffällig genug als besondere Stämme neben die Polen gestellt, was sie tatsächlich verdienen; und in Oberschlesien hat man der einen dort heimatlichen Dialekt redenden Bevölkerung ebenso unrecht getan, als man sie statistisch und kartographisch schlechthin als Polen buchte.

Tatsächlich ist ihre oberschlesische Mundart, das sogenannte Wasserpolnisch, mit deutschen Lehnworten reich durchsetzt und von dem Hochpolnischen so stark verschieden, daß die Polen sie kaum verstehen. Die Polen haben geradezu mit Geringschätzung auf die Oberschlesier heruntergesehen. Diese wollten denn auch, wie 1847 der oberschlesische Abgeordnete Wodiczka im vereinigten Landtage erklärte, „nur als deutsche Brüder, als Preußen angesehen und behandelt werden". In den letzten Jahrzehnten erst hat die künstlich ins Land getragene großpolnische Hetzarbeit versucht, den Oberschlesiern ein großpolnisches Nationalgefühl einzuimpfen. Es war ihnen bis heute aber nicht in dem Maße gelungen, daß sie einer für Polen günstigen Volksstimmung sicher sein konnten. Daher sollten nun Vergewaltigung und Schrecken nachhelfen und die natürlich und geschichtlich gewordenen Verhältnisse umprägen. Corriger la nature! war die Losung, mit der die Abstimmung von Korfanty und seinen Gesinnungsgenossen vorbereitet wurde. Die Franzosen verstanden diese Losung von ihren seit alters geübten Propagandakünsten her ausgezeichnet und haben mit den Polen zusammen aus dem Vollen gearbeitet, um den polnischen Anstrich für Oberschlesien herzustellen.

Die deutsche Kartographie war leider den Herolden ihres Tuns dabei von Nutzen. Mehr als einmal hat Briand bei seinen Bemühungen, die oberschlesischen Dinge in einem Deutschland abträglichen Lichte darzustellen, sich für seine unwahren Behauptungen auf deutsche Karten berufen. Nicht nur daß, wie schon gesagt, Masuren, Kassuben und Wasserpolaken auf ihnen für gewöhnlich „der polnisch sprechenden Bevölkerung zugerechnet wurden", wie es auf einer der besten Karten heißt, sie litten auch alle an einem methodischen Mangel, der ein ganz falsches Bild von der Deutschheit und von der Polnischheit der dargestellten Flächen gab und geben mußte, wenn man nun einmal fälschenderweise die Sprache als Ausdruck des politischen Bekenntnisses nahm. Und dieses falsche Bild mußte nach Lage der Dinge zuungunsten der Deutschen ausfallen. Ein Beispiel wird am besten klar machen, um was es sich handelt.

Ein großer Gutsbezirk, der auf einer großen Fläche von 2000 Hektar etwa zwei deutsche und acht polnische Einwohner hat, ist auf diesen Karten in seiner ganzen großen Fläche als zu 80 Prozent polnisch dargestellt. Demgegenüber tritt eine Gemeinde, wenn sie auf einem Viertel der Fläche von 500 Hektar unter 2000 Einwohnern etwa 1600 Deutsche hat, mit ihren 80 Prozent deutsch ganz wesentlich zurück. Jene „80 Prozent polnisch" decken eine viermal so große Fläche der Karte, als diese „80 Prozent deutsch", die acht Polen wiegen also für den allein nach dem Kartenbilde urteilenden Beschauer viermal so schwer, als die 1600 Deutschen, die doch an sich zweihundertmal so stark ins Gewicht fallen müßten, als jene acht Polen. Wir haben in der Karte ein Zerrbild der Wirklichkeit vor uns, wie man sich es irreführender gar nicht vorstellen kann. Was ich hier für zwei Gemeindebezirke versucht habe klar zu machen, gilt genau so für jede größere Stadt gegenüber allen den kleinen Landgemeinden eines Kreises und gilt ebenso auch von den dünn besiedelten Landkreisen Oberschlesiens, wie Pleß, Rybnik, Groß Strehlitz, Lublinitz usw. gegenüber den Massensiedlungen der Industriekreise auf ihrem engen Raum.

Auf den ersten Blick macht eine kartographische Darstellung, der die Gemeindebezirke zugrunde gelegt sind, den Eindruck großer wissenschaftlicher Zuverlässigkeit, eben weil sie bis in die Einzelheiten hineingeht. Dennoch gibt sie bei einer Darstellung nach dem Hundertanteil ein ganz ungenügendes Bild von der tatsächlichen Bevölkerungslage überhaupt. Sie läßt einen Vergleich der Flächen, die hier in einem bestimmten Grade „polnisch" oder „deutsch" erscheinen, überhaupt nicht zu, weil sie ganz unvergleichbare Dinge als völlig gleich vortäuscht. Die kleinen Inselchen auf der Andreeschen Atlaskarte, von denen Herr Briand spricht, sind keineswegs die verschwindenden deutschen Tropfen in dem polnischen Meer, als die er sie hinzustellen beliebt. Gerade die, die mit am kleinsten erscheinen, haben die größte Bedeutung für das ganze Land; in ihnen liegen die großen Lebensmittelpunkte der Produktion und des Verkehrs und bestimmen tatsächlich alle Verhältnisse des Landes weit über den ihnen auf der Karte zugewiesenen kleinen Farbenbereich hinaus; sie übertragen die in ihnen gesammelten deutschen Lebenskräfte auf das polnisch sprechende Land um sie herum und geben ihm dadurch seinen Charakter.

Man vergleiche nur einmal daraufhin die sorgfältig und genau gearbeitete Übersichtskarte der in unseren Ostprovinzen vorherrschenden deutschen und fremden Muttersprachen nach Gemeindeeinheiten (1 : 1750000), die vom Königlich Preußischen Statistischen Büro gelegentlich seiner Jahrhundertfeier 1905 in einem statistischen Atlas veröffentlicht ist, wo die Landesteile mit überwiegend deutsch und überwiegend polnisch sprechender Bevölkerung in den beiden Stufen „über 75 Prozent" und „über 50 bis 75 Prozent" dargestellt sind. Wenn auf ihr nicht durch die Schriftgröße ihrer Namen Orte wie Oppeln, Gleiwitz, Beuthen, Königshütte sich vor anderen Orten heraushöben, ihre blauen Farbeninselchen ließen sie als unbeachtlich in dem weiten roten polnisch sprechenden Bereich erscheinen. Und doch machen *sie* Oberschlesien zu dem, was es ist! Die Arbeit und die Tüchtigkeit ihrer deutschen Bewohner hat den Weltruf Oberschlesiens begründet und erhalten. In der Hundertteilsdarstellung der Bevölkerung nach Sprachen verschwinden diese Orte mit ihren auf kleinen Raum zusammengeballten Volksmassen gegenüber den

kleinen Bevölkerungsgrüppchen, die in weiter Zerstreuung über die großen Flächen des Landes zerstreut sind. 50 oder 75 Prozent ist eben einmal eine völlig zu vernachlässigende Größe und hat das andere Mal eine überragende und bestimmende Bedeutung für das ganze Land; aber die Karte läßt nicht erkennen, ob jeweils das eine oder das andere zutrifft.

Kann somit die Sprachenkarte nach Hundertteilen der Bevölkerung kein richtiges Bild von der Bevölkerungsverteilung geben, fälscht sie es, ohne daß diese Absicht vorläge, nach dem nun einmal vorhandenen Tatbestand der verschiedenen Bevölkerungsdichte auf den verschiedenen Flächen zuungunsten des Deutschtums um, so wirkt weiter zu unserem Nachteil, daß Sprache und politische Gesinnung sich nicht decken. Ein großer Teil der als polnisch sprechend Verzeichneten steht auf der Seite der Deutschgesinnten. Das kann aber auf allen diesen Karten natürlich überhaupt nicht in die Erscheinung treten.

Wir sehen also, daß die Trümpfe, die die Polen und ihre französischen Helfer mit den Sprachenkarten von Oberschlesien ausspielen, in Wirklichkeit gar keine Trümpfe sind, da diese Karten für das politische Spiel von vornherein als unbrauchbar bezeichnet werden müssen. Das hindert aber unsere Feinde nicht, immer weiter mit diesen Karten zu arbeiten. Sie haben sich sogar für die Abstimmung noch eine andere Sorte Karten beschafft, die aus demselben Grunde für das politische Spiel nicht einwandfrei ist, nämlich Karten, die die Religionsverhältnisse nach protestantischen und katholischen Hundertteilen der Bevölkerung darstellen. Eine solche „Karte über die Religionsverhältnisse von Preußen, Oberschlesien und Polen" soll natürlich den gänzlich unberechtigten Eindruck erwecken, daß katholisch und polnisch sowie protestantisch und preußisch zusammengehöre, daß also Oberschlesien an Polen zuzuweisen sei. „Wohin muß demnach", soll es wörtlich auf dieser für die Abstimmung verteilten Karte in ihrer Erläuterung heißen, „das katholische Volk Oberschlesiens hinstreben?" Ich habe die Karte nicht gesehen; aber die Art ihrer Darstellung ist ja völlig klar und kann darum doch hier beurteilt werden.

Aber nicht genug, daß die Polen mit solchen gar nicht für das Spiel bestimmten Karten ihre Volten schlagen, sie haben sich dafür auch noch eigens solche Karten gefälscht. Ich will nur zwei davon hier hervorheben, die beide schon während des Krieges für das politische Spiel beim Friedensschluß beschafft worden sind. Die eine „Carte de la répartition de la population polonaise dans ses limites ethnographiques et sur les confins. Warschau Swietokrzyska 15" zeigt von der Ostsee bis zu den Karpathen und von der Westecke unserer Provinz Posen bis über Minsk hinaus den Anteil der polnisch Sprechenden an der Bevölkerung der einzelnen Kreise nach Hundertteilen, indem sie alle Kreise mit über 50 Prozent Polen stark dunkelrot, die mit 49 bis 35, 34 bis 25, 24 bis 10 und unter 10 Prozent in verschiedenen Abstufungen heller rot anlegt. Der Zweck dabei ist einmal der, alle deutschen Minderheiten verschwinden zu lassen, ferner alle polnischen Mehrheiten stark hervorzuheben, die deutschen Mehrheiten aber hinter den mehr oder minder dichten Schleier der polnischen Minderheiten zu verstecken. Außerdem werden fälschlich alle Zweisprachigen als Polen gezählt, was allein in Oberschlesien fast 89 000

Menschen zu Polen macht, die es nicht sind. Ferner werden verschiedene Kreise, die trotz solcher Kniffe noch immer eine deutsche Mehrheit haben, als zu 50 Prozent polnisch ausgegeben und mit dem dunkelsten Rot belegt und endlich ist als „annexion prusse" nicht nur eingetragen, was 1772 erworben wurde, Posen, Teile von West- und Ostpreußen, sondern ganz West- und Ostpreußen, dazu Schlesien, Pommern und Brandenburg, soweit sie auf der Karte noch mit Platz haben. Von deutscher Seite ist diese Fälschung bereits im November 1918 durch Professor Dietrich Schäfer gekennzeichnet und ihr eine richtige Karte entgegengestellt, die nach derselben Methode verfährt, aber mit ungefälschten Zahlen arbeitet, die Zweisprachigen zu gleichen Teilen an Polen und Deutsche gibt, und nicht da abändert, wo man die Zahl lieber anders sähe, als sie tatsächlich ist. Die deutsche Karte nimmt daher die Stufen auch sachgemäß so: über 50 Prozent, 50 bis 40, 40 bis 30, 30 bis 20, 20 bis 10 Prozent Deutsche.

Gefährlicher gefälscht als diese immerhin plumpe „Aufbesserung" der Dinge im polnischen Sinne ist die „Nationalitätenkarte der östlichen Provinzen des deutschen Reiches" von Jakob Spett, weil sie einmal durch eine Darstellung kleiner Flächenstücke auf Gemeindebezirke zurückzugehen, also besondere wissenschaftliche Sorgfalt aufgewandt zu haben scheint, und weil sie ferner in dem Drucker „Justus Perthes, Gotha" für einen nicht Fachkundigen den verantwortlichen Herausgeber vortäuscht. Als Herausgeber ist lediglich auf einem auf der Rückseite aufgeklebten Zettel Moritz Perles in Wien genannt. Ich habe über diese Karte in Nr. 44 der „Eisernen Blätter" 1920 etwas ausführlicher berichtet und will hier nur kurz bemerken, daß auch dieses polnische Machwerk die Zweisprachigen zu Polen macht, ferner alle tschechisch Sprechenden in Oberschlesien zu den Polen rechnet, was beides für Oberschlesien ein unberechtigtes Mehr an Polen von rund 142318 Menschen schafft, daß Herr Spett in der statistischen Tabelle bei Oberschlesien einfach die vier rein deutschen Kreise glatt unterschlägt und auf diese Weise fast eine Zweidrittelmehrheit für die Polen herausbringt, nämlich 64,9 Prozent, während sie in Wirklichkeit nur 52,9 Prozent ausmachen, und daß er endlich auch im einzelnen eine ganze Reihe böswilliger Fälschungen des Kartenbildes zugunsten der Polen vorgenommen hat.

Gerade die Spettsche Karte dürfte bei der Behandlung der Ostfragen in dem Friedensdiktat einen wesentlichen Einfluß gehabt haben. Die französischen Weltmeinungsmacher haben sich ihrer wiederholt bedient. Der „Temps" hat seinerzeit, als die Friedenskonferenz sich an das „Weichselproblem" heranmachte und sich anschickte, es in Gegensatz zu den tatsächlichen Verhältnissen und den deutschen Lebensnotwendigkeiten zu lösen, einen Ausschnitt der Spettschen Karte gebracht. Er wollte damit die Weltlüge von der Berechtigung des „polnischen Korridors", den die Feinde mitten durch unsere Provinz Westpreußen legten, mit Hilfe der „Wissenschaft" auf die Beine stellen und hat zu dem Ende die Fälschung der ethnographischen Tatsachen, die ihm die Spettsche Karte bereits bot, noch weiter getrieben. Am Tage der Abstimmung in Oberschlesien hat er dann auch dieses Abstimmungsgebiet aus der Spettschen Karte herausgeschnitten und in Nr. 21 779 veröffentlicht. Ganz wie damals log er wieder, die Karte sei bei Justus Perthes in Gotha veröffentlicht und täuschte so in ihr deutsche wissenschaftliche Arbeit vor. Er schrieb dazu im begleitenden

Text von der „sehr starken Mehrheit polnischer Bevölkerung auf dem Lande, die nicht eben selten 85 Prozent übersteige, während das deutsche Element in gewissen Städten herrsche, ohne sie indessen ganz zu füllen" (dans „certaines" villes sans toutefois les peupler entièrement). Wer zu solcher Beschreibung der Zustände dann das Spettsche Kartenbild im „Temps" ansieht, muß allerdings sagen: „verblüffend polnisch"! Er muß in der erweckten Vorstellung, das „Polonais" der Kartenlegende bezeichne tatsächlich die polnische Staatsgesinnung, dem „Temps" recht geben, wenn er sagt: „Logischerweise hätte das ganze Gebiet an Polen gegeben werden müssen," und er muß die Großmut der Feinde bewundern, die „sich von deutschen Ansprüchen begeistern ließen" (s'inspirant des intérêts allemands) und der „Logik der Tatsachen" zum Trotz „aus Betrachtungen ökonomischer Natur den Grundsatz der Abstimmung zugelassen haben". Aber glücklicherweise wird alle Logik brüchig, wenn die Voraussetzungen falsch sind, aus denen geschlossen wird. Und sie waren falsch! Der 20. März hat das ja unzweideutig dargetan: an dem Tage, wo der „Temps" den Trumpf der Spettschen Karte auf den Tisch legte, bewies die Abstimmung in Oberschlesien, daß er ein Falschspieler war.

Trotz aller angewandten Mittel der Bestechung, Bedrohung und Vergewaltigung kam fast eine Zweidrittelmehrheit für Deutschland zustande. Selbst die Zahl der Gemeinden hat mit 845 für Deutschland eine Mehrheit über die 691 gewonnen, die für Polen gestimmt haben. Und dabei waren entgegen den Wahlvorschriften in einer ganzen Reihe von Fällen Landgemeinden und Gutsbezirke zu Abstimmungseinheiten verbunden, um zu verhindern, daß die für sich bleibende Gemeinde mit voraussichtlich deutscher Mehrheit als selbständige Gemeinde zugunsten der Deutschen gezählt werden konnte. So sind allein im Kreise Gleiwitz in 34 Gutsbezirken mit über 100 Einwohnern keine besonderen Urnen aufgestellt worden. Da gemeindeweise Abstimmung vorgeschrieben war, wollte man eben auf alle Fälle bewirken, daß wenigstens die Mehrzahl der Gemeinden eine polnische Mehrheit aufweisen sollte. Mit der Mehrheit polnischer Stimmen überhaupt wagte man nicht sicher zu rechnen; und nun hat nicht einmal eine Mehrzahl von Gemeinden sich für Polen entschieden.

Das Abstimmungsergebnis ist da: über 700 000 Stimmen für Deutschland, noch lange nicht 500 000 für Polen; 60 Prozent entschieden sich gegen und nur 40 Prozent für Polen. Kein Zweifel, das Deutschtum hat den Abstimmungssieg. Was blieb den Polen und Franzosen übrig, als abermals umzudeuten, umzufälschen und umzulügen? Und das ist denn auch in allen möglichen Nachrichtenmeldungen und Zeitungsartikeln geschehen. Unsere deutsche Presse hat ja die Ausstrahlungen der Tendenzlügen gespiegelt. Die „Verfälschung des Abstimmungsergebnisses" durch die „Emigranten" spielt dabei eine Hauptrolle. Und doch war auf polnisches Betreiben diesen in Oberschlesien geborenen aber von dort verzogenen Landeskindern das Wahlrecht gegeben worden, weil man dadurch die polnischen Stimmen zu vermehren gehofft hatte. Nun, da die Maßregel gerade umgekehrt für die deutsche Sache gewirkt hat, da diese herbeigeeilten Heimattreuen gerade so deutsch gestimmt haben, wie

alle nicht unter polnisch-französischen Druck gesetzten Oberschlesier, wird gegen die „Emigranten" als „Söhne von Beamten und Offizieren, die nie dort gewohnt haben und die kein materielles noch ein ideelles Band mit dem Lande verknüpft," mobil gemacht und behauptet, durch ihre Teilnahme an der Abstimmung sei dem armen oberschlesischen Lande und seiner erzpolnischen Bevölkerung eine schreiende Vergewaltigung widerfahren. Dabei hätte das Fehlen dieser hinzugeeilten Heimattreuen mit ihren etwa 120 000 Stimmen[1]) an der deutschen Mehrheit nichts geändert, da sie beinahe das Doppelte davon beträgt. Daß umgekehrt mit dem Verbot der Wahlbeteiligung für alle seit 1904 Zugewanderten von vornherein den Deutschen ein bitteres Unrecht geschehen ist, daß damit etwa 200 000 Personen[2]) völlig rechtlos gemacht worden sind, obwohl gerade ihre Arbeit wesentlich mitgeholfen hat, die Blüte des Landes herbeizuführen, das wird natürlich sorgfältig verschwiegen. Es gilt ja doch der polnisch-französischen Propaganda nicht, die Wahrheit aufzuzeigen, sondern die tatsächlichen Verhältnisse im polnischen Sinne umzufälschen.

In diesen Dienst ist denn auch wieder die kartographische Darstellung des Abstimmungsergebnisses getreten. Und zwar ist die Umfälschung nach denselben Grundsätzen vorgenommen, wie bei den Sprachenkarten. Was sich da bewährt hat, wird hier wieder angewendet. Man läßt um Gottes willen nicht die Abstimmungszahlen selber in die Erscheinung treten, sondern hält sich wieder an den Hundertteil der Abstimmenden. Wieder bedeutet für diese Darstellung ein Ort mit 40 Stimmen genau so viel, wie ein anderer mit 4000 oder ein dritter gar mit 40 000 Stimmen. Hat ein Ort über die Hälfte polnischer Stimmen aufzuweisen, so wird er als eine polnische Ortseinheit gebucht; und hat er über 50 Prozent deutscher Stimmen, so rechnet er als deutsche Ortseinheit. Kann man sachlicher und unparteiischer vorgehen? Daß die Mehrheit im einen Fall z. B. durch 20 polnische gegen 14 deutsche Stimmen zustande gekommen ist, in einem andern aber durch 33 022 deutsche gegen 8558 polnische Stimmen geschaffen wurde, das macht dabei nichts aus. Nur der einfältige Verstand, der die Dinge plump so nimmt, wie sie sind, ohne ihre Beziehungen richtig herauszuarbeiten, kann sich bei solchen Kleinigkeiten des Unterschiedes aufhalten, er ist zu ungebildet, um die höhere Einheit zu sehen, unter der beide Tatsachen gleichartig sind. Aber jeder, der die Dinge im Lichte der Mathematik betrachtet, findet das Urteil der unbestechlichen Wissenschaft dahin ausgesprochen, daß im ersten Fall über 50 Prozent polnische Stimmen und im zweiten auch über 50 Prozent deutsche Stimmen abgegeben wurden, daß also eine völlige Gleichheit der Beziehungen vorliegt. Es ist eben etwas Schönes und Großes mit der wissenschaftlichen Behandlung der Erscheinungen; sie dringt nicht nur tiefer in das Wesen der Dinge ein, sondern heischt auch die unbedingte Anerkennung von jedem vernünftig denkenden Menschen. Was mehr als 50 Prozent ist, ist eben mehr als 50 Prozent, daran kann keiner drehen und deuteln.

In diesem Sinne folgern die polnischen Kartenmacher etwa also weiter: „Das Ergebnis der Abstimmungen wird nach Gemeinden festgestellt, gemäß der

[1]) Schätzung nach Wilhelm v. Kries in „Gewissen".
[2]) Desgleichen.

Stimmenmehrheit in jeder Gemeinde." So steht es geschrieben im letzten Absatz des § 4 des Anhanges zum Artikel 88 von Versailles. Auch bei einer kartographischen Darstellung des Ergebnisses wird es daher einen guten Eindruck machen, wenn die Gemeinden zugrunde gelegt werden. Der Tatbestand der Mehrheit über 50 Prozent aller Stimmen ist bei der Abstimmung ganz eindeutig festgestellt worden. Um bei unserem Beispiel zu bleiben: Die Abstimmler von Biassowitz (14 deutsch, 20 polnisch) haben sich für Polen entschieden, die von Gleiwitz (33 022 deutsch, 8558 polnisch) für Deutschland. Biassowitz bekommt also einen roten Punkt auf der Karte, Gleiwitz einen blauen; und ganz entsprechend jeder andere Ort des Abstimmungsgebietes, wie seine Abstimmung es fordert. Wenn dann alle Orte ihre blauen und roten Punkte erhalten haben, zeigt das Bild, wo die Mehrheit nach Polen und wo sie nach Deutschland will.

Nach diesem Verfahren ist in der Tat von polnischer Seite eine Karte hergestellt worden, und es kann gar nicht bezweifelt werden, daß diese Karte an alle die Stellen gebracht worden ist, denen zuvor schon die oben gekennzeichneten Sprachenkarten von polnischer Seite unterbreitet worden sind. Sie wiederholt in anderer Form, was jene bereits gezeigt haben; und in der Wiederholung zeigt sich der politische Meister. Leider ist die Karte hier in Berlin zurzeit nicht vorhanden. Auch die amtliche Stelle, der sie vorgelegen hat, hat sie zurzeit hier nicht zur Verfügung. Ich kann daher über Einzelheiten ihrer Darstellung nicht berichten. Aber das Verfahren selbst kann auf seine sachliche Berechtigung geprüft werden; und es ist geradezu Pflicht, das zu tun. Denn die Karte ist genau so eine Falschkarte, wie die bewußten Sprachenkarten; nur daß das Spiel mit dieser falschen Karte für das Deutschtum noch viel gefährlicher ist, weil es sich hier nun wirklich um eine Darstellung der politischen Gesinnung handelt. *Unter dem Schein vollkommener Sachlichkeit wird die Wirklichkeit in einer Weise entstellt, die ganz ungeheuerlich ist.*

Das eine bereits angezogene Beispiel zeigt schon zur Genüge, wie irreführend ein Verfahren ist, das 34 Biassowitzer Stimmen und 41 580 Gleiwitzer Stimmen als völlig gleiche Gewichte auf die Wage der Entscheidung für und gegen Deutschland legt und behauptet, sie hielten einander das Gleichgewicht. Noch ungeheuerlicher aber erscheint es, wenn wir uns an das Gesamtbild halten, das nach dieser Arbeitsweise von dem Abstimmungsgebiet gegeben wird, über dessen Schicksal nach der Abstimmung entschieden werden soll. Zunächst wollen wir aber einmal das *Industriegebiet im engeren Sinne* betrachten.

Auf der Fläche des Dreiecks, dessen Spitze Gleiwitz ist und dessen Grundlinie längs der Reichsgrenze zwischen Birkental und Deutsch-Piekar verläuft, liegen 71 Ortschaften mit insgesamt 462 488 abgegebenen Stimmen. Ich gebe die Zahlen nach der Karte, die das Preußische Statistische Landesamt herausgebracht hat. Es hat dazu die ersten amtlichen Zahlen benutzt. Die endgültig festgestellten Zahlen waren bei Herstellung der Karte noch nicht zur Verfügung. Wesentliche Abänderungen der Zahlen sind aber auch nicht mehr erfolgt. Die 71 Ortschaften umfassen die Orte des Stadtkreises Gleiwitz, der Kreise Hindenburg und Königshütte, sowie der Stadt- und Landkreise Beuthen und Kattowitz. Sieben Ortschaften nur aus dem südlichen Zipfel des Kreises Hindenburg mit zusammen 2332 Stimmen

fallen außerhalb des Dreiecks. Von diesen 71 Ortschaften haben 21 eine deutsche, 50 eine polnische Mehrheit ergeben. Das Korfantysche Verfahren, um es kurz so zu bezeichnen, würde also in diesem Gebiet 50 rote und 21 blaue Punkte erscheinen lassen und damit den Eindruck der überwiegenden polnischen Mehrheit hervorrufen. „Der polnische Wille hat sich mit 70,4 Prozent durchgesetzt," würde es vor den mathematikfesten Ententekommissionen heißen. Aus dieser Art der Darstellung des Abstimmungsergebnisses schöpfen die polnisch-französischen Nachrichtenbüros und die gleichgestimmte Presse, wenn sie immer wiederholen, die unzweifelhafte polnische Mehrheit im Industriebezirk könne eine unbedingte Berücksichtigung verlangen, ein Verbleiben des Gebietes bei Deutschland wäre eine grobe Verletzung des in der Abstimmung zu Worte gekommenen Selbstbestimmungsrechtes.

Wie sieht es aber in Wirklichkeit aus? Wir haben zu verzeichnen

| | | | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|---|---|
| in 21 | Gemeinden | 156 733 | deutsche | und | 93 850 | polnische | Stimmen |
| „ 50 | „ | 102 133 | „ | „ | 109 772 | „ | „ |
| „ 71 | „ | 258 866 | „ | „ | 203 622 | „ | „ |

In den 21 „deutschen Gemeinden" der Korfantykarte haben wir also eine starke deutsche Mehrheit: 62,5 Prozent deutschen stehen 37,5 Prozent polnischen Stimmen gegenüber. In den 50 „polnischen Gemeinden" ist die polnische Mehrheit dagegen nur recht gering: 51,8 Prozent haben sich hier für Polen und 48,2 Prozent für Deutschland erklärt. In allen 71 Gemeinden zusammen aber haben wir 56 Prozent deutsche und 44 Prozent polnische Stimmen. *Die Korfantykarte macht glauben, das Industriegebiet habe sich für Polen entschieden; die nackte unbearbeitete Statistik sagt: Nein, es hat für Deutschland gestimmt!* Wer hat recht? Irgendwie muß doch die Summe der Einzelentscheidungen gebildet werden. Welche Zusammenfassung wird der Wirklichkeit gerecht? Mehrheitsentscheidungen sind immer schmerzlich für den, der in der Minderheit bleibt. Aber welche Entscheidung geht mit der Vernunft und welche geht gegen sie? Ist es recht und billig, wenn das Schicksal des Gebietes nach dem Korfantyschen Verhältnis: 50 polnische *Ortsmehrheiten* gegen 21 deutsche Ortsmehrheiten entschieden wird, oder wenn die *Summe aller Stimmen des Gebietes* nach dem Verhältnis ihrer beiden Teile entscheidet? Im ersten Fall wäre der Wille von 109 772 polenfreundlichen gegen 258 866 deutschfreundliche Stimmen maßgebend; im zweiten fiele das natürliche Gewicht von 258 866 deutschen Stimmen gegen 203 622 polnische Stimmen in die Wage und brächte den Ausschlag für Deutschland zustande. Das Entweder—oder braucht nur klar und bestimmt so ausgesprochen zu werden, und es ist sofort ersichtlich, auf welche Seite die Göttin der Gerechtigkeit träte.

Wenden wir uns nun dem Abstimmungsgebiet im ganzen zu. Die Entscheidung nach Ortsmehrheiten, die sie für das Industriegebiet immer wieder durchzudrücken versuchen, wollen die Polen hier nicht mehr gelten lassen. Die 845 deutschen Gemeinden hätten dann eben das Übergewicht über die 691 polnischen Gemeinden und das war doch nicht der Zweck der Abstimmungsübung. Was aber dann? Entscheidung nach den Stimmensummen? Aber nein; im gesamten Abstimmungsgebiet sind ja 60 Prozent deutsche und nur 40 Prozent polnische Stimmen gezählt worden. Da ist denn die Suche nach einem Entscheidungsgrund nicht leicht. Man könnte sagen, wir haben für das Industriegebiet als den um-

strittensten Teil, das in der Tat ein eigenartiges Gebiet ist, die Frage der Zugehörigkeit besonders behandelt. Da hat der Rest des Abstimmungsgebietes ein gleiches Recht. Im großen gesehen, steht er ja tatsächlich dem Industriegebiete in einer gewissen Ergänzung gegenüber. Seine Fläche ist ziemlich einheitlich landwirtschaftlich genützt, landwirtschaftlich im engeren Sinne und forstwirtschaftlich. Wie liegen denn in ihm die Tatsachen? Wir zählen in dem „agrarischen Oberschlesien", um es so zu nennen, 824 Orte, die für Deutschland gestimmt haben und nur 641, deren Mehrheit nach Polen strebt. Aber wir lehnen natürlich auch hier die Entscheidung nach Ortsmehrheiten ab — die Polen natürlich erst recht — wir, weil wir die unsinnige Vergewaltigung der größeren Gemeinden nicht dulden können, die nun einmal mit ihr verbunden bleibt. So blieben also die Stimmensummen: 450 482 Stimmen für Deutschland, 276 125 für Polen. Also auch das agrarische Oberschlesien strebt dem industriellen nach, zu Deutschland hin; 62 Prozent haben sich so festgelegt und nur 38 Prozent waren für Polen.

Kein Wunder, daß so klaren Tatsachen gegenüber die polnisch-französische Partei sich ablehnend verhält. In erhöhtem Maße wird daher an einer Verschleierung dieses einfachen Tatbestandes gearbeitet. Zeit über das Abstimmungsergebnis selber dahingehen zu lassen! und während dessen fleißig für neue Gesichtspunkte eine laute und stetige Werbung! Dann wird das Gedächtnis der Welt frei von den 60 Prozent gegen 40 Prozent, diesem Verhältnis, das Polen und Frankreich nicht brauchen kann, und die Welt wird geneigt, in den neuen Bahnen des Denkens zu wandeln, die man ihr geebnet hat. In diesem Sinne soll die Korfantysche Karte helfen. Nach der Abstimmung ist es nicht mehr möglich, ganz Oberschlesien für Polen zu verschlucken, die rohen Zahlen sprechen zu deutlich für seine Deutschheit; nun will man wenigstens ein recht großes Stück an Polen verschieben. Dazu aber gehört ein Schein des Rechts, man muß daher eine neue polnische Mehrheit irgendwie herausbringen. Und dieses Unmögliche möglich zu machen, dazu soll die Korfantykarte helfen.

Trägt man nämlich alle Orte nach der geschilderten Korfantyweise in eine Karte des Abstimmungsgebietes ein, jeden mit seinem blauen oder roten Punkt, so ließe sich immerhin so etwas wie eine Scheidung zwischen einem ausgesprochen blauen und einem überwiegend roten Teil vornehmen. Und damit wäre das Kunststück einer Umfälschung der Wahrheit gelungen. Man kann nun von einem auf der Karte erkennbaren „deutschen Westen" und einem „polnischen Osten" sprechen. Die Grenze beider Teile läuft irgendwo in der Nähe der sogenannten Korfantylinie. Man sieht, die Korfantykarte hat dem Korfantyaufstande wirksam und zielbewußt vorgearbeitet. Erst der Hokuspokus auf dem Papier und dann der Zauber des Aufstandes; fehlt nur noch das Beifallsklatschen des „Obersten Rates" und der alliierten und assoziierten Hauptmächte für das gelungene Taschenspielerkunststück, und der Diebstahl am deutschen Lande kann in allen Ehren vor sich gehen und ist völkerrechtlich umgefälscht zu einer Maßnahme allergerechtester Gerechtigkeit. Wir dürfen solchen verbrecherischen Anschlag gegen unser wehrloses Vaterland nicht tatenlos hinnehmen. Jeder einzelne hat die Pflicht, nach seinen Kräften solch ein

Verfahren im voraus als den Betrug der Welt zu kennzeichnen, der es in Wirklichkeit ist.

Nehmen wir einmal an, der ausgesprochen blaue Teil der bewußten polnischen Abstimmungskarte wäre gegen den überwiegend roten durch eine Linie abgegrenzt, so wäre ohne jeden Zweifel die Zahl der roten Ortschaften im blauen Teil sehr viel kleiner, als die der blauen im roten. Aber der Unterschied dieser beiden Zahlen gäbe nicht entfernt das Maß der Vergewaltigung, die unserm Volk und Staat mit einer Teilung nach dieser Linie widerführe. Vielmehr muß die Frage genau so gestellt und beantwortet werden, wie ich das für das Industriegebiet durchgeführt habe. Es müßte nicht nur genau festgestellt werden, wieviel polnische Stimmen im westlichen Teil und wieviel deutsche im östlichen sich der Mehrheit fügen müßten, sondern man müßte auch die sachliche Berechtigung einer solchen Trennungslinie mitten durch das Abstimmungsgebiet hindurch einer Prüfung unterziehen.

Das ist natürlich nur möglich, wenn die Linie festgelegt ist. Wir wollen daher, um ohne weiteres Zahlen für unsere Untersuchung griffbereit zu haben, die Trennungslinie so annehmen, daß sie längs der östlichen Kreisgrenzen der Kreise Rosenberg, Oppeln, Kosel und Ratibor-Land verliefe. Wir hätten dann im blauen Teil westlich 328 150 deutsche und 76 419 polnische Stimmen, im roten Teil östlich 381 198 deutsche und 403 328 polnische. Im ersten Fall wäre eine Minderheit von Polenwilligen in Höhe von 18,9 Prozent, im zweiten eine Minderheit von Deutschwilligen von 48,6 Prozent an den Staat seines Widerwillens ausgeliefert. Von einer annähernd gleichen Behandlung der deutschen und polnischen Minderheit auf beiden Seiten könnte also gar keine Rede sein. Es läge vielmehr eine ganz gewaltige Benachteiligung des deutschen Bevölkerungsteiles im Osten vor. Von einer äußeren Gerechtigkeit bei dieser Teilung in einen östlichen polnischen und einen westlichen deutschen Anteil kann also ganz und gar keine Rede sein.

Eine innere Berechtigung aber für die Aufteilung des Abstimmungsgebietes durch eine nordsüdlich verlaufende Linie liegt noch viel weniger vor. Man hat, als man in die Abstimmung für Oberschlesien willigte, weil man nach den Einwänden der deutschen Regierung in ihren Gegenvorschlägen zu dem Entwurf des Friedensvertrages die rechtliche Verbrämung der einfachen Weggabe Oberschlesiens an Polen nicht aufrecht erhalten konnte, die Grenze für das Abstimmungsgebiet sich sehr sorgfältig überlegt. Das seit 700 Jahren politisch mit Deutschland verbundene Gebiet, das nun schon seit bald zwei Jahrhunderten in der sicheren Ordnung unter der preußischen Staatsverwaltung einheitlich seine Entwicklung fortgesetzt hat, ist ja nicht in seinen bestehenden oberschlesischen Grenzen zur Abstimmung zugelassen worden; vielmehr hat man das der Abstimmung zu unterwerfende Gebiet so aus seinem Zusammenhange herausgeschnitten, daß man sich einer Mehrheit der polnischen Stimmen versichert zu haben glaubte. Es lohnt sich der Mühe, die Grenze des Abstimmungsgebiets mit der „Nationalitätengrenze" der Spettschen Karte zu vergleichen und die weitgehende Uebereinstimmung festzustellen, insbesondere auch die Einbeziehung eines Teils des Kreises

Namslau, die bei der Abtretung nach dem Entwurf des Friedensvertrages noch nicht vorgesehen war, durch dieses polnische Kartenbild bestimmt zu sehen. Die von Spett als deutsch bezeichneten Teile Oberschlesiens sind von dem Abstimmungsgebiet dagegen wohlweislich abgesondert. Die Begrenzung war also genau so vorgesehen, daß man im polnischen Sinne glaubte keine Gefahr zu laufen, sondern das ganze Gebiet für Polen zu erhalten. So wird auch verständlich, daß vor der Abstimmung immer wieder auch von amtlichen polnischen Stellen betont wurde, von einer Teilung könne gar keine Rede sein, das ganze Gebiet müsse entsprechend dem Mehrheitswillen seine Zugehörigkeit bestimmt erhalten. Wir müssen diese Tatsachen stark betonen, um die innere Unwahrhaftigkeit einer Teilung längs einer Nordsüdlinie in das rechte Licht zu stellen. Jetzt, wo die Abstimmung ganz Oberschlesien für die deutsche Staatsgemeinschaft in Anspruch genommen hat, will man eine neue Grenze so ziehen, daß wenigstens das östlich von ihr gelegene Gebiet eine polnische Stimmenmehrheit aufweist. Das ist eine ganz unerhörte Willkür, die niemals zugelassen werden darf. Hier läßt sich auch keine geographische oder wirtschaftliche Lage konstruieren, wie sie bei der Festsetzung der Grenze nach der Abstimmung im einzelnen vorgesehen ist, sondern der einzige Grund für das Legen der Korfantylinie ist der, östlich von ihr ein Gebiet zu erhalten, in dem sich noch eben eine polnische Stimmenmehrheit herausrechnen läßt. Solche Berechnungen und Erwägungen konnten seinerzeit angestellt werden und sind angestellt worden, als es sich um die Umgrenzung des Abstimmungsgebietes handelte. Die Polen waren ja von den Verhandlungen zu diesem Zweck nicht ausgeschlossen, wie es die Deutschen waren. Es war gewiß sehr töricht, mit den falschen Sprachenkarten das politische Spiel zu machen und im Vertrauen auf sie das Abstimmungsgebiet zu formen, weil man die Gier gar nicht genug stillen konnte. Aber jetzt hat die Selbstbestimmung des Gebietes stattgefunden. Jetzt muß gehalten werden, was feierlich zugesagt ist.

**Der kartographische Täuschungsversuch mit der Korfantylinie muß in seiner ganzen Schamlosigkeit bekanntgegeben werden. Es ist eitel Humbug, aus einem aufs innigste mit Deutschland verbundenen Gebiet, aus einer Bevölkerung, die durch und durch mit Deutschen und Deutschwilligen durchsetzt ist, nun mit einem Male doch wieder eine rein polnisch bestimmte Gemeinschaft herausholen zu wollen. An der Korfantylinie hört die deutsche Kultur wahrhaftig nicht auf; die polnische beginnt erst östlich unserer Reichsgrenze und wird dort jedem, der sie überschreitet, sehr schnell fühlbar.** Die Korfantylinie ist eine solche Grenze nicht. Daß wir im Westen von ihr so wenig polenwillige, im Osten aber eine so große Zahl deutschwilliger Polenflüchtiger finden, ist lediglich der Beweis dafür, daß quer über diese eingebildete und der Welt vorgespiegelte Trennungslinie hinweg seit 700 Jahren ein breiter Kulturstrom nach Osten geflossen ist. Im inneren Frieden haben sich die Verhältnisse der im Osten wie im Westen der Korfantylinie gesessenen oberschlesischen Bevölkerung unter deutscher Führung gestaltet, hat sich die immer stärkere Durchdringung des ganzen Landes mit deutscher Arbeitskraft und deutscher Schaffensfreude vollzogen. Wenn heute östlich der Korfantylinie 48,6 Prozent deutschwilliger Stimmen gezählt werden, so spricht sich darin der ganze reiche Segen deutschen Einflusses in

dem Sinne des Wortes wie bildlich genommen aus. Eine Teilung des Abstimmungsgebietes nach einer Korfantylinie wäre geradezu eine teuflische Bosheit gegen den Osten Oberschlesiens, den man damit aus seinem lebenspendenden Kulturzusammenhang herausrisse und für seine weiteren Lebenswege sozusagen auf eine niedrigere Kulturhaltung herunterzwänge.

Jede Teilung Oberschlesiens verstieße — darin haben die Polen mit ihrer Behauptung vor der Abstimmung durchaus recht — jede Teilung also verstieße gegen alles natürliche und geschichtliche Recht. Und sie könnte niemals dadurch gerechtfertigt werden, daß sie sich erklären ließe aus der Gier der Polen nach der Ernte von Feldern, die sie nicht bestellt haben, aus dem Vernichtungswillen der Franzosen, dem deutschen Staat zunächst noch einmal im Osten ein lebenswichtiges Glied abzuschlagen und ihn damit soweit zu entkräften, daß sie ihm dann im Westen den Fangstoß geben können, endlich auch last not least aus dem schamlosen Geschehenlassen eines Kulturverbrechens durch England, das solches Verbrechen zu verhindern wohl die Macht gehabt hätte, aber darauf verzichtete, weil es verübt wurde an einem Staate, vor dessen Kraft es einmal gezittert hat — von dem deutschen Grunde in diesem Zusammenhange ganz zu schweigen.

Wer den Dingen auf den Grund geht, muß die Verlogenheit der polnischen Karte des Abstimmungsergebnisses erkennen. Was aber ist von deutscher Seite geschehen, um solcher Erkenntnis den Weg zu bahnen? Für die breite Öffentlichkeit recht wenig, denn die erste kartographische Darstellung, die gleich nach der Abstimmung durch deutsche Zeitungen ging, und die einzige, die von einer größeren Anzahl deutscher Zeitungen überhaupt gebracht wurde, war eine Karte, die das Abstimmungsergebnis nach Kreisen brachte. Sie hatte also einmal denselben Mangel, von dem schon wiederholt die Rede war, daß die ungleiche Verteilung der Stimmen auf die Fläche gar nicht zur Wirkung kommt, — dadurch wird ja das Bild wieder ungewollt zugunsten der Polen verschoben — vor allem aber konnte sie den Schein nicht zerstören, daß die polnische Abstimmungskarte sachlich richtiger vorging, da sie auf die Gemeinden zurückgriff. Gewiß, der Friedensvertrag schreibt nur vor, daß das Abstimmungsergebnis gemeindeweis festgestellt werden soll, und nicht auch, daß die Auswertung sich ebenfalls an die Gemeinden halten solle. Aber man muß den Gegner jeweils mit Waffen bekämpfen, die seine eigenen Waffen unwirksam machen. Stellt er daher seine Karte nach Gemeinden auf, und nimmt er das als Vorzug in Anspruch, so sollen wir ihm dieses Schwert aus der Hand schlagen, indem wir auch auf Gemeinden zurückgehen, aber nun auch gleich zeigen, wie man das bei einem wirklichen Willen zur Tatsächlichkeit durchführen muß. Hier handelt es sich eben zugleich auch um die richtige Lösung einer kartographischen Aufgabe, die bisher zumeist ganz obenhin behandelt worden ist, indem man sich durch die Einführung des Hundertanteils von Bevölkerungsgruppen um die Kernfrage ihrer wirklichen Verteilung herumdrückte.

Indem von deutscher Seite diese wissenschaftliche Aufgabe nunmehr mit Gewissenhaftigkeit in Angriff genommen wurde, entstanden Karten, die bei einem Vergleich mit den polnischen Karten die ganze Oberfläch-

lichkeit und Wertlosigkeit dieser Machwerke, man kann sagen, auf den ersten Blick zeigten. Wir bekamen damit für das politische Spiel um Oberschlesien Karten, die nun wirkliche Trümpfe sind und das Spiel für Deutschland gewinnen lassen müssen, wenn — ja wenn es als das berühmte fair play sich vollzöge. Leider sind wir ja nicht unmittelbare Mitspieler; wir können uns daher nur bemühen, diejenigen unter den alliierten und assoziierten Mächten, die nicht bewußt falsch spielen wollen, auf unsere Trumpfkarten hinzuweisen, damit sie sich ihrer bedienen.

Das eine Mittel dazu, weiteste Verbreitung solcher Karten in der großen Tagespresse, ist bisher jedenfalls noch nicht zur Anwendung gekommen. Bei einer Frage von der Bedeutung, wie sie die Gestaltung der Zukunft Oberschlesiens doch besitzt, kann man nur bedauern, daß nicht jede Zeitung, die auf treue Mitarbeit am deutschen Staatsbau Wert legt, diese Karte gebracht hat. Den Grund für die Unterlassungssünde wollen wir hier nicht erörtern, sondern nur den dringenden Wunsch aussprechen, daß wenigstens die eine dieser Karten den Weg in die breiteste Öffentlichkeit fände. Nur so kann die Aufmerksamkeit der fremden Presse mit Nachdruck auf die deutschen Trumpfkarten gelenkt werden. Ich habe die eine für Zeitungsdruck berechnete Karte bisher in der „Deutschen Allgemeinen Zeitung" (Nr. 216 vom 11. Mai 1921) gesehen, wo sie sehr wirkungsvoll dem Machwerk der Spettschen Karte und einer Karte des Abstimmungsergebnisses nach Kreisen gegenübergestellt ist und zudem durch einen Aufsatz von Professor Albrecht Penck erläutert wird. Die Karte stammt aus dem Gea-Verlag in Berlin und gibt trotz ihrer Kleinheit (1 : 1 000 000) doch ein sehr anschauliches Bild der Verhältnisse, wie sie sind. Natürlich kann sie nicht bei diesem Maßstabe die einzelnen Gemeinden zur Darstellung bringen. Sie wird aber der ungleichen Stimmendichte in den verschiedenen Gegenden dadurch gerecht, daß sie je 5000 deutsche und je 5000 polnische Stimmen durch einen kleinen schwarzen und einen kleinen weißen Kreis gleicher Größe darstellt und diese Kreise über die Fläche des Abstimmungsgebietes dem tatsächlichen Stimmensitz entsprechend verteilt. Städte über 30 000 Einwohner sind für sich besonders verzeichnet, und zwar wieder in unmittelbarer Vergleichbarkeit mit den Zeichen für die 5000 Stimmen. Die Fläche der Stadtkreise entspricht maßstäblich den in den einzelnen Städten abgegebenen Stimmen und läßt zugleich durch einen schwarzen Kreisausschnitt die überall große deutsche Stimmenmehrheit neben dem zugehörigen weißen Ausschnitt der polnischen Minderheit klar hervortreten.

In diesem Kärtchen ist eine Darstellungsweise benutzt, die allein Fragen der Bevölkerungsverteilung, wie sie in dem Kampf um unsere Grenzmarken behandelt werden müssen, wirklich zur Anschauung zu bringen vermag. Sie ist bereits auf Blättern einer Sprachenkarte unserer Ostmark in 1 : 100 000 benutzt worden, die unter Leitung von Professor Albrecht Penck durch Herbert Heide entworfen und handschriftlich in 136 Blatt fertiggestellt ist, von denen aber nur 42 Blätter zum Druck gebracht werden konnten und auch nur beschränkte Verbreitung gefunden haben. Sie liegt auch einer noch im Druck befindlichen Karte desselben Ursprungs in 1 : 300 000 zugrunde, die die Verbreitung der Deutschen im „polnischen Korridor" behandelt.

Noch ehe das Kärtchen des Gea-Verlages herauskam, hat die Markscheiderei des Oberbergamtes in Breslau das Abstimmungsergebnis in einer Karte in 1 : 100000 nach gleichem Grundsatz für die einzelnen Gemeinden verzeichnet. Es hat dabei die Verzeichnisse des deutschen Bevollmächtigten für den Abstimmungsbezirk Oberschlesien in Oppeln über die Abstimmung vom 20. März in der Weise benutzt, daß jeder darin aufgeführte Abstimmungsort durch einen Kreis bezeichnet wurde, dessen Fläche nach der Zahl der in ihm abgegebenen Stimmen bemessen ist. In einzelnen Fällen sind Land- und Gutsgemeindebezirke einer und derselben Ortschaft nur durch einen einzigen Kreis für beide Stimmbezirke dargestellt; in allen den Fällen nämlich, wo in den Verzeichnissen zwar Land- und Gutsgemeinden mit ihren Stimmenzahlen besonders angegeben waren, dazu aber noch die Summe der in beiden Bezirken gezählten deutschen und polnischen Stimmen für den betreffenden Ort verzeichnet stand. Die Zahl der Orte ist dadurch ein wenig kleiner geworden, im Wesen der Karte aber ändert das nichts. Die Verschiedenheiten in der Anzahl der in den einzelnen Orten abgegebenen Stimmen tritt sehr gut hervor und ist bildmäßig leicht zu erfassen. Ein viermal so großer Kreis, das heißt einer mit doppeltem Durchmesser, bezeichnet eine viermal so große Stimmenzahl usw. Die Legende weist im einzelnen die Größenstufen nach. Sie steigen zunächst für je 100 Stimmen an bis 1000, dann für je 200 Stimmen mehr bis 3000 und weiter für je 500 bis zu 10000 Stimmen; von da an erfolgen die Sprünge dann nur noch für jede 1000 Stimmen mehr. Auf diese Weise ist das verschiedene Stimmengewicht der einzelnen Orte in über 80 verschiedenen Kreisflächengrößen ganz vorzüglich herausgearbeitet worden. Leider ist durch ein Versehen in der später hinzugefügten Legende irrtümlich bei der Erklärung der Kreisflächengröße „Einwohner" statt „Abstimmler" gesetzt worden. Die polnischen und deutschen Anteile an der Stimmenzahl sind wieder durch die beiden sich zum Vollkreis ergänzenden Ausschnitte, einen blauen deutschen und einen roten polnischen aufs deutlichste zur Anschauung gebracht. Die Karte enthält sonst außer den grün gehaltenen Grenzen der oberschlesischen Kreise und der breiten grünen Umgrenzung des Abstimmungsgebietes nur noch in schwarz die Hauptflüsse, die Eisenbahnlinien und die Namen von Städten und wenigen größeren Gemeinden. So lenkt sie die Aufmerksamkeit ganz allein auf die Frage, welcher Abstimmungswille, der deutsche oder der polnische, und wie stark er sich in den einzelnen Orten geltend gemacht hat. Soll diesen so in voller Klarheit erkennbaren Willenskräften und dem Gesamtwillen, den sie alle zusammen bilden, entsprochen werden, wie der Friedensvertrag es vorschreibt, so kann über die Entscheidung des oberschlesischen Schicksals ein Zweifel überhaupt nicht bestehen; die Karte zwingt geradezu zu der Antwort: Ganz Oberschlesien hat deutsch zu bleiben.

Wer die Abstimmungskarte der Breslauer Oberbergamtsmarkscheiderei studiert, ohne das Land näher zu kennen, sieht mit Erstaunen große Flächen, auf denen nur kleinste Orte in weiten Abständen liegen oder überhaupt keine Orte vorhanden sind. Es sind die weiten Waldgebiete Oberschlesiens, die natürlich für die Abstimmung keine eigene Meinung in die Wagschale werfen konnten, die aber auf den bewußten Sprachenkarten mächtig ins Auge fallen, wenn sie in ihrer breiten menschenleeren Fläche als rein oder überwiegend polnisch eingetragen

werden. Sie haben einen starken Anteil an dem satten Grün, mit dem der nimmersatte Herr Spett seine polnischen Flächen Oberschlesiens gedeckt hat. Wenn man die Beziehung von Siedlungsdichte und Siedlungsgröße zu dem Landschaftsbilde mit einem Blick erfassen will, muß man zu den Abstimmungskarten greifen, die von der kartographischen Abteilung der preußischen Landesaufnahme und in der Plankammer des Preußischen statistischen Landesamtes bearbeitet sind.

Die Karte der Landesaufnahme hat den Maßstab 1:200 000 und bringt auf einem braunen Druck der ausführlichen und vollständigen Karte von Oberschlesien die politischen Grenzen in Grün und das Abstimmungsergebnis in blauen (deutschen) und roten (polnischen) Ausschnitten von Kreisen, die die Ortschaften nach ihrer Größe wiedergeben. Dabei kommt die Ortsgröße in zwölf Stufen von 1 bis 18 Millimeter Kreisdurchmesser zur Darstellung, und zwar für 1 bis 350, 351 bis 750, 751 bis 1500 Einwohner usw., je bis zu 3500, 7500, 15 000, 25 000, 35 000, 45 000, 65 000 und 75 000 Einwohnern. Für das Stimmenverhältnis, das durch die blauen und roten Kreisausschnitte ausgedrückt wird, ist der Kreis in zehn Teile geteilt gedacht: ein blauer (roter) Ausschnitt von 36 Grad bezeichnet also 5 bis 15 Prozent, einer von 72 Grad ebenso 15 bis 25 Prozent deutscher (polnischer) Stimmen usw.; die Fläche des Halbkreises entspricht daher 45 bis 55 Prozent Stimmen und der volle blaue Kreis bedeutet 95 bis 100 Prozent deutscher Stimmen. Unter der Legende wird dann noch eindrucksvoll das Gesamtergebnis: „60 Prozent deutsch und 40 Prozent polnisch" aufgezeigt durch einen Kreis von 7 Zentimeter Durchmesser, in dem der kleinere Ausschnitt von 144 Grad (4/10 von 360 Grad) rot, der größere von 216 Grad (6/10 von 360 Grad) blau angelegt ist. —

Die Karte fordert Nahbetrachtung, entsprechend ihrem Maßstabe und auch deshalb, weil die hellbraune Kartenunterlage stark farbig wirkt und das Rot der polnischen Abstimmungsfarbe für die kleinsten Orte, ich möchte geradezu sagen, so stark begünstigt, daß in kleinen Orten kleinere deutsche Minderheiten nicht mehr genügend leicht erkannt werden können. Aber bei Nahbetrachtung erhält man eine gute Anschauung von der Verteilung der Stimmen, wie von dem Stimmengewicht. Auch hier natürlich dieselbe Lehre: Oberschlesien ist deutsches Land; es hat für Deutschland abgestimmt und muß deutsch bleiben.

Die beste der Trumpfkarten ist aber unzweifelhaft die „Kartographische Darstellung der Abstimmngsergebnisse von Oberschlesien. Sechs Blätter 1:100 000, im Auftrage des Auswärtigen Amtes bearbeitet in der Plankammer des Preußischen Statistischen Landesamtes von Herrn Plankammerinspektor Gerke." Maßstab und Behandlung sichern in gleicher Weise eine gewisse Fernwirkung wie ausgiebige Belehrung bei näherer und eingehender Betrachtung. Die Karte bringt nicht nur das Verhältnis der deutschen und polnischen Stimmen sehr deutlich heraus, sondern gibt durch ihre Zeichen auch die Stimmenzahl selber an. Außerdem enthält sie bei jedem Zeichen auch noch eine blaue und eine rote Zahl, die uns die Abstimmungszahlen selbst für jeden Ort entnehmen lassen und so unmittelbar eine Prüfung gestatten, ob die vorhandenen Zeichen diese Zahlen richtig wiedergeben. Auch ergänzen sie das Zeichenbild durch die genaue Einerziffer, die uns das Bild im allgemeinen nach oben oder unten abgerundet zeigt. Als Zeichen sind blaue und rote Punkte,

Quadrate und dreieckige Quadrathälften gebraucht. Die Punkte sind Kreisflächen von 1 Millimeter Durchmesser und bezeichnen immer 10 Stimmen; und zwar sind 1 bis 4 Stimmen nicht berücksichtigt, für sie ist man also auf die nebengeschriebene Ziffer allein angewiesen; 5 bis 14 Stimmen erscheinen immer als 10, 15 bis 24 als 20 usw. Für 50 Stimmen tritt dann die von der Diagonale gebildete blau oder rot angelegte Hälfte eines Quadrates von 2 Millimeter Seitenlänge ein und für 100 Stimmen ein ebenso behandeltes Quadrat gleicher Größe. Die einzelnen Quadrate sind dann reihenweise nebeneinander zu rechteckigen Figuren angeordnet, deren farbige Flächen somit im großen das Verhältnis der Stimmenzahlen der einzelnen Orte wiedergeben. Das Zeichen für Gleiwitz ist ein Quadrat aus 20 mal 20 kleinen aneinandergefügten Quadraten, längs dessen einer Seite noch 16 solcher Quadrate angefügt sind, von denen das letzte nur halb in Farbe steht. Dazu kommen dann noch zwei blaue und ein roter Punkt. Da 85 dieser Quadrate und das halbe Quadrat rot, die anderen 330 blau angelegt sind, so ergibt das Bild 33 020 deutsche und 8560 polnische Stimmen; die beigefügten Abstimmungsziffern selber bestätigen mit 33 022 und 8558 die Richtigkeit des Bildes. Eine solche Abstimmungsfigur deckt natürlich eine erhebliche Fläche im Kartenbild, nämlich beinahe 40 mal 42 Millimeter. Da aber die blaue und rote Flächentönung lichter gehalten ist, als die Punkte und Abstimmungszahlen, so ist, wenn auch natürlich mit einiger Mühe das Kartenbild selber auch noch durch den Farbenschleier der stimmenreichen Orte hindurch zu erkennen; anderseits treten Punkte und Abstimmungszahl bei ihrer etwas kräftigen Farbengebung leicht und deutlich erkennbar aus dem Kartenbilde hervor. Als Kartenunterlage ist die Karte der preußischen Landesaufnahme benutzt; sie ist in einem neutralen Grau gehalten, gibt alles Gelände und die Namen sehr deutlich wieder und stört das aufgedruckte Kartenbild der Abstimmung in keiner Weise für die Fernwirkung, während sie es natürlich für das eingehendere Studium vorzüglich begründet und erläutert. Mit dieser Karte ist tatsächlich jeder berechtigte Anspruch an eine kartographische Darstellung der Abstimmungsergebnisse befriedigt, und zugleich ein Muster geschaffen, nach dem man gern auch die Ergebnisse der anderen Abstimmungsgebiete und manche andere völkische Frage unsrer Grenzgebiete behandelt sähe.

Alle diese deutschen Trumpfkarten zeigen, wie grundfalsch die von den Polen und Franzosen in ihrer Meinungsmache krampfhaft aufrecht erhaltene Behauptung ist, polnischsprechen und polnischsein und zu Polen streben sei ein und dasselbe. Das ist ganz und gar nicht der Fall. Die Polenflucht der „Polnischsprechenden" hat sich bei der Abstimmung trotz der angewandten Lockungs- und Drohungsmittel als recht beträchtlich ergeben. Das Bild der Abstimmungskarte weicht völlig von der Sprachenkarte ab, und wenn man die Gerkesche Karte des Statistischen Landesamtes mit der nach gleichen Grundsätzen ausgeführten, leider nur handschriftlich vorhandenen Sprachenkarte von Penck-Heyde vergleicht, so ist in einer überraschend großen Zahl von Fällen das Verhältnis der roten und blauen Flächen ins Gegenteil verkehrt. Die blauen Flächen sind nunmehr größer als die roten; an die Stelle der polnischsprechenden Mehrheiten sind jetzt deutschwillige Mehrheiten getreten. Das ist natürlich nur dadurch geschehen, daß die Polnischsprechenden zu einem großen Teil gegen Polen gestimmt haben. Um sich ungefähr ein Bild

zu machen, in welchem Ausmaß die Abwanderung der Polnischsprechenden ins deutsche Lager erfolgt ist, rechnen wir zusammen, was von den auf den Sprachenkarten wiedergegebenen Einwohnern der Volkszählung 1910 nicht im Abstimmungsgebiet wohnt, ziehen also die bekannten Zahlen der an die Tschechei Abgetretenen, sowie der Einwohner der Kreise Falkenberg, Grottkau, Neiße Stadt und Land, und des ausgeschlossenen Anteils (nach Schätzung) vom Kreise Neustadt von den rund 2 208 000 Einwohnern des Regierungsbezirks Oppeln ab und bekommen so einen ungefähren Anhalt der Einwohnerzahl des Abstimmungsgebietes; es zählt rund 1 900 000 Einwohner, davon 663 000 Deutschsprechende und 1 156 000 Polnischsprechende. Nun kennen wir die abgegebenen Stimmen: 709 348 für Deutschland, 479 747 für Polen, also rund 1 189 000 überhaupt. Berechnen wir nur anteilig, wieviel polnische und deutsche Stimmen es hätten sein müssen, wenn sie im Verhältnis des Sprachenanteils der Bevölkerung abgegeben wären, so errechnen sich ein deutsches Stimmensoll von rund 400 000 und ein polnisches Stimmensoll von 700 000. Wir stellen also fest, daß die Deutschen fast 300 000 Stimmen mehr, die Polen fast 250 000 Stimmen weniger erhalten haben, als die Polen nach dem Sprachenanteil erhofft hatten. Es ist also klar, neben den 87 000 Zweisprachigen, die wohl zum großen Teil deutsch gestimmt haben werden, muß rund ein volles Drittel derer, die die Polen sich zugerechnet hatten, für die deutsche Zukunft — Oberschlesiens gestimmt haben.

Noch eine andere der polnisch-französischen Tendenzlügen wird durch die Abstimmung glänzend widerlegt. Der „Temps" sprach am Abstimmungstage von gewissen Städten, in denen das deutsche Element herrsche, ohne sie ganz zu füllen, während auf dem Lande eine sehr starke Mehrheit Polen säßen. Wie überheblich und irreführend der Ausdruck „gewisse Städte" gewählt ist, geht daraus hervor, daß unter den 36 städtischen Gemeinwesen, Hindenburg mit seinen 21 250 deutschen und 14 863 polnischen Stimmen eingerechnet, nur drei kleinste „Städte" vorhanden sind, in denen die Deutschen nicht in der Mehrheit geblieben sind, nämlich Woischnik im Kreise Lublinitz (314 deutsche, 516 polnische), Georgenberg im Kreise Tarnowitz (524 deutsche, 666 polnische) und Alt Berun im Kreise Pleß (255 deutsche, 1172 polnische). Die Abstimmungskarte des statistischen Landesamtes macht es verhältnismäßig leicht, die Summe der Stimmen in den 36 Stadtgemeinden, für sich gesondert festzustellen und dann aus dem allgemeinen Abstimmungsergebnis die Zahl der auf dem Lande abgegebenen Stimmen zu errechnen. Dabei stellt sich heraus

| | in 36 Städten | auf dem Lande | überhaupt |
|---|---|---|---|
| deutsche Stimmen . . | 268 365 | 440 983 | 709 348 |
| polnische „ . . | 70 347 | 409 400 | 479 747 |
| abgegebene Stimmen . | 338 712 | 850 383 | 1 189 095 |

Also ist es eine Lüge, wenn behaupt wird, nur die Städte hätten eine deutsche Mehrheit ergeben; das Land für sich allein hat ebenfals eine durchaus deutschwillige Mehrheit. Sie ist nicht so groß, wie in der Stadt, beträgt nur 51,8 Prozent gegen 79,2 Prozent Deutschwilliger in den Städten, aber sie ist da und beweist, daß die Polenflucht auf dem Lande genau so als treibende Kraft besteht, wie in den Städten. Die ganze Bevölkerung strebt eben zu Deutschland und nicht zu Polen.

Daß es im ganzen Abstimmungsgebiet nicht eine einzige Gemeinde gibt, in der nur polnische Stimmen abgegeben sind, aber eine größere Zahl — auf der Karte des Statistischen Landesamtes zähle ich 65, eine Pressenachricht, die am 24. Juni die amtlichen Abstimmungszahlen der Kreise aus dem „Journal officiel de Haute Silésie" mitteilt, spricht sogar von 89, — in denen nicht eine einzige Hand sich für Polen gerührt hat, das ist ein anderer Ausdruck für die immer wieder hervortretende Tatsache des Deutschwillens in Oberschlesien; dieser deutsche Wille spricht sich auch in der äußerst geringen Beimischung von Polenstimmen in den deutschesten Gegenden und in einer sehr viel größeren Anzahl von deutsch Abstimmenden in den am meisten polnischen Gebieten aus. Er erscheint endlich wieder darin, daß es zwar drei Kreise gibt, in denen keine einzige Gemeinde eine polnische Mehrheit zustandegebracht hat, aber keinen einzigen Kreis, in dem nicht eine ganze Anzahl von Gemeinden mit deutscher Mehrheit vorhanden wären.

Nur die Kreise Pleß, Rybnik, und Tarnowitz haben eine deutlich ausgesprochene polnische Mehrheit, — im Kreise Groß-Strehlitz ist eigentlich nur von Stimmengleichheit zu sprechen (22415 deutsche und 23036 polnische Stimmen, 49,3 Prozent gegen 50,7 Prozent). Trotzdem ist auch in diesen drei Kreisen eine erhebliche Anzahl von Orten mit deutschen Mehrheiten vorhanden, und was das Wichtigste dabei ist, diese Orte fallen in ihrer Stimmensumme stark ins Gewicht; in ihnen sitzen sehr beträchtliche Teile der gesamten Stimmen des Kreises, die 16 Orte des Kreises Rybnik z. B., die in Frage kommen, fassen 11098 deutsche und 5088 polnische Stimmen, also 16186, d. i. ein volles Fünftel der 80286 Stimmen des ganzen Kreises. In Tarnowitz ist der Anteil noch größer; dort erreicht er fast ein Viertel (24,5 Prozent) aller Stimmen; in den 8 Orten mit deutschen Mehrheiten sind 8800 deutsche und 1953 polnische, also 10833 Stimmen vereinigt, denen im ganzen Kreise 44589 Stimmen gegenüberstehen. Und selbst in Pleß, dem Kreise mit der größten polnischen Mehrheit, dem einzigen Kreise, in dem sich die polnische Mehrheit auf über 60 Prozent erhebt, sind in 10 Orten noch 11292 Stimmen (7338 deutsche und 3954 polnische) abgegeben worden, also auch noch fast ein Sechstel (15,7 Prozent) der gesamten Stimmenzahl des Kreises, die 72046 beträgt.

Stellt man einmal die Kreise mit den kleinsten deutschen Hundertanteilen von der Sprachenstatistik 1910 neben die mit den kleinsten Hundertteilen bei der Abstimmung:

| | Sprache 1910 | | Abstimmung 1921 | | Verhältnis |
|---|---|---|---|---|---|
| Land Ratibor | 39,7 Prozent | Tschechisch | | | |
| „ „ | 11,9 „ | Deutsch | 59,5 Prozent | Deutsch | 1:5 |
| Pleß | 13,6 „ | „ | 25,9 „ | „ | 1:1,9 |
| Lublinitz | 17,5 „ | „ | 53,1 „ | „ | 1:3 |
| Rosenberg | 17,8 „ | „ | 68,1 „ | „ | 1:3,8 |
| Groß-Strehlitz | 18,4 „ | „ | 49,3 „ | „ | 1:2,7 |
| Rybnik | 20,3 „ | „ | 34,8 „ | „ | 1:1,7 |
| Tarnowitz | 30,1 „ | „ | 31,1 „ | „ | 1:1,1 |

so entsteht sofort die Frage: Woher dieser auffallende Unterschied bei den einzelnen Kreisen zwischen ihrem deutschen Hundertteil damals und jetzt? Die letzte Reihe zeigt, wie er nur in Tarnowitz sich ungefähr gleich geblieben ist, in Pleß und Rybnik

sich nicht ganz verdoppelt, in Groß-Strehlitz annähernd, in Lublinitz voll verdreifacht, in Rosenberg sich fast vervierfacht und in Ratibor verfünffacht hat. Weshalb haben sich einmal fast gar keine, das andere Mal fast dreimal, ja viermal mehr, als es damals Deutschsprechende gab, zu diesen noch als Deutschwillige hinzugestellt?

Auf diese Frage läßt sich nur antworten, daß sich darin die Wahlbeeinflussungen auswirken. Es ginge über den einmal gesteckten Rahmen bei dieser Arbeit, die sich an die Karten selber halten wollte, hinaus, dem im einzelnen nachzugehen. Um so mehr muß aber noch auf eine vom Pressedienst Oberschlesien herausgegebene Karte der „Akte polnischer Wahlbeeinflussung" hingewiesen werden. Sie ist im Gea-Verlag in Berlin erschienen (1 Mark) und zeigt auf einer guten und im Druck sehr deutlichen Karte der Ortschaften und Verkehrswege durch aufgedruckte rote und blaue Punkte die Akte der polnischen Wahlbeeinflussung, die in der Denkschrift des Auswärtigen Amtes „Polnische Wahlbeeinflussung in Oberschlesien" Band I und II (Berlin, Reichsdruckerei) dokumentarisch belegt sind. Rote Punkte bezeichnen, daß Wahlbeeinflussungen durch Gewaltakte, wie Mord, Raub, Mißhandlung usw., vorgekommen sind, während durch blaue Punkte die Beeinflussungen der sanfteren Tonart gekennzeichnet sind. Das so entstandene Bild ist äußerst eindrucksvoll. Auf den ersten Blick erkennt man, daß der schwere Terror vor allem im Südosten des Abstimmungsgebietes gewütet hat. Eine Linie von Ratibor über Tost nach Lublinitz etwa schließt ein Gebiet ab, in dem sich die von Terrorakten heimgesuchten Ortschaften zum Teil in entsetzlicher Fülle drängen. Orte schwerer Terrorhandlungen sind weiter noch längs der Oder bis Kosel hin festzustellen und liegen ziemlich gleichmäßig, wenn auch lange nicht so dicht, wie in den Kreisen des Südostens, auch noch über den Kreis Groß Strehlitz hin. Einzelne Fälle treten auch noch in den Kreisen Oppeln, Rosenberg und Lublinitz auf, doch sind hier verhältnismäßig mehr Fälle der milderen Wahlbeeinflussung verzeichnet.

Die Terrorkarte gibt eine wertvolle Ergänzung zu den Abstimmungskarten und zeigt, daß die Abstimmung unter äußerst ungünstigen Verhältnissen für die deutschgesinnte Bevölkerung stattgefunden hat. **Wenn trotzdem das gesamte Abstimmungsgebiet eine deutsche Mehrheit von 60 Prozent, das Industriegebiet für sich eine Mehrheit von 56 Prozent, das restliche „agrarische Oberschlesien" sogar eine von 62 Prozent gehabt haben; wenn alle Stadtgemeinden sich mit 79,2 Prozent, alle Landgemeinden sich mit 51,8 Prozent für Deutschland erklärt haben, so kann keine nach Recht und Gerechtigkeit entscheidende Stelle anders entscheiden, als daß Oberschlesien in seinem vollen Umfange deutsch bleiben muß.** Die Umgrenzung des Abstimmungsgebietes ist unter Berücksichtigung aller polnischen Wünsche geschehen; seine Einheit und Unteilbarkeit von den Polen selbst, auch amtlich, vor der Abstimmnng stets gefordert; das Abstimmungsgebiet hat nach dem Selbstbestimmungsrecht trotz aller polnischen Lockungen und aller polnisch-französischen Druckmittel sich für Deutschland erklärt. Jede Entscheidung, die dem nicht in vollem Umfange Rechnung trägt, verstößt gegen das Recht und bricht die feierlich gegebenen Zusagen. Keine deutsche Regierung könnte solche Entscheidung anerkennen, kein Deutscher sich irgendwie mit ihr abfinden. Oberschlesien ist, was es ist, als Teil des Deutschen Reiches geworden; es hat sich zu dieser Staatsgemeinschaft bekannt; Oberschlesien muß dem Deutschen Reiche ungeschmälert erhalten bleiben.

Bald nach der Abstimmung sprach ich mit einem Bekenner der sozialdemokratischen Lehre und Mitgliede der sozialdemokratischen Partei über Arbeiten, die gemacht werden müßten, um dem deutschen Recht auf Oberschlesien zur Anerkennung zu verhelfen, und über Mittel, der wüsten, alle Tatsachen verkehrenden polnisch-französischen Meinungsmache entgegenzutreten. Dabei äußerte dieser Herr gelegentlich, viele hielten ja allerdings solche Bemühungen für gänzlich überflüssig, weil die Entscheidung doch durch Handgranaten herbeigeführt würde. Ich entgegnete ihm: Der Meinung bin ich allerdings auch, und bleibe es nach allen Erfahrungen der Geschichte. Aber nichtsdestoweniger ist es unsere Pflicht, um dieser Entscheiduug willen für unser deutsches Recht mit allen Gründen der Vernunft zu streiten. Es sind die einzigen Waffen, die auch dem gänzlich wehrlosen Volk nicht genommen werden können; mit ihnen muß daher jeden Tag und jede Stunde gekämpft werden, bis unsere Feinde den Kampf aufgeben, weil sie den festen Widerstand Deutschlands spüren, sich nicht mehr weiter vernichten zu lassen. Ein Teil solcher Kampfarbeit für unser Recht möchte auch dieser Aufsatz sein. Damals war der Korfanty-Aufstand noch nicht da; aber kommen sah ihn jeder, der die Ereignisse mit sehenden Augen und klarem Verstande verfolgt hatte. Für diesen Fall sprach ich die Hoffnung aus, daß die Deutschen solcher Gewalt zu begegnen wissen würden. Jetzt haben die Handgranaten gesprochen. Daß wir Oberschlesien nicht schon ganz los sind, haben wir einzig den tapferen deutschen Männern des Oberschlesischen Selbstschutzes zu verdanken. Heute beginnen die „Räumungs- und Säuberungsbewegungen". Wird deutsches Vertrauen wieder getäuscht werden? Wird der doch schließlich vereinbarte Rückzug, zu dem die Regierung trotz allem gedrängt hat, wird dieser Rückzug der Deutschen nur die Einleitung zu einer Teilung Oberschlesiens sein? Es wäre himmelschreiend.

Darum heißt es wirken, so lange es Tag ist, und gegen die falschen Vorspiegelungen ankämpfen, mit denen die Polen und Franzosen ihren Raub an deutschem Lande vorzubereiten und zu rechtfertigen trachten. Das Kartenspiel um Oberschlesien geht von neuem los, sobald sich der „Oberste Rat" wieder zusammensetzt, um über Oberschlesiens Schicksal zu entscheiden. Die deutsche Regierung muß die deutschen Trumpfkarten an die rechten Stellen und in die rechten Hände bringen, auf daß sie von der Wirklichkeit und Wahrheit des deutschen Rechtes auf Oberschlesien zeugen.

Und ein letzter Wunsch: In jede unserer Schulen, von der einfachsten bis zur höchsten, gehört eine solche Karte von der oberschlesischen Abstimmung. Nie darf im deutschen Volke vergessen werden, welche Herabwürdigung dem Deutschen Reiche schon in der bloßen Zumutung widerfuhr, durch Abstimmung erst noch unser Recht zu erweisen, das durch die jahrhundertelange deutsche Kulturarbeit in Oberschlesien längst einwandfrei festgestanden hat, unser Recht auf ein Gebiet, für das Polen nie etwas getan hat, das alles, was es ist, durch Deutschland ist. Wir sind in diese Abstimmungsschmach gestoßen worden, und die Abstimmung hat unser gutes altes Recht aufs neue bestätigt. An uns ist es nunmehr, aus den Abstimmungskarten von Oberschlesien das Erziehungsmittel zur nationalen Gesinnung zu machen, das sie sein können. Und dazu müssen noch entsprechende Karten über unsere anderen deutschen Grenzmarken kommen.

**Dann wird nie wieder ein französischer Ministerpräsident seine Raubgelüste aus einer politisch unklugen und tatsächlich nicht auf der Höhe stehenden Darstellung in einem deutschen Atlas begründen wollen. Kann erst jeder Deutsche unsere deutschen Trumpfkarten jederzeit ausspielen, dann hat es mit dem Betruge der Welt über deutsche Dinge ein Ende!**

# Wirkungen des Krieges auf Ostasien*)

Von Oskar Scholz, Konsul z. D.

## VI. Ostsibirien

### 2. Harbin und Wladiwostok, Sachalin und Kamtschatka

Die Ausdehnung der japanischen Wirtschaftsmacht nach Norden folgte hauptsächlich der Fortsetzung der südmandschurischen Bahn über Changchun hinaus nach Harbin, der sogenannten Ostchinesischen Bahn. Im Jahre 1917 gelang es Japan durch ein Abkommen mit der Zarenregierung die Abtretung dieser Bahn bis zum Sungari seitens Rußland zu erreichen — ein Abkommen, das von der Kerenski-Regierung den Japanern bestätigt, von der chinesischen Regierung aber nicht anerkannt wurde.

Harbin und Wladiwostok waren die Mittelpunkte des russischen Geschäfts im Fernen Osten.

Harbin verdankte seine russische Bedeutung der dort den Sungari treffenden Ostchinesischen Eisenbahn und den mit dieser verbundenen Vorrechten der in der Eisenbahnzone wohnenden Russen. Sie hatten nicht nur eigene Gerichtsbarkeit, wie Ausländer auch sonst in China, sondern auch ihre eigene Verwaltung. Da aber die Beamten dieser Gerichtsbarkeit und Verwaltung von der nicht mehr bestehenden Zarenregierung bestellt waren und die gegenwärtige Moskauer Regierung von China nicht anerkannt ist, so entzog die chinesische Regierung im September 1920 diesen russischen Regierungsvertretern ihre Anerkennung und erklärte die mit ihr abgeschlossenen Verträge für ungültig. Sie unterstellte durch eine Verordnung vom Oktober v. J. die Bahnverwaltung dem Pekinger Verkehrsministerium, setzte ein gemischtes Direktorium unter Leitung eines Chinesen ein und berief zur technischen Leitung einen Amerikaner — wohl aus Rücksicht darauf, daß die Vereinigten Staaten von Amerika mit früheren russischen Regierungen Verträge über Instandsetzung, Betrieb und Sicherung der Bahn geschlossen hatten und auch schon während ihrer Teilnahme an der anti-bolschewistischen sibirischen Expedition im Jahre 1919, als die an der Expedition teilnehmenden Mächte eine gemeinsame Verwaltung unter russischem Vorsitz eingerichtet hatten, den technischen Stabschef gestellt hatten. Die Pekinger Regierung

*) Vergl. Grenzboten Hefte 17/18, 22/23, 24, 25/26.

erregte aber mit diesen eigenmächtigen Maßnahmen Widerspruch seitens der Regierungen von Moskau und Wladiwostok, seitens des bisherigen russischen militärischen Gewalthabers, seitens der Russisch-Asiatischen Bank und, nachdem diese sich in eine französische Aktiengesellschaft verwandelt hatte, seitens der französischen Aktionäre und ihrer amtlichen Vertretungen, sowie seitens der japanischen Regierung. Den wirksamsten Erfolg hatte diese letztere, weil sie die Bahnlinie mit ihren Truppen besetzt hatte und allen Vorstellungen gegenüber die Unmöglichkeit, diesen militärischen Schutz zurückzuziehen, erklärte. Damit ist wieder einmal ein amerikanischer Versuch zur Internationalisierung der chinesisch-ostsibirischen Eisenbahnen gescheitert, aber die triumphierenden Mächte sind diesmal nicht Rußland und Japan, sondern Japan und China. Rußland hat dadurch seine dortige Sonderstellung verloren und den in Harbin lebenden Russen, deren Zahl schon vor dem Kriege annähernd 50 000 betrug und jetzt infolge der Flüchtlingszuwanderungen aus dem bolschewistischen Rußland auf das drei- bis vierfache gestiegen sein soll, eine wichtige Grundlage ihrer Geschäfte entzogen.

Schwerer noch wurde die Harbiner russische Kaufmannschaft getroffen durch die Entwertung des russischen Geldes und damit den Verlust der von ihr benötigten Kredite. Die deutschen Kaufleute, in deren Händen ein großer Teil des Harbiner Geschäfts gelegen hatte, waren bei Kriegsausbruch vertrieben, ihre Geschäfte an Japaner und Amerikaner übergegangen, die bald zur Stelle waren, und denen es unter den geschilderten Verhältnissen später auch nicht schwer fallen konnte, das Geschäft der Russen in ihre Hände zu bekommen. Nach dem Bericht eines amerikanischen Trade Commissioner vom Herbst v. J. findet man in den Ladengeschäften kaum andere als japanische und amerikanische Waren, doch seien in letzter Zeit auch wieder deutsche Waren auf den Markt gekommen, mit besonderem Erfolge im Maschinengeschäft gegen Amerikaner und im Textilgeschäft gegen Japaner; von Amerika werde hauptsächlich der Bedarf an Kraftwagen und elektrischer Beleuchtung gedeckt. Auch die nach dem Kriege erfolgten Gründungen einer amerikanischen Handelskammer und einer Zweigstelle der Chinese-american Commercial and Industrial Bank sollten der weiteren Ausdehnung des amerikanischen Geschäfts in der Nordmandschurei dienen. Von japanischer Seite entwickelte neben der Yokohama-Specie-Bank besonders die Staatsbank für Korea das japanische Geschäft von Harbin aus über Ostsibirien und errichtete Zweigstellen in allen Städten bis nach Tschita. Das war zu der Zeit, als japanische Truppen bis zum Baikal-See standen. Was der japanische Rückzug aus Sibirien für das japanische Geschäft bedeutete, zeigt besonders der dortige Textilmarkt. Japans Ausfuhr nach Russisch-Asien in Baumwollstoffen betrug in den ersten 10 Monaten 1920 nur noch 0,5 Millionen Yen gegen 8,3 Millionen in der gleichen Zeit des Jahres 1918 und 18,6 Millionen des Jahres 1919.

Das Exportgeschäft war in Harbin beinahe eingestellt, besonders das einst so blühende Geschäft in Öl, Bohnen und anderen Ölsaaten. Offenbar ist es den Japanern, die im Laufe der Kriegs- und Nachkriegsjahre die meisten Ölmühlen längs des Sungari erworben haben, gelungen, einen Teil ihres Geschäfts nach Dairen zu ziehen.

Wer Harbin kennt, wird verstehen, daß dort heute das Arbitrage- und Geldwechslergeschäft die größte Rolle spielt. In Harbin treffen die Währungen

der verschiedenen Staatshoheiten Ostsibiriens zusammen. Der Ort liegt selbst in chinesischem Gebiet, da ja staatsrechtlich die Mandschurei zu China gehört, und der Kleinhandel ist heute noch ausschließlicher als früher in chinesischen Händen. Aber die im Großhandel herrschende Münze war zur Zeit, als die russische Eisenbahn dort ihre Machtstellung hatte, der russische Rubel. Der Zusammenbruch des russischen Reichs hat auch im Fernen Osten den russischen Rubel, besonders die neueren Ausgaben der seit der Revolution entstandenen Regierungen ganz unerhört entwertet. Er ist ersetzt durch den japanischen Yen, hauptsächlich in Form der Noten der Bank von Korea. Diesem häufig als „Goldrubel" bezeichneten Yen gegenüber gilt der russische Rubel als Spekulationsobjekt. Anfang März d. J. wurde im Gebiet der Ostchinesischen Eisenbahn das Verhältnis dieses Goldrubels zum alten Zarenrubel mit 1 : 230, zum Kerenski-Rubel mit 1 : 500, zum Horwath-Geld mit 1 : 130 bewertet, doch sollen nach amerikanischen Berichten vom Herbst v. J. in Harbin schon bis zu 200 000 Rubel für 1 Yen gezahlt worden sein. Ähnliches ist aus Wladiwostok bekannt geworden, und es kann unter diesen Währungsverhältnissen nicht wunder nehmen, daß das japanische Geld, das von den japanischen Truppen nach Sibirien hineingetragen wurde, sich immer weitere Geltung errang. Weithin durch ganz Ostsibirien, besonders in Harbin, Wladiwostok, Blagoweschtschensk ist aufgefallen, wie eifrig sich japanische Banken und besondere Kommissionen um die Einführung der japanischen Währung bemühen. Daneben hat sich jedoch besonders unter der chinesischen Bevölkerung der chinesische Silberdollar, (meist in der außerhalb der russischen Bahnzone schon früher in Geltung gewesenen Form des „Kleinen Dollar" oder des „Tiao", der silbernen 20 Cents-Stücke) sowie der Tael, im Kleinhandel auch das chinesische Kupfergeld erhalten, auch im alten japanischen Einflußgebiet der Südmandschurei. Besonders deutlich, auch in offizieller Form, ist dieser Währungskampf in letzter Zeit im Gebiet der Ostchinesischen Bahn hervorgetreten, seit dort die Pekinger Regierung wieder volle Herrschaftsrechte geltend macht.

Japans Ausbreitung nach Wladiwostok hin ging sowohl von der Südmandschurei als auch von Korea aus. Da, wo die drei Staaten — Japan, Rußland und China — zusammenstoßen, liegt ein Gebiet, das schon vor dem Kriege Anlaß zu Streitigkeiten zwischen China und Japan gegeben hat: Das Chientao-Gebiet, dessen staatsrechtliche Zugehörigkeit zur chinesischen Mandschurei zwar nicht bezweifelt werden kann, auch in einem chinesisch-japanischen Staatsvertrage von 1909 anerkannt ist, in dem aber Japan deshalb eine Sonderstellung beansprucht, weil seine Bevölkerung stark koreanisch ist und gerade im letzten Jahrzehnt, seit der Einverleibung Koreas in Japan, viele mit der japanischen Herrschaft unzufriedene Koreaner sich dorthin geflüchtet haben. Damit verbundene Unruhen haben im vorigen Jahre in Hungchun, der Hauptstadt dieses Bezirks, zu Aufständen geführt, die der japanischen Regierung Anlaß boten, das Gebiet militärisch zu besetzen und trotz chinesischer Gegendrohungen nicht wieder zu räumen. Das Chientao-Gebiet hat keinen Ausgang zum Meere; sein Küstenland ist die Rußland gehörige Poßjet-Bucht, die jetzt auch von Japan besetzt worden ist. Sie ist ein vorzüglicher natürlicher Hafen, auf den schon vor dem Kriege die russische Regierung ihre Aufmerksamkeit gerichtet hatte, und zwar mit besonderer Rück-

sicht auf das sich immer mehr zu einem bedeutenden Markt für mandschurische Bohnen entwickelnde Hungchun. Wenn die Japaner ihren Plan verwirklichen, diesen Seehafen durch Verlängerung und Ausbau der Changchun-Kirin-Bahn an die südmandschurische und sibirische Bahn anzuschließen, könnte dem unter schwierigeren Eisverhältnissen leidenden Wladiwostok vielleicht ein gefährlicher Nebenbuhler dort entstehen.

Die russische Regierung hat während des Krieges viel getan, um den Hafen von Wladiwostok den erweiterten Bedürfnissen anzupassen, und der Zustrom der überseeischen Kriegslieferungen nach Rußland, für die es schließlich keinen anderen sicheren Weg mehr gab, zog auch zahlreiche russische und ausländische Unternehmer nach Wladiwostok. Bezeichnend für diesen Aufschwung ist, daß während des Krieges ein Dutzend oder mehr ausländische Banken in Wladiwostok eröffnet wurden. Als die Japaner im Sommer 1920 ihre Truppen aus der sibirischen Expedition zurückzogen, war der wirtschaftliche Höhepunkt auch für Wladiwostok überschritten. Die ausländischen Banken sind wieder geschlossen bis auf die Yokohama-Specie-Bank und die Bank von Korea — die Zweigniederlassung der Hongkong & Shanghai Banking Corporation besteht zwar nach den letzten Nachrichten noch, scheint aber keine Geschäfte mehr zu machen; auch die Russisch-Asiatische Bank müßte jetzt eigentlich zu den dortigen ausländischen Banken gerechnet werden, nachdem sie sich in eine französische Aktiengesellschaft verwandelt hat. Charakteristisch für das gänzlich veränderte Auslandsgeschäft über Wladiwostok ist die Tätigkeit der Kooperativen Genossenschaften Sibiriens, die in Wladiwostok, wie auch in Paris, London, New York, Berlin Einkaufsbüros haben und auch die Verteilungsstellen nach dem Innern des Landes bilden.

Wladiwostok steht zwar immer noch im Schiffsverkehr mit Odessa; es scheint, daß die Russische Freiwillige Flotte ihren Betrieb nicht eingestellt hat, und daß dieser Verkehr mit Europa durch Tschechoslowaken, die aus der sibirischen Kriegsgefangenschaft befreit waren und in dieser Zeit wohl manche nützliche Geschäftsverbindung schon angebahnt hatten, gefördert worden ist. Hauptsächlich in Wladiwostok sind tschechoslowakische Unternehmungen gegründet worden, die nach den heutigen dortigen Verhältnissen von nicht geringer Bedeutung zu sein scheinen und sich schon erfolgreich für den Absatz böhmischer Industrieerzeugnisse betätigt haben. Auch von Amerikanern, die an Amerikas riesigen Kriegslieferungen für Rußland beteiligt waren, sind sicherlich manche dabei angeknüpfte Geschäftsverbindungen mit Ostsibirien über Wladiwostok noch im Gange. Als Hauptlieferant tritt aber heute natürlich das durch seine geographische Lage und jetzt auch durch seine politische Stellung dort begünstigte Japan auf. Auch der regelmäßige Schiffsverkehr mit dem Auslande, d. h. hauptsächlich mit Japan, wird von japanischen Reedereien versehen, die auch den starken Zustrom japanischer Zuwanderer befördern. Auch einige amerikanische Dampfer verkehren zwischen Wladiwostok und Seattle.

Unter der „Provinz Sachalin" versteht man in Japan neuerdings nicht nur die von Rußland so bezeichnete Insel oder deren nördlichen, russischen Teil, sondern auch das gegenüberliegende Festland mit der Stadt Nikolajewsk an der Amur-Mündung. Wenigstens hat die japanische Regierung in einer Erklärung vom Juni 1920 das Gebiet, das sie als Sühne für das Blutbad von Nikolajewsk,

bei dem in den voraufgegangenen Monaten die japanische Besatzung und Kolonie, einschließlich des Konsuls, durch russische Bolschewisten ums Leben gebracht waren, besetzen müsse, in dieser neuen Weise bezeichnet. Da die Eisverhältnisse damals die Landung in Nikolajewsk noch nicht gestatteten, beschränkte sich Japan zunächst auf die Besetzung des russischen Teils der Insel, so daß jetzt die ganze Insel — ungeachtet des Einspruchs der Regierung der Vereinigten Staaten von Amerika — tatsächlich unter japanischer Herrschaft steht.

Sachalin war schon bis zum Jahre 1875 von Japan beansprucht, wurde aber damals an Rußland im Tausch gegen Anerkennung der japanischen Herrschaft über die südlich davon nach Japan laufende Inselreihe der Kurilen Japan überlassen. Im Kriege mit Rußland 1904/05 gewann Japan die Südhälfte der Insel zurück und hat seitdem diesen Teil mit beträchtlichen Opfern zu erschließen und zu kolonisieren sich bemüht. Die japanische Einwohnerzahl ist in der seitdem verflossenen Zeit von 1200 auf 36 000 (1911) gestiegen. Wirtschaftlich wichtiger als der Besitz der Insel, deren Klima für japanische Gewöhnung sehr rauh ist, sind für Japan die Fischgründe der umliegenden Gewässer. Auf Grund des Friedensvertrages von Portsmouth, der den japanischen Staatsangehörigen hinsichtlich der Fischerei an der sibirischen Küste — einige Striche ausgenommen — die gleichen Rechte wie den russischen einräumt, sicherte ein späteres besonderes Fischereiabkommen mit Rußland von 1907 den Japanern die Erwerbung und Ausübung solcher Fischereigerechtigkeiten. Schon im Jahre 1913 waren von 128 Fischereigerechtigkeiten auf Russisch-Sachalin und Kamtschatka 110 an Japaner verpachtet, und bei weitem das meiste des Fischfangs der dortigen Gewässer ging nicht nach russischen sondern nach japanischen Häfen. Diese waren und sind auch durch eine weit zahlreichere Fischerflotte und durch Dampfer mit Sachalin verbunden, und im letzten Winter wurde sogar eine regelmäßige Dampferverbindung mittels Eisbrechers von Japan nach Sachalin eingerichtet.

Ähnliche wirtschaftliche Gründe wie für Nordsachalin werden von japanischer Seite für die weiter nördlich gelegene Halbinsel Kamtschatka geltend gemacht, und mit nicht geringer Berechtigung, wenn die vom Handelsamt in Washington im vorigen Jahre veröffentlichten Zahlen richtig sind, wonach dort von den 152 Fischereistationen der Westküste 143 in japanischer und nur 9 in russischer Pacht waren und von dem Fischfang 90 Prozent nach Japan und nur 10 Prozent nach Rußland gingen, während von dem Fischfang der Ostküste 76 Prozent nach Japan und 24 Prozent nach Rußland gingen. Geographisch freilich hat Japan zur Kamtschatka-Halbinsel nur insofern Beziehungen, als fast unmittelbar von ihrer Südspitze aus die japanischen Kurilen, das Ochotskische Meer nach Osten abschließend, bis an die Nordspitze Japans (des Hokkaido) reichen. Derartige geographische Gründe sprechen jedoch auch zugunsten Amerikas, da eine ähnliche Inselkette — die Aleuten — von Kamtschatka nach Alaska führt und die Nordostküste des asiatischen Festlands, deren Ausläufer nach Süden die Kamtschatka-Halbinsel bildet, nur durch die Beringstraße vom amerikanischen Alaska getrennt ist. So erregte es denn nicht wenig Aufsehen, als im Laufe des vergangenen Jahres Nachrichten erschienen, wonach jener ganze Teil Ostsibiriens, östlich vom 160. Längengrade, einschließlich der zum Teil noch westlich dieses Längengrades liegenden Halbinsel Kamschatka, seitens der Moskauer Sowjetregierung auf 60 Jahre an einen

Amerikaner verpachtet worden sei. Es scheint auch, daß die Moskauer Regierung einen solchen Vertrag mit einem kalifornischen Bergingenieur Vanderlip auf Grund der allgemeinen Verordnung vom 26. November 1920 betreffend die rechtlichen und wirtschaftlichen Bedingungen für Vergebung von russischen Naturreichtümern an Ausländer tatsächlich geschlossen hat. Wenigstens hat der Washingtoner Vertreter der Sowjetregierung Ende November v. J. ein den Abschluß des Vertrages betreffendes Telegramm von Tschitscherin veröffentlicht. Aber es scheint auch, daß dieser amerikanische Bergingenieur in seiner stolzen Freude darüber, den Russen die Öl- und Kohlenvorkommen und den Fischfang eines so weiten Gebietes, Eisenbahnbauaufträge und Lieferungsverträge im Werte von 3 Milliarden Dollar abgerungen zu haben, nicht gemerkt hat, daß er nur eine Figur in einem politischen Schachspiel Lenins gewesen ist, der deutlich genug schließlich aller Welt verkündet hat, daß es ihm nur darauf ankam, durch die Gefahr der Festlegung so bedeutender amerikanischer Wirtschaftsinteressen und durch die damit gegebene Gelegenheit zur Schaffung einer strategischen Basis für die Vereinigten Staaten von Amerika auf dem asiatischen Festland politische Eifersucht zwischen den Beteiligten zu erwecken, die zu einem für Sowjetrußlands gegenwärtige wirtschaftliche Not sehr willkommenen Wettlauf um Handelsgeschäfte mit Rußland, wenn nicht zu schwereren, für Rußlands Politik erwünschten Konflikten führen sollte. Die Ausführung jenes Konzessionsvertrages ist aber, wie Vanderlip selbst zugibt, abhängig von der Wiederanknüpfung der Handelsbeziehungen zwischen Rußland und den Vereinigten Staaten oder, wie deren Regierung es auslegt, von der Anerkennung der Sowjetregierung, und um alle bei der russischen Bevölkerung aufgekommenen Befürchtungen, die Räteregierung verschachere Bodenschätze des heiligen russischen Landes, zu entkräften, hat Lenin, nachdem er seinen Zweck, die Unternehmer des Auslandes zu Geschäftsverbindungen mit Rußland anzureizen, erreicht hatte, bei Abberufung des Vertreters der Sowjetregierung in Washington Ende v. J. durch Tschitscherin erklären lassen, daß alle Käufe von Amerikanern und Konzessionen an Amerikaner als nichtig zu betrachten seien. Aber schon dieser drohende amerikanische Eingriff in Ostsibirien hat einen Protest der japanischen Regierung hervorgerufen, in dem hervorgehoben wurde, daß es sich um einen Eingriff in lebenswichtige, auf geographischen und anderen Bedingungen beruhende Interessen der Japaner handele.

Das Bild, in dem Ostsibirien sich uns heute zeigt, ist nach alledem weder glänzend noch klar. Selbst nachdem der militärische Kampf dort eingestellt oder unterbrochen worden ist, herrscht dort noch keine Ruhe. Die ganze Meeresküste und die wichtigsten Verkehrsadern sind von japanischen Truppen besetzt. Auch der Außenhandel ist hauptsächlich in japanischen Händen. Wieviel die Japaner von Ostsibiriens Bodenschätzen in ihre Gewalt gebracht haben und ob und wieviel davon sie jemals werden ausnutzen können, ist heute kaum festzustellen. Wir wissen, daß sie in die Flußschiffahrt auf dem Sungari und dem Amur eingedrungen sind, wenn sie diese nicht überhaupt beherrschen. Wir wissen, daß sie die Herren der reichen Fischgründe Ostsibiriens sind, daß sie die Forsten ausbeuten, sich um Bergbaurechte bewerben und daß sie soviel Grund und Boden wie ihnen möglich war, direkt oder indirekt zu erwerben gesucht haben. Wir wissen, daß die ostsibirische Industrie darniederliegt und daß sie schon vor dem Kriege

einen schweren Stand gegen das Eindringen der Asiaten hatte. Waren doch in Wladiwostok schon vor dem Kriege 70—100 Prozent aller Laden- und Handwerksgeschäfte in japanischem, koreanischem oder chinesischem Besitz und 15 Prozent der größeren Industrieunternehmungen. Russische Arbeiter hielten sich neben den chinesischen nur kraft gesetzlichen Zwanges zur Beschäftigung russischer Staatsangehöriger. Heute soll das Ortsgeschäft sowohl in Wladiwostok als auch in Harbin ganz in chinesischen oder japanischen Händen sein. Zahlreiche Russen, die das ostsibirische Geschäft kennen, sind vor der politischen Verfolgung nach Japan geflohen und tragen von dort heute dazu bei, den Handel Japans mit jenen einst ganz russischen Gebieten zu fördern und japanisches Unternehmertum dort zu unterstützen. Der im Jahre 1919 in Tokio begründete Ausschuß zur wirtschaftlichen Erforschung und Unterstützung Sibiriens unter Baron Megata ist ein deutliches Zeichen dafür, daß Japan nach dieser Richtung nicht ruhen wird. Japan hat nach einer Regierungserklärung in den zwei Jahren von Frühjahr 1918 bis März 1920 673,7 Millionen Yen in das sibirische Unternehmen gesteckt.

Wir wissen aber auch, daß Japans Stellung in Ostsibirien außerordentlich gefährdet ist. Seine militärische Stellung hat sich schon als so unhaltbar erwiesen, daß sie bald zurückgenommen werden mußte. Seine wirtschaftliche Stellung ist ebenfalls nicht leicht. Der Japaner befindet sich dort in einem fremden Land inmitten einer ihm äußerst feindlich gesinnten Bevölkerung. Die gesamte nichtjapanische Bevölkerung — Chinesen, Koreaner, Russen — so verschiedenartig nach Rasse, Stand, politischer Anschauung sie untereinander auch ist, ist einig im Haß gegen die Japaner. Die Moskauer Regierung sowohl wie die Regierung der Fernöstlichen Republik werden von Japan nicht anerkannt, nicht einmal Handelsabkommen wie mit anderen Staaten sind mit Japan zustandegekommen. Wir wissen, wie die politische Vergewaltigung Chinas durch Japan zum Boykott japanischer Waren in China geführt hat, wir wissen, wie es in Korea gärt und daß Tausende von unzufriedenen Koreanern über die Grenze in die Mandschurei gegangen sind, wir wissen von dem Blutbad, das die Russen unter den Japanern in Nikolajewsk angerichtet haben, und wenn der oben erwähnte Amerikaner Vanderlip seinen Landsleuten Lenins Worte richtig wiedergegeben hat, so hat dieser zu ihm geäußert: „Sagen Sie dem amerikanischen Volk, man möge uns Lokomotiven senden, und unsere Armeen werden nicht eher rasten, als bis jeder Japaner in Sibirien unter der Erde oder in der See liegt." Die amerikanische Eifersucht auf jeden japanischen Fortschritt ist allgemein bekannt; in Ostsibirien ist sie unter den Vanderlipschen Träumen zeitweilig eingeschlafen und wird auch nicht leicht wieder erwachen, so lange die Aussichten auf sichere Geschäfte für die Amerikaner dort schlecht sind. Aber charakteristisch ist folgender Satz aus einem vorjährigen amerikanischen Konsulatsbericht aus Harbin: „Die japanischen Geschäfte führen keine amerikanischen Waren, und die chinesischen und russischen keine japanischen." Selbst die Engländer beteiligen sich offenkundig an dieser Japanfeindschaft in jenen Gebieten, denn die Vereinigten Britischen Handelskammern von China und Hongkong haben im vorigen Jahre in Schanghai die britische Regierung ersucht, das Englisch-japanische Bündnis nur unter der Bedingung zu erneuern, daß Japan die Mandschurei und die ostchinesische Eisenbahn wieder freigibt.

Also nicht nur die landeseingesessenen Chinesen und Russen, auch Ausländer, insbesondere Amerikaner und Engländer, mißgönnen den Japanern ihre ostsibirischen Erfolge. Es gibt amerikanische Ansprüche in jenen Gebieten, die noch von der zaristischen Zeit und besonders von der Regierung Kerenskis herstammen und später von Koltschak erneuert worden sind. Zahlreiche industrielle Pläne amerikanischer Unternehmer, insbesondere auch der Ausbau und die Erneuerung der sibirischen und ostsibirischen Bahn stammen aus jener Zeit. Welche Bedeutung solchen Plänen japanischerseits beigemessen wurde, zeigt nicht nur das oben dargestellte Verhalten der japanischen Regierung gegenüber den Vanderlipschen Plänen sondern in weiterem Maße noch die Erregung, die im Jahre 1919 die von der amerikanischen Regierung als Zweig des War Trade Board mit einem Kapital von 5 Millionen — gegründete „Russian Trading Company" in Japan hervorrief. Solche amerikanischen Pläne scheiterten zumeist schon an der zweckmäßig organisierten und finanzierten Überschwemmung Sibiriens mit billigen japanischen Fabrikaten. Zoll- und Bahnfrachtsätze, die schon immer in der industriellen Entwicklung Ostsibiriens eine bedeutende Rolle spielten, sind bei ihrer heutigen Unsicherheit noch von größerer Bedeutung geworden, und eine auf sie gebaute kaufmännische Berechnung ist eigentlich nur den Angehörigen desjenigen Staates möglich, der die örtliche Macht über die Bahn- und Zollämter in der Hand hat. Wie scharf die Vereinigten Staaten von Amerika auf jeden japanischen Machtzuwachs in Ostsibirien achten, zeigt der gegen die japanische Besetzung Nordsachalins erhobene Einspruch der amerikanischen Regierung; aber die ablehnende Selbstverständlichkeit, mit der Japan diesen Einspruch beantwortet hat, zeigt auch, wie gering in Wahrheit Amerikas tatsächliche Macht in jenem Weltteil ist.

Auch Japan hat auf manchen Lohn, den es von Koltschak erwarten durfte, verzichten müssen, oder muß doch, was es kraft völkerrechtlicher Verträge hätte beanspruchen können, heute nur auf seine eigene Macht gestützt, verteidigen. Vielleicht ist in dieser letzteren Einschränkung das einzige ausgedrückt, was Japan bei seinem, räumlich so gewaltig scheinenden Rückzug aus Sibirien eingebüßt hat. Vielleicht sind Japans Ziele von vornherein nur diejenigen gewesen, die kurz nach Abschluß des europäischen Waffenstillstandes die „Russisch-japanische Handelsgesellschaft" in Osaka aufgestellt hat: 1. Wladiwostok wird Freihafen; 2. Sungari und Amur werden der japanischen Schiffahrt geöffnet; 3. die Ostsibirische Eisenbahn wird Japans Aufsicht unterstellt; die Ostchinesische Eisenbahn von Changchun bis Harbin erhält dieselbe Spurweite wie die Südmandschurische; 4. Ausdehnung der japanischen Fischereirechte in Ostsibirien; 5. Nordsachalin wird von Japan gekauft.

Sind das Japans wahre Ziele in Sibirien gewesen, so sind sie im wesentlichen erreicht, und noch mehr als sie. Japan hat den Weltkrieg benutzt, um den 1905 mit dem Frieden von Portsmouth abgebrochenen Kampf gegen Rußland wieder aufzunehmen und mit anderen Mitteln alles und mehr zu erreichen als es damals erzielte, ohne Rücksicht auf chinesische Staatshoheitsrechte, wie es auch der sonst während des Krieges gegen China befolgten japanischen Politik entsprach. Von diesen beiden Gegnern ist jedenfalls zurzeit der russische schwächer als der chinesische. Die Mengen der auf den Sungari- und den Amurdampfern beförderten Chinesen zeigen, daß sich das chinesische Volk dort nicht verdrängen

läßt. Aber das kann auch nicht das Ziel der japanischen Politik sein. Wenn sich nur die Regierung dieses Volkes den japanischen Interessen anpaßt, und, wo es der japanischen Regierung nötig erscheint, fügt. Hier arbeitet die japanische Politik mit anderen, dem Orient eigentümlichen, Mitteln als Rußland und Amerika gegenüber. Die staatsrechtliche Herrin der Mandschurei sowohl wie der Mongolei ist nach wie vor die Pekinger Regierung. Aber das gute Einvernehmen, das Japan mit den Vertretern der chinesischen Macht sowohl in Mukden wie in Urga herzustellen verstanden hat, beweist, daß die von Japan verfolgte Politik des Zusammenwirkens mit China unter japanischer Führung, wenigstens in jenem Teil des chinesischen Reiches und jedenfalls auf dem Gebiet der äußeren Politik erfolgreich gewesen ist. Die für die heutigen Zustände charakteristischste Erscheinung des ostsibirischen Marktes, der Kampf zwischen Yen und Dollar — der Rubel hat, einstweilen jedenfalls, seine Herrscherrolle ausgespielt — ist vielleicht symbolisch auch für die gesamte politische Lage jenes Teiles der Welt; und es ist nicht der amerikanische, sondern der chinesische Dollar, der dem japanischen Yen dort als bedeutendster Gegner gegenübersteht.

Man muß nicht glauben, wie es von japanfeindlicher Seite oft dargestellt wird, daß Japans dortiges Vordringen auf dem Festlande ein rein willkürliches, nur auf dem Verlangen nach politischer Machtausdehnung beruhendes Unternehmen sei. Es ist zum großen Teil ein Bedürfnis des japanischen Volkes, ein Bedürfnis, das durch Staatsverträge gerade mit denjenigen, von denen Japan in dieser Hinsicht am meisten angegriffen zu werden pflegt, anerkannt ist.

Das muß sich auch der deutsche Kaufmann und Unternehmer, der wieder ins ostsibirische Geschäft will, vergegenwärtigen. Bisher ist von deutschen Geschäftsanknüpfungen nach dem Kriege wenig bekannt geworden. Das Jahr 1919 schien unter der damals ganz Ostsibirien sichernden japanischen Herrschaft solchen Geschäftsanknüpfungen günstig zu sein, und der Ruf nach den deutschen Waren, die früher so beliebt waren, kam auch von Ostsibirien zu uns.

Wenn man auch in und nach dem Kriege das Deutschtum in Russisch-Sibirien wie im übrigen Rußland zu vertreiben und zu vernichten gestrebt hat, wir wissen, daß nicht alle Wurzeln des Deutschtums, auch in Ostsibirien nicht, ausgerottet werden konnten; man braucht nur an das bekannte deutsche Warenhaus, das von Wladiwostok aus den ostsibirischen Markt beherrschte, an die dort unentbehrlich gewordenen deutschen Apotheken und ihre deutschen Waren, an die deutschen Bauernkolonien in Sibirien und man braucht nur an die vielen deutschen Kriegsgefangenen zu denken, die sich in Sibirien eine neue Existenz oder doch neue Geschäftsverbindungen geschaffen haben. Nach Zeitungsmeldungen ist besonders Harbin im Oktober v. J. mit Deutschen überfüllt gewesen, in den dortigen Geschäften waren schon wieder deutsche Waren zu haben und die Zeitungen hatten zahlreiche deutsche Geschäftsanzeigen. Viel von dem ehemaligen deutschen Geschäft ist inzwischen in japanische und amerikanische Hände übergegangen. Der Deutsche darf nicht übersehen, daß die zwei wichtigsten Vorteile, die er früher im Wettbewerb mit Amerika hatte, heute nicht mehr für ihn bestehen: die längere Kreditgewährung an den sibirischen Käufer, und die billigeren Schiffsfrachten von Europa, und daß die überseeische Ein- und Ausfuhr heute, sei es über Dairen, sei es über Wladiwostok durch japanische Hafen- und Bahnkontrolle geht.

Der einzige von japanischer Kontrolle freie Seezugang ist der über Niutschwang. Auch dort ist der Außenhandel schon überwiegend in japanischen Händen. Es entwickelt sich dort anscheinend ein neuer Kampfplatz für die sich gegen das Vordringen Japans wehrenden Wirtschaftskräfte Chinas. Wie dieser Kampf entschieden oder beigelegt werden wird, ist heute noch nicht zu übersehen. An Chinas Kultur- und Wirtschaftsentwicklung zu zweifeln, haben wir ebenso wenig, vielleicht noch weniger Berechtigung als zum Zweifel an Rußlands Wiederaufstieg. Ob und inwiefern sie freilich mit oder gegen Japan geschehen kann, das ist eine Frage, über die sich heute noch nicht einmal Chinas führende Geister einig sind. Der deutsche Geschäftsmann aber muß in jedem Falle mit den gegebenen Wirklichkeiten rechnen, und die zeigen ihm, daß Ostsibirien wirtschaftlich heute von keiner anderen Macht in gleichem Maße abhängig ist wie von der japanischen.

# Die wahre Stellung des polnischen Klerus zur katholischen Kirche

Von Dr. J. Lulvès, Archivrat (Berlin)

Sieben polnische Bischöfe, an ihrer Spitze sogar zwei Kardinäle, Dalbor als Primas von Polen und Kakowski, haben in einem Telegramm an Papst Benedikt XV. vom 30. November 1920 eine Beschwerde gegen eine Verfügung des Kardinal-Fürstbischofs Adolf Bertram von Breslau erhoben; hierbei verstiegen sie sich zu dem Vorwurf der Unwahrheit: „Obgleich sich Kardinal Bertram auf eine besondere Vollmacht des Heiligen Stuhls beruft", heißt es da, „glauben wir doch, daß dies *nicht dem wirklichen Sachverhalt* und den Absichten des Apostolischen Stuhles entspricht". In jener Verfügung vom 21. November 1920 hatte Kardinal Bertram jedem Priester und Kleriker in Oberschlesien strengstens verboten, sich ohne ausdrückliche Genehmigung des örtlich zuständigen Pfarrers an irgendwelcher *politischen* Betätigung zu beteiligen. Dabei hatte sich der Kardinal an drei Stellen des Erlasses ausdrücklich auf den Heiligen Stuhl berufen, auf eingehende Verhandlungen mit ihm, auf seine *Approbation*!

Die polnische Geistlichkeit fühlte sich durch das Vorgehen des Fürstbischofs an einer ihrer eigenartigen Schwächen getroffen. Diese stellt sich als Widerstand gegen die Obrigkeit, welcher Art sie auch sein mag, dar, *sobald* sie sich nicht den eng nationalistischen Wünschen des polnischen Klerus gefügig zeigt.

Gemeinhin glaubt man, bei den Polen eine tiefe Verinnerlichung mit der katholischen Kirche annehmen zu dürfen. In Wahrheit beherrscht das Gefühls- und Empfindungsleben des Polen ein allzu stark ausgeprägter Nationalismus,

vor dem im Zwiespaltsfall die Rücksicht auf die Kirche zurückzutreten hat. Das lehrt die Geschichte Polens seit der Reformationszeit, wie einige charakteristische Beispiele es beweisen mögen.

Bereits in vorreformatorischer Zeit hatte die päpstliche Kurie in Rom einen schweren Stand mit Polen. Die dortige Geistlichkeit zeigte sich schon damals stets mehr national-polnisch, als römisch; und zur Bewahrung dieser nationalen Selbständigkeit des Klerus war ein Landesgesetz erlassen worden, das jeden Geistlichen mit Verbannung und Gütereinziehung bedrohte, der nach Rom ginge, um sich dort bei der päpstlichen Kurie geistliche Würden auszuwirken.

Auch hatte man es in Polen immer verstanden, einen sehr beträchtlichen Teil der für Rom erhobenen geistlichen Abgaben zurückzuhalten, so daß der Vatikan aus Polen weit weniger bezog, als aus Deutschland.

Als dann die reformatorische Welle aus Deutschland auch nach Polen vordrang, da erhob sich gegen den Klerus eine mehr interne Opposition, die viel weniger in dem religiösen Bekenntnis und in einem Gegensatz zum Papsttum, als in der wirtschaftlichen Stellung und in den Machtvorrechten des Klerus begründet war. Daß der Klerus von der allgemeinen Gerichtsbarkeit durch seine Privilegien befreit, dieses störende Vorrecht auch in weltlichen Streitigkeiten in weitestgehendem Maße beanspruchte, daß er für sich und seine Untertanen des Kriegsdienstes ledig war, daß er durch den Ertrag des Zehnten und durch unermeßliche Liegenschaften über ein fürstliches Einkommen verfügen konnte, erregte den Neid und die Erbitterung des in der Szlachta vereinigten polnischen Kleinadels. Die vornehmen Prälaten waren teils indifferent, teils erschienen sie sogar in Glaubensfragen verdächtig, wie der Bischof von Krakau, dem 1551 auf der Synode zu Piotrkow nachgesagt wurde, daß er die Fasten nicht beobachtete, die Verabreichung des Abendmahls unter beiderlei Gestalt billige, überhaupt Atheist sei, da er keinerlei Glauben und Religion anerkenne usw. Von derartigen Elementen war natürlich kein Schutz für die alte Lehre zu erwarten, als die Szlachta den Kampf gegen die privilegierte Machtstellung der Geistlichkeit begann; sie selbst hatte nur für die politisch-revolutionären Bestandteile der von Deutschland zugetragenen neuen Lehre Verständnis. Der Kampf gegen die katholische Kirche galt im übrigen dieser als der festen politischen volksfremden Organisation; er war ein ganz äußerlicher. Deshalb war die größte Schwäche der evangelischen Kirche in Polen ihr Mangel an Verinnerlichung, an innerer Organisation und an Einheitlichkeit.

Im Auslande galt Polen eine Zeitlang für die Hochburg der Reformation; denn jede anderwärts noch so verfemte religiöse Richtung konnte dort auf den Schutz irgend einer einflußreichen Person und demnach auf eine Zufluchtsmöglichkeit rechnen. So hat in Polen nacheinander das Luthertum, dann der Kalvinismus, nach diesen die antitrinitarische Bewegung Eingang gefunden, alles als ausländischer Import. Und ebensowenig aus religiösem Drange, sondern ganz äußerlich, mit der gleichen willigen Oberflächlichkeit, ward die katholische Gegenreformation aufgenommen, als sie in ihrem Siegeszug von Westeuropa her bis nach Polen vorgedrungen war. Vorher hatten sich die Söhne des polnischen Adels zu den Pflanzstätten des Protestantismus in Wittenberg und in der Schweiz gedrängt, weil das neu und modern war; aus dem gleichen oberfläch-

lichen Grunde strömten sie jetzt zu den neu aufgekommenen Jesuitenschulen. Von orthodoxem Eifer keine Spur!

Diese rasch aufeinanderfolgenden konfessionellen Wandlungen in der entscheidenden Epoche der Reformation (1525 bis 1565) charakterisieren für alle Zeiten die geringe Tiefe des religiösen Empfindens im Polentum, die lose Verbindung des Klerus mit seinen geistlichen Obergewalten, sofern sie nicht im Polentum stark verankert sind! Umsonst hatte im Sinne der Wiederherstellung und Stärkung eines inneren Friedens, nach der Unterdrückung des Polenaufstandes von 1830/31, Papst Gregor XVI. zwei Mahnschreiben an die polnischen Bischöfe gerichtet, sie sollten bei Klerus und Volk auf Treue, Gehorsam und Friede dringen und zur Wiederherstellung der politischen Ordnung mitwirken.

Derartige Friedensmahnungen wurden von keiner Seite beachtet. Daß die nationalistischen Wühlereien schließlich in den Jahren 1861 bis 1864 mehrfach zu revolutionären Ausbrüchen und blutigen Gefechten geführt haben, ist nicht in letzter Linie Schuld des polnischen Klerus gewesen.

Bezeichnend war sein Treiben schon in der außerhalb des eigentlichen kongreßpolnischen Revolutionsgebietes liegenden Provinz Posen. Ungescheut gab er gerade dort anläßlich der sogenannten „Kreuzeserrichtungen" das Beispiel der Gefährdung des öffentlichen Friedens und der Mißachtung der Gesetze. Überall in offener Auflehnung gegen die Staatsbehörden, suchte er die ihn treffenden zahlreichen strafgerichtlichen Verfolgungen wegen Vergehens gegen das Vereinsgesetz und die öffentliche Ordnung, wegen Widerstandes gegen die Staatsgewalt und Beleidigung der Beamten, dem großen Haufen als Gott wohlgefälliges Martyrium, sich selbst aber als Märtyrer darzustellen.

Die kirchliche Oberbehörde der Diözese sah diesem Treiben zu, ohne ihm in irgend einer erkennbaren Weise entgegenzutreten.

Selten ist die Neigung zur Opposition gegenüber der Regierung, sofern sie sich nicht engnationalistischen Wünschen gefügig zeigt, so treffend gekennzeichnet worden, als in jenen Revolutionstagen durch die Proklamation des russischen Gouverneurs General Michael Nikolajewitsch Murawiew II. vom 5. Juli 1863 aus Wilna („An alle Stände"):

„Der Ruf zum Aufstande erschallt von der Höhe der Kanzel. Reden, vom Geiste des Hasses und der Zerstörung durchdrungen, hört man in den katholischen Heiligtümern. Ja, einige fanatische Geistliche greifen selbst zu den Waffen, gesellen sich zu den Rebellenhaufen und führen einzelne derselben an. Die hohe Geistlichkeit aber, die das beste und sicherste Mittel besitzt, um das Land zu beruhigen, ist absichtlich untätig."

Mit eiserner Energie ist General Murawiew gegen die also charakterisierte polnische Geistlichkeit vorgegangen; mit ihr und ihren Umtrieben hatte sich wenige Jahre später der aus der Nation selbst stammende Erzbischof von Posen, Graf M. Halka-Ledochowski, abzufinden. Bald nach seiner Erhebung und Anerkennung durch König Wilhelm I. von Preußen (1866) beschränkte er, um die immer noch fortdauernde national-polnische Agitation zu dämpfen, den Gebrauch der polnischen Sprache bei kirchlichen Handlungen und verbot, noch weiter gehend als jetzt Kardinal Bertram und nach ihm der neuentsandte päpstliche Kommissar Monsignore Ogno, der Geistlichkeit jeglichen Anteil an den Wahlen.

Gegen eine derartige politische Beteiligung der Geistlichkeit an den nationalen Kämpfen erhoben sich schon damals in dieser selbst oppositionelle Stimmen. Kurz vor Ausbruch des Aufstandes von 1863, als Warschau in die Periode der Manifestationen trat, wurde in dem „Tygodnik katolicki" das „offene Schreiben" des Resurektionistenpaters Hieronym Kajsiewicz veröffentlicht, der die nationale Begeisterung der Warschauer Bevölkerung verächtlich zu machen suchte. Da wurden die polnischen revolutionär-nationalen Bestrebungen eben wegen des revolutionär-nationalen Prinzips bekämpft, das ja in Italien zur Beseitigung der weltlichen Macht des Papsttums geführt hat.

Dieser Richtung im polnischen Klerus, welche, wenn sie auch Gegnerin Rußlands blieb, doch es verabscheute, dem polnischen Nationalismus bis zu seinen letzten Konsequenzen zu folgen, gehörte auch der ideal veranlagte, spätere Benediktiner Prinz Edmund Radziwill an, der in seinem deutsch geschriebenen Buche „Die kirchliche Autorität und das moderne Bewußtsein" zu beweisen suchte, daß das „katholische Prinzip", wie er es auffaßte, den innerlich menschlichen Widerstreit deutsch-polnischer Feindschaft versöhnt und die Kollegialität der einzelnen Völker herbeiführt.

Jene Richtung hat dann, als Papst Leo XIII., im Gegensatz zu seinem Vorgänger Pius IX., ein verträgliches Verhältnis zu der russischen Regierung, besonders in der Enzyklika vom 19. Juni 1894, angebahnt hatte, ihren schärfsten Ausdruck in den Schriften des geistlichen Grafen Jerzy Moszynski gefunden: In seinem Unwillen gegen polnische Aufstände bezeichnet er das Streben nach Unabhängigkeit als eine polnische „Erbsünde". Er versteigt sich sogar zu dem Satze: „Für mich ist es eine ganz unzweifelhafte Tatsache, daß das positive moralische Recht, d. i. das den Menschen von Gott geoffenbarte, kein Urteil darüber zuläßt, ob die Staatsmacht legal oder illegal, mit dem Willen Gottes vereinbar oder unvereinbar ist. Begraben wir ein für allemal die in der Diplomatie so genannte polnische Frage, um polnisches Leben aufzuerwecken."

Goldene Worte, beherzigenswert gerade für die heutige polnische Geistlichkeit, besonders in den gegenwärtigen Kampfzeiten!

# Mystik, Mythos und Karl Spitteler

Von Paul Schulze-Berghof

In seiner in den Jahren 1870/71 entstandenen Schrift „Die Geburt der Tragödie" preist Nietzsche es als einen Segen für die zukünftige geistige Entwicklung Deutschlands, daß wir als Nation noch nicht in gleicher Weise mit unserer Kultur verstrickt sind wie Frankreich mit der seinen und daß die edlen Kerne unseres Volkscharakters mit der sehr fragwürdigen Kultur unserer Zeit bis jetzt recht wenig gemein haben. Wörtlich heißt es dann dort: „Alle unsere Hoffnungen strecken sich vielmehr sehnsuchtsvoll nach jener Wahrnehmung aus, daß unter diesem unruhig auf und nieder

zuckenden Kulturleben und Bildungskrampfe eine herrliche, innerlich gesunde, uralte Kraft verborgen liegt, die freilich nur in ungeheuren Momenten sich gewaltig einmal bewegt und dann wieder einem zukünftigen Erwachen entgegen träumt." — Aus diesem mystischen Abgrunde ist nach Nietzsche die deutsche Reformation, ist die deutsche Musik hervorgegangen, und aus ihm — so prophezeit der Kulturphilosoph — werden auch die schöpferischen Geister heraufkommen, denen wir die Wiedergeburt des deutschen Mythos verdanken werden.

Und in der Tat geistert von solchen mystischen Wesen und mythischen Gestalten bereits allerlei in den Köpfen der Dichter und Ästheten, und unsere faustisch irrende und strebende Seele ist wieder so recht mitten drin in dem Hexensabbath der Walpurgisnacht. Es mehren sich auf der ästhetischen Ebene um uns die Geister, die uns durch die mystischen Tiefen den Weg zur Höhe weisen wollen und sollen. Und auch unsere Überzeugung ist es, daß uns nur der mystisch schauende, der mythisch bildende Künstler dem Herzen der Dinge und der Welt, der Seele des Lebens wieder näher bringen kann. Denn was anders begrüßen wir formal in der mystisch intuitiven Anschauung des schöpferischen Geistes, in dem mythisch webenden und bildenden Lebensgefühl des Dichters, als den tätigen Instinkt der Seele, der uns die tiefsten Geheimnisse des Lebens ahnend und sinnbildlich offenbart.

Unter den neueren Mythosdichtern dürfte Karl Spitteler der bekannteste und für unsere Untersuchung zugleich der geeignetste sein. Wir wollen seinen „Prometheus und Epimetheus" einer kleinen psychologischen Analyse unterziehen, um uns darüber klar zu werden, ob er — wie einige rühmen — in Wirklichkeit der Schöpfer eines neuen Mythos, der Dichter kosmischer Visionen ist, der seine Sinnbilder des Lebens aus den mystischen Weltallstiefen herausholt. Geben wir ihm zunächst selbst das Wort, um seine Anschauung über das Wesen des Mythos kennen zu lernen.

„Die mythische Poesie" — äußert sich Spitteler — „ist im Urgrunde religiöse Poesie; sie beschäftigt sich mit den Welträtseln und hat demgemäß einen tiefsinnigen, ernsten, schwermütigen Charakter. Ihre eigenste Form ist die kurze, symbolische Erzählung, symbolisch, weil alles Übersinnliche sich nicht anders bezwingen läßt, als durch das Mittel des Symbols. — Die epische Poesie dagegen ist durch und durch weltlich, nur mit dem äußeren Erscheinungsglanz des Lebens sich befassend."

Welche literarhistorische und ästhetische Kurzsichtigkeit, Mythos und Epos als gleichwertige und zugleich einander aufhebende dichterische Formen gegenüber zu stellen! Und dennoch bringt es Karl Meißner in seinem Buche über Karl Spitteler, Verlag Eugen Diederichs, Jena, fertig, uns diese Worte und Gedanken als bedeutsamste ästhetische Erkenntnisse aufzutischen, die uns in bester Weise in das „inkommensurable Werk im Schaffen Spittelers", in seinen „Mythos" von „Prometheus und Epimetheus" einzuführen vermögen. Schon der flüchtigste Blick auf den griechischen und germanischen Mythos zeigt uns die Tatsache, daß der Mythos ursprünglich und vornehmlich in der epischen Form auftritt, und andererseits belehrt uns die Form des Epos wieder, wenn wir sie von innen betrachten, daß es vornehmlich die mythenbildenden Kräfte der Seele sind, die die großen Volks- und Kunstepen geschaffen haben. Gleich haltlos ist die Behauptung,

daß der Mythos religiös und das Epos durch und durch weltlich sei. Wo bleibt da der heroische Mythos Homers, der historische Mythos im allgemeinen, der als Sage nach seinem ästhetischen Charakter doch mythische Dichtung ist? Und wohin verschwinden die religiösen Epen eines Dante, Milton und Klopstock, wenn das Epos immer durch und durch weltlich ist? — Aber so viel Behauptungen, so viel schiefe Urteile, und wir wollen uns dabei nicht länger aufhalten. Der springende Punkt ist für uns die Tatsache, daß Dichter und Kunstkritiker hier mit dem Begriff des Mythos in einer Weise arbeiten, die deutlich genug dafür zeugt, daß ihnen das innerste Wesen des Mythos kaum richtig aufgegangen sein kann.

Und kaum besser als dem Ästheten geht es dem Dichter Spitteler mit seinem Willen zum Mythos. Denn obschon er die Mythen und die Mythologie aller Länder und Zeiten ausplündert und seine Phantasie über mythischen Gestalten und Namen, Begriffen und Vorstellungen ins Endlose wuchert, hat er nichts von mythischer Bildkraft mitbekommen. Seine zahllosen kosmischen Phantasmagorien, „die endlose Variantentätigkeit seiner Phantasie", so hatte sein Hirn z. B. über die Weltentstehung mehr als sechzig Mythen ausgeheckt, sind keine Eigenschaften, die den Dichter als mythischen Zusammenbildner und Vereinfacher der Welt charakterisieren. Umsonst suchen wir auch im Kreise seiner literarischen Lobredner nach einer Antwort auf die Frage, wie es um den mythologischen Charakter des Werkes in Wirklichkeit bestellt und welches der Sinn und ideelle Kern dieses mystischen „Gleichnisses" sei, wie Spitteler die Dichtung selbst im Titel des Buches nennt. Durchweg begnügen sich die Anwälte der Dichtung mit einer knappen Nacherzählung des Inhalts und machen so aus der Not eine Tugend, weil es ihnen in Wirklichkeit kaum anders geht als Gottfried Keller, der in einem Briefe an J. V. Widmann offen bekannte: „Was der Dichter eigentlich will, weiß ich nach zweimaliger Lektüre noch nicht. Ich sehe ungefähr wohl, worum es sich handelt in der Allegorie, aber ich weiß nicht, ist es ein Allgemeines oder meint er sich selbst und sein eigenes Leben."

Und so ist es in der Tat: der verkannte und gemarterte Prometheus, das ist der Dichter selbst und sein eigenes Leben. Wenn der Dichter sich auch müht, die individuellen Erlebnisse im Freskenstil auf den kosmischen Hintergrund zu übertragen und dadurch zum Gleichnis, zum wahren Sinnbild zu kommen, das uns im besonderen das Allgemeine offenbart, so versagten ihm doch die Enge seiner dichterischen Individualität und die phänomenale Befangenheit seines Ichs das Gelingen und Vollbringen. Es entstand eine kuriose, aber keine monumentale Dichtung. Spitteler nennt sich selbst in dem Vorwort zur zweiten Auflage des „Prometheus und Epimetheus" einen „wahrhaften Idealisten". Und die Ideenwelt, unsere zeitliche Ideenwelt als Innenwelt der Persönlichkeit ist es, die er uns durch seine Bilderwelt erschließen will. Die Ideenwelt im Sinne Platons, wonach die Idee das im Begriff erfaßte Wesen eines Dinges ist! Als die Personifikationen solcher Ideen werden uns die Brüder Prometheus und Epimetheus gleich eingangs vorgeführt und unzweideutig umrissen. Beider Wesen ist bildlich auf einen Begriff gestellt. Prometheus ist die symbolische Verkörperung des Begriffs: Seele, und Epimetheus die des Begriffs: Gewissen. — Der Engel Gottes kommt zu Prometheus und fordert ihn auf, sich von seiner Seele zu trennen, wenn er am „Tage des Ruhms" nicht verworfen sein will, und an ihrer Statt

das Gewissen als Führer durchs Leben zu nehmen. Prometheus aber weist den Versucher ab; nur mit seiner Seele will er seinen Ruhm teilen oder ihn entbehren: „Denn siehe, meine Seele ist's und ist mein Gott in Freud und Leid, und was ich immer bin, von ihr hab' ich's zu eigen." — Doch Epimetheus, der Lauscher, schleicht dem abgewiesenen Engel nach und bittet: „Siehe, meine Seele liegt in deiner Hand, und so es dir gefällt, so gib mir ein Gewissen, das mich lehre „Heit" und „Keit" und jegliches gerechte Wesen!"

Damit haben wir nicht nur die erste Pforte zu dem Wege ins Innere der Dichtung, zum Sinn des Ganzen gesprengt, sondern zugleich einen Blick in die Wesensart des Dichters, in die Funktion und Arbeitsweise seiner Phantasie und bildnerischen Kräfte getan. Seine Darstellung des Menschlichen geht vom Begriff aus, und seine bildlichen Vorstellungen sind intellektueller Natur nach ihrer Ursächlichkeit und ihrem Ursprunge. Seine Bilderwelt entspringt keinem ursprünglichen ästhetischen, mystischen Schauen, sondern sie ist mehr das bildliche Aufblitzen und Aufleuchten der Begriffe auf dem Hintergrunde der Erkenntnis. Es ist eine durch Begriffe verursachte und vermittelte Bilderwelt, in die uns Spittelers Dichtung führt. Und wir können gleich hier an dem Eingangsbeispiel erkennen daß ihm die Ursprünglichkeit der mystischen Lebensempfindung, des metaphysischen Schauens und der mythologischen Bildkraft fehlen. Seele und Gewissen als zwei fertige, außerpersönliche Dinge dem Menschen auf mystifizierte Weise schenken, das ist die unpsychologische, naive anthropomorphistische Art des Dichtens, wie sie am Anfange der Kunst, bereits im biblischen Zeitalter sich äußerte. Und wenn der Dichter erzählt, wie der Engel Gottes zu Prometheus kommt, um ihm für die Seele das Gewissen einzutauschen, so ist das gefabelt, für uns Menschen der philosophischen und psychologischen Erkenntnis mehr kindisch als kindlich gefabelt in einer längst verbrauchten Weise.

Doch sehen wir weiter, was Spitteler uns in der epischen Handlung seines „Prometheus und Epimetheus" bietet und welches der tiefe Sinn des großen Gleichnisses ist. Das Hauptthema des Ganzen liegt nach dem aufgedeckten Eingangsmotiv ziemlich klar vor uns: Es ist das Promethidenlos des „wahrhaften Idealisten" in der Wirklichkeit der menschlichen Ebene — oder anders gesagt: der Kampf um die Persönlichkeit der Herrin Seele und das sich daraus ergebende Lebensschicksal des Menschen. — Dieser Kampf aber spielt sich für den wahrhaften Idealisten nicht in der Ebene der gemeinen Wirklichkeit ab, sondern in der intelligiblen Welt, dem Reiche der Ideen, wo Begriffe Wesen und Welten sind. Und das alles wird nun phantastisch-symbolisch in einer mysteriösen Bilderwelt und mystifizierten geistigen Ebene dargestellt. — Und wer nun in die flirrende Bilderflucht dieser Innenwelt schaut und wem darüber das Gleichnis wirklich aufgeht, für den wird die Dichtung gleichsam zum Kaleidoskop der Zeitseele. — Und wie die Bilder im Kaleidoskop: lichtvoll, farbenprächtig, klar in der Form, von mathematischer Konsequenz und Genauigkeit, von unterhaltsamer Schöne —, so erscheinen die kosmischen Visionen des Dichters zum Teil als Phantasiebilder vor unseren Augen. Aber auch nur für den Augenblick, ganz wie beim Kaleidoskop, stürzt über dem Folgenden das Gegenwärtige immer wieder in sich zusammen, weil ihnen der innere Halt fehlt, die Kraft der mystischen Anschauung und die Festigkeit und Körperlichkeit des mythologischen Lebens.

Was sich hier bildnerisch äußert, das sind keine mythologischen Phantasiekräfte, sondern es sind die Bilderwut eines ausschweifenden Gesichtssinnes und die hektische Lebensluft eines Intellekts, der unbewußt unter dem Erkenntnisfluch der Menschheit steht und sich in den Jahrtausende alten Staubkammern der Historie und des Wissens seine Gemütskrankheit geholt hat. Das Ganze mutet uns an wie die ekstatischen Gesichte eines Überintellektuellen. Eine Phantasie, die ohne das appollinische Maß und den perspektivischen Sinn in der Ideenwelt ist, reißt uns bald in das Universum hinaus, um uns das kleine individuelle Sein als „riesenhaftes Dasein" zu enthüllen, und führt uns dann wieder allzumenschlich in den Königspalast eines Gottes, um uns alltägliche Albernheiten aus der Ebene der gemeinen Wirklichkeit symbolisch zu illustrieren. Dazu holt sich der Dichter das Rohmaterial seiner Vorstellungen, die Gestalten und Namen für seine Sinnbilder aus den Mythen aller Völker und Zeiten mit einer Willkürlichkeit, daß die Art der Verwertung uns doch oft in die Nähe der Fastnachtsscherze führt. So tritt Proserpina auf und kommt zu Adam und seinem Sohne Atlas. — Der Engel Gottes hat drei Kinder: Messias, Hiero und Mythos. — Leviathan wird zum Ehrenhauptmann der Athener gemacht. — Die semitische Gottheit Astaroth wird zur Tochter des Behemoth, der im Buche Hiob als fabulöses Ungeheuer, das Heu frißt wie ein Ochse, sinnbildlich auftritt. — Schließlich kommt uns auch noch der „kranke Logos" entgegen, und Gott selbst buhlt mit der Physis und zeugt die Bastardwelt — usw.

In Wahrheit kommt Spittelers Lebensempfindung, sein Weltgefühl und Ichbewußtsein doch nicht über die phänomenale Erscheinung der Dinge, über die engeren Grenzen von Raum und Zeit hinaus. Er ist ohne Gefühl für die metaphysischen Energien der Gesamtheit, für die Imponderabilien im Weltgeschehen der Menschheit, darin das Individuum zeitlich untergehen und aufgehen muß. Darum zieht er alles kosmische Geschehen, die metaphysischen Lebensäußerungen und Lebenserscheinungen der Innenwelt mit seiner symbolischen Darstellung und Gleichnisform in die Enge des individuellen Erlebnisses; während in Wirklichkeit die Vorgänge im Weltenraum und in der spirituellen Ebene der Götter die natürlichen Bilder und Gleichnisse für unsere überindividuelle Lebensempfindung und der Unendlichkeit in uns sind. So bekommt dann seine ganze Menschendarstellung und Weltbetrachtung einen ironisch-mephistophelischen Grundzug. In seinem Prometheus ist mehr kleiner Menschentrotz als Menschheitsgröße, mehr individueller Eigenwille als ewiger Weltwille. Wie sich Prometheus am Ausgange der Dichtung als Welt- und Menschenverächter in seinen Schmoll- und Sterbewinkel zurückzieht, nachdem er vorher seinen Bruder „Gotthold Menschenwonne" im Sumpfe gefunden, seine Schande mit vergrabenem Antlitz fressend", das läßt an sarkastischer Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig und zeigt Prometheus, den großen Menschenfreund, sehr unprometheisch, als einen Erzindividualisten und Stockegoisten. — Und so sind Spittelers Dichtungen keine mythischen Dichtungen, sondern nur intellektuelle Mythengespinste. Seine Visionen sind nicht von mystischer Art, sondern es sind die Halluzinationen des gequälten Hirnmenschen, für den sich Gott der Schöpfer erst seiner Welt erbarmt, wenn er alles Nervenleben in ihr vernichtet. Drum gilt von den mythischen Dichtungen Spittelers und wird von dem Dichter überhaupt einst gelten, was man von

Voltaire gesagt: Er war als Dichter ein Irrtum seiner Zeit, der eigenbrödlerische Nachtreter und Nachzügler sich widersprechender literarischer Epochen, die in sich bereits vollendet waren und keine Entwicklung mehr zuließen. Er war kein unbedeutender Schriftsteller, aber ein von der Natur verdorbener Dichter, ein tastender Versuch nach einem dichterischen Typus, der vielleicht noch kommen soll, um uns das Höhere und Höchste aus den Tiefen der unendlichen Innenwelt in schöpferischer Mystik und in der Mythe des neuen Geistesmenschen zu offenbaren.

# Weltspiegel

**Deutschland — Konstantinopel — Der Stille Ozean.** Bespricht man mit einem Durchschnittsdeutschen Probleme der Außenpolitik, so stellt man schon nach kurzer Zeit fest, daß er sämtliche Völker der Erde in „deutschfreundlich" und „deutschfeindlich" einzuteilen und hiernach seine Ansichten zu halten pflegt, die dann meist darin bestehen, daß den deutschfreundlichen in möglichst vielen Punkten entgegenzukommen und nachzugeben sei, die deutschfeindlichen dagegen entweder bekämpft, oder, wenn das nicht geht, durch „Propaganda" gewonnen werden müßten.

Nicht im mindesten kommt ihm der Gedanke, daß andere Völker zunächst einen eigenen Willen haben, und nur selten über Sympathien oder Antipathien den Verstand verlieren, daß keine Propaganda der Welt politische Notwendigkeiten aus der Welt schaffen kann, daß bei der Kompliziertheit des modernen Weltbildes mit seiner übrigens nur in Europa bestehenden Kleinstaaterei die Dinge meist nicht so einfach liegen wie Ja und Nein, und daß endlich, selbst in Fällen, wo es nur um Ja oder Nein geht, unendlich viel davon abhängen kann, zu welchem Zeitpunkt und in welcher Aufmachung dies Ja oder Nein gesagt wird. Leider geschieht von seiten der deutschen Presse nur sehr wenig, dieser kindlichen Einstellung abzuhelfen und wirkliche gegründete Kenntnisse über Auslandspolitik zu verbreiten, nicht allein über deutsche, sondern gerade über ausländische, die ja nach den eigenen Notwendigkeiten, dem was sein müßte, das wichtigste Material zur Beurteilung dessen, was erreichbar ist, bilden. Man braucht sich nur einmal die Auslandskorrespondenten selbst großer Blätter zu vergegenwärtigen, die Saloppheit, mit der Auslandstelegramme bei uns redigiert und kommentiert werden, die kläglichen Kenntnisse, die mangelhaften Dokumente, auf Grund deren bei uns Leitartikel geschrieben, die absolute Verständnislosigkeit, mit der Informationen benutzt werden. Hunderttausende werden für betriebsame, aber meist dilettantische Propaganda hinausgeworfen, welche Zeitung aber, von zwei, drei großen Organen abgesehen, erzieht sich einen Stab von Politikern, läßt sie auf ihre Kosten Studien betreiben, stellt sie, wie es notwendig ist, der Regierung zur Verfügung und entlohnt sie so, daß sie nicht nur die Zeitung, sondern auch die Nation repräsentieren können? Und doch ist es, wie immer in Deutschland, wo man anstatt selbst was zu leisten, für Nichtgeschehenes immer andere verantwortlich macht, gerade diese miserable Presse, die es bei allen unpassenden Gelegenheiten und nicht selten in den heikelsten Situationen auf Grund einer äußerst mangelhaften Kenntnis der Vorgänge, die bei dem bekannten Takt und der heillosen stets mit neuen „Dolchstößen von hinten" drohenden Disziplinlosigkeit der deutschen Presse, eben nicht preisgegeben werden können, die außenpolitische Leitung anzugreifen pflegt.

Ein schlagendes Beispiel für die kindliche deutsche Einstellung bilden die Kommentare zum Rücktritt des Kabinetts Giolitti. Da hat Giolittis Politik „arg enttäuscht". Warum? Weil man nie besseres zu tun wußte, als von dem „deutschfreundlichen" Giolitti zu reden. Und warum deutschfreundlich? Weil er, wie das in Italien eben allen Ausländern gegenüber üblich, Deutschen Freundlichkeiten sagte, weil er, wie alle gebildeten Menschen im Ausland, vielleicht einmal deutsche Bücher gelesen hat, weil er vor allem aber Neutralist war. Aber Giolitti ist nie aus Deutschfreundlichkeit Neutralist gewesen, sondern aus Italienfreundlichkeit. Und wenn man sich klar gemacht hätte, daß der Leiter der italienischen Politik merkwürdigerweise eben Italiener war, und sein Land deshalb um eines niedergeschlagenen Deutschland willen, das nicht weiß, was es will und wirr von Friedensschalmeien und Revanchereden zugleich widerhallt, nicht mit der ganzen übrigen Welt verfeinden kann, hätte man nicht enttäuscht sein können. Ein anderes Blatt belehrt gar die Italiener, ihr Kabinett sei der französischen Hysterie nicht mit „gebührender" Festigkeit entgegengetreten! Wollten wir doch freundlich den Italienern überlassen, das zu tun, was sie selbst für richtig halten und die „gebührende Festigkeit" gefälligst erst einmal selbst blicken lassen, bzw. die Bedingungen dazu schaffen helfen!

Bei einer derartigen Unreife der sogenannten öffentlichen Meinung ist es nicht weiter verwunderlich, daß es der neue deutsche Außenminister einstweilen vorgezogen hat, zu handeln, anstatt durch Reden oder Programme die komplizierte Lage noch mehr zu verwickeln. Die Ansatzpunkte dieses Handelns liegen für den, der mit stetiger Aufmerksamkeit die Presse des Auslandes (allerdings nicht nur die „Times" oder den „Matin") verfolgt, ziemlich deutlich zutage, werden aber einstweilen besser noch nicht erörtert. Im ganzen hat man das Gefühl, daß eine geschickte, sachkundige und geübte Hand am Werke ist, doch bleibt bei den aus unserer Innenpolitik erwachsenden Hemmnissen und bei der ständig drohenden Möglichkeit, daß das Gesamtkabinett und damit eventuell auch die außenpolitische Leitung über ein simples Steuergesetz zu Fall kommen kann, stets zu befürchten, daß die andern, die erstens mehr sind und zweitens schneller und präziser arbeiten, die Aktion lahmlegen. Doch ist in dem ganzen Plan im Gegensatz zu der bisherigen Gefühls- und Anbahnungspolitik eine große Konzeption sichtbar, die Gutes erhoffen läßt.

Nicht ganz das gleiche kann man bis jetzt leider von den zwischen Rathenau und Loucheur zu Wiesbaden gepflogenen Verhandlungen sagen. Der bisher charakteristischerweise bei uns am wenigsten gewürdigte Hauptvorteil, daß die Minister hüben und drüben sich zunächst einmal persönlich und ohne den schwerfälligen Apparat der Konferenzen und Kanzleien als Geschäftsleute miteinander in Verbindung gesetzt haben, wird durch die Schwierigkeit, das wirtschaftliche mit dem politischen Problem in Einklang zu bringen, weit überwogen. Es ist natürlich sehr schön, daß man sich ohne gegenseitige Anbellerei und Angeberei hübsch verständig an den Tisch setzt und ausmacht, wie der eine das Geld (und das Material), das der andere braucht, am besten beschafft. Man übersieht aber, daß diese Verständigkeit wenigstens von der einen Seite, wenn nicht beim deutschen Minister persönlich, doch beim größten Teil derer, die er vertritt, eine er- und gezwungene ist. Il faut qu'une porte soit ouvte ou fermée. Sonst ist sie jedem Luftzug preisgegeben. Mit anderen Worten, man kann von einem Gegner keine Gutwilligkeit erwarten, wenn man ihn auf einen Marterstuhl setzt. Es ist eine lächerliche Bescheidenheit, wenn jetzt hier die Räumung der drei Rheinstädte verlangt wird. Glaubt jemand allen Ernstes, das gesamte deutsche Volk oder doch ein überwiegender Teil werde bereit sein, sich friedlich mit einem Vertragsgegner in Verhandlungen einzulassen, der ihm nicht nur in Oberschlesien direkt feindlich gegenübersteht, sondern auch einen großen Teil deutschen Gebietes dauernd und in durchaus feindlichen Formen besetzt hält und diese Besetzung, wie aus der jüngsten Versammlung der „Rheinischen republikanischen Volkspartei" in Bonn hervorgeht, zu anhaltenden Versuchen, dieses Land vom Stammkörper abzutrennen,

mißbraucht? Die Herren in Wiesbaden mögen sich einen noch so schönen Plan ausgedacht haben, wenn die Landsleute Herrn Loucheurs sich nicht entschließen können, die psychologischen und politischen Voraussetzungen für diesen Plan zu schaffen, so wird eben der Plan nicht ausführbar sein. Diese Voraussetzungen müssen nicht nur in Deutschland, sie müssen auch in Frankreich geschaffen werden. Man braucht nur die französischen Kommentare zu den Wiesbadener Verhandlungen zu lesen, um zu erkennen, wie wenig das bis jetzt der Fall ist und wenn es Herrn Locheur bei der bekannten Schmiegsamkeit der Presse seines Landes nicht gelingt, die egoistisch-wirtschaftlichen oder politisch-chauvinistischen Bedenken gegen seine rein wirtschaftlich eingestellte Politik zum Schweigen zu bringen, so zeigt das eben, daß auch drüben die politischen Widerstände stärker sind, als die beiden Wirtschaftsverständigen bei ihren „nüchternen" Beratungen in Anschlag gebracht haben mögen. Daß diese Vermutungen richtig sind, beweist unter anderem die Äußerung der, wie seine Ausführungen über Oberschlesien beweisen, keineswegs auch nicht in sozialistischem Sinn deutschfreundlichen französischen Gewerkschaftsführers Jouhaux im „Peuple", daß man den Eindruck, die Verhandlungen über den Wiederaufbau würden französischerseits verschleppt, nicht loswerden könne. —

Während Deutschland so, an seine Grenzen geklammert, notdürftig um sein bischen Lebensluft ringen muß, geht im nahen Orient und Stillen Ozean die große Politik weiter. Die Griechen haben einen allerdings ganz unbestimmt gehaltenen Vermittlungsvorschlag der Mächte abgelehnt. Ob auf eigenen Antrieb, muß einstweilen dahingestellt bleiben. Wahrscheinlich ist es nicht. Eher ist denkbar, daß England, so sehr es auch, um Italien und Frankreich zu fesseln und selbständige Gegenaktionen von ihrer Seite zu hindern, den Vermittlungsvorschlag betrieben haben mag, insgeheim zur Ablehnung geraten hat. Denn solange die Türken ihre Bündnisse in Asien verstärken und das Bündnis mit Rußland aufrechterhalten, ist seine Stellung in Konstantinopel gefährdet und wenn auch die mutigen Anatolier, die so stark in der Verteidigung, und solange sie im Innern des Landes selbst bleiben, sind, diese Kraft bei einem Angriff auf die alte Hauptstadt verlieren würden (und daher schon in Bulgarien und Südslawien Bundesgenossen zu werben suchen) und somit direkt gleich gefährlich sind, so bleibt, solange es den Engländern nicht gelingt, die Anatolier mit Hilfe einer glücklicheren griechischen Offensive, zu der die Griechen selbst übrigens keineswegs alle Neigung verloren zu haben scheinen, zu einiger Bescheidenheit und zu einer im Sinne Englands gelegenen Aussöhnung mit der Stambuler Regierung zu bringen, die Lage doch unsicher und überaus kostspielig. Bezeichnend ist, daß das Selbstgefühl der Kleinasiaten durch Ablehnung des zwischen Briand und Bekir Sami in London geschlossenen Vertrags den französischen Ministerpräsidenten eine Zeitlang zwar an die Seite Lord Curzons getrieben, daß aber Frankreich dennoch nicht aufgegeben hat, seine eigenen Pläne in Kleinasien zu verfolgen. Ob allerdings der unter der Ägide Frankreichs in Paris geschlossene und einstweilen rein platonische Vertrag zwischen Vertretern Georgiens, Armeniens, Asserbeidschans und der Kaukasusrepublik einen Ersatz für das Fehlschlagen der Mission des nach Angora direkt entsandten Franklin-Bouillons bilden kann, darf füglich bezweifelt werden. Erfolgreicher scheint schon die französische Propaganda für ein türkisches oder zum mindesten neutralisiertes Ostthracien werden zu können, doch werden, was die Türken natürlich genau wissen, die Engländer die Konstantinopel eine so nahe Festsetzung einer fremden Macht, die folgerichtig nur Frankreich sein könnte, wenn irgend möglich zu verhindern suchen.

Für den Augenblick und vielleicht auch für die nächste Zukunft noch größere Aufmerksamkeit beansprucht die Auseinandersetzung zwischen England und Amerika einerseits und England und den Dominions andererseits über die Erneuerung des englisch-japanischen Bündnisses. Maßgebend sind dabei nicht so sehr die auf der britischen Reichskonferenz gehaltenen Reden, die die eigentliche Lage ja wohl mehr verschleiern als kennzeichnen sollen, als die Interessen der einzelnen Länder an sich. Ein englisch-japanisches Bündnis hätte, nachdem die deutsche Kon-

kurrenz einstweilen ungefährlich geworden und Rußland zerfallen ist, Sinn nur als Allianz gegen Amerika oder mit Bezug auf eine Aufteilung Chinas. Die Allianz gegen Amerika ist unmöglich. Japan weiß ganz genau, daß es, im Falle eines Krieges mit Amerika, keinerlei Möglichkeiten haben würde, England zur Innehaltung gegen Amerika zu zwingen, wenn England selbst dazu nicht geneigt, was immerhin zweifelhaft, oder nicht in der Lage ist, was für das nächste Jahrzehnt gilt. Könnte aber Japan England zwingen, so würde eine Allianz nicht zustande kommen, da England nicht riskieren kann, sich von Japan in eine gefährliche Lage verwickeln zu lassen. Gegen die Aufteilung Chinas aber, um die es viel wahrscheinlicher gehen würde, weshalb denn auch diese sofort heftig protestiert hat, würde sich wieder Amerika sträuben, das den Grundsatz der offenen Tür in China unter allen Umständen gewahrt wissen will. Und man hat in England wahrlich keinen Grund, neben der starken Handels- und Rüstungsrivalität und den Meinungsverschiedenheiten über die Erdölversorgung noch neue Reibungsflächen zu schaffen. Auch mag man sich in England mit Besorgnis fragen, ob es klug ist, selber einen Teilhaber groß zu ziehen, dessen Interesse für panasiatische Angelegenheiten von Jahr zu Jahr wächst. Dazu kommt dann noch der Widerstand der Dominions, die durchaus gegen die Schaffung bzw. Stärkung der gelben Großmacht sind und, merkwürdigerweise kann man sagen, in Amerika bis jetzt keinen Gegner sehen. Eine Erneuerung des englisch-japanischen Bündnisses ist somit teils gegenstandslos, teils unmöglich geworden. Mehr Vorteile für England bieten sich vorderhand tatsächlich in einem Zusammengehen mit Amerika. Ein solches wird, wegen der japanischen Einwanderung zunächst besonders eifrig ohne Frage von Canada, das sich mit Amerika immer stark solidarisch fühlt und letzten Endes wohl einmal für das Mutterland verloren gehen dürfte, aber auch von Australien und Neu-Seeland befürwortet. Für Amerika würde ein derartiges Zusammengehen zunächst nur den Vorteil bieten, daß es seine Flotte gegen die Japaner konzentrieren könnte (was bereits geschieht), sodann daß es sicher nicht nur bei seinen Anstalten zur Gewinnung der Macht in Mexiko, sondern auch zur unbestrittenen Beherrschung des Panamakanals und Einigung der südamerikanischen Staaten unter nordamerikanischem Einfluß (dies dürfte der eigentliche Sinn des Hardingschen Völkerbundplanes sein) freie Hand bekäme. Dafür würde es dann zugunsten Englands auf Einmischung in Europa (einschließlich Irlands) verzichten und in der Frage der mesopotamischen (und neuerdings auch holländisch-indischen) Ölfelder und Kolonialmandate mit sich reden lassen. Die Frage aber ist, ob England auf die Dauer ein solches Zusammengehen, bei dem es alles in allem genommen, selbst wenn ihm ein europäischer Volksbund gelingt, als der Schwächere dasteht, glücken kann oder ob es nicht versuchen wird, Amerika und Japan gegeneinander zu hetzen, um als wohlwollender Neutraler den einträglichen Frieden zu vermitteln. Allerdings ist zweifelhaft, ob eine solche Hetze erfolgreich sein würde, wenigstens besteht in Amerika einstweilen noch trotz aller rhetorischen Aufgeregtheit wenig Lust zu einem Krieg, bei dem auch bei günstigem Ausgang man die soeben gegen England errungenen Vorteile sicher aufs Spiel setzen würde, während in Japan wohl Lust, aber auch die Ueberzeugung herrscht, daß ein Krieg mit Amerika, der bis aufs letzte geführt werden müßte, zu gefährlich ist, um ohne äußerste Not begonnen zu werden. Menenius

Verantwortlich: **Hans von Sodenstern** in Berlin.
Schriftleitung und Verlag: Berlin SW 11, Tempelhofer Ufer 35a. Fernruf: Lützow 6510.
Verlag: K. F. Koehler, Abteilung Grenzboten, Berlin.
Druck: „Der Reichsbote" G. m. b. H. in Berlin SW 11, Dessauer Straße 36/37.

**Rücksendung von Manuskripten erfolgt nur gegen beigefügtes Rückporto.**
**Nachdruck sämtlicher Aufsätze ist nur mit ausdrücklicher Erlaubnis des Verlages gestattet.**

## Pensionen, Bildungsanstalten, Kurmittel

**Hotel Bellevue**
**Dresden**
R. Ronnefeld, Vorstand u. Leiter

Weltbekanntes, vornehmes Haus in unvergleichlich herrlicher Lage an der Elbe und Theaterplatz, gegenüber dem Schloß, Opernhaus, Gemäldegalerie, Zwinger und Museen. Großer Garten und Terrassen an der Elbe.

---

**Königsberger Schülerheim**
**Königsberg i. Pr. — Villa Oberteichufer 18-19**
Vorbereitung für die Einjährig-Freiwilligen-Prüfung und die Reife für Obersekunda

---

**Priv. Unterrichtsanstalten Bückeburg**
1. Höh. Privatschule / alle Schularten u. Schulprüfungen
2. „ Handelsschule. 3. Handelsrealschule. 4. Schülerheim
**Werbeheft u. Auskunft d. d. Direktion. Fernruf 32**

---

**Evang. Pädagogium**
**Godesberg** (Rhein u. **Herchen** (Sieg)
Realgymnasium i. E., Oberrealschule i. E. m. Progymnasium, bisher mit Einjähr.-Berechtigung, jetzt in Entwicklung zur Vollanstalt. Höhere Handelsfachklasse. 500 Schüler, 75 Lehrer u. Erzieher. Internat in 22 Familienhäusern.
Direkt.: Prof. **O. Kühne**, Godesberg a. Rh.

---

**Führer und Fahrkarten für Swinemünde**
im Mitteleuropäischen Reisebüro Berlin, Unter den Linden 57/58 und im Potsdamer Bahnhof.

---

**Thür. Handelsschule**
**BAD ILMENAU**
**Theor.** und **prakt.** Ausbildung ganz nach Alter und Vorbildung. 1/2-J.-, 3/4-J.-, Jahres- u. Zweijahreskurse. Glänz. Erfolge. Prosp. 1 G u. jede gewünschte Ausk. umsonst.

---

**Nierenleidende, Zuckerkranke**
erhalten kostenlos belehrende Schrift von
**Dr. Jul. Schäfer, Barmen 46.**

---

**See- und Solbad Swinemünde.**
Deutschlands größtes und Berlin nächstgelegenes Ostseebad I. Ranges.

---

*Wissen Sie schon von dem neuen*
***Preisausschreiben in den Literarisch-musikalischen Monatsheften?***
*Wenn nicht, dann fordern Sie sofort ein Probeheft von dem Verlage der Literarisch-musikalischen Monatshefte, Weinböhla bei Dresden.*

---

**DER AUFSTIEG DES MORGENLANDES**
(THE AWAKENING OF ASIA)
Von **H. M. Hyndman.** Uebersetzt von Legations-Sekretär **Dr. W. O. von Hentig**
H. behandelt die Wechselwirkungen zwischen England, Europa und Asien in geschichtlich umfassender, volkstümlicher, auch vor keiner Kritik des Engländers und Europäers zurückschreckender Weise. Er zeigt auch, wie bei den Vorstößen, die bald von asiatischer, bald europäischer Seite gemacht worden sind, die Reihe nunmehr wieder an Asien ist, und — das ist für uns von nicht geringer Bedeutung — daß dieser neueste jetzt einsetzende Stoß sich gegen England richtet. Das Werk gibt mithin gerade in unseren Tagen — wo sich die Sowjets dieser Bewegung führend bemächtigt haben — den Schlüssel für das Verständnis von uns Deutschen fernliegenden, aber besonders zu beherzigenden Fragen
**Preis 34 M., gebunden 40 M.**
**K. F. KOEHLER, VERLAG, LEIPZIG**

**Ausgegeben am 14. Juli 1921**

Ich glaube und bekenne:
daß ein Volk nichts höher zu achten hat, als die Würde und die Freiheit ſeines Daſeins,
daß es ſeine Freiheit mit dem letzten Blutstropfen verteidigen ſoll,
daß es keine höhere Pflicht zu erfüllen hat,
daß der Schandfleck einer feigen Unterwerfung nie zu verwiſchen iſt,
daß dieſer Gifttropfen im Blute eines Volkes die Kraft ſpäterer Geſchlechter lähmt und untergräbt,
daß man die Ehre nur einmal verlieren kann,
daß ein Volk unüberwindlich iſt im Kampfe um ſeine Freiheit,
daß ſelbſt der Untergang nach blutigem und ehrenvollem Kampfe die Wiedergeburt ſichert.

v. Clauſewitz

---

# Schritt für Schritt

Von Rhenanus

## 1. Die Verwelſchung des Rheines.

Schritt für Schritt, nur aufgehalten durch die Kriege mit England, geht die franzöſiſche Politik ſeit dem dreizehnten Jahrhundert zu den Grenzen Cäſars am Rhein. Nachdem das preußiſche Blut 1813 die Deutſchen, Holländer, Engländer, Italiener vom Franzoſenjoch befreit, ſchuf England haltgebietend die Lage, in der ſchon 1840 Alfred von Muſſet höhnend ſingen konnte:

S' il est à vous, votre Rhin allemand,
Lavez y donc votre livrée:
Où le père a passé, passera bien l'enfant.
Nous l'aurons, votre Rhin allemand.

Sie haben ihn. Die kleine Unterbrechung durch Bismarck iſt durch die Nation Erzbergers bald ausgeglichen worden, denn das Volk, das jetzt ſeine Livree im Rhein wäſcht, das Volk, das niemals einen ſtarken Staat, nur zuweilen unwillig einen ſtarken Staatsmann ertrug, bis er ſtarb oder fiel, dies Volk, das jetzt unter marokkaniſchen Mohren frohbebuſelt wie einſt — halt feſt, du kölniſch

Bur, am Reich — die rheinische Kirmes feiert (blieb sie ihm doch trotz Wirth und Foch), dies frohe Volk, weiß Gott, erträgt es wohl, daß die „Wacht am Rhein" verboten ist, dagegen Musset blüht und glüht, und wenn einmal ein Bonner Student relegirt wird, weil er nachts „Siegreich wollen wir Frankreich schlagen" durch die Gassen sang, so geschieht dem Toren recht, und der Deutsche wie der Franzmann verurteilen in schöner Einigkeit den unpolitischen Krakehler. Nein, dies Bedientenvolk stört den Vormarsch der Enfants nicht und wenn die Väter Ludwig und Napoleon einstens den Rhein zurückpassieren mußten, so stehen diesmal auch die Bismarckerben in Berlin so zitternd stramm vor dem starken Staat in Paris, den Herr Mayer als Jardin-des-Plantes-Exemplar des Typus Homo sapiens boche ésclave bedient, und lehren die Kindlein in der Schule statt der abgeschafften preußischen Geschichte die Furcht des Herrn Foch und seiner weißen, schwarzen und deutschen Franzosen.

Schwieriger war es wohl, die Bundesgenossen zu besiegen, aber auch da gelingt es Schritt für Schritt. Schon weht in Bonn die Trikolore statt des Union Jack, und auf Ehrenbreitstein stieg sie an der Seite der zum Abzug rüstenden Sterne und Streifen auf. Wer sollte auch einer so hartnäckigen Liebe, wie der französischen Sehnsucht zum Rhein auf die Dauer widerstehen? Fügen wir uns, es hilft ja doch nichts! Man darf bloß hören, was der Wähler Wirths und anderer roter und schwarzer Sozialdemokraten sagt. Wer ist schuld am ganzen? „Der Preiß." Und hätte der Preiß es nicht übler getrieben als der Franzos, wenn er gesiegt hätte? So vergeh denn, deutscher Pöbel, in deiner Armseligkeit, gut zur Franzosenbagage, gut als Lagerdirnen und zu Spitzel der Grande nation, sei es, um in Oran die Neger zu bewachen, die wiederum in Wiesbaden den Rhein bewachen, sei es, um ohne Fremdenlegionärsgehalt ehrenamtlich deutsche Offiziere im unbesetzten, wilden Restdeutschland in Ketten vor den mitgebeugten obersten Gerichtshof des Reiches zu schleppen, damit die Souveränität des deutschen Rechts wie die des deutschen Reichs von Deutschen selbst so aviliert sei, daß das Demolieren sich von selbst besorge. Wir leben im Jahre 1648 (indes ohne Kaiser und ohne großen Kurfürsten, nur mit einem ewigen Reichstag und unmündigen, hadernden Bürgern), in einem Staat, der ein Monstrum ist.

## 2. Der Abbau des deutschen Staates.

Es lohnt dem Neger kaum mehr, daß er auf ihn spucke, und den Publizisten nicht, daß er von ihm schreibe. Die Franzosen könnten die Rechnung auch ohne den Wirth machen, aber mit ihm ist es bequemer. Man wechselt ab. Die Hauptsache waren unerfüllbare Bedingungen, die der Deutsche trotz ihrer Unerfüllbarkeit zu erfüllen sich verpflichtete (Versailler Vertrag, Ultimatum), und damit Leib und Seele verkaufte. Diese Unterschriften bedingten zunächst „Kabinette der Erfüllung", d. h. leichtsinnige oder unwissende Versprecher, die wie Erzberger diensteifrig noch vor dem Termin und unverlangt sich selbst exekutieren und dann doch an der Unerfüllbarkeit scheitern müssen, worauf dann ein Kabinett der Ehrlichkeit (Simons), welches die Unerfüllbarkeit betont, die deutsche „Böswilligkeit" beweist und neue Strangulationen rechtfertigt. Dieses abwechselnde Lockerlassen und Anziehen der Schlinge genügt völlig zum Entseelen des umzubringenden Bismarckrestes deutscher Staatlichkeit. In die locker gemachte, freundliche Schlinge

legen Erzberger- und Wirthnaturen freiwillig ihren Hals. Den Widerstrebenderen aber wird die Schlinge zugedreht. Wirth reißt uns jetzt als eifriger, souveräner Büttel, selbstbewußt und von der Frankfurter Zeitung als „mutiger Mann" begrüßt, die Fetzen von unserer Haut herunter. Reichen im nächsten Mai die blutigen Fetzen trotz alledem nicht aus, um daraus den versprochenen Riemen für Frankreich zu drehen, muß also dann der Nachfolger des unrühmlich an seinem Selbstmord verstorben sein werdenden Kabinetts Wirth ehrlich die Unerfüllbarkeit erklären, dann ist ja der Boche überführt. Dann hat eben die heimliche Regierung Ludendorff-Stinnes gesiegt, dann wird der Rheinstaat durch die Ruhrprovinz abgerundet, und dann lohnt wirklich der Rest von Hamburg bis Kufstein weiterer Beachtung nicht. Er verkommt dann von allein, denn statt gefährlichen Scharnhorsts wohnen darin und regieren wichtige Parlamentarier, die froh mit jeder weiland Escherischen Patronenhülse gackernd vor den Reichstag und andere Kontrollkommissionen der Entente laufen.

### 3. Der Abbau der deutschen Dämlichkeit.

Oh deutsche Jugend ..... ja! ... Ich fühle dein Leben, wie es Schritt für Schritt sich vorwagt in die Nacht des Grauens, einem Licht der Selbsterkenntnis zu:

Deutsche Jugend, ja du! Nichts sonst in der Welt, kein Wunder, keine fremde Macht, keine Waffe, kein Erbarmen, nur du selbst. Und während das lebende Geschlecht dahinsiecht und schwindet an seiner Erbärmlichkeit, seh ich große Augen leuchten aus der Zukunft, höre deutsch sprechen und Schöneres, als wir heute singen, murmeln in den Wellen des „keltischen" Rheins,

nach abermals zweitausend Jahren
bin ich desselben Wegs gefahren,

und die Stimmen der Zukunft lachen ob der schweren Last und Arbeit, die der Unverstand der Eignen, die Bosheit des Erbfeindes einem jungen Geschlecht aufbürdete, das stark wurde von dieser Last.

---

## Klios Antwort

Du Richterin der Welt, es fleht zu Dir
Germania, blutend aus vieltausend Wunden:
Um Hilf' und Heilung nicht — wie kann gesunden
Ein Leichnam? Nur den Namen rette mir!
Zerreiß das Lügennetz, drin Feindesgier
Und eigner Söhne Treubruch mich gebunden!
Deck auf den Trug! Zum Raube nicht den Hunden
Laß tausendjähriger Ehre stolze Zier! — —

„Hätt'st Du gesiegt: die Deinem Feind verbündet,
Die Lüge, fiel; Du brauchtest meiner nicht.
Von selbst erlosch die Wut, die sie entzündet.
Als Sieger hält nun selber sie Gericht:
Nun steht Dein Schandmal wie auf Fels gegründet
Kein Gott mehr bringt die Wahrheit jetzt an's Licht."

F. Gausen

# Preußen und das Deutsche Reich

Von Prof. Dr. Fritz Hartung

Es ist in diesen Blättern (vgl. Jahrgang 1920 Nr. 50/51 und 1921 Nr. 12) bereits darauf hingewiesen worden, daß am 14. August dieses Jahres die zweijährige Sperrfrist abläuft, die der Artikel 167 der Reichsverfassung für die im Artikel 18 vorgesehene Neugliederung des Reiches festgesetzt hat, daß also der Weg bald offen stehen wird, mit der Hilfe einfacher, nicht an Zweidrittelmehrheit des Reichstags gebundener Reichsgesetzgebung den preußischen Staat zu zerschlagen. Angesichts der drohenden Gefahr, daß der Partikularismus und die Preußenfeindschaft die Rechtslage zu ihren Gunsten ausnutzen werden, möchte ich den Versuch machen, durch eine historisch-politische Betrachtung der Stellung Preußens zu Deutschland die Frage zu klären, welche Bedeutung der preußische Staat — denn um diesen handelt es sich, nicht um die Monarchie — für das heutige Reich besitze.

Dabei kann freilich aus Rücksicht auf den Raum, der knapp bemessen ist, und doch wohl auch auf den Leser, der sich bei der Erörterung der Tagesfragen nicht gern allzu lange in der Vergangenheit aufhalten läßt, nicht etwa das ganze preußisch-deutsche Problem ausführlich behandelt werden. Nur die Hauptetappen sollen kurz skizziert werden. Das Verhältnis Preußens zum alten heiligen Reich stellt einen Sonderfall der allgemeinen Hauptfrage der deutschen Verfassungsgeschichte seit dem Interregnum, des Verhältnisses zwischen Territorien und Reichsgewalt, dar. Es löst sich aus diesem großen Rahmen in der Zeit heraus, wo Brandenburg-Preußen über den normalen Umfang eines deutschen Territorialstaates hinauswächst und souveräne, dem Reich nicht untergeordnete Gebiete nicht nur erwirbt — denn das hat Sachsen mit Polen und Hannover mit England auch getan —, sondern mit seinen Reichslanden zu einem Einheitsstaat verschmilzt. Das Problem erschöpft sich nicht, wie es oberflächlicher Anschauung leicht erscheint, in dem Dualismus, dem Machtgegensatz zwischen Österreich und Preußen. Vielmehr führt das Wachstum Preußens auch zu einem Gegensatz zwischen Preußen und dem übrigen Deutschland. Friedrich Karl von Moser, der unter den Eindrücken des Siebenjährigen Krieges eine Abhandlung über den deutschen Nationalgeist schrieb (1765), empfand es sehr wohl, daß sich der preußische Staatsgedanke in den sehr unpolitisch aufgefaßten deutschen Nationalgeist nicht ohne weiteres eingliedern ließ. Von neuem machte sich die besondere Stellung Preußens geltend, als nach den Befreiungskriegen den deutschen Ländern eine neue staatliche Gestalt gegeben werden sollte. Auch damals verhinderte nicht allein die Rivalität Österreichs und Preußens einen befriedigenderen Abschluß der Verhandlungen um die deutsche Staatsform, sondern ebenso sehr die Abneigung der übrigen, zumal der mittleren Staaten — des „reinen Deutschlands", wie sie sich bald in anspruchsvoller Überhebung gegen die nicht ausschließlich von Deutschen bewohnten Großmächte nannten — gegen die Unterordnung unter einen Staat, den sie doch trotz seiner überragenden Größe und seiner gewaltigen Leistungen nur als ihresgleichen betrachten wollten. Diese Stimmungen erklären die Unvollkommenheit und, was noch schlimmer war, die Entwicklungsunfähigkeit der deutschen Bundesverfassung von 1815, und sie änderten sich auch nicht, als Preußen

in dem großen Werke des Zollvereins den praktischen Beweis erbrachte, daß es allein imstande sei, die deutsche Einheit weiter zu bringen.

Die Revolution von 1848 schien dann freilich die dynastischen Eifersüchteleien, die bisher der Einheit im Wege gestanden hatten, auszuschalten und, da für Österreich der nationale Gedanke als Grundlage der Verfassung unannehmbar war, den König von Preußen an die Spitze des neuen Reiches zu bringen. Aber der Preis sollte der Verzicht Preußens auf die volle staatliche Selbständigkeit sein, wenn auch das zeitweise geforderte und vom romantischen Überschwang Friedrich Wilhelms IV. verheißene Aufgehen Preußens in Deutschland in der vom Frankfurter Parlament aufgestellten Reichsverfassung keinen Platz gefunden hatte.

Die ganze Konstruktion scheiterte aber an dem Widerstand der Einzelstaaten, die alle zuviel staatliches Selbstbewußtsein hatten, als daß sie sich einer zentralen Reichsgewalt und einem einheitlichen deutschen Parlament gefügt hätten, und in Österreich den nötigen machtpolitischen Rückhalt besaßen. Erst Bismarck gelang es, nachdem er der dynastischen und politischen Rivalität mit Österreich durch den Krieg des Jahres 1866 ein Ende gemacht hatte, vom Einzelstaat aus für die Reichsgründung eine Basis zu finden, die dem Einheitsstreben des deutschen Volkes Genüge tat und doch die Einzelstaaten nicht nur bestehen ließ, sondern auch im Bundesrat an der Regierung des Reiches beteiligte.

An diesen Rechten der Bundesstaaten hatte auch Preußen seinen Anteil. Zwar besaß es nur 17 unter den 58 (zuletzt 61) Bundesratsstimmen. Aber daneben hatte es eine Reihe von Vorzugsrechten. Es besaß ein absolutes Veto gegen jede Verfassungsänderung und gegen jede Änderung der Gesetze über das Militärwesen, die Marine, das Zollwesen und die Verbrauchssteuern. Außerdem war der König von Preußen zugleich deutscher Kaiser und Träger der Exekutive. Als solcher hatte er nach dem Wortlaut der Verfassung den Oberbefehl über die Heere der Einzelstaaten; tatsächlich waren aber die meisten Kontingente durch besondere Militärkonventionen dem preußischen Heere überhaupt einverleibt. Der Kaiser hatte auch das Recht, alle Reichsbeamten, vor allem den Reichskanzler, zu ernennen und zu entlassen, ohne daß den Bundesstaaten (abgesehen vom Reichsgericht und einigen anderen nichtpolitischen Reichsbehörden) darauf irgend welcher Einfluß zugestanden hätte.

Selbstverständlich waren mit diesen Vorzügen auch besondere Pflichten verbunden. Zwar brauchte Preußen in Deutschland nicht mehr aufzugehen, im Gegenteil, Kaiser Wilhelm I. hatte nicht Unrecht, wenn er das Reich ein verlängertes Preußen nannte. Aber es mußte doch, eben weil es die Vormacht sein wollte, Rücksichten auf Deutschland nehmen. Der vom Kaiser ernannte Reichskanzler, der die Verhandlungen des Bundesrats zu leiten hatte, war dort macht- und einflußlos, wenn er nicht zugleich die preußischen Stimmen führte; er war also notwendig zugleich preußischer Minister, ja sogar — die kurzen Ausnahmezeiten bestätigen nur die Regel — preußischer Ministerpräsident. Damit war Preußen gegen Maßregeln des Reichs, die seinen Interessen zuwiderliefen, gesichert. Andererseits aber mußte Preußen sein Votum so abgeben, daß der Reichskanzler die dadurch bestimmte Politik auch vor dem Reichstage vertreten konnte. Deshalb wurde es je länger je mehr üblich, die Interessen des Reiches

im preußischen Staatsministerium dadurch noch stärker zu betonen, daß einige Staatssekretäre des Reiches zu preußischen Staatsministern ernannt wurden.

Das Altpreußentum hat gegen diese Verquickung der preußischen und der Reichsinteressen von Anfang an Widerstand geleistet. In dem zähen Ringen zwischen Wilhelm I. und Bismarck um den Kaisertitel setzen sich die beiden Mächte, das alte Preußen und das neue Deutsche Reich, gleichsam persönlich auseinander. Auch die konservative Partei Preußens ist nur widerwillig in das neue Reich übergegangen und deswegen mit Bismarck völlig zerfallen.

In der Tat ist ja auch von der Reichspolitik aus eine liberale Wendung der inneren preußischen Politik herbeigeführt worden. In den Jahren nach 1871 wurde die große Verwaltungsreform durchgesetzt: die Erweiterung der Selbstverwaltung der Provinzen, deren Begründung im neu annektierten Hannover 1868 den ersten Anlaß zum Konflikt Bismarcks mit den Konservativen gab, die Beseitigung der gutsherrlichen Polizei und des Übergewichts der Rittergutsbesitzer in der Kreisverwaltung, die wegen des hartnäckigen Widerspruchs des Herrenhauses einen Pairsschub nötig machte, endlich der Ausbau der Verwaltungsgerichtsbarkeit als einer Rechtsgarantie für die Bevölkerung gegen Willkür der Verwaltungsbehörden. Auch der Kulturkampf, dessen Last fast ausschließlich auf Preußen fiel, war eine Frucht der Reichspolitik Bismarcks und verletzte die Empfindungen der hochkonservativen und hochkirchlichen Kreise Preußens schwer; es ist kein Zufall, daß der Höhepunkt des Kulturkampfes mit dem Höhepunkt des konservativen Kampfes gegen Bismarck zusammenfiel.

Der Umschwung der Reichspolitik, den Bismarck in den Jahren 1877 bis 1879 vollzog, wirkte darum stark auch auf Preußen ein. Bismarck selbst unterstützte die Reorganisation der alten konservativen Fraktion zu einer deutschkonservativen Partei, er entfernte die liberalen Minister, er ließ es zu, daß Puttkamer als Minister des Innern die preußische Verwaltung bürokratisierte und fast ausschließlich mit konservativen Männern besetzte. Denn er brauchte einen Rückhalt an einem konservativen Preußen in seinem Ringen gegen die ihm feindliche Reichstagsmehrheit, spielte auch unbedenklich den preußischen Landtag gegen den Reichstag aus. Ihm war es wohl lieb, daß er nun zwei Eisen im Feuer hatte. War er doch stark genug, die Einheitlichkeit der Politik auch zwischen einem klerikal-freisinnigen Reichstag und einem konservativen Landtag aufrecht zu erhalten.

Unter seinen Nachfolgern wurde das anders. Sie waren schwächer als er und in natürlicher Wechselwirkung führte ihre Schwäche zu einer Stärkung des Einflusses der Parlamente oder, richtiger gesagt, der in diesen vorwaltenden Parteien. Das war im Reichstage das Zentrum, im preußischen Landtage die konservative Partei. Diese war natürlich bei weitem stärker, denn ihre Anhänger saßen in allen preußischen Behörden, sie hatten auch unmittelbare gesellschaftliche Verbindungen zum Hofe und damit zum Kaiser und konnten es daraufhin wagen, nicht allein die preußische, sondern auch die Reichspolitik maßgebend zu beeinflussen. Der jähe Abbruch des neuen Kurses in der Wirtschafts- und Sozialpolitik des Reiches ist wohl vor allem auf ihre Einwirkung zurückzuführen.

Aber diese konservative Partei war doch, obwohl sie sich durch den starken wirtschaftlich-agrarischen Einschlag, den sie sich 1893 gab, eine breitere Basis zu verschaffen versuchte, in der Hauptsache eine Partei des alten Preußens, der ost-

elbischen Lande. In den jüngeren Provinzen Preußens vermochte sie nie festen Fuß zu fassen, weder in den Rheinlanden, deren bürgerlich-industrieller und vielfach katholischer Charakter von dem ihrigen abwich, noch auch in Hannover mit seinem starken Bauerntum. Aber auch im übrigen Reich, zumal in Süddeutschland, wollte man vom preußischen Konservatismus nichts wissen, die Partikularisten nicht, weil sie unter sich bleiben wollten, und die alten Anhänger des Reichsgedankens nicht, weil im Süden der ganzen Entwicklung der Jahrzehnte von 1815 bis 1871 gemäß Reichsgedanke und Liberalismus zusammenfielen.

So entstand allmählich ein Gegensatz zwischen dem preußischen, ostelbisch-agrarisch bestimmten Konservatismus und der Reichspolitik. Er war nicht eigentlich wirtschaftlicher Natur, wie ja überhaupt das wirtschaftliche Moment in der Geschichte keineswegs die Rolle spielt, die ihm unsere Zeit zu geben liebt, sondern geistiger und politischer Natur. Schon in den Kämpfen um den Zedlitzschen Volksschulgesetzentwurf trat er zutage, brennend wurde er dann in der Zeit der Bülowschen Blockpolitik von 1907 bis 1909. Damals glaubte Bülow, seine Reichspolitik von dem Einfluß des Zentrums freimachen zu sollen, und suchte die unentbehrliche Unterstützung bei den Linksliberalen. Diese verlangten aber politische Zugeständnisse und zwar nicht nur im Reich, sondern auch in Preußen. Sie wollten den Gegensatz zwischen der parteipolitischen Zusammensetzung des Reichstags und des preußischen Landtags, der bei der Stellung des Monarchen und der Exekutive überhaupt den Konservativen einen über ihre Zahl im Reichstage weit hinausgehenden Einfluß auf die Reichspolitik gab, ausschalten und eine Verdrängung des liberalen Einflusses im Reiche vom preußischen Landtag her unmöglich machen und stellten Reformforderungen, die in einer Änderung des Wahlrechts zum preußischen Landtage gipfelten. Bülow war dazu bereit, die Konservativen aber nicht. Sie verkannten die Pflichten, die die Führerstellung in Deutschland dem preußischen Staat und die Führerstellung in Preußen ihnen selbst auferlegte, sie opferten kurzsichtig die Zukunft ihren Gegenwartsinteressen. Um der drohenden Liberalisierung Preußens zu entgehen, um ihre Macht in Preußen ungeschmälert zu erhalten, lehnten sie nicht allein die Wahlreform ab, sondern sie benutzten die Frage der Reichsfinanzreform auch dazu, der liberalen Richtung im Reiche ein Ende zu machen und Bülow zu beseitigen.

Damit aber war die preußische Politik zur Unfruchtbarkeit verurteilt. Eine Wahlreform kam nicht zustande. Aber auch die Verwaltungsreform, die der Überlastung der Behörden und der Vielregiererei ein Ende machen sollte, rückte nicht vom Fleck, und die zu ihrer Vorbereitung eingesetzte Immediatkommission erinnerte mit ihrer erfolglosen Arbeit bedenklich an ähnliche Kommissionen, die in den Jahren vor der Schlacht bei Jena den Mängeln der preußischen Behördenorganisation hatten abhelfen sollen. Sogar die Reichspolitik litt unter diesem Druck. Die Verbindung der preußischen Konservativen mit dem Zentrum konnte nichts Positives zutage fördern, schon weil das Zentrum, zumal in seiner süddeutsch-demokratischen wie in seiner westdeutsch-sozialen Richtung, zum Reich und zum Staat innerlich ein ganz anderes und zwar, wie wir seither erlebt haben, sehr viel lockeres Verhältnis hatte als die preußischen Konservativen.

Denn im preußischen Konservatismus steckt ja nicht bloß agrarisch-ostelbischer Egoismus. Sonst wäre die ganze Stellung des Preußentums zum Reiche kein

schwieriges Problem, sondern eine einfache Aufgabe, die Beseitigung einer kleinen, wirtschaftlich überholten Schicht. Vielmehr hat er in sich all das aufgenommen, was der preußische Absolutismus an staatsbildenden und staatserhaltenden Kräften geweckt und seinem Beamtentum und Offizierkorps und von hier aus all den Schichten, aus denen Beamte und Offiziere stammen, eingeimpft hat. Auf die Mitarbeit dieser Kräfte war das Reich von seinem Entstehen an um so mehr angewiesen, als ihm selbst ein staatlicher Unterbau mit eigenen Beamten fehlte. Was diese staatlichen Elemente, die sich mit dem Konservatismus verbanden, für Preußen und für Deutschland bedeutet haben, kann hier nur angedeutet werden. Ihr stilles und schlichtes Wirken, ihre unbedingte und uneigennützige Hingabe an den Staat, die ihnen selbstverständlich war, weil es zur Tradition gehörte, „pour le roi de Prusse" zu arbeiten, ist für das gesamte deutsche Beamtentum und Offizierkorps vorbildlich gewesen. Sie leisteten die gewaltige sachliche Arbeit, die mit der Verwaltung des Reichs und der Einzelstaaten verbunden war; unsere staatlichen Betriebe, zumal unser Heer, unsere Flotte, unsere Eisenbahnen, unsere Post, waren musterhaft. Wer unsere heutigen Zustände damit vergleicht, wird bei aller Anerkennung der großen Anstrengungen, die das Beamtentum beim Wiederaufbau von Post und Eisenbahn leistet, doch inne werden, wie viel wir der alten Sachlichkeit unseres Staatswesens verdanken. Gewiß haben Schattenseiten auch diesem Staatskonservatismus, wie ich ihn zum Unterschied vom Parteikonservatismus nennen möchte, nicht gefehlt und sie wurden dunkler, je weniger er es verstand und sich bemühte, neue Elemente in sich aufzunehmen und sich dem neuen Leben anzupassen; die Routine nahm überhand, und äußere Formen, eine gewisse Schneidigkeit und Schroffheit, wurden übertrieben betont. Aber wo in aller Welt fehlen solche Schwächen? Hat etwa England mit seiner unbürokratischen Verwaltung mehr Erfolg in Irland gehabt als Preußen in seinen polnischen Landesteilen? Oder hat die österreichische Schlamperei mehr moralische Eroberungen gemacht als die preußische Schneidigkeit?

Wenn so auf der einen Seite der positive, berechtigte, ja notwendige Charakter des viel befehdeten Preußentums anerkannt werden muß, so sind auf der anderen Seite auch bei der Opposition zwei Richtungen zu unterscheiden. Auch sie hat ihren berechtigten Kern. Es sind die Männer, die einsahen, daß das Deutsche Reich bei dem raschen Wachstum seiner Bevölkerung, seiner Industrie, seiner Weltinteressen und damit der Reibungsflächen, bei dem stetig zunehmenden Druck der großen Mächte und der sich daraus ergebenden steigenden Anspannung der staatlichen Kräfte seine politische Organisation erweitern mußte, daß die Weltpolitik nicht nur andere machtpolitische Mittel, sondern auch eine veränderte innere Struktur des Staates erforderte, die deshalb eine Reform des auf die Bedürfnisse des alten, agrarisch-ostelbischen Preußens zugeschnittenen Wahlrechts als Vorbedingung einer modernen Entwicklung Preußens und des Reichs für unerläßlich hielten. Aber mit ihnen verband sich engherziger Partikularismus und alle unpolitische Staatsfeindschaft, die wir noch aus den Zeiten unserer politischen Ohnmacht mitschleppten und mitschleppen. Und vor allem verband sich damit der Preußenhaß der Sozialdemokratie, die mit sicherem Instinkt in der starken staatlichen Organisation Preußens das Haupthindernis einer sozialen Revolution erkannte, wie es Bebel offen bekundet hat mit den Worten: Haben wir erst Preußen, so haben wir das ganze Reich.

Der Historiker, der die wirkenden Kräfte in ihre Bestandteile zerlegt, erkennt also leicht, wie schwierig die Lösung der Aufgaben war, vor die die Politik des Reiches und Preußens vor dem Weltkriege gestellt war. Die Dinge lagen nicht so einfach, daß auf der einen Seite alles Recht und aller Fortschritt, auf der anderen Seite alles Unrecht und aller Rückschritt standen, vielmehr kreuzten sich Altes und Neues, Berechtigtes und Unberechtigtes in verhängnisvoller Weise. Vom politischen Standpunkt aus aber war es zweifellos ein Unglück, daß es nicht gelang, vor dem Kriege unsere staatlichen Formen den Verhältnissen und Bedürfnissen der neuen Zeit anzupassen. Das hätte die Stärke unseres Staates nicht zu beeinträchtigen brauchen, im Gegenteil, sie durch Verbreiterung der Grundlage erhöhen können; die Bedeutung des ostelbischen Elements mußte freilich zurückgehen. Daß dieses sich dagegen gewehrt hat, ist begreiflich. Daß es aber die gesamten politischen Kräfte Preußens und damit auch des Reichs in seinem Interesse zum Verzicht auf alle Weiterentwicklung bestimmen konnte, hat sich nur allzu bald an uns allen gerächt.

Denn seither galt der preußische Staat, nicht eine einzelne preußische Partei, als das Hindernis einer fortschrittlichen Entwicklung Deutschlands, und das verwirrte auch viele gute Deutsche, die für die geschichtliche Bedeutung des Preußentums und für die Notwendigkeit einer festen staatlichen Organisation volles Verständnis besaßen. Die innere Politik im Reich und in Preußen während des Weltkrieges tat nichts, um den Gegensatz zu mildern. Im Gegenteil, sie ließ ihn immer schärfer hervortreten. Die Reichspolitik forderte in einer Zeit stärkster Anspannung der persönlichen Kräfte die Gewinnung der Massen. Die preußische konservative Partei forderte aber im Interesse ihrer Machtstellung die Aufrechterhaltung des die Massen benachteiligenden Dreiklassenwahlrechts. Der rechte Moment, eine Übereinstimmung zu erzwingen, wurde verpaßt. Ein Bismarck hätte ihn zweifellos ergriffen, wie er 1866 unbedenklich das allgemeine gleiche Wahlrecht für das deutsche Parlament in die Wagschale warf. Bethmann Hollweg versagte und gab seiner Politik das Gepräge haltloser Schwäche und verärgernder Halbheiten. Als er sich Ostern 1917 entschloß, die Wahlrechtsreform in Gang zu bringen, waren die Gegensätze schon so scharf geworden, daß ein friedlicher Ausgleich nur noch schwer möglich schien. Gerade deshalb hätte die Reform damals schnell und vollständig gemacht werden müssen. Dies verkannt zu haben, ist der zweite und entscheidende politische Fehler der konservativen Partei. Denn in friedlichen Zeiten ging es wohl an, daß das Reich auf Preußen Rücksicht nahm. Damals aber, wo das Dasein des Reichs bereits auf dem Spiele stand, mußte Preußen seine eigenen Interessen dem Reiche opfern. Als es dies Opfer nicht freiwillig brachte, wurde es ihm aufgezwungen. Denn nun nahmen die Mehrheitsparteien des Reichstages das Steuer in die Hand. Ein süddeutscher Zentrumsmann, Graf Hertling, der dem preußischen Staat innerlich ganz fern stand, wurde nicht nur Reichskanzler, sondern auch, weil eine Übereinstimmung zwischen der amtlichen Politik des Reiches und der Preußens unerläßlich war, zugleich Ministerpräsident Preußens. Damit war, schon ein Jahr vor der Revolution, der bisherige vorwaltende Einfluß Preußens im Reich gebrochen.

Deshalb schien es, als die Revolution des Novembers 1918 die alten Formen zerschlagen und die Dynastien beseitigt hatte, ein leichtes, dem preußischen

Staate den Garaus zu machen. Wurden doch selbst Männer des alten Systems, wie der Oberpräsident v. Batocki, an ihm irre. Der Schlamm der Schmähungen, in denen sich der lange aufgespeicherte Haß gegen Preußen entlud, soll hier nicht wieder aufgerührt werden. Diese Ergüsse der Leidenschaft hätten auch damals keine politische Bedeutung erlangt, wenn nicht nüchterne Überlegung ihnen zu zu Hilfe gekommen wäre. Die Forderung des Jahres 1848, daß Preußen in Deutschland aufgehen müsse, wurde wieder lebendig; denn nur auf diese Weise schien das Übergewicht Preußens in Deutschland auf die Dauer beseitigt werden zu können. Auf diesen Gedanken baute der Staatssekretär Dr. Preuß den ersten Entwurf der Reichsverfassung auf, und neben den preußenfeindlichen Parteien stimmten ihm vor allem die Theoretiker zu; zahlreiche Professoren haben damals mit den verschiedensten Motivierungen die Auflösung Preußens zugunsten der deutschen Einheit gefordert. Gewiß wäre das Aufgehen Preußens in Deutschland das größte und letzte Opfer, das Preußen der deutschen Einheit bringen könnte. Aber dann müßte Deutschland reif sein, einen Einheitsstaat zu ertragen. Die Professorenideologie, deren Rolle beim deutschen Verfassungswerk von 1919 freilich wesentlich geringer geblieben ist als in der Paulskirche von 1848/49, glaubte, daß mit der Entfernung der Dynastien und mit der Abschaffung des den ostelbischen Konservatismus begünstigenden Dreiklassenwahlrechts und der alten Wahlkreiseinteilung die Hindernisse der Einheit des deutschen Volkes aus dem Wege geräumt seien. Die Wirklichkeit bewies sehr rasch das Gegenteil.

Denn gerade aus den süddeutschen Volksstaaten kam der erste Widerspruch gegen die Beseitigung Preußens und die Übertragung aller staatlichen Rechte Preußens an das Reich; sie wollten, daß Preußen als Staat bestehen bleibe, damit auch ihr staatliches Dasein gesichert sei. Hier bereits zeigte es sich, daß der Partikularismus, die Neigung zum staatlichen Sonderdasein, keine dynastische Eigentümlichkeit ist, sondern von starken Volksstimmungen getragen wird. Diese traten auch während der Verfassungsberatungen in Weimar sehr deutlich zutage und wenn auch die republikanische deutsche Reichsgewalt mehr Befugnisse erhalten hat, als sie dem Kaisertum einst zugestanden hatten, so mußte doch den Einzelstaaten ein wesentliches Stück der staatlichen Funktionen belassen werden. Unter diesen Umständen aber hätte die Aufteilung Preußens nicht eine Verstärkung der Einheit, sondern eine Vermehrung der Kleinstaaterei mit allen ihren, auch finanziellen Nachteilen bedeutet. So wurde es denn still mit dem Ruf nach Zerschlagung Preußens. Nur im Artikel 18 der Reichsverfassung hat er einen Niederschlag gefunden. Die Vorrechte, die Preußen auf Grund der alten Reichsverfassung besaß, sind freilich durch die neue Verfassung beseitigt worden. Preußen steht nicht mehr besser da als die andern „Länder", wie es jetzt heißt, sondern es ist sogar benachteiligt, weil seine Stimmenzahl im Reichsrat ungleich geringer ist, als seiner Bevölkerung entspricht.

Die Erfahrung von zwei Jahren hat nun gezeigt, daß das Reich einen starken preußischen Staat gar nicht entbehren kann. Die Reichsregierung schwebt in der Luft, weil sie keine ausführenden Organe hat. Unser Heer, das jetzt Reichssache ist, stellt keinen Machtfaktor mehr dar. Die Beamten der Reichseisenbahn und der Reichspost sind Beamte von Betriebsverwaltungen, nicht Träger einer staatlichen Organisation; außerdem ist auf ihre Ernennung den

Ländern ein erheblicher Einfluß eingeräumt. Die Schaffung einer Reichsfinanzverwaltung aber hat gezeigt, daß der Ausdehnung des Reichsbeamtenapparats durch den Partikularismus sehr enge Grenzen gezogen sind. Für alle wichtigen politischen Aufgaben, für alles, was mit der Polizei im weitesten Sinne des Worts zusammenhängt, ist das Reich auf die Landesbehörden angewiesen. Die Reichsregierung hat aber auf diese nur dann Einfluß, wenn sie eine gewisse Macht darstellt, und eine solche Macht findet sie auch heute nur, wenn sie sich auf einen großen, das heißt auf den unzerstückelten preußischen Staat stützen kann. Die Gefahr eines ungerechten Übergewichts des preußischen Ostens besteht heute nicht. Dagegen bildet die Zusammensetzung des preußischen Staates aus östlichen und westlichen, überwiegend agrarischen und überwiegend industriellen, überwiegend protestantischen und überwiegend katholischen Provinzen eine Gewähr dafür, daß die mannigfaltigen Interessen und die verschiedene Eigenart der ostdeutschen und westdeutschen Bevölkerung zu ihrem Recht kommen. Ohne Kompromisse kommen wir weder im Reich noch in Preußen aus. Zerschlagen wir Preußen, so bekommen wir wohl eine Reihe in sich geschlossener Kleinstaaten. Aber wir gefährden die deutsche Einheit damit aufs schwerste. Eine auf Preußen gestützte Reichsregierung besitzt Einfluß und Macht genug, um die Einheit mit den süddeutschen Staaten aufrecht zu erhalten, auch Beweglichkeit genug, um süddeutsche Eigentümlichkeiten und Empfindlichkeiten zu schonen. Wenn Norddeutschland zerfällt, verliert sie alle Macht; allein von Bayern aus kann aber Deutschland nicht regiert werden.

All diese Erwägungen sind so einleuchtend, daß selbst die schärfsten Anhänger der Auflösung Preußens ihren Standpunkt von 1919 aufgegeben haben und zugeben daß wir zum mindesten vorläufig den preußischen Gesamtstaat nicht entbehren können [1]). Aber ich glaube, daß mit dieser Negative — ohne Preußen keine deutsche Einheit — die Bedeutung Preußens für Deutschland noch nicht erschöpft ist. Gerade der Historiker darf darauf hinweisen, daß in der geschichtlichen Leistung des alten Preußens starke aufbauende Kräfte stecken. Vom brandenburgischen Staat ist in der trüben Zeit der deutschen Geschichte, die dem Dreißigjährigen Kriege folgte, die politische Wiedergeburt Deutschlands ausgegangen. Damals haben die großen Herrscher dieses Staates das ganze Volk zu Arbeitsamkeit, Entbehrung und Ordnung, ihre Offiziere und Beamten insbesondere zu Treue, Hingabe und Pflichterfüllung erzogen. Diese gute Tradition steckt auch heute noch in uns, wenngleich sie längst vom Materialismus des letzten Zeitalters angefressen ist und heute von den Trümmern der Revolution verschüttet zu sein scheint. Durch Selbstbesinnung können wir sie wieder zu gestaltendem Leben wecken und damit die geistige Grundlage für den Wiederaufbau Deutschlands legen, wie sie schon einmal, in den Jahren nach 1807, zum Träger der deutschen Erhebung geworden ist. Zerstören wir aber den historischen Rahmen des preußischen Staates, dann rauben wir dieser Tradition den Boden, aus dem allein sie Nahrung schöpfen kann, dann vernichten wir das stärkste Staatsbewußtsein, das es in Deutschland gibt. Gewiß hat die altpreußische Art

[1]) Vgl. die Artikel von Meinecke und Preuß in der „Deutschen Nation" vom März 1921.

etwas Unliebenswürdiges und Schroffes und neigt zur Starrheit. Sie bedarf daher der Ergänzung und Befruchtung durch die weichere und beweglichere Art des Südens und des Weſtens, der Belebung durch die geiſtigen Kräfte ganz Deutſchlands. Die eine gegen die andere auszuſpielen, iſt heute, wo wir uns unſeres Daſeins gegen ernſteſte Bedrohung zu erwehren haben, ein frevelhaftes Spiel. Nur aus einer Verbindung von preußiſcher Staatsgeſinnung mit deutſchem Weſen kann uns eine gedeihliche Zukunft erwachſen.

# England, Rußland und Perſien

Von O. G. v. Weſendonk

Die Stellung eines orientaliſchen Landes hat ſich durch den Ausgang des Weltkrieges ganz unerwartet gebeſſert, nämlich diejenige Perſiens. Als im November 1918 Deutſchland und ſeine Bundesgenoſſen zuſammenbrachen, da ſah es zunächſt ſo aus, als ob England die Lage im Orient ganz allein beſtimmen würde. Die Türkei ſollte verſchwinden und in Mandatszonen aufgeteilt werden. Im Kaukaſus trachteten ſich die Engländer feſtzuſetzen. Perſien ſchien, nachdem Meſopotamien in die britiſche Einflußſphäre geraten war, zu einer leichten Beute der Engländer werden zu ſollen. Durch Oſtperſien hindurch, das ſtreitbare Afghaniſtan auf die Weiſe umgehend, waren engliſche Truppen nach Turkeſtan durchgeſchoben worden.

Der Gewinn, den das Ausſcheiden eines aggreſſiven Rußlands für Perſien bedeutete, war damit mehr als ausgeglichen. Perſiſche Staatsmänner jener Schule, die durch geſchicktes Schwanken den Intereſſen des Reiches am beſten dienen zu können glaubten, meinten, es gäbe nichts Beſſeres, als ſich mit der engliſchen Vormachtſtellung abzufinden und dabei zu ſuchen, möglichſte Vorteile herauszuſchlagen. Es kam zu jenem Plan, in dem die Teheraner Regierung weite Teile Meſopotamiens beanſpruchte mit den heiligen Stätten des Schiitismus, Meſched Ali und Kerbela und in dem ſie gleichzeitig die einſt im Frieden von Turkmantſchai an Rußland verlorenen Gebiete zurückverlangte. England ließ nicht lange mit ſeiner Gegenrechnung warten. Der engliſch-perſiſche Vertrag vom Auguſt 1919, der aus dem Reiche des Schah einfach ein britiſches Protektorat machte, wurde unterzeichnet. Lord Curzon, der engliſche Staatsſekretär der auswärtigen Angelegenheiten, ſchien am Ziel ſeiner Wünſche angelangt zu ſein. Konſtantinopel mit dem Sitz des Sultan-Khalifen ſollte unter dem durchſichtigen Vorwand internationaler Kontrolle in die Hand der Londoner Regierung kommen. Durch die Eingliederung Perſiens würde dann die Landbrücke nach Indien geſchloſſen und unter britiſchen Einfluß geraten. Das Glacis, das Lord Curzon ſo lange erträumt hatte, war gebildet.

Da zeigten sich in dem gewaltigen Gebäude die ersten Risse. Die englischen Staatsmänner, die sich auf ihre Kenntnis des Ostens so viel zugute taten und über Informationsquellen verfügten, die wohl sonst keiner Macht offen standen, hatten die Lebensfähigkeit der Osmanen gewaltig unterschätzt. Ein Häuflein beherzter Männer, an ihrer Spitze der verdiente General Mustafa Kemal, weigerte sich, das Todesurteil der Entente über ihr Vaterland anzunehmen. Sie versammelten um sich die Reste des kampferprobten türkischen Heeres, um sodann, begeisterungsvoll unterstützt von der gesamten Bevölkerung, den Widerstand gegen das Diktat der Engländer und Franzosen aufzunehmen. Hatten sich manche der Bewohner des früheren osmanischen Reiches, wie Araber und Kurden, unter dem Eindruck einer geschickten englischen und französischen Propaganda zeitweilig in ihrem wahren Interesse beirren lassen und gegen die Türken Stellung genommen, so sahen diese, zumal nachdem sie die Segnungen General Gourauds, Lord Allenbys und Sir Herbert Samuels näher kennen gelernt hatten, ihren Irrtum ein. Auch in Persien trat ein Umschwung ein. Dort war es von den Engländern ausgenutzt worden, daß gewisse unverantwortliche türkische Elemente die reiche nordwestpersische Provinz Aserbeidschan mit der wichtigen Stadt Täbris für die Türkei erwerben wollten. In Aserbeidschan wird zwar ein türkischer Dialekt gesprochen und einzelne türkische Stämme sitzen dort noch von alter Zeit her. War doch Täbris unter anderem die Residenz jenes Rivalen der Osmanen, des Turkmenenfürsten Hassan Usun Bei, dessen Ehe mit der Tochter des letzten griechischen Kaisers von Trapezunt aus dem Hause der Komnenen wie ein Roman anmutet. Aber die weitaus überwiegende Mehrheit der Aserbeidschaner sind Iranier. Diese Provinz steht gerade mit den ältesten Überlieferungen Irans in Verbindung. Ihr mittelpersischer Name Atur patakan bedeutet das „feuerbeschützte" (Land). Aserbeidschan war, als im Gefolge Alexanders des Großen der Hellenismus in Persien einzog, die wichtigste Hochburg des zarathustrischen Glaubens. Und diesem Umstand ist es wohl auch zu verdanken, daß die spätere Tradition der Parsen den altehrwürdigen Religionsstifter Zarathustra selbst aus jener nordwestlichen Gegend hervorgehen läßt.

Während die Osmanen ihre Daseinsberechtigung als selbständiges Volk auf dem Schlachtfelde erwiesen, gelang es den Bolschewisten, in Rußland allmählich den nationalen Gedanken der Verteidigung gegen das Ausland in den Dienst ihrer Sache zu stellen. Die verschiedenen weißen Heere, die mit fremder, besonders französischer Unterstützung den Sowjets das Feld streitig machten, brachen zusammen, zuletzt die südrussische Regierung des Barons Wrangel, die Paris in einem Augenblick der Selbsttäuschung und Verblendung als die amtliche Vertretung Rußlands anerkannt hatte. Sobald die Bolschewisten sich von inneren Feinden frei fühlten und mit Polen einen allerdings für Rußland verlustreichen Frieden abgeschlossen hatten, da wandten sie ihre Aufmerksamkeit wieder dem Osten zu. In großzügiger Weise wurde die Propaganda in Angriff genommen. Zunächst fiel die englische Schutzmauer in Turkestan. Die britischen Truppen, die dem indischen Heer entnommen worden waren, mußten zurückgehen. Die Emire von Chiwa und Buchara, die von den Engländern gestützt worden waren, wurden beseitigt und die Russen traten in Beziehungen zur

englandfeindlichen Gruppe in Afghanistan. Auch im Kaukasus machten die Russen Fortschritte, zumal nachdem sie sich mit den Türken von Angora geeinigt hatten. Das wachsende Interesse, das die Bolschewisten dem Orient entgegen brachten, veranlaßte auch die Perser, sich nach dieser Seite umzusehen. Die persische Kolonie in Moskau spielte dabei eine wesentliche Rolle. Zwar suchten die Russen zunächst gewaltsam in Persien einzudringen; dies führte zunächst zu einer englischen Besetzung des nordwestlichen Persiens. Die Fortnahme dieses Schutzes gegen die Bolschewisteneinfälle war die Drohung, deren sich die Engländer Persien gegenüber bedienten, um die Ratifizierung des Teheraner Abkommens zwischen England und Persien zu erreichen. Aber zum Erstaunen der Briten richtete der Druck, den die Zurückziehung des Generals Bax Ironside auf die angeblich verängstigten Teheraner ausüben sollte, nichts aus. Dort waren nämlich allmählich andere Männer ans Ruder gekommen. Der Ministerpräsident Zia ud din, der führende Persönlichkeiten der nationalistischen Partei um sich versammelt hatte, war inzwischen auf die Bemühungen der Sowjets aufmerksam geworden. Es war ihm gelungen, mit den Bolschewisten zu einem Abkommen zu gelangen, das die völlige Nichteinmischung Rußlands in Persien voraussah, wie es Lenin und Trotzki in ihren Proklamationen so oft wiederholt hatten.

Den letzten Versuch der Engländer, Persien in der altgewohnten Weise unter ihren Willen zu beugen, stellte dann der mißglückte Versuch dar, durch den General Reza Khan einen Staatsstreich herbeizuführen, der einen England willfährigen Politiker zur Macht bringen sollte. Auch das neue Kabinett verteidigte jedoch die nationalen Interessen in der gleichen Weise wie das zurückgetretene. Ja seine eigene Demission hängt damit zusammen, daß der Ministerpräsident Zia ud din keine Möglichkeit sah, sich gewisser England gegenüber eingegangener Verpflichtungen zu entledigen, die er im Augenblick der Übernahme der Regierung eingegangen war. Jedenfalls steht Persien heute in einer entscheidenden Phase seines Daseins. Der russische Koloß, der es zu erdrücken trachtete, ist zusammengebrochen. England, das seine Kräfte nicht über den ganzen Erdball zerstreuen kann, sieht sich, widerwillig zwar, genötigt, das iranische Hochland zu räumen. Persien ist jetzt frei. Es kann an den Ausbau seiner inneren Kräfte gehen, es kann sich aus der Fremde Berater holen, die nicht Agenten irgend einer politische Ziele verfolgenden Großmacht sind, sondern wirklich für die Interessen der Perser arbeiten. Solche Persönlichkeiten waren der amerikanische Finanzreformer Morgan Shuster und die schwedischen Gendarmerieoffiziere, die erst der General Hjalmarson und dann der Oberst Edwall befehligte.

Auf die Art und Weise, wie die beiden hauptsächlich an Persien beteiligten Mächte England und Rußland vor dem Kriege bemüht waren, dieses Land niederzuhalten und es als politisches Objekt zu behandeln, werfen die von B. von Siebert veröffentlichten Aktenstücke aus den Archiven der russischen Botschaft in London ein krasses Licht. Sie behandeln die Jahre 1907—1912. Im Zusammenhang mit der türkischen Frage erscheint hier das persische Problem vor allem als ein Mittel, um Deutschland möglichst auszuschalten. Das ist das Hauptbestreben namentlich der englischen Politik gewesen. Aber auch Rußland bemüht sich, Deutschland Schwierigkeiten in den Weg zu legen. So regt Sasonow den in einem Bericht an den Zaren vom Oktober 1912 niedergelegten Gedanken

an, in der im russisch-englischen Vertrage von 1907 vorgesehenen neutralen Zone sich Eisenbahnkonzessionen geben zu lassen, die überhaupt nicht zur Ausführung gelangen, sondern nur Deutschland die Lust zu eigenen Unternehmen rauben sollten. Und Graf Benckendorff schreibt 1910 an Sasonow, Greys Politik gehe darauf aus, zu verhindern, daß Persien in die Arme Deutschlands oder der Türkei getrieben werde. Und anläßlich der Frage der Anstellung von Ausländern, wobei Rußland und England möglichst jede Großmacht ausschalten wollen, erregt sich sogar Frankreich darüber, daß Deutschland auf diesem Wege politischen Einfluß in Iran zu erlangen suchen könne.

Die englisch-persische Abmachung von 1907, die übrigens Persien selbst völlig überging, war vor allem dazu bestimmt, die englisch-russische Rivalität in Persien zu beseitigen, indem beide Mächte gegen Deutschland in Bewegung gesetzt wurden. Aber trotz der schönen Abmachung blieb der Weltstreit bestehen. Wiederholt klagen die Engländer darüber, daß das rücksichtslose Vorgehen der Russen in Nordpersien sie zwinge, in Südpersien ähnliche Maßnahmen zu treffen, nur damit das englische Ansehen nicht allzusehr dem russischen Prestige gegenüber verschwinde. Aber wie die während des Krieges im englischen Konsulat zu Schiras aufgefundenen und dann veröffentlichten Aktenstücke beweisen [1]), haben noch während des Krieges die Engländer heimlich gegen den russischen Einfluß gearbeitet. Einen sehr bezeichnenden Fall stellt die Angelegenheit des Amerikaners Morgan Shuster dar. Es war schon auffällig, daß England von den Mächten, die für die Entsendung von Beratern nach Persien nicht in Betracht kommen sollten, Amerika ausdrücklich ausnahm. Den Engländern war es offenbar genehm, in Shuster einen Mann zu haben, der trotz aller Arbeit im persischen Sinne den britischen Interessen förderlich war. Die Russen dagegen befehdeten ihn ebenso wie den englischen Major Stokes, den sich Shuster für die Organisation der Finanzgendarmerie ausgesucht hatte. In Rußland spürte man nämlich, daß der Amerikaner für England wirkte, deshalb wurde er beseitigt.

Die von Siebert veröffentlichten Aktenstücke schließen mit der traurigen Hinrichtung des hervorragenden persischen Gelehrten Sikat el Islam in Täbris. Dieser Vorfall hat in England scharfe Mißbilligung gefunden, bei einigen Persönlichkeiten, wie Professor E. G. Browne, aus ehrlicher Entrüstung über das blutrünstige Verhalten des russischen Militärs, bei den amtlichen Kreisen aus Furcht vor der Erregung der islamischen Welt. Es ist sehr beachtenswert, in wie hohem Maße gerade Grey auf die Stimmung der Perser und anderer östlicher Völker Rücksicht zu nehmen geneigt ist. In jenen Zeiten, wo die Großmächte alles zu verschlingen schienen, achtete also England aufmerksam auf die Strömungen, die sich im Islam kundgaben. Großbritannien hat im Augenblick des Sieges zu seinem Schaden dessen Bedeutung unterschätzt, erkennt sie aber heute neu. Was aber den Kernpunkt der persischen Frage neben der Erregung der Muslime ausmacht, das zeigen nachstehende Auszüge aus einem Bericht Benckendorffs an Sasonow vom 15. Januar 1921:

„Wenn es sich nur um die Angriffe des persischen Komitees handeln würde, so wäre die Sache nicht gefährlich. Man macht jedoch Grey den Vorwurf, die

[1]) Englische Dokumente zur Erdrosselung Persiens. Berlin, 1917.

Angelegenheiten des nicht sehr dankbaren Frankreichs besorgt zu haben und nun die Interessen Italiens und Rußlands zu vertreten. Frankreich und Italien gehören schon der Vergangenheit an, die persische Frage bezieht sich jedoch auf die Gegenwart, und die Opposition wird zu beweisen suchen, daß Grey die Interessen Englands in Südpersien und in Indien zugunsten Rußlands vernachlässigt.

Nicolson hat mir gesagt, der englische Vizekönig in Indien habe geschrieben, daß die Ereignisse in Persien einen großen Widerhall in der muselmanischen Bevölkerung gefunden haben."

Streben nach Weltherrschaft wird Deutschland vorgeworfen. Neuerdings hat Briand diese Behauptung vor dem französischen Senat in feierlicher Form wiederholt. Wohin man aber auch blickt, in den ganzen Jahren, die dem Krieg vorausgingen, war das Bestreben von London, Paris und Petersburg nur darauf gerichtet, Deutschland überall in den Hintergrund zu drängen. Daß die deutsche Regierung in Persien keine politischen Ziele verfolgen, den Reichsangehörigen aber das Recht zu ungehinderter wirtschaftlicher Betätigung offen halten wollte, genügte den Männer der Entente bereits, um den Deutschen jede nur denkbare Schwierigkeit in den Weg zu legen. Wie Rußland die Einfuhr deutscher Ware nach dem Reiche des Schah verhinderte, so bekämpfte England die deutsche Schiffahrt im persischen Golf. Jeder, der Persien oder einem anderen orientalischen Lande auch nur wirtschaftlich helfen wollte, mußte ja ausgeschaltet werden. Ja, die Hauptsorge der Engländer und Russen war sogar die, zu verhindern, daß Persien sich durch eine Anleihe Geld zur Rückzahlung seiner Schulden an London und Paris verschaffen könne. Diese beiden Regierungen wünschten Persien finanziell bedrücken zu können. Die Ironie wollte es, daß französische Bankhäuser eine Anleiheoperation durchführen wollten. Aber das Hauptgespenst blieb Deutschland, das unter allen Umständen von der Betätigung in der Welt ferngehalten werden mußte.

# Ungarns neue Nationalitätenpolitik

Von Mathes Aitsch, Mitglied der ungarischen Nationalversammlung

Ungarn besaß unter den Staaten mit fremdsprachigen Völkerschaften eines der besten Gesetze zu deren Schutz und Förderung. Leider war dieses sogenannte Nationalitätengesetz vom Jahre 1868 auch mit dem gröbsten Fehler behaftet, mit dem ein Gesetz behaftet sein kann: es wurde nicht entsprechend durchgeführt. Ja noch mehr. Die neuere Gesetzgebung selbst sprengte da und dort, wo es ihr eben gefiel, einen Grundpfeiler aus dem ursprünglichen Bau und beraubte diesen durch entstellende Auslegungen und Erklärungen seiner edlen Struktur und seines wertvollen Gehaltes.

Am verderblichsten wirkte in diesem Sinne — um nur das krasseste Beispiel zu nennen — das Volksschulgesetz vom Jahre 1907. Während das achtundsechziger Nationalitätengesetz bestimmte, daß jedem Volksschüler der Unterricht in seiner Muttersprache erteilt werde, forderte das 1907er Gesetz den Unterricht des Magyarischen für Andersprachige in einem Umfange, daß die Absolventen der vierten elementaren Volksschulklasse ihre Gedanken magyarisch in Wort und Schrift verständlich auszudrücken vermögen. Dazu sicherte das Gesetz dem Staate weitgehende Einmengungen in das Schulwesen der Nationalitäten zu und verfügte, daß in Lehranstalten, in denen die Staatssprache einmal als alleinige Unterrichtssprache eingeführt sei, diese Tatsache nie mehr geändert werden könne.

Derartige Verfügungen erregten im Kreise der Nationalitäten Mißfallen und Erbitterung, und diese erfuhren durch die Art, in der die gesetzlichen Bestimmungen von den untergeordneten Behörden angewandt wurden, eine bedeutende Steigerung.

Das Ende dieses politischen Liedes, für das der Beiname häßlich leider nur zu genau paßte, war die Abkehr der meisten Nationalitäten vom Staate. Ich bin mir dessen wohl bewußt, daß ihr Abfall aus weiteren, bedeutenderen Ursachen erfolgte; doch es steht auch fest, daß man im Lager der Feinde die Unzufriedenheit der Nationalitäten zur willkommenen Bemäntelung der wahren Ursachen mit Vorteil benutzte.

Spät erst, nach der Verstümmelung des Landes, erwachte man hier aus dem unglücklichen Fiebertraum des übertriebenen Nationalismus, der den skrupellos einseitigen Rassenpolitikern bereits ein Ungarn mit dreißig Millionen Stockmagyaren vorspiegelte.

Allen voran gab Graf Stefan Tisza, der erst auch als freudiger Nationalist in den Fußtapfen seines Vaters gewandelt war, dem ungarischen Parlament zu bedenken, welche Erbitterung z. B. unter den ungarländischen Schwaben — die solidesten Grundsäulen der ungarischen Nation nannte er sie — durch den Umstand erzeugt würde, daß ihre Kinder nicht mehr deutsch lesen und schreiben können.

Graf Julius Andrassy, der auch im stolzen Selbstbewußtsein deklamierte, der Ungar müsse ein Magyare sein können, sonst sei er wertlos, schlägt sich heute reuevoll an die Brust und sagt: „Wir müssen aus der Vergangenheit Lehren ziehen und den Staatsbürgern nichtmagyarischer Zunge den Gebrauch ihrer Sprache in der Schule, vor dem Gericht und in der Verwaltung sichern."

Und offen spricht auch der Schöpfer des 1907er Volksschulgesetzes, Graf Apponyi, selbst sein Mea culpa: „Wer da meint, daß die nationale Einheit in dem Sinne und mit jener, jede dazwischen fallende Formation ausschließende, Intransigenz aufrecht erhalten werden könne, in welcher Art zum Beispiel auch meine Wenigkeit vor dem Kriege tätig war, befindet sich in einem verhängnisvollen Irrtum."

Was diese drei bedeutenden Männer des Landes aussprachen, wiederholten andere und billigte die Öffentlichkeit. Doch auf die Erkenntnis folgte keine Tat. Jedes Einschreiten jener Mitglieder der Nationalversammlung, die sich zu ihrem angestammten nichtmagyarischen Volkstum bekennen, vornehmlich der deutschen Abgeordneten, erzielte an den maßgebenden Stellen Versprechung auf Versprechung, doch kein Minister wagte es, heute, wo die nationale Welle wieder höher geht,

die öffentliche Meinung auf die Probe zu stellen und vielleicht seinen Samtsessel zu gefährden.

Endlich trat als Kabinettschef Graf Bethlen auf den Plan. Anfangs hatte auch der wichtigere Staatsgeschäfte zu verrichten, so daß ihm nicht einmal eine Erklärung über die Nationalitätenfrage gelegentlich seiner Programmrede im Hause einfiel. Doch plötzlich ging ihm ein Licht auf, und in einer seiner anfangs Juni gehaltenen Parlamentsreden bekannte er offen, er habe ein Versäumnis zu reparieren, das nämlich, daß er bei der Entwicklung des Regierungsprogramms die Nationalitätenfrage übergangen hatte.

Die jähe Erkenntnis ist auf mehrere Ursachen zurückzuführen.

Graf Stefan Szechenyi sagte einst in einem Urteil über seine Landsleute: „Selbst der kaltblütigste Magyare läßt sich von den nationalen Vorurteilen hinreißen und vergißt das oberste Gebot der Gerechtigkeit: Was du nicht willst, das man dir tu, das füg' auch keinem andern zu!" Seit Szechenyi hat sich aber die Welt gewandelt und die Zeit steht vor der Tür, da sich unter dem Zwange der Verhältnisse auch der temperamentvollste Magyare dem imperativeren Gebote wird fügen müssen: Was du willst, daß man dir tu, das füg' auch einem andern zu! Ja, den ungarischen Ministerpräsidenten ließen eben die nicht allzu rosigen Berichte über die Behandlung der Magyaren in den abgetrennten Gebieten ein gütiges Wort für die heimischen Nationalitäten finden. Man solle draußen sehen, daß man hier wenigstens die Geneigtheit aufbringe, mit den fremdsprachigen Staatsbürgern würdig umzugehen, und solle sich daran ein Beispiel nehmen; die abgetrennten Nationalitäten aber sollen in dieser Kundgebung die Gewähr für ein bekömmliches Leben im alten Vaterlande erblicken. Das war die erste der Ursachen. Die zweite präsentierte sich in der Ungarn drohenden Entscheidung der deutsch-westungarischen Frage. Und auch eine dritte gab es, indem einen Tag früher ebenfalls in der Nationalversammlung der frühere Minister für nationale Minderheiten Dr. Bleyer, gestützt auf die Forderung seiner deutschen Abgeordnetenkollegen und die halbe Million Deutschen, die dem Lande auch bei dem Verlust Deutschwestungarns verblieben, eine musterhafte Nationalitätenpolitik verlangt hatte.

Von allen diesen Ursachen erhielt der Ministerpräsident vorerst den Ruck zu seiner Erklärung. Er wies in dieser darauf hin, daß es in Ungarn keine Unterdrückung der Nationalitäten und daher auch keinen ernsten Nationalitätenkampf gegeben habe. Bloß in den Kreisen der andersprachigen Intelligenz sei einige Bewegung wahrzunehmen gewesen. Nun habe aber der Krieg in dieser Lage einen gründlichen Wandel geschaffen. Das Ungartum müsse damit rechnen, daß es selbst in dem kleinen und einheitlichen Restungarn eine Nationalitätenfrage gebe, und es wäre eine Schwäche und ein Fehler, dies zu leugnen. „Der theoretische Teil des Problems," so verbreitete er sich weiter, „besteht in der Erwägung, wie wir die Nationalitätenfrage lösen sollen, ohne unsere Staatseinheit zu gefährden. Und da empfehle ich der Nationalversammlung zwei Hauptprinzipien. Das eine verlangt, daß wir nicht engherzig seien, denn die Engherzigkeit würde sich auf diesem Gebiet unter allen Umständen rächen. Das andere Prinzip hält uns davon ab, zu weit zu gehen und Nationalitätenfragen künstlich zu schaffen... Das praktische Problem besteht darin, nach dem lateinischen Sprichwort jedem das Seine zu gewähren. Der Schwerpunkt der Frage liegt auf kulturellem

Gebiet. Wir müssen dafür sorgen, daß wer immer in diesem Lande, auch wenn er die ungarische Sprache nicht spricht, seinen Unterricht von der untersten bis zur obersten Stufe in seiner Muttersprache erhalte. Es war ein alter Fehler, daß bei uns in diesem Betracht nichts geschah. Die zweite Aufgabe ist, zu sorgen, daß die nichtmagyarische Sprache dort, wo die Nationalitäten in einem geschlossenen Block beisammen leben, auch in der Administration zur entsprechenden Geltung gelange und daß die betreffende Rasse in der Administration entsprechend vertreten sei." Dasselbe Entgegenkommen wünscht Graf Bethlen den Nationalitäten auch in der Gerichtsbarkeit zu bezeigen.

Graf Bethlen stammt aus Siebenbürgen und kennt das Leben und die Einrichtungen der Siebenbürger Sachsen. Er betonte auch klipp und klar, daß er bei der Lösung des ungarischen Nationalitätenproblems allen Nationalitäten des Landes die Rechte einräumen wolle, die die Siebenbürger Sachsen in Ungarn genossen haben. Der mit der Führung der Angelegenheiten der nationalen Minderheiten betraute Außenminister Graf Banffy, ebenfalls ein Siebenbürger, stimmt mit dem Ministerpräsidenten in der Behandlung dieses Problems vollkommen überein und beabsichtigt, das ursprüngliche Nationalitätengesetz im Wege der Gesetzgebung den neuzeitlichen Anforderungen entsprechend zu erweitern.

Diese Erkenntnisse der neomagyarischen führenden Politiker und die Zustimmung, die sie in der Nationalversammlung gefunden haben, lassen das Urteil zu, daß diesmal alles ernst gemeint ist, ernster denn je. Da aber die Erkenntnisse, ja selbst die Bereitwilligkeit zur Durchführung der Vorsätze allein nicht genügen, vielmehr alles von der tatsächlichen Durchführung und der Verbürgung einer Dauer in diesem Belange abhängt, wird abzuwarten sein, wie viel die mit dem Wunsche des Volkes diesmal in Einklang gebrachte Absicht der Regierung taugen mag, wenn der Plan Wirklichkeit werden soll. Es ist aber zu hoffen, daß heute, nachdem sie vieles gelernt haben, die führenden Persönlichkeiten des ungarischen Staates und in ihrem Gefolge der Gesamtstaat in vorausschauender Klugheit erfüllen, was sie versprochen haben, denn von dieser Erfüllung hängt zum großen Teil Ungarns künftiges Schicksal ab.

# Von Lorbeer wund!

Uns ist ein Wort erklungen
In dieser Zeiten tiefer Nacht;
Das Wort sei nachgesungen
Bis neu der Tag erwacht.
Umloht von Ruhmesflammen
Blieb Deutschland, was ihm auch geraubt:
Sein Heer, es brach zusammen,
Von Lorbeer wund das Haupt.

Wie leuchtet durch die Zeiten
Der deutschen Krieger hoher Ruhm:
O Fehrbellin und Leuthen!
O Waterloo und Chlum!
Und du bist aufgestiegen,
Daß alles Nebelgrau zerrann,
Im Sternenglanz von Siegen,
O Sonne von Sedan!

Schon klingt wie Sang der Sage
Das Hohe Lied vom großen Krieg —
Krieg mehr denn tausend Tage,
Und jeder Tag ein Sieg.
Wie da den deutschen Heeren
Der Lorbeer sich zum Kranze wand!
Wie standest du in Ehren,
Mein starkes Vaterland!

Kein Ort in Frankreichs Fluren,
Der dir kein frisches Ruhmesblatt! —
Hell tönt es von Masuren,
Von Tannenberg, der Stadt,
Da hielt von Tal zu Firne
Den Odem an das Erdenrund;
Da drückte dir die Stirne
Die Last des Lorbeers wund.

Und o wie dir erblühten
Die großen Führer ohne Zahl:
Derfflinger, Seydlitz, Ziethen,
Blücher, der Greis von Stahl.
Moltke, der hochgestalte,
Und jene beiden, enggesellt:
Held Hindenburg, der alte,
Und Ludendorff, der Held.

Du Volk von stolzen Recken,
Du reichen Friedens trotziger Schild,
Du, neidischem Haß ein Schrecken,
Du, edler Mannheit Bild —
Wann ward von solchen Taten,
Wie du getan, der Erde kund? —
Und wurdest feig verraten,
Das Haupt von Lorbeer wund.

Doch wirst du nicht vergehen
In dieser Tage Höllenbrand,
Nein, herrlich auferstehen,
Mein starkes Vaterland.
Dann wirst du wieder ragen
Hoch über Berg und Tal und Grund
Und deine Krone tragen,
O Haupt, von Lorbeer wund!

Paul Warncke

# Das Ende des alten Heeres

Von einem ehemaligen Offizier

Am 1. April 1921 ſchloſſen die Abwicklungsbehörden unſeres alten deutſchen Heeres ihre Pforten. Hohnlachend nahm der Führer der Ententekommiſſionen, General Nollet, Kenntnis davon, daß ſeinem diktatoriſchen Befehl Folge geleiſtet wurde. Die Behörden, denen er wider beſſeres Wiſſen den Wiederaufbau von Neuformationen unterſtellt hat, ſind nun verſchwunden. Deutſche, die in dasſelbe Horn, wie der franzöſiſche General, bliesen, reiben ſich zufrieden die Hände, tauſende aber verſchweigen ihre ſchweren Bedenken über den allzuraſchen Abbruch des Abbaues keineswegs, leider wenden ſie ſich vielfach mit ihren Angriffen an ganz falſche Adreſſen. Tatſache bleibt jedenfalls, daß die Arbeiten unter dem Druck der Entente und bei der Bereitwilligkeit maßgebender Stellen, ihm nachzugeben, nicht zu allgemeiner Befriedigung abgeſchloſſen werden konnten. Das deutſche Volk iſt damit geſchädigt, und die Entente hat ſich in ihr eigenes Fleiſch geſchnitten. Es iſt wohl der Mühe wert, das Verſtändnis hierfür in die Allgemeinheit hineinzutragen, die allzu gleichgültig den tiefeinſchneidenden Vorgängen gegenüberſteht.

Während man nur allzu oft und unberechtigt auf das Abwicklungsweſen ſchimpfte, vergaß man ſich ein Bild ſeiner ungeheuren Aufgaben vor Augen zu halten.

Der Krieg hatte rund 12 Millionen Menſchen in Deutſchland zum eigentlichen Heeresdienſt gerufen; zu ihnen trat ein Heer von Zivilperſonen hinzu, welche durch Umſtellung des Wirtſchaftslebens auf Kriegsbedarf zur Heeresverwaltung in Beziehung traten. Mehr als die Hälfte dieſer ungeheuren Geſamtzahl von Menſchen, oder ihre Hinterbliebenen, haben ſicherlich eine oder mehrere Forderungen an die Heeresverwaltung geſtellt. Verwickelte und vielſeitige Aufgaben ergaben ſich ſchon hieraus. Es ſeien als hervortretend nur erwähnt: die Verſorgung und Abfindung der Kriegsteilnehmer, Kriegsbeſchädigten, Familien und Hinterbliebenen; die Befriedigung der Anſprüche früherer deutſcher Heeresangehöriger und Kriegsgefangener auf Entlaſſungsanzüge, Geldvergütungen hierfür, rückſtändige Gebührniſſe; die Auskünfte über den Perſonenſtand, Tote und Vermißte; die Abfindung nach dem Offizier- und Kapitulanten-Entſchädigungsgeſetz; dazu trat die Durchführung des Penſionsverfahrens der Beamten und ehemaligen Offiziere, ungeheuer erſchwert durch immer wechſelnde Beſoldungs- und Verſorgungsbeſtimmungen. Ein Rieſenkapitel der Arbeit bildete die Abgeltung von Verpflichtungen aus Verträgen für Kriegslieferungen, die Begleichung ſonſtiger für die Kriegführung entſtandener Verbindlichkeiten, die Führung einer gewaltigen Zahl von Prozeſſen. Ohne genaue Prüfung auf dieſem Gebiet wären dem Staate abermals ungeheure Summen verloren gegangen. Mit derſelben Sorgſamkeit galt es bei der Befriedigung der Forderungen der Verbandsſtaaten zu arbeiten; dieſelben erſtreckten ſich auf Rückführung von Maſchinen, Akten und Gut aller Art, die wir geborgen hatten ſowohl aus den von uns beſetzt geweſenen als den jetzt uns geraubten Gebieten, dann auf die Schadenerſatzanſprüche von Angehörigen der Verbandsſtaaten aus Kriegsſchäden und Kriegsleiſtungen; auf die Nachforſchung

nach feindlichen Toten und Vermißten. Schließlich war die Rückführung und Fürsorge für die deutschen heimkehrenden Kriegsgefangenen und die Bewachung, Unterhaltung und endliche Abbeförderung der noch in Deutschland befindlichen russischen Kriegsgefangenen und später auch noch der internierten Rotgardisten zu bewältigen.

Das alles wäre bei anderem Abschluß des Krieges unter von langer Hand vorbereitetem Plan für eine geordnete Demobilmachung gefallen, die an sich schon einen gewaltigen Arbeitsapparat, restlose Hingabe, glänzende Organisation und Fachkenntnis bis ins einzelne gefordert haben würde. Nun aber trat an Stelle einer solchen Demobilmachung die ungeordnete Auflösung des Feldheeres unter der unmittelbaren Einwirkung des Umsturzes. Die berüchtigten Soldatenräte rissen die Gewalt an sich, verjagten alle ordnungsliebenden Elemente, vernichteten in wenigen Tagen vielfach das Ergebnis jahrzehntelanger geordneter Arbeit, verwüsteten teilweise alles Bestehende. Unlautere Elemente bemächtigten sich der Gelder von Truppenkassen, des Eigentums des Offizierkorps und der Heeresverwaltung; Truppen- und Feldgeräte, Pferde und Waffen verschwanden oder blieben ungeordnet und unbewacht stehen. Der größte Teil der Unteroffiziere und Mannschaften wurde ohne richtige Abfindung entlassen und dadurch geschädigt. Wer Ordnung schaffen wollte, insbesondere aber das Offizierkorps, war den unerhörtesten Angriffen und Gewalttätigkeiten ausgesetzt und wurde beseitigt. Trotzdem gelang es anfangs 1919 für jede Feldformation eine Abwicklungsstelle zu schaffen; ihre Zahl war ungeheuer, ein planmäßiges Arbeiten ausgeschlossen; umsomehr, als sie zugleich für den ersten Aufbau der Vorläufer der Reichswehr in Anspruch genommen wurden.

Wir müssen uns bei dieser Betrachtung vor Augen führen, daß während des Krieges unter den Friedensformationen weit über 40 000 Neuformationen aufgestellt wurden; und jede Kriegsformation führte besondere Stammrollen, Ranglisten, Verwaltungs- und Operationsakten, Kriegstagebücher, Kranken- und Löhnungslisten, die vielfach unvollständig aus dem Felde zurückgebracht wurden, teilweise erst an die Stellen übergeleitet werden mußten, wohin sie gehörten.

So stand man anfangs 1919 vor einem Chaos, auf welches ein gut Teil der Verluste an Heeresgut im Betrage von 6 Milliarden zurückzuführen ist. Im Sommer 1919 erfolgte durch weitere Zusammenfassung der Abwicklungsarbeiten unter höheren Auflösungsstäben eine einstweilige Organisation der Abwicklung. Erschwert wurde sie durch die Zähigkeit, mit der Reste der Mannschaften, natürlich die übelsten Elemente, aus reiner Arbeitsscheu, ihrer Entlassung Widerstand entgegensetzten und weiterhin durch den Mangel an Arbeitsfreudigkeit bei vielen Tausenden, die sich in die Geschäftszimmer der Abwicklungsstellen als gute Futtertrippe, hineingedrängt hatten.

Erst die reinliche Scheidung der neuen Reichswehrbefehlsstellen und der Abwicklungsbehörden am 1. Oktober 1919 brachte einen wirklichen Fortschritt und eine längst notwendige Organisation des Abbaues. In Berlin wurde das Heeresabwicklungs-Hauptamt gebildet, in den ehemaligen Bundesstaaten entstanden die Heeresabwicklungsämter Bayern, Sachsen und Württemberg, für jeden Bezirk eines ehemaligen Armeekorps wurde ein Abwicklungsamt gebildet. Durch Auflösung der Abwicklungsstellen der Kriegsformationen und Übernahme ihrer Ar-

beiten durch Abwicklungsstellen derjenigen Friedensformationen, welche erstere während des Krieges aufgestellt hatten, ferner durch Abgabe von Behörden und Einrichtungen des alten Heeres an lebende Verwaltungen oder durch ihre Auflösung kam Einfachheit und Klarheit in den Abbauapparat. Zugleich brachte mit dem 1. Oktober 1919 die Stellenbesetzung für das Abwicklungswesen auch wieder verantwortungsfreudige, in altbewährter Pflichttreue und Gewissenhaftigkeit arbeitende Kräfte an leitende Stellen, freilich nicht, ohne daß die Angestelltenschaft vielfach auf das schroffste gegen sie Front machte. Gerade diejenigen Elemente, welche am wenigsten Anrecht auf Versorgung in den Abwicklungsstellen hatten, setzten mit einer gehässigen Wühlarbeit gegen ehemalige Offiziere und Beamte ein und begannen auf dem Wege der Verbandsbildung mehrfach eine förmliche Kampfansage gegen die ehemaligen Berufssoldaten und Heeresbeamten. Der Geist der Soldatenräte spukte noch lange weiter. Unterschlagungen und Betrügereien haben auch weiterhin dem Staate Schaden gebracht. Die Einführung des Betriebsrätegesetzes brachte hierin wenig Besserung. Die führenden Elemente der Angestellten beschäftigten sich meist mit reiner Interessenvertretung, stifteten dauernd Unruhe, zogen alles auf das politische Gebiet, gaben sich vielfach mit häßlichen Denunziationen ab und glaubten in dem bald in Tätigkeit tretenden sozialistischen Reichsabwicklungskommissar Grzesinsky ihre Stütze zu sehen. Die Erlasse desselben deuteten vielfach anfangs auch darauf hin, daß er ihnen ein allzu williges Ohr lieh; da er aber andererseits ein ebenso williges Ohr für die Wünsche seiner Partei und des Reichsfinanzministers und für die Befehle des Herrn Nollet besaß, sah sich die Angestelltenschaft am Ende von ihm in Stich gelassen und machte scharf gegen ihn Front. Das alles trug zur Förderung der im Interesse des Volkes so nötigen Abwicklungsarbeiten sicherlich nicht bei; so war es verständlich, wenn nach Jahresfrist zu einer schärferen Zentralisierung und zu einer starken Verringerung des Abwicklungswesens geschritten wurde. Der Reichsfinanzminister mag dafür das treibende Element gewesen sein; während man die ehemaligen Offiziere ohne Rücksicht auf ihre Verantwortlichkeit und die Größe ihres Arbeitsgebietes ebenso wie die Beamten nach dem früheren Dienstgrad mit Gebührnissen abfand, hatte man den Angestellten in ihren unerhörten Lohnforderungen allzu sehr nachgegeben. Die Folge mußte eine Verringerung dieses Personals sein.

Am 1. Oktober 1920 wurden die Abwicklungsstellen der Behörden und der Truppen aufgelöst. Die Restarbeiten übernahmen je nach ihrer Natur die Abwicklungsämter der Armeekorps bzw. die Heeresabwicklungsämter der ehemaligen Bundesstaaten und die Intendanturen. Auf Druck der Entente war bereits seit 1. April 1920 eine völlige Entmilitarisierung eingetreten. Die Offiziere wurden verabschiedet und als Beamte auf Kündigung angestellt. Die Ententekommissionen befleißigten sich einer sehr scharfen Überwachung der Abwicklung und wußten nicht genug zu fragen und zu forschen. Wer mit ihnen zu tun hatte, wird den Eindruck angstvoller Besorgnisse dieser Leute nicht so leicht vergessen. Deutsche Volksgenossen haben sich zudem nicht geschämt, die Ententevertreter durch falsche Angaben scharf zu machen. Trotz der erwähnten weitgehenden Verringerung und Zusammenfassung der ganzen Abbauorganisation setzte die Entente mit doppelt scharfem Druck im Herbst 1920 gegen sie ein. Kein Gewehr in den noch nicht

völlig geräumten Depots durfte ohne Ententeaufsicht vom Platze bewegt werden; man glaubte unbedingt Kontrollisten für Offiziere und Mannschaften zu neuem Aufgebot bei der Abwicklung finden zu müssen, man ruhte nicht, bis im Januar alle Überweisungsnationale und noch nicht abgeholten Pässe ehemaliger Soldaten in den Papiermühlen unter Aufsicht von Ententeoffizieren vernichtet waren! Auch die Pferdestammrollen mußten als höchst gefährlich diesen Weg gehen. Ob damit tausenden von berechtigten Ansprüchen Kriegsbeschädigter der Boden entzogen wurde, für tausende heimgekehrter und noch sehnsüchtig erwarteter Kriegsgefangener die Möglichkeit zur Erhebung von Forderungen genommen wurde, blieb unberücksichtigt. Kein Wunder, wenn die Folgen nicht ausbleiben. Die Verantwortung mögen die Stellen übernehmen, welche es nicht wagten, der Entente ein „bis hierher und nicht weiter" entgegenzuschleudern, die vielleicht sogar im Drange nach völliger Vernichtung des „Militarismus" in gewisser Sinnesverwandtschaft mit Herrn Nollet zusammenarbeiteten.

In der Zeit bis Ende 1920 ist trotz all dieser Widrigkeiten der Abbau des alten Heeres in hingebungsvoller und selbstloser Arbeit weiter ordnungsmäßig gefördert worden. Zu Neujahr 1921 forderte der Ententevertreter den völligen Schluß des Abbaus. Heiße Kämpfe entspannen sich. Schließlich wurden zu diesem Tage die Abwicklungsämter der früheren Armeekorps samt und sonders aufgelöst, es blieben nur noch ihre Intendanturen mit kleinen Hilfszweigstellen, die Archive begannen sich aufzubauen und mit geringster Zahl von Arbeitskräften mußte der Rest der Aufgabe bis 31. März dieses Jahres bewältigt werden. Manches ist noch vollendet worden, manches harrt noch der Erledigung. Das Versorgungswesen ist nunmehr an die Hauptversorgungsämter übergeleitet, die Pensionierung der Offiziere und Beamten erledigt das Reichsministerium des Innern, etwa nötige allgemeine Auskünfte sollen die Archive geben und die Restabgeltungen, Abfindungen und Rechtsstreitigkeiten aus Verträgen werden den Landesfinanzämtern übertragen. Tausende von Beamten und ehemaligen Offizieren stehen ohne weitere Verwendung vor einer ungewissen Zukunft. Die Tragik, welche über all diesen aus ihrem Lebensberuf Geschleuderten schwebt, ist dem deutschen Volke bis jetzt bewußt ferngehalten worden. Die Tragik, die sich mit dem Abbau des altehrwürdigen Gebäudes unseres herrlichen alten Heeres vollzogen hat, wird im egoistischen Treiben des Alltages heute noch nicht empfunden. Je schwerer aber die Folgen dieser Selbstvernichtung auf der Gesamtheit lasten werden, um so lebendiger wird die Erinnerung an das Beste was wir hatten, — an unser unbesiegtes Heldenheer, wieder erwachen. Nur im Gedanken an ein unerreichtes Heldentum ist ein Aufstieg für uns möglich. Sehen wir dies auch jetzt nicht ein, da die letzten Schollen auf den Sarg unserer Armee rollen, — dann kann uns nicht geholfen werden.

# Federstriche

## Was wir nicht begreifen.

In diesem Augenblicke, da englische Soldaten in Irland Verbrechen verüben, die tausendmal schändlicher als die, welche man je den Deutschen in Belgien zugeschrieben hat, sind, da es Beweise gibt, daß englische Soldaten kriegsgefangenen irischen Soldaten das Fleisch mit Zangen vom Leibe gerissen haben, ihnen Glieder ausreckten, um Schuldbekenntnisse zu erpressen, ja viele von ihnen im Gefängnis ermordet haben, — in diesem Augenblick findet der größte Teil der deutschen Presse kein Wort der Anklage gegen England, keinen Hinweis darauf, daß hier täglich Verbrechen verübt werden, gegenüber denen die den deutschen „Kriegsverbrechern" vorgeworfenen Brutalitäten lächerlich klein und geringfügig erscheinen.

Das Auswärtige Amt in Berlin hat vor Beginn der Prozesse in Leipzig von irischer Seite ausführliches Material über jene Greueltaten erhalten. Wir haben vergebens darauf gewartet, daß die deutschen Verteidiger in Leipzig davon Gebrauch machen würden.

In Irland und Amerika ist man über dieses Schweigen höchlichst erstaunt.

Glauben die Führer des deutschen Volkes wirklich, daß sie sich durch ängstliche Unterwürfigkeit die Sympathie und Achtung Englands erringen werden? Man hat es leider in Deutschland nie verstanden, die Psychologie der Gegner richtig zu erfassen. Der Engländer achtet nur **den** Gegner, der ihm durch Furchtlosigkeit zu imponieren versteht. Irl.

* * *

## Freie Bahn dem Tüchtigen!

Gottlob! Man greift es mit den Händen:
„Dem Tüchtigen die freie Bahn!"
Nun müßten alle Nöte enden
Und endlich beff're Tage nah'n.

Ob Sattler oder Tischlermeister,
Ob Grobschmied mit und ohne Bauch;
Wie leuchten sie als hohe Geister
Und das Regier'n versteh'n sie auch.

Gibt es Gehalt, dann sind sie beinig,
Man sackt die Lappen ein vergnügt;
Merkwürdig sind sich alle einig,
Genau weiß jeder, was er kriegt.

Zum Dienste kommt man ziemlich späte,
Was soll man im Büro denn bloß?
Die Arbeit machen ja die Räte; —
Selbst ist man völlig schimmerlos!

Das Schlimmste ist das Unterschreiben,
Man ist doch schließlich nicht gelehrt.
Der Name steht! — — Er kann so bleiben,
Die Hälfte nur ist dran verkehrt.

Was Luther sprach, darf niemand wenden:
„Das Wort, sie sollen lassen stahn!"
Ein andres mög der Himmel enden:
„Dem Tüchtigen die freie Bahn!" H. S.

## Keltisches.

Der Historiker, der später etwa einmal bestrebt sein wird, die psychologischen Unterlagen der großen Londoner Konferenz herauszuarbeiten, wird nicht ohne Nutzen die französischen Presseäußerungen aus den entscheidenden Tagen nachlesen. Er liest damit manches zwischen den Zeilen der Beschlüsse selbst. . . .

Von den deutschen Delegierten wird ein über das andere Mal versichert, wie steif, starr, unbewegt sie sich hielten. Simons zuckte nicht mit der Wimper, als der lebhafte Walliser — offenbar vergessend, daß er nicht die Wählerscharen seiner Heimat einzupauken, sondern mit fremden Diplomaten zu unterhandeln hatte — ihm ein Bündel „Greuelphotographien" überreichen ließ. Daß er außerhalb der feierlichen Sitzungen nicht ganz so reserviert war, tut ja hier weiter nichts zur Sache.

Die Ententehäupter dagegen erfreuten sich eines vortrefflichen Humors. Noch, ehe das große Schauspiel eröffnet ward, hatte man sich draußen auf Schloß Chequers entsprechend eingestimmt. Auf einer Promenade zu den Resten eines Römerlagers wurden die militärischen Sanktionen „en passant" verabredet. Sonst sprach man hauptsächlich über Sport, und: „Fröhlichkeit herrschte unumschränkt", meldete der Spezialreporter des „Temps".

Auf der Konferenz selbst geschah gleichfalls alles, um die „tödliche Langeweile" zu verbannen, wie Marsillac im „Journal" schreibt. Was sollte man mit diesen steifen Deutschen anfangen! Kaum hatte Simons ein paar Zahlen genannt, so brummte Lloyd George auch schon mißvergnügt: „Das weitere interessiert mich nicht mehr." Und um die gleiche Zeit wohl geschah es, daß ihm sein französischer Kollege die nachmals im „Matin" reproduzierte Zeichnung eines bretonischen Bauern zusteckte, auf der vermerkt stand: „Mit Verwunderung und Entsetzen hört der Kleinbritannier die deutschen Vorschläge." Der Kleinbritannier schrieb das dem Großbritannier: Was für nette Gedankengänge das doch anregte! Und wie vorzüglich Briand auch abends auf dem Walliser Bankett die keltische Stammeseinheit ins Licht zu rücken verstand! Neuerdings sandte ihm der Prinz von Wales (auch ein Kelte!) sogar ein wallisisches Landsmannschaftsdiplom.

In der Tat — keltisch ist die große Mode diesseits wie jenseits des Kanals. In England giebt es heute bereits Kreise, die den alten Namen der Angelsachsen gegen den der „Anglokelten" einzutauschen wünschen. Und in Frankreich vergißt man das ganze einst zur Betörung Italiens ausstudierte Neulateinertum zu Ehren dieses „keltischen" Geistes.

Ein Zug zum Flotten, Abgerissenen, Scharfen, Kecken scheint da vorzuherrschen. Der eine redet vom „Leeren der Taschen", der zweite vom „Angriff aufs Portemonnaie", der dritte (Poincaré im „Matin") vergleicht uns einem Insekt, das sich tot stellt, um, wenn die Gefahr vorbei, munter davonzukriechen. Briands „Beim Kragen packen" gehört in die gleiche Reihe. Und neulich, in Lympne, gab Lloyd George den Journalisten ein Rendezvous — in Essen.

Wenn unsereins sich solche Bemerkungen erlauben wollte, so wäre das freilich „deutsche Brutalität". Drüben ist's — keltische Leichtigkeit, frei-fröhlicher Geist. Quod licet Jovi. . . .

Es wird gut sein, sich diese kleinen Züge zu merken. Und ein künftiger Beurteiler der Oberst-Rätlichen und verwandten Enunziationen wird mit Nutzen zur Kenntnis nehmen, was Marsillac im „Journal" mitfühlend vor den Londoner Ententedelegierten aufnotierte:

„Diese Herren dort bekämpfen den Schlaf, indem sie Karikaturen kritzeln oder Figuren auf ihr Löschblatt malen."

„In solcher Laun'" also fabrizierten — und fabrizieren wohl auch heute wieder — die Kelten ihre ehernen, weltverbindlichen Beschlüsse. . . . F. U.

# Bücherschau

**Vom Sterben des deutschen Offizierkorps. Herausgegeben von Generalleutnant a. D. v. Altrock.** 5. Beiheft des Militär-Wochenblatt. Verlag E. S. Mittler u. Sohn, Berlin SW. 68. Preis 10 M.

Die auf Grund amtlichen Materials bearbeitete Schrift gibt zum ersten Male ein zuverlässiges Bild der deutschen Verluste im Weltkriege nach Dienstgraden und Truppengattungen. Von einer Gesamtzahl an Toten von 1 808 545 entfallen auf Offiziere und Fähnriche, Sanitäts- und Veterinäroffiziere des Heeres, der Marine und der Schutztruppen 54 894. In übersichtlichen Tabellen erhält man Aufschluß darüber, wieviel von dieser Zahl auf die aktiven Offiziere, wieviel auf diejenigen des Beurlaubtenstandes, des Heeres, der Marine, der Schutztruppe usw. entfallen. Auf Grund der angegebenen Zahlen des Friedensstandes der einzelnen Gattungen sind dann die Verhältniszahlen errechnet. Das aktive Offizierkorps z. B. hatte allein 24,7 Prozent Verluste an Toten. Diese statistischen Angaben, die allein 14 Seiten umfassen, bilden den zweiten Teil der Schrift. Im ersten Teil befinden sich Aufsätze von sachkundigen Männern über die Geschichte des preußischen Offizierkorps, des bayerischen, sächsischen und württembergischen, des Offizierkorps der Schutztruppen und der Marine. In warmen Worten ist dem Offizierkorps des alten Heeres ein Nachruf gewidmet. Dem Buche ist die allerweiteste Verbreitung zu wünschen. Es kommt gerade zur rechten Zeit, da in Leipzig sich deutsche Männer verantworten müssen, weil sie vier Jahre lang ihre Pflicht getan haben, da die deutsche Regierung sich anschickt, diesem deutschen Offizierkorps die Dankesschuld des Volkes durch Kürzung der Pensionen zu erweisen.

## Politik II

**Professor Dr. A. Giese, Deutsche Bürgerkunde.** Einführung in die allgemeine Staatslehre, in die Verfassung und Verwaltung des Deutschen Reiches und der Länder, in die Kenntnis der Großmächte und in die Volkswirtschaftslehre. 10., umgearbeitete Auflage. R. Voigtländer Verlag, Leipzig 1921. Steif kartoniert 12 M.

Ein sehr handlicher, klarer Wegweiser für jeden, der sich einen Überblick über das Gebiet der Staatslehre und der damit zusammenhängenden Gebiete verschaffen will. In kurzer, treffender Form werden die Grundgedanken der Staatenbildung im allgemeinen, des Deutschen Reiches im besonderen geschildert. Unparteiisch, aber doch national durchtränkt, sind die einzelnen Staatsformen gegenübergestellt und an Hand der Verfassungen des Deutschen Reiches vor und nach dem Kriege beleuchtet. Ein besonderer Abschnitt ist den Elementen der Volkswirtschaftslehre gewidmet. Das Ganze ist eine volkstümliche Bürgerkunde im wahren Sinne des Wortes, die, auch mit Rücksicht auf den geringen Preis, mit gutem Gewissen empfohlen werden kann.

**Schaffen und Schauen. Ein Führer ins Leben. Band 1: Volk und Vaterland.** Vierte Auflage. Verlag B. G. Teubner, Leipzig und Berlin 1921. Preis etwa 30 M.

Umfangreicher wie das Buch Gieses und trotzdem sich nur auf das deutsche Vaterland beschränkend, behandelt dieser 1. Band die einzelnen Gebiete der Staatslehre nicht nur eingehender, sondern würdigt in einem besonderen Abschnitte die Belange des deutschen Volkes vom Standpunkte Schleiermachers aus: „Niemals am Vaterlande verzweifeln und fest daran glauben, daß das Vaterland, wenn die Zeiten auch noch so hart und drückend sind, aus allen Prüfungen herrlich hervorgehen wird." Das Buch wendet sich in erster Linie an die deutsche Jugend und will sie zu ernster Lebensauffassung und zu tatkräftiger Vaterlandsliebe anspornen. Die Teile über die deutsche Volkswirtschaft und über den Staat und die Staatsbürger sind fraglos unparteiisch geschrieben, was ja im allgemeinen zu begrüßen ist. Uns will aber scheinen, daß gerade diese Gebiete eine, wenn auch vorsichtige Kritik erfordern, um die Jugend, der

das Buch doch dienen soll, zum Nachdenken anzuregen. Der Idealismus und der Glaube ans Vaterland allein bringen uns nicht vorwärts. Nachdenken über bestehende Verhältnisse und Bestrebungen zu bessern geben Kraft zur Mitarbeit am Wiederaufbau. Sehr wertvoll erscheint uns der letzte Abschnitt, der von den einzelnen Berufen und ihren Vorbedingungen handelt.

**Walter Otto, Die deutsche Frage: Bundesstaat oder Einheitsstaat?** Berlin 1921. Vossische Buchhandlung. 36 Seiten.

Die Revolution glaubte die Frage des Verhältnisses zwischen Zentralgewalt und Einzelstaaten spielend zu erledigen. Das Ergebnis ist eine große Verwirrung. Der „Unitarier" Erzberger betrieb die Verstärkung der Zentralgewalt aus Haß gegen Preußen und befördert die Ablösungsbestrebungen. Ähnlich steht es mit Preußen. Die extreme Demokratie in Berlin hat durch törichte Politik die deutsche Zentralgewalt unbeliebt gemacht. Jetzt heißt es: wie kommen wir wieder zu leidlichen Verhältnissen? Über die gesamten Fragen, die hiermit gegeben sind, spricht in der vorliegenden sehr beachtenswerten Schrift der im Vordergrund des politischen Lebens stehende Münchener Geschichtsprofessor Walter Otto. Er wünscht eine Verstärkung der Zentralgewalt, lehnt aber durchaus den Unitarismus ab. Wie die Dinge sich wesentlich unter dem betrübenden Einfluß der Revolution gestaltet haben, bedeutet gegenwärtig in der Tat die Agitation für den Unitarismus Erzeugung von Reichsfeindschaft. Höchst wirksam und erfolgreich tritt Otto für die unversehrte Erhaltung Preußens ein. Eine erhöhte Bedeutung kommt seinen Darlegungen dadurch zu, daß er die von ihm in Bayern gemachten Beobachtungen verwertet.

Freiburg i. B. G. v. Below

**Oberstudienrat Dr. Edmund Bassenge, Der nationale Gedanke in der deutschen Geschichte.** R. Voigtländer Verlag. Leipzig. 1921. Kartoniert 9 Mk.

Der Verfasser zeigt, wie unser völkisches Schicksal vor allem von der Stärke oder Schwäche des nationalen Gedankens entscheidend beeinflußt worden ist. Erst wenn uns diese Einsicht in allen Kreisen kommt, dann werden wir wissen, daß von der Kraft des nationalen und des völkischen Gedankens allein die Zukunft Deutschlands abhängt. Es ist ein für jeden deutsch denkenden Menschen hocherfreuliches Büchlein.

**Menschheitswerte und Völkerbund.** Fünf Preisarbeiten von Reinhold Schmidt, Felix Halle, August Messer, L. Barthel, Emil Kohn. Herausgegeben von der Moritz Mannheimer-Stiftung der Großloge für Deutschland. Verlag von Friedrich Andreas Perthes A.-G., Gotha. 1920. Preis M. 15.—.

**Die Grundlagen des Versailler Friedens und der Völkerbund.** Von Dr. Christian Meurer. Kabitzsch u. Mönnich, Universitäts-Verlagsbuchhandlung, Würzburg. 1920. Preis broschiert M. 20.—.

**Vom Wesen des Völkerbundes.** Von Dr. jur. Herbert Kraus. Deutsche Verlagsgesellschaft für Politik und Geschichte m. b. H. in Berlin W. 8. 1920. Preis M. 10.—.

Ideale deutsche Hoffnungen und gutgemeinte Vorschläge: das ist der Inhalt der ersten hier angezeigten Schriften, umfassend die Preisarbeiten, welche auf eine im Sommer 1918 von einer Berliner Freimaurerloge ausgeschriebene Frage eingelaufen sind. Enttäuschung, Aufdeckung der Widersprüche und lügnerischen Tücken des Versailler „Völkerbundes": das ist der Inhalt der beiden anderen von angesehenen Rechtslehrern verfaßten kritischen Schriften.

**Joseph Görres Deutschland und die Revolution.** Deutscher Staatsgedanke, erste Reihe XI: Görres 2. Drei-Masken-Verlag, München 1921. Geheftet M. 20,— gebunden M. 26,—.

Viel genannt und wenig gekannt, wie im Grunde alle wirklich bedeutenden politischen Gestalten der Deutschen, könnte Josef Görres heute einen wichtigen Anteil der politischen Erziehung unseres Volkes leisten. Denn so wie die Führung des nationalen Gedankens zur Zeit in süddeutsch-katholischen Patriotenhänden liegt, ist auch dieser geniereichste

deutsche Publizist der Zeit vor hundert Jahren Katholik. An ihm kann sich der nationalgesinnte Zentrumsmann ebenso erbauen, wie der Demokrat, wie der deutsche Patriot schlechthin. Es war deshalb ein glücklicher Gedanke des Drei-Masken-Verlags, seine neue politische Bücherei, deren Fortgang wir mit Interesse erwarten, durch einen Band von Görres zu eröffnen. Der Herausgeber des Bandes wie der ganzen Sammlung, A. Duch, läßt hier zunächst die wichtigste Staatsschrift, das zuerst 1819 erschienene „Teutschland und die Revolution", erscheinen, mit ihren unvergänglichen Werten für deutsche Innenpolitik. Noch weitere Verbreitung dürfte der erst angekündigte zweite Görresband nach seinem Erscheinen finden, da er die Zeit Napoleons, d. h. die beste Feder im Kampf des Rheinlandes um sein Deutschtum und der Deutschen um ihre Freiheit bieten will.

**Paul Rohrbach, Die Beweise für die Verantwortlichkeit der Entente am Weltkrieg.** J. Engelhorns Nachf., Stuttgart. 1921. 2,50 M.

Das Wiederaufnahmeverfahren in der Frage der Kriegsschuld ist eröffnet. Es müßte ein Gesetz in Deutschland geben, das keinem Zeitungsschriftsteller die Lizenz zu schreiben und keinem Staatsbürger das Reisen ins Ausland genehmigte, bevor er nicht durch eine Prüfung bewiesen hat, daß er den Rohrbachschen Katechismus kennt. Tua res agitur, deutscher Staatsbürger!

Dr. **Max Kemmerich, München. Die Berechnung der Geschichte und Deutschlands Zukunft.** Verlag Jos. C. Huber, Diessen vor München. 1921. 3,50 M.

Propheten sind in Deutschland aufgeschossen wie Pilze nach dem Regen. Dieser hier ist noch verhältnismäßig genießbar. Kein Astrolog oder Medium, sondern Geschichtsphilosoph. Er deutet nach Gesetzen der Geschichte die Zukunft und stellt sich, wie alle diese Deuter, gut mit Spengler, der nun einmal für das Publikum das Kneten der Geschichte zu Wunschgebilden modern gemacht hat. Wir wollen Kemmerich manches verzeihen, denn er weissagt, daß Deutschland in ein bis zwei Jahrzehnten „unfehlbar die Vormacht Europas sein wird, stärker, reicher und größer, als es seit den Tagen der salischen Kaiser jemals war". Recht so! Aber nun jeder ans Werk, denn von selber kommt es nicht.

**Deutschland, Südtirol und Italien.** Von einem Südtiroler Politiker. Südtiroler Zeitungsverlag G. m. b. H. Bozen-Meran. 1921. Auslieferung für Deutschland: F. Volckmar, Leipzig.

Diese kleine Schrift des bedeutendsten Südtiroler Politikers ist eine so zwingende Verurteilung des Unrechts an der Germania irredenta, daß wir uns nicht wundern, daß die italienische Behörde in Südtirol sie beschlagnahmt hat. Möchte dafür doch die deutsche Paßbehörde sie jedem Landsmann, der überflüssigerweise sein Geld nach Rom oder der Riviera trägt, zugleich mit dem Visum überreichen, damit der Vergnügungsreisende auch etwas anderes von unseren leidenden Brüdern höre, als ihm die Italiener erzählen, und er an den Ausdruck seiner Schwärmerei für Italien mehr Vorbehalte knüpfe, als der in dieser Schrift gebührend an den Pranger gestellte Bankier-Botschafter der deutschen Republik v. Beerenberg.

**A. v. Cramon, Generalleutnant a. D., Unser österreichisch-ungarischer Bundesgenosse im Weltkriege.** Verlag E. S. Mittler u. Sohn. Berlin SW. 68. 1920.

**Josef Stürgkh, Gen. d. Inf. d. R., Im Deutschen Großen Hauptquartier.** Paul List Verlag. Leipzig. 1921.

Beiden Büchern ist eins gemeinsam und verdient als wertvoll hervorgehoben zu werden: die Fähigkeit der Verfasser, in spannender und doch sachlicher Weise in die Wiedergabe der Kriegsereignisse die politischen Geschehnisse und Verwicklungen hineinzuflechten. Man muß beide Bücher zu den wertvollsten politischen Büchern der Kriegsliteratur rechnen, und was beide gleichmäßig auszeichnet, ist die ruhige Sachlichkeit und das Bestreben, die Dinge unparteiisch zu betrachten. Eine Verstimmung zwischen der deutschen und der österreichischen obersten Heeresleitung bestand von Anfang des Krieges an und sie wurde statt geringer oder ausgeglichen, eigentlich immer größer und erschwerte das gedeihliche Zusammenarbeiten. Es wurde so oft

während des Krieges von amtlicher Seite das Durcheinander, das Nichtvorhandensein einer einheitlichen Kriegsführung aufseiten unserer Feinde betont, und wir erfahren nun autoritativ, daß es aufseiten der Mittelmächte überhaupt nie vorhanden war oder von Fall zu Fall „erhandelt" werden mußte. Es ist bedauerlich, daß der General von Freytag-Loringhoven, der zu Beginn des Krieges Militärbevollmächtigter im österreichisch-ungarischen Hauptquartier war, sich noch nicht geäußert hat. Dem Stürgkh'schen Buche ist zu entnehmen, daß gerade er keine leichten Tage bei Conrad verlebt hat. Gerade dies Zusammenarbeiten oder vielmehr Nichtzusammenarbeiten der beiden Heeresleitungen ist ein besonderer Teil der politischen und militärpolitischen Kriegsgeschichte und scheint uns von den dazu berufenen Kreisen etwas vernachlässigt zu sein. Es wäre zu wünschen, daß sich Männer finden, die sich mit dieser Frage eingehender beschäftigen.

**Hermann Wendel**, Aus dem südslawischen Risorgimento. Verlag Friedrich Andreas Perthes A.-G., Gotha 1921. Preis Mark 14.—.

Fesselnd kann Wendel schreiben, ja kokett. Die Balkanfeuilletons dieses sozialistisch-journalistischen Gesandten der deutschen Republik lesen sich prickelnd, geistreich, einschmeichelnd. Ob das freilich ein Politiker ist, der ernst zu nehmen, daran mag gerade der zweifeln, dem Wendels stilistische Gaben seine größten scheinen. Hat er doch eigens sich seine Schwärmerei für den südslawischen Nationalismus in den Kopf gesetzt, um den deutschen zu schmähen und zu „überwinden". Die Balkandiplomaten mögen diesen selbstgefälligen Mußdeutschen nicht übel mit dem weißen Quast bearbeiten. Der erste deutsche Philosoph, der die nationale Machtpolitik begriff und wissenschaftlich ergriff, war Hegel. Die 1801 entstandene „Verfassung Deutschlands" (erst 1893 veröffentlicht!) wird hier auf Grund der besten (Lassonschen) Ausgabe in der billigen Reclam-Sammlung allen denen zugänglich gemacht, die aus der Geschichte für die Zukunft lernen wollen.

Verantwortlich: **Hans von Sodenstern** in Berlin.
Schriftleitung und Verlag: Berlin SW 11, Tempelhofer Ufer 35a. Fernruf: Lützow 6510.
Verlag: K. F. Koehler, Abteilung Grenzboten, Berlin.
Druck: „Der Reichsbote" G. m. b. H. in Berlin SW 11, Dessauer Straße 36/37.

**Rücksendung von Manuskripten erfolgt nur gegen beigefügtes Rückporto.**
**Nachdruck sämtlicher Aufsätze ist nur mit ausdrücklicher Erlaubnis des Verlages gestattet.**

# Bücherliste

**Bingold**, Dr. Heinrich. Hermann Gradl. Ein neuer deutscher Maler-Romantiker. Walter Häbecke Verlag, Stuttgart.

**Die Deutsche Waffenstillstandskommission.** Bericht über ihre Tätigkeit vom Abschluß des Waffenstillstandes bis zum Inkrafttreten des Friedens. Autorisierte Ausgabe. Im Auftrage der Deutschen Waffenstillstands-Kommission. Materialien, betreffend die Waffenstillstandsverhandlungen. Teil VIII. Deutsche Verlags-Gesellschaft für Politik und Geschichte m. b. H., Charlottenburg 1920.

**Deutsche Wanderlieder.** Inselbücher Nr. 313. Insel-Verlag zu Leipzig.

**Die freie studentische Produktionsgemeinschaft als Vorstufe der Einheitsschule.** Verlag Gesellschaft und Erziehung G. m. b. H., Berlin-Fichtenau. 1920.

**Käckell**, Lothar, Dr. jur. Der Schweigebefehl. Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck), Tübingen. 1920.

**Klöres**, Hans. Weltwahnsinn — Weltwende. Zurück zur Vernunft. Verlag Hans Robert Engelmann, Berlin. 1920.

**Institut für Deutschtum im Ausland an der Universität Marburg.** I. Jahresbericht (1919/20). Marburg (Lahn). 1920. N. G. Elwert'sche Verlagsbuchhandlung.

**Lindner**, H. G. Der Primus. Felsen-Verlag. Buchenbach (Baden). 1920. M. 14, geb. M. 20.

**Maaß**, Harry. Die Pflanze im Landschaftsbilde. Verlag von Quelle & Meyer, Leipzig. Naturwissenschaftliche Bibliothek für Jugend und Volk. Herausgegeben von Konrad Höller und Dr. Georg Ulmer.

**Müller**, Adam. Zwölf Reden über die Beredsamkeit und deren Verfall in Deutschland. München. Drei-Masken-Verlag. 1920.

**Natorp**, Paul. Genossenschaftliche Erziehung als Grundlage zum Neubau des Volkstums und des Menschentums. Verlag von Julius Springer, Berlin. 1920.

**Ausgegeben am 27. Juli 1921**

„Wenn ein großes Volk nicht glaubt, daß in ihm allein die Wahrheit ist (gerade in ihm allein und unbedingt ausschließlich in ihm), wenn es nicht glaubt, daß es ganz allein fähig und berufen ist, alle anderen Völker zu erwecken und sie mit seiner Wahrheit zu erretten, so wird es sofort zu ethnographischem Material, doch nicht zu einem großen Volk! Ein wahrhaft großes Volk kann sich auch nie mit einer zweitrangigen Rolle in der Menschheit zufrieden geben, ja, noch nicht einmal mit einer erstrangigen, sondern es muß unbedingt und ausschließlich das erste unter den Völkern sein wollen. Ein Volk, das diesen Glauben verliert, ist kein Volk mehr. Dostojewski, „Die Dämonen"

---

# Macht

Von Alfred Niemann

Es ist erklärlich, wenn ein Volk nach einem zermürbenden und unglücklichen Kriege, nach fünfjährigem Hunger, nach vollzogener Entwaffnung unter dem Eindruck seiner Wehrlosigkeit seelisch und körperlich zusammenbricht und zeitweise auf Machtgeltung verzichten zu müssen glaubt.

Bedenklich wird solche Ermattungserscheinung, wenn der Wille sich auf die Schwäche einstellt und aus der Not eine Tugend macht.

Eine solche Umwertung der Worte erleben wir heute bei vielen unserer Volksgenossen. Unsere weltbürgerlich-pazifizistische Veranlagung und eine mit allen Zugmitteln arbeitende feindliche Propaganda fördern die Vorstellung, als sei der aufgezwungene Verzicht die Errungenschaft einer höheren Sittlichkeit.

Der Kampf gegen solche krankhafte Irrung muß aufgenommen werden, ehe die Irrung zur Zwangsvorstellung geworden ist, denn träte das ein, dann wären wir als Nation dem Tode verfallen.

Unsere Vorstellung verbindet mit dem Begriffe des staatlichen Verbandes den Begriff der Macht so eng, daß der Sprachgebrauch beide häufig einander

gleichsetzt. Wir sprechen innenpolitisch von Staaten, außenpolitisch von Mächten schlechthin, von Welt- und Großmächten, feindlichen, verbündeten und neutralen Mächten und je nach dem Machtinhalt auch wohl von Militär- und Seemächten, von Kolonial-, Wirtschafts- und Handelsmächten.

Staaten sind verkörperte Ideen. Es hat Religionen gegeben, die machtstaatliche Organisationen erzeugten. Von Bestand sind diese Organisationen nicht gewesen. Durchgesetzt hat sich bisher nur das Rassenbewußtsein im geistigen Sinne, die landschaftliche Züchtung einer besonderen Art, das Geistig-Organische, der nationale Staat als Schicksals- und Kulturgemeinschaft, mit dem Triebe, „den Himmel schon auf dieser Erde zu finden und ewig Dauerndes zu verflechten in das irdische Tagewerk; das Unvergängliche im Zeitlichen selbst zu pflanzen und zu erziehen ....“ [1]).

Das Ergebnis des unbedingten Wertes der völkischen Eigenart, ihres engen Verflochtenseins mit der Landschaft, die sie gestaltete, das Bewußtsein von der Ewigkeit des Volkstums, das sind die geistigen Grundlagen des nationalen Staates und in ihnen findet er gleichzeitig seine sittliche Berechtigung. „Weltbürgertum ist eine elende Phrase. Wir sind Menschen eines Jahrhunderts, einer Nation, eines Kreises, eines Typus. Das sind die notwendigen Bedingungen, unter denen wir dem Dasein Sinn und Tiefe verleihen können, Täter, auch durch das Wort Täter sein können. Je mehr wir diese *gegebenen* Grenzen füllen, desto weiter ist unsere Wirkung. Plato war Athener, Cäsar war Römer, Goethe war Deutscher; daß sie das *ganz* und *zuerst* waren, war Voraussetzung ihrer welthistorischen Wirkung“ [2]).

Auch die an und für sich übernationalen christlichen Kirchen werden diese Tatsachen anerkennen müssen. Die Worte eines deutschen Seelsorgers, daß die Kirche dazu bestimmt sei, den Menschen zu vergeistigen, und daß der geistige Mensch immer als Kind seines Volkes empfinde, geben die natürliche Lösung. Die Erzeugung von Nationalbewußtsein ist deshalb, wenn auch nicht die eigentliche Aufgabe der Kirche, so doch schließlich die Frucht wahrer kirchlicher Arbeit.

Aus der sittlichen Rechtfertigung des nationalen Staates ergeben sich ganz bestimmte sittliche Forderungen für den Staat selbst und für jedes einzelne seiner Glieder. Für den Staat selbst heißt es, sich als sittliche Größe unbedingt durchzusetzen, die im Volkstum ruhenden Werte zu verwirklichen, die Wertverwirklichung allem Widerstreit gegenüber zu behaupten, die organische Entwicklung der Nation in ihrer landschaftlichen Bedingtheit und völkischen Eigenart sicherzustellen. Dazu gehört Macht, dazu muß der Staat Macht sein, um so mehr, je größer der Widerstreit und je gefährdeter das völkische Dasein ist.

Die Macht ist nicht um ihrer selbst willen, sondern um ihrer sittlichen Grundlagen willen da, und je stärker sie ist, um so weniger wird sie der Gewalt bedürfen. Wenn im heutigen Deutschland der politische Ausnahmezustand zum Normalzustand geworden ist, so zeigt das nur, daß die staatliche Macht nicht ausreicht. Ein sittlich verwildertes Volk bedarf eines verschärften Strafrechtes und einer eisernen Strenge, die willens und fähig ist, jeden Widerstand gegen die Staatsautorität von vornherein auszuschließen. Ein solches Verfahren macht die

[1]) Fichtes Reden an die Deutsche Nation.
[2]) Oswald Spengler, Preußentum und Sozialismus.

Anwendung brutaler Gewalt in der Regel überflüssig und wirkt humaner als Sentimentalitäten, die zum Widerstande herausfordern und dadurch die Anwendung von Gewalt bedingen.

Wie die Autorität im Innern, so ist die Macht nach außen für den nationalen Staat ein sittlicher Imperativ; denn sie ist die Voraussetzung seines Bestandes und findet ihre Rechtfertigung auch hier im Erleben des Wertes, seiner Verwirklichung und Erhaltung. In England, in Frankreich und Italien sind das Selbstverständlichkeiten. Das englische Volk fühlt sich als das auserwählte Volk Gottes, seine skrupellose Machterweiterung ist ihm eine gottgefällige Tat, der Erfolg zugleich sittliche Rechtfertigung. Romain Rolland faßt das Bewußtsein seiner Landsleute in die Worte: „Frankreich ist das Synonym für Menschheit." Die Italiener entdeckten im Kriege die „Heiligkeit" der nationalen Selbstsucht. Wir Deutschen verlangen mehr. Uns genügt weder der „cant" des Engländers, noch die Ruhmredigkeit des Franzosen, noch weniger der nackte Nützlichkeitsstandpunkt des Italieners, sondern allein die begründete Gewissensnötigung.

Die Erhaltung der Wertnotwendigkeiten der im Staate organisierten Nation setzt der Macht das Ziel, erhebt sie einerseits über die Bindung an das gesetzte positive Recht, bestimmt ihr auf der anderen Seite die Grenzen. Wir Deutsche hatten immer nur Sinn für die negative Seite des sittlichen Imperatives, nicht für die positive. Von Natur unpraktisch und unpolitisch, theoretisch-weltfremd, ohne Tatsachensinn gelangten wir im politischen Leben aus Gewissensnötigung heraus nur zu häufig zur öden Verneinung und Unterlassung und hörten nicht mehr das „Du sollst!"

Treue gegenüber der Heimat und völkischen Eigenart, gegenüber dem geschichtlichen Werden und Fortentwickeln, gegenüber der endlosen Kette der Generationen, der gewesenen und der noch ungeborenen, das ist Nationalgefühl, ihre Bewährung Inhalt und Gebot der nationalen Ehre, die Erhaltung der nationalen Lebensnotwendigkeiten oberste sittliche Pflicht für den Staat und jeden deutschen Menschen. *Lebenswille aber bedeutet Wille zur Macht. Ein Volk, das ihn verneint, hat keine nationale Daseinsberechtigung und geht als Nation unweigerlich zugrunde.*

In seiner jüngsten Rede in Essen fand der Kanzler des Deutschen Reiches begeisterte Worte für das „große Erbgut einer großen Vergangenheit, die Einheit unseres Vaterlandes", Worte, besonders erfreulich aus dem Munde eines süddeutschen demokratischen Zentrumsmannes. „Nicht zurückblicken" — so sagte der Kanzler — „und Steine werfen auf eine große, gewaltige und glänzende Geschichte! Lassen wir die alten Gewalten, die sind in ihrem Glanze erblichen. Die Politik schreitet vorwärts. Sie schaut aufwärts und geht zur männlichen Tat über und überläßt es den Gelehrten, die kritischen Werke über die vergangenen Zeiten zu schreiben." — Als Übergang zum Lobe der neuen demokratisch-republikanischen Ära geschickt gewählte Worte, für den führenden Staatsmann ein nicht unbedenkliches Hinwegsetzen über den notwendigen organischen Zusammenhang von Vergangenheit und Zukunft.

Das Erbgut unserer großen Vergangenheit fiel uns nicht als reife Frucht in den Schoß. Es wurde geschaffen durch die rücksichtslose aber staatsmännisch abgewogene Machtanwendung eines Bismarcks, abgewogen insofern, als er sich

der Macht nie um der Macht willen bediente, sondern sich stets den Ausgleich im Innern und den Frieden nach außen zum Ziele setzte. Beispiele dafür sind die Beilegung des preußischen Konfliktes und des Kulturkampfes, die Handhabung des Sozialistengesetzes, der Nikolsburger und Frankfurter Friedensschluß.

„Legt die Flinte weg," so ruft der oberste Beamte des Deutschen Reiches in die Welt hinaus. — „Wir sind bereit, mit den amerikanischen Staatsmännern jeden Vorschlag zur Herabsetzung der Rüstungen zu erörtern, den sie vorzubringen wünschen. Indessen verkenne ich nicht, daß die Macht zur See notwendigerweise die Grundlage des gesamten **Bestandes des Reiches bedeutet**", so spricht **Herr Lloyd Georges auf der Londoner Reichskonferenz. — Wer hat recht?**

Man meldet, daß die „Victory", das alte Flaggschiff Nelsons, für England das stolzeste Symbol seiner Macht, in Gefahr sei, in absehbarer Zeit zu versinken. Es wurde beschlossen, den Schiffskörper mit einer äußeren Schutzhülle aus Zement oder Stahl zu versehen. — Liegt nicht auch darin ein Symbol? England wird beides brauchen, um sein Weltreich zu erhalten, das Bindemittel, um die Risse in dem Bau zu verkitten, das Kampfmittel, um dem inneren Zwange seiner Geschichte folgend, den Schritt von der Weltmacht zur Weltherrschaft zu tun.

Uns hat man die Stahlhülle genommen, die nicht allein Schützerin, sondern auch Schöpferin unseres staatlichen Daseins war. Macht schaffte uns die staatliche Einheit. Unsere heutige Aufgabe ist es, durch Einheit staatliche Macht zu schaffen. Ist neue Macht aus dem Zement wahrer Volksgemeinschaft erst da, dann wird „der Gott, der Eisen wachsen ließ," weil er „keine Knechte wollte," schon dafür sorgen, daß wir gemäß dem feierlich verkündeten Rechte der Selbstbestimmung uns die Schutzhülle wählen können, die wir unseren Lebensnotwendigkeiten schuldig sind.

Wir müssen zur Volksgemeinschaft kommen. Das, was uns davon trennt, läßt sich nicht fortphilosophieren aber mildern: der Gegensatz der Klassen im marxistischen Sinne durch die praktische Durchführung des sozialen Gedankens preußischer Prägung, der Gegensatz der Konfessionen durch das verbindende Bewußtsein, daß sie in ihren nationalen Erscheinungsformen wurzeln im Heiligtum deutscher Innerlichkeit, der Parteihader durch Anknüpfung des staatlichen Lebens an die naturgegebenen Verbände, der Partikularismus durch Erhaltung der geschichtlich gewordenen staatlichen Zusammenhänge und ein organisches Reifenlassen der Frucht „Einheitsstaat", ein Reifenlassen, das nach einem Bismarckschen Wort nicht dadurch beschleunigt wird, daß man eine Lampe darunter hält. Die gemeinsame Arbeit wird ein weiteres Bindemittel sein, aber nicht eine Arbeit, die das einzige Ziel hat, einem ausgepumpten Sklavenvolk durch dreißigjährige Frohn das nackte Leben zu erkaufen, sondern eine Arbeit, die durch den Willen zur Macht geadelt ist. Völkische Freiheit ist keine Ware; sie ist eine sittliche Größe, ein Persönlichkeitswert, den nur **der Wille zur Macht** gebiert.

# Bülow, Tirpitz, Wirth und Roſen

## Charakterſtudien in deutſcher Politik

Von Rhenanus

### 1. Bismarckmänner, Scheidemänner, Bethmänner

Als wir um die Jahrhundertwende in das kritiſche Alter der jungen deutſchen Macht eintraten, weil ſich die lauernde Erbfeindſchaft Frankreichs und die Konkurrenzfurcht Englands unablenkbar gegen uns vereinigten, — alles Gerede von möglichen deutſch-engliſchen Bündniſſen zerfließt vor den hiſtoriſchen Quellen in Nebel —, da wäre das Wichtigſte ein ſtarker politiſcher Inſtinkt des ganzen deutſchen Volkes geweſen, ebenbürtig etwa dem Inſtinkt des franzöſiſchen oder engliſchen Volks. Dieſer durch jahrhundertelange Kleinſtaaterei vorenthaltene Inſtinkt ließ ſich nicht ſo raſch nachholen. Dafür aber hatten wir wenigſtens zwei Staatsmänner, die wußten, worauf es ankam. Es galt gegen England Macht zu ſchaffen und den Ausbruch eines Krieges durch ſorgfältige Ablenkung des ablenkbaren deutſch-ruſſiſchen Gegenſatzes zu verhüten. Wie dies durch Tirpitz' geniale und feſte Machtbildung, ſowie durch Bülows geſchmeidige und, wo es not tat, energiſche Hand während des Jahrzehnts gemeinſamen Waltens beider gelang, dafür war die Überwindung der Kriegsgefahr 1905 und 1909, ſowie die ſteigende Sicherung unſerer Macht und Wohlfahrt Zeuge. Im Juli 1914 hätten beide Bismarckerben zuſammen aller Wahrſcheinlichkeit nach die ſchwere europäiſche Kriſis ohne Krieg gemeiſtert und dann wäre die Lage unſeres Volkes 1921 vermutlich unter der fortdauernden Leitung der beiden noch heute lebensfriſchen Männer, der einzigen Politiker von Wuchs in unſerem Geſchlecht, das Gegenbild unſerer heutigen Lage, und dieſe ein unausdenkbarer böſer Traum geblieben. So wie umgekehrt jetzt die Wohlfahrt der Jahre, bevor Bülow dem Reichstag zum Opfer fiel und Tirpitz durch Kiderlen und Bethmann anfing, kaltgeſtellt zu werden, ein ferner, unglaubhaft ſchöner Traum geworden iſt.

Innenpolitiſch ſah Bülow in Fortſetzung der Bismarckſchen Politik die Erziehung des unfertigen politiſchen Inſtinkts der Nation als die Hauptaufgabe an. Er hatte darin ſehr große Erfolge. Das Zentrum wie die Demokratie haben in dem Bülowjahrzehnt, weſentlich durch ſeine und Tirpitz' Perſönlichkeit und Politik, die entſcheidende Wendung zur Bejahung des Nationalen vollzogen. Die Auguſtſtimmung 1914 war eine Frucht dieſes Jahrzehnts, die trotz dem durch Bethmann ſeit 1909 heraufbeſchworenen nationalen Katzenjammer noch reifte. Als 1906 der Unheilſtifter Erzberger im Beginn ſeiner Quertreiberlaufbahn zum erſtenmal das Zentrum in ſeiner nationalen Haltung erſchütterte, brachte Bülow ſchlagfertig durch die Schöpfung des „Bülowblocks" die Sache in die Reihe. Der Wettlauf von Zentrum und Freiſinn, wer von beiden am raſcheſten und glatteſten die Flottenvorlage von 1908 bewilligen dürfe, war ein Beweis des geſundenden politiſchen Inſtinktes der Nation. Gegen Bebel und Scheidemann hatte Bülow nur das ſchroffe „Nein", ſtatt wie Bethmann, durch verfrühte, ſchlaffe Kompromiſſe mit den national noch unverſtändigen Klaſſenvertretern dieſe zu einer

Scheingröße heraufzuziehen, die sich im Juli 1917 und im November 1918 zu dem beispiellosesten Unglück der Nation verdichtet hat.

Die Verhältnisse haben sich heute so gewandelt, wie zwischen der Lage Karthagos vor dem zweiten und nach dem dritten punischen Krieg. Es erscheint auf den ersten Blick unfruchtbar, überhaupt eine Parallele zwischen Bülow und Tirpitz einerseits, Wirth und Rosen andererseits zu ziehen. Aber bei näherem Zusehen findet man, daß keine Lage so gut oder so schlecht ist, daß sie nicht durch gute Staatsmänner verbessert, durch schlechte verschlechtert würde. Wie sich Bismarckmänner in unserer Lage an der Spitze des deutschen Gemeinwesens ausnehmen, werden wir vermutlich in nicht allzuferner Zeit erleben, da anders vom deutschen Volk kaum ein Schatten übrig bleibt. Aber wir können uns diesen Anblick noch nicht vorstellen, so entwöhnt sind wir seiner. Man hat uns sogar seit November 1918 einreden wollen, in einer so traurigen Lage des Staates seien traurige Scheidemanntypen wie Wirth und Bethmanntypen wie Rosen angemessener, sogar vorteilhafter. Das vermögen wir nun nicht zu glauben. Wir haben kürzlich an dieser Stelle bemerkt, der Deutsche habe fast nie einen starken Staat, zuweilen aber doch einen starken Staatsmann gehabt. Wir wollen nun im folgenden untersuchen, welche Aufgaben heute ein starker Staatsmann vorfände und wie diese Aufgaben durch schwache Staatsmannschaft täglich schwieriger werden.

## 2. Das kranke Volk und sein Arzt.

Es wäre unbillig, heute außenpolitische Erfolge zu verlangen. Um so leichter müßten aber innenpolitische Erfolge sein, denn auch eine meuternde Schiffsmannschaft gehorcht einem tüchtigen Kapitän augenblicklich, sobald Sturm jedem die eigene Lebensgefahr nahebringt. Wirth und Rosen zeigen unserem Volk aber nicht den tötlichen Sturm, sondern konzedieren nur soviel Sturm, als mit dem angeblich vorhandenen Öl regierungsseitig durch Glättung des internationalen Wellengangs behoben werden könne, wenn das deutsche Volk nur sein Öl in Form von Steuern hergebe. Wenn jetzt Hegedüs angeblich Ungarn gesund macht, indem er sein Volk schröpft, so kann das erstens auch ihm noch mißlingen. Wenn es ihm aber zweitens gelingen sollte, dann doch nur in dem Fall, daß die Nachbarn und einstigen Feinde Ungarns ihm die Kriegsentschädigung schenken. Dazu besteht eine gewisse Hoffnung, weil die herrschende Festlandsmacht Frankreich den Aufstieg Ungarns begünstigt. Frankreich will ja auch das Burgenland gar nicht ernstlich an Deutschösterreich geben; es hat ihm diabolisch genügt, mit dem Burgenlang einen Zankapfel zwischen Ungarn und das Deutschtum zu werfen. Eine Hegedüsierung Deutschlands aber ist, abgesehen davon, daß Wirth kein Hegedüs ist, schon deshalb unmöglich, weil Frankreichs ganze Stärke darin beruht, daß es alles einem Hauptzweck unterordnet, und dieser Hauptzweck ist: die Gesundung Deutschlands zu verhindern.

Wie diese Monate zeigen, werden wir nicht einmal dem Schein nach besser behandelt, dafür, daß bei uns „ehrliche“ Sklavennaturen der Entente die Mühe abnehmen, uns die Haut vom Leibe zu kratzen. Der traurige innere Zustand unseres Volksempfindens enthebt die Franzosen jeder Rücksicht. Sie erklären zwar, wir würden an noch langsameren und noch heißeren Feuern geröstet, wenn

das von Wirth verkörperte Volk nicht freiwillig, wie der Fisch der Neu-Ruppiner Legende, sich zum Koch begäbe und ihm die Arbeit spart:

„Der Fisch dreht selber sich am Spieß,
Bis er sich gar gebraten."

Aber die französischen Ämter scheinen mit fast nichts anderem beschäftigt, als neue Schwächungen und Schändungen unseres Volkes zu erfinden. Welche Bilder des Volkszerfalls von innen und außen umstarren uns: Da kommen die falschen Zeugen aus dem Elsaß, blutsechte Alemannen, 1914 deutsche Krieger, freilich meist fahnenflüchtig, und sagen falsches Zeugnis aus, um die von deutschen Bütteln gefällig antransportierten, von deutschen Richtern diensteifrig abgeurteilten deutschen Ehrenmänner aus dem Krieg einem Justizmord zu überliefern, der das französische Parterre mit neuer Rachewut erfüllen, den französischen Schulbüchern nachgeschürten Brennstoff für etwa erkaltenden Vernichtungshaß bieten soll. Kein Büttel, kein Richter, der sich weigert, in diesem Trauerspiel der Schande mitzuspielen! Aber wenn einmal ein meineidiger Elsässer als zu leichter Zeuge gewertet wird, dann erhebt sich der oberste französische Justizbeamte, der Elsässer und Bismarckbiograph Paul Matter, um mit bewußter Pöbelhaftigkeit und Rechtsschändung (alles fürs Vaterland) Leipzig aus offener Sitzung zu verlassen, und der Boulevard schreit „Rache für Leipzig"; Wirth und Rosen aber zittern höflich dienernd weiter, und beten, daß die Leipziger Richter recht viele Deutsche schuldig finden möchten. Mit Öl glättet man Boulevardwogen; man muß es den Franzosen recht schwer machen, Vorwände zu erfinden. Jetzt verlangen sie den Schlieffenplan, gewiß eine sehr aktuelle Bedrohung Frankreichs. Jetzt werden alle deutschen Friedensluftfahrzeuge beschlagnahmt. Jetzt findet Poincaré wieder einmal, da wir (Wirth und Rosen!) konsequent und hartnäckig den unerfüllbaren Friedensvertrag brächen und uns über Frankreich lustig machen, um es bald zu demütigen, so hätten die Besatzungsfristen noch nicht angefangen zu laufen.

Es muß sehr schön sein, deutscher Reichskanzler zu heißen, sonst könnte man es nicht verstehen, wie sich Wirth solche unglaublich verlockende, allerdings unter Umständen ein Desagrement Briands nach sich ziehende Gelegenheiten zur Erziehung unseres Volkes entgehen läßt. Man möchte jetzt einmal einen Bülow im Reichstag an Wirths Stelle schildern hören, welche Erziehung, Rechtlichkeit, Vertragstreue, Barmherzigkeit Frankreich uns gegenüber beweist. Wir möchten einmal einen Staatsmann hören, der etwas Geschichte kennt und nicht wie ein kleiner Mann um seinen Posten zittert. Wir möchten einmal einen Staatsmann wiedersehen, der es bemerkt, wie unter französischem Fittich die Tschechen jetzt uralten Volksboden entdeutschen, indem sie längs der Reichsgrenze einen tschechischen Siedlungsgürtel als „Militärgrenze" ziehen. Wäre deutsches Geld heute nicht zur Förderung deutscher Siedlung in Böhmen nötig, so wie polnisches Geld vor dem Kriege die Verpolung Posens betrieb? Ist es wirklich zweckvoll, eine neue Inflation, Verarmung, Preisrevolution, Valutagewinnlertum, Staatsdefizit großzuzüchten, um der Entente die zwei ersten Goldmilliarden zu präsentieren, die gleich die letzten sein werden, denn nach ihrer Abtragung sind wir fertig, so fertig, daß dann der Einmarsch ins Ruhrgebiet usw. von selbst fällig wird? Wozu vorher diese Selbstamputation? Welcher Staatsmann in der ganzen

deutschen Geschichte hatte es leichter, dem armen Volk die Augen zu öffnen? Deutschland kauft sich Erfahrungen, teuer, schmerzlich genug. Aber Wirth und Rosen kaufen nur Sand, uns in die Augen zu streuen, uns einzuschläfern, damit wir für den furchtbaren Preis, den wir zahlen, nicht einmal klug werden, sondern unpraktisch, uneinig, unerfahren in den Gesetzen der Politik und des Völkerdaseins bleiben. Das hatte Bethmann so angefangen. Er hatte die Polen befreit, an denen jetzt sogar — man staunt — die „Frankfurter Zeitung" irre wird, die natürlich die Polen übermorgen abermals befreien würde, wenn sie morgen wieder unterworfen wären. Das einzige Volk, welches sich dazu eignet, in ewiger innerer und äußerer Zerrissenheit und Unfreiheit zu leben, ist das Volk, dem Elsaß, Danzig, Österreich usw. zugehören, das Volk des geographischen Begriffs, dessen inertes Rumpfstück sich schon früher durch die Spottbezeichnung „Deutsches Reich", lies Deutsches Arm, zu einem Imperialismus der Ohnmacht bekannt hat. Wir verlangen vom Reichskanzler keine Wunderkuren, aber billigen es auch nicht, daß er, den wunden Volkskörper auf Geheiß des Feindes schröpfend, dies für eine Wunderkur ausgebe. Wir verlangen vor allem, daß er ein Arzt sei, der Diagnosen stellen und dem Kranken sagen kann, woran er leidet.

### 3. Ein Gambetta an der Stelle von Wirth und Rosen

Selbst Frankreich könnte uns nicht hindern, die einzigen Männer, deren Stimme unser Volk heute heilen könnte, an die Spitze zu setzen. Aber wir hindern uns selbst. Gambetta erhielt den Ehrennamen „Kriegsverlängerer" und die Diktatur für das erste Friedensjahrzehnt des geschlagenen Frankreichs. Unseren wenigen Staatsmännern folgt zum Dank dafür, daß ihre Ratschläge, wären sie befolgt worden, den Krieg und später die Niederlage verhindert hätten, der Fluch eines selbstmörderischen, verblendeten Volkes. Sie sind Reaktionäre, Orgeschleute, oder sonst was Ruchloses.

Wenn wir aber durch ein Wunder das Volk hätten, das nach einen Gambetta riefe, und sich seine Sehnsucht nach Stärke, Wahrheit und Klarheit nicht durch die „Frankfurter Zeitung", den Altreichskanzler (Spül)müller und Wirth, Spezialist der badischen Kammer a. D. für im preußischen Heeresdienst zurückgesetzte Badener, versauern ließe, dann würde sich die Politik eines solchen Mannes und Volkes vielleicht in folgender Einführungsrede im Reichstag zusammendrängen.

„Meine Herren, der Reichstag hatte früher nicht den Ruf, die Geburtsstätte heroischer Entschlüsse zu sein. Solange wir eine vom Reichstag unabhängige Regierung und ein schlagbereites Heer hatten, konnte sich der Reichstag allenfalls die Spezialität leisten, den negativen Pol des nationalen Fühlens und Wollens zu bilden. Heute, da er nicht nur souverän, sondern auch durch eine lange Leidenszeit erzogen ist, wird der Reichstag endlich zum Führer in die Zukunft. Wir haben unserer Jugend ins Auge geblickt und ihr Wunsch, ihr Begehren ist uns zum Auftrag geworden.

Wir haben uns überzeugt, daß die uns aufgebürdeten Lasten unerfüllbar sind, schlimmer: daß sie nach dem Willen des zwar nicht siegreichen, aber übermächtigen Frankreichs, dem wir ausgeliefert sind, gar nicht erfüllbar sein sollen. Dies weiß auch die Welt; vor allem aber wissen wir es selbst. Wir haben des-

halb soeben den deutschen Steuer-, Zoll-, Verwaltungs- und Gerichtsbeamten Auftrag gegeben, von nun an in allem, was die vergeblichen Bemühungen, Unerfüllbares zu erfüllen, betrifft, *ihrem eigenen Gewissen zu gehorchen*, so wie wir es selber tun. Die Souveränität des deutschen Volkes ist in das unverlierbare Gewissen der Nation zurückgesunken. Dort ruht sie heute und nirgendwo mehr sonst.

Der einzelne Deutsche wird dadurch nicht mehr leiden, als ihm ohnehin von Frankreich zugedacht ist, nämlich soviel, wie sich Deutschland gefallen läßt. Die Stillegung der Notenpresse, d. h. die Auslieferung großer Volksteile an die unmittelbare Not, würde von uns demnächst gefordert. Die Verpfändung aller deutschen Sachwerte würde ohnedies nicht aufzuhalten sein. Nackt ausgeplündertes Sklaventum ist unser nächstes Los. Aber es würde noch schlimmer, wenn wir uns an der Ausplünderung selbst beteiligten. Es ist ein Irrtum, daß der Sklave durch Arbeitsamkeit frei werden könne. Nur die Erlangung der Freiheit kann seiner Arbeit wieder Lohn und Sinn geben. Um aber frei zu werden, hilft kein Abzahlenwollen; niemals ist die Freiheit erkauft worden. Sie kann nur ertrotzt werden. Durch diesen Trotz, der in unsrer Lage nur passive Resistenz heißen kann, müssen wir hindurch.

Die vorige Regierung Wirth hat auf England, auf Italien, auf Amerika gehofft. Die Weltlage gibt zu solchen Hoffnungen keinen Raum. Der aktive Faktor in der außereuropäischen Welt ist heute Amerika. Japan wünscht den Frieden und muß ihn wünschen. Japan weiß aber heute, daß es von dem englischen Bundesgenossen geopfert wird, doch soll es seinerseits die drohende amerikanische Seemacht tunlichst in Schach halten und schwächen. Amerika, Japan, England widmen uns kein unmittelbares Interesse, vielmehr nur das negative, daß unsere Industrie von allen Seiten geknebelt wird und nur vegetieren darf, wenn sie die Hälfte oder mehr ihres Gewinnes als Tribut an weniger arbeitsame, aber herrschgewaltige Nationen abgibt. Die Welt widmet uns aber ein mittelbares Interesse als politischem Tauschgegenstand. Zum Zweck des Tausches hält sich Frankreich seinen Türken, England seinen Oberschlesier. Frankreich läßt sich von Amerika und England umwerben, gibt sich keinem ganz und läßt sich von beiden auf unsere Kosten bestechen. Darin ist keine Hoffnung. Die Mehrheit der Menschheit ist ohne Macht, wie wir. Wir grüßen die Völker, die gleich uns im Schatten leben, alle Völker Asiens, die Russen, die Iren. Aber unser Gruß hat nur die Kraft einer Hoffnung und eines Zieles. Leben zu lernen in unsern heutigen Verhältnissen ist unsere alleinige Sache. Wir warnen die deutsche Industrie, zu wähnen, sie könne an der Seite der englischen durch Ausbeutung Rußlands sich halten. Ihr Verdienst wird ihr weggenommen werden, und die Teilnahme an der von England angestrebten dauernden Niederhaltung Rußlands ist eine Sünde an Deutschlands Zukunft.

Diese Worte, meine Herren, haben zur Folge, daß morgen der französische Botschafter Berlin verläßt, Foch ins Ruhrgebiet einrückt und im „Temps" steht, daß Deutschland, das eben im Begriff war, sich zu heilen, durch mich und meine Konsorten in unermeßliches Unglück stürze, denn ich sei ein Mann, der aus Kastengeist oder Parteiinteresse einen Vorteil darin sehe, Deutschland aus seiner verzweifelten Lage nicht herauskommen zu lassen, der durch Aufpeitschung des Rachegeistes Frankreich bedrohe und zur Verteidigung und exemplarischen Strafen zwinge.

Ich freue mich, aus Ihren Mienen zu lesen, daß Sie das Lügnerische dieser abgedroschenen Phrasen, durch lange Leiden und viele Enttäuschungen belehrt, so klar erkennen wie ich. Ich freue mich, daß mir gestern „Vorwärts" und „Frankfurter Zeitung" erklärt haben, sie würden diesmal und in Zukunft diese Einladungen des „Temps" zum deutschen Bürgerkrieg nicht mehr nachdrucken. Ich segne mich, den Tag erlebt zu haben, an dem Sie alle, meine Herren, der querelles allemandes müde, nur noch die deutsche Frage kennen. (Zwischenrufe.) Ja, Sie Herr Ledebour bleiben uns freilich erhalten, Sie werden sogar morgen an meinem Platze stehen, wenn die Trikolore über diesem Hohen Hause weht. Aber da uns dieser Tag nicht erspart bleiben konnte und zu unserer Genesung gehört, wie der Eiter in der Wunde, so tröstet es mich, daß der Augenblick schon heute gekommen ist, da Sie mit Ihren Parteifunktionären als französische Angestellte allein, auch von dem erdrückenden Teil der deutschen Arbeiterschaft und ihrer Vertreter mit Ekel betrachtet, die vom ganzen deutschen Reichstag einmütig abgelehnten Schergendienste übernehmen.

Sie aber, meine Herren von der Linken und Rechten, die mit mir dieses Haus jetzt verlassen werden, um es nie wieder, es sei denn in einem freien Deutschland zu betreten, fordere ich auf, entblößten Hauptes mit mir an's Brandenburger Tor zu treten, wo in dieser Stunde unter den Klängen des Andreas Hofer-Liedes ein unbekannter Soldat, der irgendwo im Elsaß, Tirol oder Masuren fürs Vaterland gestorben ist, bestattet wird. Denn der Held unseres Volkes ist nicht der oder jener, sondern die namenlose, leidende, opfernde Seele des Geringsten unter uns, aus der allein auch unser künftiges Glück ersprießen wird, wenn die Zeit erfüllt ist und die Gräber der Helden aufbrechen. Jahrelang mußten wir dulden, bis wir reif waren zu einer Vaterlandsfeier ohne Hader und Mißklang. Wir konnten den unbekannten Soldaten nicht finden, wir mußten ihn immerzu sezieren, ob sein Herz deutschnational, sozialdemokratisch, ob er Preuße oder Bayer wäre. Wir haben den Deutschen endlich gefunden, und wir bestatten ihn, damit in uns allen seine Seele auferstehe und damit dieser letzte Tag des alten freien Deutschlands zugleich späteren Geschlechtern als der erste der neuen, fernen Freiheit erscheine. Lassen sie uns gehen, meine Herren."

Der Tag dieser Rede ist noch nicht gekommen. Aber wir möchten wissen, ob es möglich ist, ihn zu umgehen. Früher oder später kommt er nach unserem Gefühl, und je früher, desto besser.

# Erzberger und kein Ende

Von Dr. Eduard Stadtler

Der Reichsausschuß der Zentrumspartei, der am 29. Juni in Berlin zwecks Erledigung des „Falles Erzberger" tagte, hat sich zu einer kraftvollen Entscheidung nicht aufschwingen können. Nach eingehenden Beratungen, an denen auch Erzberger entgegenkommenderweise teilnehmen durfte, kam man zu einem mehr als schwächlichen Kompromiß. Da am gleichen Tage die Gerichtserklärung veröffentlicht wurde, in der die Einstellung des gegen Erzberger schwebenden Meineidsverfahrens bekannt gegeben wurde, nahm der Reichsausschuß eine Art Resolution an, in der den Freunden Erzbergers zulieb die Genugtuung der Partei über den Beschluß des Gerichts ausgesprochen wurde. In der politisch entscheidenden Frage der weiteren Teilnahme Erzbergers am öffentlichen Leben sah der Reichsausschuß von einer eigenen Beschlußfassung ab. Erzberger bequemte sich zu einer Erklärung, in der er Wert auf die Feststellung legte, daß er seinen Wiedereintritt in die parlamentarische Politik von der Gesamtlage abhängig machen und im übrigen alle nötige Rücksicht auf die Einigkeit der Partei nehmen werde.

Will man die Haltung des Reichsausschusses verstehen, will man die politische Tragweite der neuesten Erzbergerkrise ermessen, dann bedarf es zunächst einer kurzen zusammenfassenden Betrachtung über die Entstehung und den Verlauf der Krise.

*

Am 12. März 1920 wurde vom Moabiter Gericht das Urteil im Prozeß Helfferich-Erzberger gesprochen. In diesem Urteil hieß es: „Die vom Angeklagten (Helfferich) erhobenen Beschuldigungen (gegen Erzberger) gliedern sich in 4 Gruppen: 1. Vermischung politischer Tätigkeit und eigener geschäftlichen Interessen, 2. Unwahrhaftigkeit, 3. Unanständigkeit, 4. Politische Tätigkeit zum Nachteil Deutschlands. Der Angeklagte hat den Wahrheitsbeweis angetreten. Das Gericht hatte daher die Berechtigung, diese Vorwürfe zu prüfen. Der Wahrheitsbeweis ist im wesentlichen gelungen." In der Begründung wurde Erzberger als ein Mann „von bedauerlichem Mangel an Urteilskraft und erstaunlicher Ungenauigkeit in allen Dingen" bezeichnet. Es wurde ihm in mehreren Fällen „unzulässige Vermischung der parlamentarischen Tätigkeit mit eigenen Geldinteressen" vorgeworfen. Es wurde ihm bescheinigt, daß er „offenbar seine amtlichen Kenntnisse benutzt habe, um Vorteile zu erreichen". Es wurde ihm an vielen Einzelheiten nachgewiesen, daß er „unwahrhaftig" sei. Und auch „Unanständigkeit" ward Erzberger bescheinigt.

Das war im Grunde genommen das Todesurteil für den Zentrumspolitiker Erzberger. Leider fand die öffentliche Meinung keine Zeit, das moralische Vernichtungsurteil mit ihrer eigenen, auch einem Erzberger imponierenden Wucht, zu unterstreichen. Denn am Tage nach dem Gerichtsurteil, am 13. März, brach der Kapp-Putsch aus. Ein Ereignis, das in sich selbst und durch seine Folgewirkung alles Vorhergehende überschattete und somit auch den Fall Erzberger aus dem Gesichtskreis des deutschen Volkes verdrängte. Ja, der mißlungene Staatsstreich der Extremen rechts hatte einen Stimmungsumschlag zur „demo-

kratischen Mitte" zur Folge, wovon auch Erzberger als Exponent dieser Demokratie profitierte. Und so kam es, daß bei der Kandidatenaufstellung für die Reichstagswahlen des Frühsommers 1920 auch Erzberger ungeniert auftauchte. Zwar hatte sich der Reichsausschuß der Zentrumspartei am 19. April zu einer Beratung zusammengefunden, in der nach einem Referat Fehrenbachs mit 49 gegen 10 Stimmen beschlossen wurde, den Abgeordneten Erzberger zu ersuchen, nicht mehr für den Reichstag zu kandidieren; aber Erzberger kandidierte doch, weil er den „Wunsch seiner Wähler" für gewichtiger hielt, als den Willen und den Beschluß der höchsten Parteiinstanz. (Wie hätte wohl Erzberger im Jahre 1912 gegen Martin Spahn gezetert, wenn dieser dem Wunsche seiner Wähler entsprechend gegen den Wunsch der Parteiführung sich in Warburg-Höchster hätte aufstellen lassen!) Erzberger war ja von jeher „Volksvertreter" gegen jegliche „Obrigkeit" (wenn er nicht selbst zugleich Obrigkeit war) und fühlte sich auch jetzt in seinem Trotz gegen die Parteiführung vom sogenannten Willen der Massen getragen. Am 6. Juni wählten die Biberacher den gerichtsnotorisch unwahrhaftigen, unanständigen und korrupten Herrn Erzberger abermals als Abgeordneten in den Deutschen Reichstag.

Was sollte nun die Partei, was sollte die Reichstagsfraktion mit dem auserwählten Gewählten machen? Hatte das Zentrum eine kraftvolle Führung, so war die Entscheidung einfach und klar. Man hätte kurz und bündig Herrn Erzberger bescheinigt, daß er als Fraktionsloser, als „Wilder" im Reichstag nach Belieben schalten und walten könne, daß er aber als Zentrumsabgeordneter nicht mehr in Frage käme. Zu solchem Entschluß war die Zentrumsführung zu schwach. Als am 24. Juni der Reichsausschuß der Partei sich mit der Angelegenheit befaßte, fand er nur einen formal-juristischen Ausweg: Herr Erzberger habe gegen das Urteil des Moabiter Gerichts Revision eingelegt, der Prozeß sei also keineswegs endgültig entschieden; man wolle die endgültige Stellungnahme des Reichsgerichts abwarten, um dann selbst endgültig Stellung nehmen zu können; Herr Erzberger müsse vorerst auf die Ausübung seiner parlamentarischen Rechte verzichten und politische Zurückhaltung üben.

Erzberger zog sich auch tatsächlich im Sommer 1920 nach Jordansbad zurück, um seine „Kriegserinnerungen" zu schreiben. Das Buch war von ihm zugleich als Rechtfertigungsbuch gedacht. Es dauerte nicht lange, und das Buch war mit Erzbergerscher Hast und Oberflächlichkeit zusammengeschrieben. Es „rechtfertigte" ihn zwar nicht. Es belastete ihn als politischen Menschen nur noch mehr. Aber das Qualitative war Erzberger stets Nebensache. Er beurteilt alle Dinge mechanisch quantitativ. Aber selbst von dieser quantitativ-materialistischen Weltanschauung aus mußte diese Sommerarbeit als durchaus minderwertig erscheinen. Der große Zeitgenosse war ein ganz anderes Tatenfeld gewöhnt. Mit Spannung sah er deshalb dem Reichsgerichtsurteil entgegen und nicht ohne inneren Druck dem dann zu erwartenden Richterspruch seiner Partei.

Im Dezember sprach das Reichsgericht sein Urteil. Beide Revisionen, sowohl die von Helfferich, wie die von Erzberger, wurden verworfen, und damit wurde das Moabiter Urteil vom 12. März für rechtskräftig erklärt. Der große Prozeß war endgültig entschieden. Zuungunsten Erzbergers. Von Rechts wegen mußte nun sofort der Reichsausschuß der Zentrumspartei zusammentreten, den

Tatbestand feststellen und als politische Körperschaft dazu Stellung nehmen. Was geschah indes? Die Zentrumspresse schwieg! Die Zentrumsfraktion schwieg! Der Reichsausschuß schwieg!

Dies Schweigen war Schwäche, ja Feigheit. Man fühlte sich Erzberger gegenüber im Nachteil. Fürchtete man seine Gegenmaßnahmen? War es wirklich so, daß einige Zentrumsgrößen — sit venia verbo — unangenehme Enthüllungen erwarten mußten, wenn er zum offenen Gegner der Partei wurde? Man wagte sich jedenfalls nicht an ihn heran. Zudem war sein Anhang nicht gering. Trotz der Verurteilung. Durch ein Vorgehen gegen Erzberger schien also auch die Einheit der Partei gefährdet. Auf die Absplitterung des bayerischen Zentrums konnte die Absplitterung des württembergisch-badischen Zentrums folgen. War es da nicht klüger, zu schweigen! Von den anderen Parteien hatte man ohnedies wenig zu fürchten. Die gesamte Sozialdemokratie stand ja auf seiten Erzbergers, weil sie in ihm den besten Sturmbock gegen die Rechte sieht, und verteidigte ihn gegen die ungerechte „Klassenjustiz". Die Demokratische Partei hatte sich mit dem Erzbergertum zum Teil so eingelassen, daß sie aus eigenem Interesse schwieg. Von der Deutschen Volkspartei glaubte man nichts Schlimmes erwarten zu müssen, da sie damals in der Regierung an das Zentrum gebunden schien. Die Angriffe der Deutschnationalen Partei waren weiter nicht gefährlich. Im Gegenteil. Mit dem Namen Helfferich konnte man in der demokratischen Mitte und weiter links alle kleinen Kinder schrecken. Und wenn die Deutschnationalen ihren Parteifuror nicht zügelten, so konnte man in der Defensive den Block der Mitte nur um so fester schmieden. Schwieg man den Fall Erzberger tot, so ließ sich demnach alles zum besten wenden. Kommt Zeit, kommt Rat!

Erzberger erfaßte geschickt die für ihn persönlich so günstige Lage und ging seinerseits sofort zum Angriff über. Er war ja nie ängstlich. — Schon im Januar 1921 nahm er wieder an den Sitzungen der Reichstagsfraktion teil. In einer dieser Sitzungen durfte er sogar eine mehrstündige Programmrede über die künftige Steuerpolitik halten. Warum sollte man ihm die „positive Mitarbeit" verbieten! Anfangs Januar nahm er als „prominente Persönlichkeit" auch an einer Zentrumstagung in Friedrichshafen teil. Wenigstens bezeichnete ihn als solchen der Bericht der — „Kölnischen Volkszeitung"! Mit dem führenden Zentrumsorgan in Württemberg und mit der „Germania" pflegte er intime publizistische Verbindung. Die edelsten Früchte dieser Verbindung waren Stinkbomben gegen Bayern. Mit einer Dreistigkeit sondersgleichen ging er alsbald über den Kopf der Parteileitung hinweg an die Bearbeitung der Volksmassen. Am 21. Januar sprach er zu Münster in Westfalen in öffentlicher Volksversammlung. Wie der dortige sozialdemokratische „Volkswille" nachträglich treffend bemerkte: „Gegen die Zentrumspolitik"! Das Zentrumsorgan, der „Münstersche Anzeiger", warf bescheiden die Frage auf, ob das Auftreten Erzbergers nicht etwa die Vereinbarung zwischen ihm und der Fraktion breche. Aber ganz bescheiden. Münster war ein Bombenerfolg. Dem politischen Matador wurden sogar Blumen überreicht. Nach diesem Erfolg am Hauptsitz des agrarischen Zentrums des katholischen Westfalen wurde Erzberger noch dreister. Er ließ sich nach München-Gladbach, dem Sitz des Volksvereins für das katholische Deutschland bitten. Der dortige Redakteur Elfes von der „Westdeutschen Arbeiterzeitung" ging bei der

Veranstaltung selbständig vor. Trotz Veto des Arbeitsministers Dr. Brauns, womit gewissermaßen der Einspruch der Partei und der christlichen Gewerkschaften zugleich ausgesprochen wurde, fand die sensationelle Kundgebung für Erzbergers Programm, den christlichen Solidarismus statt. Wieder ein glatter Erfolg. Das Organ der katholischen Arbeitervereine Westdeutschlands druckte die Rede im Wortlaut ab, und ließ sie als Propagandaschrift erscheinen.

Man horchte auf. Die Zentrumspresse, an ihrer Spitze die „Kölnische Volkszeitung", berichtete „objektiv" über die neue Erzberger-Tätigkeit, das heißt, sie verbeugte sich vor dem Erfolg und machte für den christlichen Solidarismus Erzbergers die nötige Spalten-Reklame. Die Führung der Christlichen Gewerkschaftsbewegung gab sich damit nicht zufrieden. Der Arbeitsminister Dr. Brauns und der preußische Ministerpräsident Stegerwald, die verantwortlichen Führer des katholischen Flügels der Christlich-nationalen Arbeiterbewegung, fühlten sich durch den sogenannten christlichen Solidarismus und die Werkgenossenschaftspropaganda Erzbergers ins Gesicht geschlagen. Der Kerl brachte ja mit seinen Ideenverfälschungen, mit seinen Massenvorführungen, mit seiner aufdringlichen Propaganda, nicht zuletzt mit seiner Kritik an der Zentrumsführung die ganze Partei in Aufruhr. Höchst unangenehm! Bei all den Regierungssorgen im Reich und in Preußen noch den Erzbergerstunk in der eigenen Partei! Die Erzbergerei breitete sich wie eine Pest aus. Von Erfolg getragen, wanderte Erzberger selbst von Stadt zu Stadt. Ein Massentriumph folgte dem andern. Im Frankfurter Hippodrom sprach er vor fünftausend Zuhörern und ließ sich von begeisterten Massen zum Hotel begleiten. In den rheinisch-westfälischen Arbeiterhochburgen ließ er sich von den Arbeitern auf die Schultern heben. In Hagen, in Iserlohn, in Schwelm, in Bochum tauchte er auf und ließ sich als Retter in der Not preisen. Einen Höhepunkt bildete in Düsseldorf am 22. Mai das goldene Jubelfest eines katholischen Arbeitervereins. Erzberger mußte gleich in zwei großen Parallelversammlungen sprechen. Am Erzbergerfest nahm die gesamte Geistlichkeit von Düsseldorf und Umgebung teil, sowie auch der Kölner Weihbischof Dr. Lausberg. Um dieselbe Zeit veranstalteten seine Freunde ihm zu Ehren einen „internationalen Katholikentag", wobei sich Erzberger in Ermangelung von wirklichen Würdenträgern der Kirche wie ein Laienpapst gerierte.

Das war die berühmte „politische Zurückhaltung" des unwahrhaftigen, unanständigen und korrupten Herrn Erzberger. Wenn es nicht in allen Einzelheiten nachzukontrollieren wäre, würde man geneigt sein, diese ganze Erzbergerei als einen faulen Witz zu bezeichnen. Es war eine nur zu traurige Wirklichkeit!

Das interessanteste an alle dem war, daß Erzberger nicht etwa den demütigen Dienst an der Partei tat, um sich durch fleißige Propagandaarbeit zu rehabilitieren. Naive Gemüter in der Provinz mögen vielleicht die rastlose Agitations- und Aufklärungstätigkeit des „großen Staatsmannes" so aufgefaßt haben. Praktisch und inhaltlich war die ganze Tätigkeit Erzbergers gegen die offizielle Zentrumspolitik gerichtet. Erzberger machte kein Hehl daraus, daß er die jetzigen Autoritäten der Zentrumspartei mißachtete. Vom „alten Spahn" wurde draußen kolportiert, daß in der Meineidssache eigentlich der „alte Mann" auf die Anklagebank gehöre, aber nicht Erzberger, den Spahn dummerweise belastet habe. Vom Reichskanzler Fehrenbach wagte Erzberger in dessen Heimat

Baden zu erklären, daß er wegen seiner Reichskanzlertätigkeit vor einen Staatsgerichtshof gehöre. Den Arbeitsminister Dr. Brauns ironisierte Erzberger in der gröblichsten Form ob seiner Amerika-Aktion in einem Düsseldorfer Wochenblatt des Zentrums und bezeichnete ihn in einem eigenen Aufsatz des Großmannschen „Tagebuch" als „amerikanischen Avantageur" (sic). Den Führer der Christlichen Gewerkschaften behandelte er aus vielerlei Gründen etwas gnädiger, ohne indes seine Mißstimmung über den Stegerwald-Kurs zu verbergen. Gegen die Partei, die unter der Führung von Dr. Brauns mehr nach rechts drehen wollte, gab er die Parole aus: Anschluß an die Linke, Kampf gegen die Rechte! Gegen die Autorität der Gewerkschaftsführung spielte er, katholisch integral wie in den schönsten Oppersdorf-Zeiten von 1909/10, die Autorität der geistlichen Führer der katholischen Arbeitervereine aus. In aller Öffentlichkeit arbeitete er am Sturz des Kabinetts Fehrenbach. Seine politischen Gegenwartsziele stellte er denen der eigenen Partei entgegen: Verdrängung der Deutschen Volkspartei in die Opposition, Erweiterung der Linksfront nach der U. S. P. D. hin, Umbildung des Preußenkabinetts gegen die beiden Rechtsparteien zugunsten der Sozialdemokratie, damit Sturz Stegerwalds, Kampf gegen das bayerische System, Kampf gegen Heim und Escherich, damit Sturz des Kabinetts Kahr, Expropriation des produktiven Großgrundbesitzes, Expropriation des produktiven Industriebesitzes, Kampf gegen die beiden Rechtsparteien, Kampf gegen jede nationale Widerstandsgesinnung, defaitistische Hingabe an die Entente, vor allem an Frankreich.

Den Erfolgen Erzbergers in der massendemagogischen Arbeit entsprachen die Erfolge in den Sphären der hohen Politik. Das Kabinett Fehrenbach-Simons erlag tatsächlich dem doppelten Druck von links und rechts im Innern und dem gleichzeitigen Ansturm der Entente. Erzbergers Schützling Wirth erreichte die Führung des Reiches. Auch der Kandidat Erzbergers für das Außenministerium, Dr. Rosen, setzte sich durch. Die Deutsche Volkspartei schied aus der Reichsregierung aus. Die Mehrheitssozialdemokratie trat ein. Die Unabhängigen stellten sich erwartungsvoll zur Seite. Das Kabinett Stegerwald in Preußen wurde von links her bestürmt. Auch in Bayern kriselte es ob der Entwaffnung. Die Politik der sklavischen Erfüllung unter Preisgabe jeglichen nationalen Widerstandes ward zum offiziellen Inhalt der Reichspolitik. Erzberger konnte zufrieden sein, schon sahen jene Kreise, die für politische Tageskonjunktur die feine Witterung und die entsprechend feine Nase haben, Erzbergers Wiederkehr. Großmanns „Tagebuch" jubelte ihm zu. Die „Weltbühne" schrieb keck, sie werde zu Ehren Erzbergers flaggen. Die „Welt a. Montag" begrüßte feierlichst den Führer der Defaitistenfront. Die radikalsozialistische Presse verneigte sich in tiefer Ehrfurcht vor ihrem kommenden Mann.

Ein Skandal! Ein Gerichtsurteil drückt Erzberger in die tiefsten Tiefen des Schmutzes hinunter. Die Zentrumspartei verhüllt sich darob vor Scham. Sie wagt zwar nicht, ihn hinauszuwerfen, verlangt aber von ihm den Verzicht auf die Ausübung seiner parlamentarischen Rechte. Was tut Erzberger? Er ruft seiner eigenen Partei frech das Sprüchlein eines Götz von Berlichingen zu; stürzt sich mit voller Kraft in die politische Arena, hält überall Versammlungen ab, hetzt die Zentrumsmassen gegen ihre derzeitige Führung auf, treibt in allem gegen das Zentrum eine eigene Zielpolitik und vermählt sich geradezu mit der Sozialdemokratie, um wieder zur Macht zu gelangen.

Kein Wunder, daß darob in der Zentrumspartei eine Krisis ausbrach. Der Reichskanzler Fehrenbach erklärte in seiner allerdings nur persönlich zugespitzten Wut, daß er mit Erzberger niemals mehr an einem Tisch sitzen würde. Die „Kölnische Volkszeitung", die ihren Feind aus dem Jahre 1917 seit geraumer Zeit mehr wie schonend behandelt hatte, veröffentlichte einen Redaktionsartikel gegen ihn, der mit den Worten schloß: Es müßte baldigst Klarheit geschaffen werden, je länger man die Dinge laufen ließe, desto schlimmer würden sie. Die „Essener Volkszeitung" ward noch deutlicher. Der Artikel klang in den Ruf aus: Hinweg mit ihm! Auch das Dortmunder Zentrumsorgan, die „Tremonia", dessen Verleger, Herr Lensing, in der Organisation der Zentrumspresse führender Mann ist, ließ einen Alarmruf ertönen. Er bezeichnete die Politik Erzbergers schlankweg als einen Stoß ins Herz des Zentrums. Auch die Zentrumspresse in Münster (Westfalen) rief zum Kampf wider Erzberger auf. Die „Augsburger Postzeitung" nahm öffentlich gegen ihn Stellung. Selbst die „Germania" schwenkte ein, bemühte sich in einem Interview um Stegerwald und druckte ohne Kommentar Stegerwalds Erklärungen gegen Erzbergers Friedenspolitik vom Jahre 1917 und die noch deutlichere Erklärung gegen Erzbergers Linkskurs in der Frage der Umbildung des Preußenkabinetts ab. Der Arbeitsminister Dr. Brauns drängte mit Macht auf Entscheidung. Und die Presseorganisation des Zentrums, der Augustinusverein, verlangte nicht minder kategorisch eine endgültige Klärung.

Und so kam es am 29. Juni zu jener Reichsausschuß-Sitzung, von der eingangs die Rede war. Nach der Fanfare, eine Chamade. Das „Hinweg mit ihm" der „Essener Volkszeitung" verstummte. Das Zentrum ließ sich den Stoß ins Herz, von dem die „Tremonia" gesprochen hatte, wie ein Leichnam gefallen. Optimistische Gegner Erzbergers hatten vorher freudestrahlend verkündet, daß 80 Prozent der Mitglieder des Reichsausschusses Gegner Erzbergers seien und mit ihm gehörig umspringen würden. Man konnte auch vielfach vorher die These vernehmen, daß der Beschluß des Reichsausschusses gegen Erzberger schon im voraus festgelegt worden sei, daß die Sitzung vom 29. Juni nur eine Formsache werden würde.

Es kam ganz anders. Erzberger hatte sich auf die Sitzung großzügig vorbereitet. Mit seinem Rechtsanwalt hatte er Wege ausfindig gemacht, um zu erreichen, daß die Gerichtserklärung über die Einstellung des Meineidsverfahrens zu geeigneter Zeit bekannt wurde. Als überraschende Neuigkeit sollte sie am 29. Juni in der Reichsausschuß-Sitzung verkündet werden. Erzberger ist Massenpsychologe aus Instinkt. Er weiß, daß eine Parlamentsmasse oder eine Fraktionsmasse sich von einer Volksversammlungsmasse psychosisch keineswegs unterscheidet. Vielleicht weiß er es auch nicht. Aber er handelt aus einem richtigen Instinkt, als ob er es wüßte. Die Gerichtserklärung mußte jedenfalls massenpsychologisch Wunder wirken. Seine eigenen Anhänger konnten darob in Verzückung geraten. Aus der Defensive durften sie zur Offensive übergehen. Er selbst wollte mit der Gloriole des „Unschuldigen" die dicke Luft des in Moabit um ihn gelegten Gerichtsurteils wie eine Sonne durchbrechen. Wunderbar! Erzberger hatte auch dafür gesorgt, daß der Reichskanzler Wirth in seiner Front aufmarschierte. Wenige Tage vorher hatte er sich mit ihm geheimnisvoll getroffen (geheimnisvoll deswegen, weil der Reichskanzler Wirth urbi et orbi verkündet, daß er mit Erzberger gar nichts, aber auch gar nichts zu tun habe!). In jener Zusammenkunft

wurde die Reichsausschuß-Sitzung vorweggenommen. Dem Nachfolger Bismarcks wurde von dem gerichtsnotorisch unwahrhaftigen, unanständigen und korrupten Herrn Erzberger die Aufgabe zugedacht, auf dem Hintergrund von staatsmännischen Redensarten über die Sanktionen im Westen und die oberschlesische Not die Einigkeit der Partei aufleuchten zu lassen. Damit sollte gute Atmosphäre geschaffen werden. Erzberger hatte auch seine württembergischen Freunde als Claque instruiert. Für die badische Resonanz war gesorgt. Das Musterländle sollte für den Mann des deutschen Fortschritts den Fürsprecher stellen. Die stärksten Trümpfe hielt Erzberger selbst in der Hand: Sein positives Steuer- und Wirtschaftsprogramm, das Deutschland retten sollte und — geheimnisvolle Mitteilungen über zweideutige Finanzierungsangebote der Industrie, die er natürlich mit einem Pfui Teufel! abgelehnt habe.

Die Sitzung verlief nach der Regie Erzbergers. Die Gerichtserklärung über die Einstellung des Meineidsverfahrens kam wie ein Pfingstwunder aus heiterem Himmel und löste Erzbergers Zunge. Er hatte einmal wieder einen „großen Tag". Kein Gegner war ihm gewachsen. Der abgearbeitete Arbeitsminister Dr. Brauns konnte ebensowenig zum Schlag ausholen, wie Stegerwald. Auch der alte Spahn entwickelte keinen Kampfwillen. Fehrenbach, der wütige Gegner, drückte sich sogar von der Sitzung. Und die große Masse fiel auf die Regiekunst und das Erzbergersche Mundwerk herein. Erzberger konnte nach „geschaffter Sache" triumphierend nach Hause gehen. Veni vidi vici.

*

Die Parteiinstanz, die über Erzberger richten sollte, hat sich vor seiner Kraft gebeugt. Statt ihm den Weg zu versperren, hat sie ihm die Bahn wieder frei gemacht. In einer Polemik mit den Gegnern Erzbergers betont die „Germania", daß die politische Zurückhaltung Erzbergers sich nur auf die rein parlamentarische Tätigkeit beziehe, für die Massenagitation und die außerparlamentarisch-politische Tätigkeit behalte er freie Hand. Demgegenüber schrieb der „Deutsche", das Organ Stegerwalds und Dr. Brauns, daß Erzberger eine etwaige Aufnahme seiner politischen Tätigkeit von vorherigen Verhandlungen mit den maßgebenden Organen der Zentrumspartei abhängig machen müßte. Diese Interpretationen unmittelbar nach der Reichsausschußsitzung sind unverbindlicher Art, und sie zeigen nur, in welch saloppper Weise der ganze Fall Erzberger gelöst worden ist.

Es war ein Mangel an jeglichem staats- und nationalpolitischen Empfinden, wenn das Zentrum die neueste Erzbergerkrise im Reichsausschuß als eine innerparteiliche Frage der Disziplin aufzufassen und zu erledigen suchte. Die pädagogischen Weisheiten an die Adresse Erzbergers haben schon früher nichts genützt, als er noch der berüchtigte „junge Mann" war. Was können sie heute gegen ihn nützen! Auch mit schönen Betrachtungen über die Einigkeit der Partei kommt man im Fall Erzberger nicht einen Schritt weiter. Diese Einigkeit ist eine rein formale Angelegenheit. Entscheidend ist die Frage, wem sie nützt, welchem Willen sie dient, welchen Zielen sie untergeordnet wird. Im Zweifelsfall dient die Parteieinheit dem stärksten Willensfaktor, der ausgesprochenen Aktivität. Ebenso belanglos für die Lösung der Frage war die juristische Findigkeit derjenigen, die den Reichsausschußbeschluß als für die Fraktion unverbindlich hinzustellen suchten.

Als ob eine solche Klausel an die politische Kraft Erzbergers und an seine Vitalität heranreichte!

Hiermit komme ich zum Kern der Frage: zum Kraftverhältnis in den lebendigen Beziehungen Erzbergers zum Zentrum. Nach der üblichen formaldemokratischen Betrachtungsweise ist Erzberger unter 67 Reichstagsabgeordneten des Zentrums nur einer. Der Führer der Partei ist der Vorsitzende. Politische Richtung und Zielgebung werden durch Mehrheitsbeschlüsse festgelegt. Bei einer Beschlußfassung hat Erzberger wie jeder andere nur eine Stimme. Warum also immer von Erzberger reden! So tönt es einem aus dem Zentrum entgegen, wenn man aus nationaler Sorge auf den Schädling Erzberger, den Reichs- und Volksverderber, hinweist. Wer lebendige Dinge lebendig schaut, weiß, daß die 67 Zentrumsabgeordneten keine Zahleneinheiten sind, sondern lebendige Größen. Sie gliedern sich wieder auf Grund irrationaler Lebensbeziehungen zu kleinen Gruppen mit Eigenleben. Das ganze Zentrum stellt hinwiederum einen Organismus dar mit eigenem Leben. Im Kräftekomplex, Zentrum genannt, steht Erzberger da, nicht als Zahl sondern als Kraft. Mühelos stellt man nun fest, daß er im Zentrum die Kraft ist. Er ist zwar nicht das geistige Prinzip, noch weniger stellt er das bessere Ethos der Partei dar. Gottbewahre! Aber er ist die Kraft, die nervenmotorisch alle politischen Eindrücke wie in einem Eigenzentrum sammelt und impulsiv die Gegenbewegungen nach Außen inszeniert. Das sogenannte Gehirn der Partei steht im Dienste dieser nervenmotorischen Kraft, das Ethos wird von ihr verdrängt, die formale Einigkeit ist ihr ganz untergeordnet. Als Mann der politisierenden Leidenschaft, des politischen Getues, der unerschöpflichen Betriebsamkeit nimmt Erzberger alles politische Geschehen, so wie es äußerlich sinnlich wahrnehmbar vorliegt, in seinem eigenen politischen Sinn auf und reagiert auf alle diese Eindrücke mit einem blinden Tätigkeitsdrang. Er tut immer etwas, d. h., er schafft ununterbrochen neue politische Tatbestände, verändert durch seine Aktivität das politische Milieu und stellt alle anderen vor Tatsachen. Der sogenannten Parteiführung, die man besser Parteibürokratie nennen sollte, sind die von Erzberger geschaffenen Tatbestände oft unangenehm, widersprechen sie doch fast naturnotwendig dem Geist und dem Ethos der Gesamtpartei, von der Störung der bequemen Ruhelage ganz zu schweigen. Darob entstehen immer wieder die Erzberger-Krisen in der Partei, d. h., die organischen Gruppierungen innerhalb des Parteiorganismus geraten in Spannungsverhältnisse, die Reibungen vermehren sich, die Gegensätze platzen aufeinander. Gleichzeitig entsteht eine Krisis im Verhältnis der Partei zur politischen Umwelt. Räumlich, zeitlich und psychologisch entwickeln sich die Krisen ins Unermeßliche. Innerhalb der Partei erfolgt die „Lösung" der Krisis auf Grund des irrationalen Kräfteverhältnisses, das zwischen der Partei und Erzberger besteht. Es zeigt sich dabei, daß Erzberger nicht einer unter 67 ist, sondern der Kräftigste gegenüber der Gesamtheit. Erzberger bejaht nämlich jeweils die von ihm selbst geschaffene Krisis, während seine Gegner die Krisis im Zentrum fürchten. Schon dadurch ist er im Vorteil. Mit der ihm eigenen Kampfkraft nimmt er sofort das Ringen mit allen Gegenmächten auf und stützt sich dabei auf alle Kräfte, gerade auch in anderen Parteien, die momentan in seiner Linie liegen. Die Parteiführung denkt nur an die formale Überwindung der Krisis. In den unvermeidlichen Kampf, den Erzberger bejaht,

läßt sie sich widerwillig hineinziehen. Bald schließt sich automatisch der Ring der Solidarität zwischen der Partei und ihrem Erzberger. Dieser schafft ununterbrochen neue Zwangssituationen, reißt die Partei hinter sich, bis nach außen hin kein Unterschied mehr erkennbar ist. So befindet sich das Zentrum tatsächlich unter der Führung Erzbergers, obwohl es eine solche Führung formaliter weit von sich weisen würde.

Zum Beweise führe ich nur die zwei bedeutsamsten Situationen aus Erzbergers politisch-parlamentarischer Geschichte an. Im Jahre 1905/06 (Erzberger war erst zwei Jahre im Parlament, ein 29jähriger Reichstagsabgeordneter) mußte das ehrwürdige alte Zentrum erleben, daß ein „junger Mann" die Partei in einen unerhörten Kampf gegen die Reichsregierung hineinzog, und dabei eine völlige Umwälzung der gesamten parlamentarisch-politischen Verhältnisse heraufbeschwor. Die Zentrumsführung sträubte sich innerlich gegen die von Erzberger geschaffene Wendung der Dinge. Es half nichts. Die Erzberger-Demagogie setzte sich durch. Die damals geradezu unsinnige Verbindung mit der Sozialdemokratie setzte sich durch. Erst um das Jahr 1909/10 war die erste große Erzberger-Krisis in der Partei und im Reich einigermaßen überwunden. Die unabsehbaren Folgen können wir erst heute im Revolutionsregime erkennen. Noch bedeutsamer war Erzbergers Eingriff in die politische Führung des Weltkrieges. Jedermann weiß noch, wie Erzberger im Jahre 1917 die Krisis in der eigenen Partei hochtrieb und auch die vollen Auswirkungen der Krisis in der Reichspolitik herausarbeitete. Die Partei drohte damals auseinander zu fallen. Bethmann Hollweg stürzte. Der innere Zweifrontenkrieg fing an. Erzberger stand lächelnd inmitten dieser Krisis, bejahte sie, spielte mit ihr. Die Partei konnte ihren Unwillen, ihren Widerwillen nicht verbergen. Es half wieder nichts. Erzbergers Defaitismus setzte sich durch. Und so wurde er auch äußerlich zum Führer jener Zusammenbruchs-Revolution, die aus der Defaitismuskrisis von 1917 entstand.

Heute liegen die Dinge ähnlich. Nach dem revolutionären Zusammenbruch besann sich allmählich die Nation auf ihre besten Kräfte. Der Rückschlag nach der Kapp-Krisis verlangsamte nur das Tempo, ohne zunächst die Entwicklungslinie zu brechen. Im Volk wurde die Besinnung der nationalen Selbstbehauptung lebendig. Von Bayern her schuf sich die Nation neuartige Zentren staatlicher Macht. Auch die Volkswirtschaft entwickelte aus genialer Führerleistung und unverdrossener Volksarbeit staatsbildende Kräfte. Selbst im Rahmen der parlamentarischen Parteien machte sich der sogenannte Rechtsdruck, das Gefühl der staatspolitischen Verantwortung immer stärker bemerkbar. Schon hatte Bayern seine Rechtsregierung. Das Ministerium Stegerwald leitete in Preußen eine ähnliche Entwicklung ein. Anfangs schien auch das Kabinett Fehrenbach-Simons den richtigen Dreh nehmen zu wollen. Zum mindesten bestand die Hoffnung, daß von Bayern und von Preußen her eine starke Reichsgewalt auch durch das Reichsparlament verwirklicht würde. In dieser Situation vermochte Erzberger entgegen dem Geiste, entgegen dem Ethos, entgegen den inneren politischen Tendenzen der eigenen Partei, vor allem entgegen dem nationalen Selbstbehauptungswillen der Nation eine ganze Reihe von politischen Tatbeständen zu schaffen, die alles umzuwerfen drohten. Er drängte mit aller Gewalt das Zentrum nach links. Er entfesselte auf der ganzen Linie den defaitistischen Pazifismus, um die nationale

Widerstandsgesinnung zu brechen. Mit Scheidemann, Parvus-Helphand und Breitscheid schmiedete er die Klassenfront des Proletariats. Von neuem warf er die Sozialisierungsfrage in die Masse. Die Deutsche Volkspartei und die Deutschnationale Partei verfolgte er mit seinem Ingrimm. Den Bayern sagte er Fehde an, weil sie die Keimzelle des Widerstandes und des Wiederaufbaues bildeten. In der Frage des Londoner Ultimatums verlangte er kategorisch die glatte Annahme. Auf dem Umwege über die Mehrheitssozialdemokratie oktroyierte er seiner Partei, trotz Protest der Deutschen Volkspartei, Wirth als Reichskanzler auf. Es war nur ein minimaler Ausschnitt dieser Politik, wenn er gleichzeitig innerhalb der Zentrumspartei eine Massenagitation entfaltete, die sich unmittelbar gegen die Politik der Zentrumsführer richtete.

Der Reichsausschuß der Zentrumspartei hat die politische Gesamtsituation gar nicht erkannt, als er den neuesten Fall Erzberger mit dem Schlagwort „Disziplinwidrigkeit" abzutun versuchte. Jedenfalls hatte er nicht den Mut, die Dinge beim Namen zu nennen. Den Gegensatz zwischen der Politik Erzbergers und der Politik der Zentrumsführung arbeitete niemand klar heraus. Die Situation ist im Augenblick einfach folgende: Die heutige demokratische Mitte ist im Reichstag politisch nicht tragfähig. Sie bedarf des Rückhaltes. Die Zentrumspartei möchte den Anschluß rechts nehmen, ohne allerdings links die Anlehnung zu verlieren. Erzberger will umgekehrt den festen Anschluß nach links, gegen rechts den offenen Kampf. Das Zentrum möchte der Regierung in Bayern keine Schwierigkeiten machen. Erzberger will sie stürzen. Das Zentrum möchte die Politik Stegerwalds in Preußen festhalten und stärken. Erzberger will die Preußenregierung unter die Führung der Sozialdemokraten bringen. Das Zentrum möchte Erzberger möglichst vom Parlament fern halten. Erzberger drängt mit Hilfe der Sozialdemokratie zur Führung im Reich. Wer wollte sagen, daß es sich hierbei um Disziplinwidrigkeiten handelt! Es handelt sich um nicht mehr und nicht weniger als eine Reichskrisis im Umfange derjenigen von 1906—10 und derjenigen von 1917—19. Und in dieser Krisis stellt sich das Zentrum hinter Erzberger! Das Zentrum „möchte", Erzberger aber „will".

Schon im kommenden Herbst wird die Krisis ihre gewaltigen Wirkungen zeigen. Sie kann die leichtere Form von äußerst erregten Wahlen nehmen, wie im Jahre 1906. Sie kann aber auch in unserm geschwächten Volksorganismus zu einer neuen Revolution führen, wie im Jahre 1918.

# Wirkungen des Krieges auf Ostasien*)

Von Oskar Scholz, Konsul z. D.

## V. Schantung

rüßen Sie das deutsche Volk und sagen Sie ihm, daß nicht nur ich persönlich, sondern das chinesische Volk Deutschland einen baldigen Sieg wünscht. Aus allen Teilen des Landes höre ich diesen Wunsch und besonders aus Schantung, wo die Bevölkerung jetzt leidet unter den neuen Herren." Dies waren die Worte, die mir Feng Kuo chang, der damalige Vizepräsident der chinesischen Republik, Ende 1916 mit auf den Weg gab. Ein halbes Jahr später hat derselbe Mann als Präsident des Chinesischen Reiches dem Deutschen Reiche den Krieg erklärt, und wahrscheinlich hatte er schon bei den Verhandlungen in der chinesischen Regierung, die zum Abbruch der diplomatischen Beziehungen im Frühjahr 1917 führten, den entscheidenden Ausschlag gegeben. Nichts liegt mir ferner, als ihm oder seinen Landsleuten, die ihm dabei zur Seite standen, den Vorwurf der Treulosigkeit oder auch nur der Deutschfeindlichkeit zu machen. Feng Kuo chang war ein aufrichtiger Bewunderer Deutschlands und fand gerade bei uns viel Wertvolles, das er gern auch auf sein eigenes Volk und Land übertragen hätte; er war durch eine militärische Schulung nach deutschem Vorbild gegangen; er hörte gern deutschen Rat und deutsche Anregungen; er war einer der ersten Vorkämpfer für eine bundesstaatliche Verfassung Chinas nach deutschem Muster, wie sie jetzt von anderen Chinesen auf anderen Wegen wieder angestrebt wird. Aber so sehr er das deutsche Volk auch schätzte und bewunderte, das Schicksal des chinesischen Volkes stand ihm selbstverständlich höher, und wenn er im Vertrauen auf die als Gegenleistung für Chinas Kriegsbeitritt gegebenen Versprechungen der Bundesgenossen sich zu diesem Schritt entschloß, so handelte er nicht viel anders als unsere eigenen Landsleute, die im Laufe des Krieges zu dem Glauben gebracht werden konnten, wir brauchten nur unseren Verzicht auf Kriegserwerbungen und -entschädigungen auszusprechen, unser Staatsoberhaupt zu vertreiben, unsere Regierungsform zu demokratisieren und die Waffen niederzulegen, um sofort den in 14 feierlichen Punkten vorgegaukelten Frieden höchster Gerechtigkeit zu gewinnen. Auch Feng Kuo chang hat sich getäuscht, und das chinesische Volk seufzt heute unter den Folgen jenes großen Irrtums, besonders das Volk von Schantung.

Schantung liegt von allen Teilen Chinas uns Deutschen deshalb besonders nahe, weil es die Provinz ist, in der die von der chinesischen Regierung an die deutsche Regierung im Jahre 1899 auf 99 Jahre verpachtete Kiautschou-Bucht lag, deren natürlichen Hafen die Deutschen zu dem in der Folgezeit so berühmt gewordenen Hafen von Tsingtau entwickelt hatten, von dem aus sie die Schantung-Eisenbahn ins Innere bis zur Provinzhauptstadt Tsinanfu gebaut und von wo aus sie die längs dieser Eisenbahn liegenden Kohlenfelder erschlossen hatten. Der Hafen sowohl wie das Städtchen galten bei Freund und Feind als mustergültige Anlagen, das Seebad zog Gäste aus allen Gegenden Ostasiens an,

*) Vergl. Grenzboten Hefte 17/18, 22/23, 24, 25/26, 27/28.

und zahlreiche hervorragende Chinesen, die sich aus dem politischen Leben zurückzogen, wählten das durch gesundheitliche und geordnete Verwaltung ausgezeichnete Tsingtau zum Wohnsitz. Welcher Wertschätzung sich das deutsche Pachtgebiet durchweg in China erfreute, war am deutlichsten daran zu erkennen, daß, als Japan im August 1914 an Deutschland die Aufforderung zur Räumung des Pachtgebietes richtete und, da diese Aufforderung nicht befolgt wurde, zur kriegerischen Eroberung des Platzes schritt, die allgemeine Sympathie des chinesischen Volkes auf deutscher Seite stand, und als die Japaner gar, ohne Rücksicht auf chinesische Hoheitsrechte, außerhalb des deutschen Pachtgebietes in der Provinz Schantung landeten und militärisch vorgingen, bedeutende Heerführer von der Pekinger Regierung bewaffnetes Eingreifen forderten.

Japan hat nach der kriegerischen Eroberung des deutschen Pachtgebietes sich bemüht, seine Eroberungen auf völkerrechtliche Grundlage zu stellen. Es ist ihm gelungen, im Mai 1915 mit der chinesischen Regierung einen Vertrag abzuschließen, durch den China die künftigen deutsch-japanischen Friedensabmachungen über Deutschlands Rechte in Schantung im voraus anerkannte, für den Bau einer Bahnverbindung zwischen der Schantung-Bahn und einem der Häfen Tschifu oder Lungkou, falls Deutschland auf die ihm hierfür erteilte Konzession verzichte, japanisches Kapital in Anspruch zu nehmen versprach, und sich verpflichtete, für Ausländer geeignete Plätze Schantungs dem Außenhandel zu öffnen. Gleichzeitig verpflichtete sich Japan in einer besonderen Note, falls ihm bei Kriegsende das Verfügungsrecht über das Pachtgebiet von Kiautschou zugestanden werde, es als einen geöffneten Handelshafen an China zurückzugeben, mit einer von Japan zu bezeichnenden japanischen Niederlassung und, falls die anderen Mächte dies wünschten, auch einer internationalen Niederlassung. Im September 1918 wurden diese Abmachungen ergänzt durch einen Notenaustausch, in welchem Japan sich verpflichtete, seine Truppen aus Schantung, mit Ausnahme der Hauptstadt Tsinanfu, zurückzuziehen und sich auf das Pachtgebiet von Kiautschou zu beschränken, vorausgesetzt, daß die Schantung-Bahn — die ein gemeinsames chinesisch-japanisches Unternehmen werden solle — von einer chinesischen, von Japanern dauernd auszubildenden Polizeiwache geschützt werde.

Inzwischen hatte Japan, bevor es seine Einwilligung zu Chinas Eintritt in den Krieg gab, im Jahre 1917 sich von England, Frankreich, Italien und Rußland versprechen lassen, daß diese Mächte Japans Ansprüche in Schantung anerkennen würden.

Im Versailler Friedensvertrag wurde Schantung schon nicht mehr als chinesisches Gebiet behandelt. Abschnitt II des 4. Teiles handelt von China, aber Schantung ist in einem besonderen Abschnitt VIII behandelt. Laut dessen Art. 156 ff. mußte Deutschland zugunsten Japans auf alle seine von China erworbenen Rechte, Ansprüche und Vorrechte in Schantung, auch auf seine Rechte an der Schantung-Bahn und ihr Zubehör einschließlich der Bergwerke, sowie auf die Kabel von Tsingtau verzichten und alle beweglichen und unbeweglichen Rechte des Deutschen Reiches im Kiautschougebiet, sowie seine Ansprüche aus dortigen Aufwendungen sind japanisches Eigentum geworden.

Es ist während und nach den Pariser Verhandlungen bekannt geworden, welche Schwierigkeiten gerade die Schantungfrage dort gemacht hat, wie die

Amerikaner zunächst für die Wiederherstellung der vollen chinesischen Hoheitsrechte in ganz Schantung und für die Zurückgabe Kiautschous an China eingetreten sind, bis sie von den Verpflichtungen erfuhren, durch die sich die Alliierten schon im Jahre 1917 Japan gegenüber gebunden hatten, bis die Japaner mehr oder weniger ernstlich mit dem Verlassen der Friedenskonferenz drohten und bis schließlich jene Verständigung zustande kam, daß Japan gegen den Verzicht auf Anerkennung voller Rassegleichheit im Völkerbund die Anerkennung seiner Ansprüche in Schantung erhielt. Um seinen Völkerbund zu retten, gab Wilson Schantung preis, nach heftigen Zusammenstößen mit den Mitgliedern der amerikanischen Friedensdelegation, die ihm soweit nicht folgen mochten. Welchen Eindruck diese Behandlung Chinas und des Selbstbestimmungsrechtes der Völker in den Vereinigten Staaten von Amerika gemacht hat, zeigt die Kritik der amerikanischen Presse und des Parlaments, und einer derjenigen Senatoren, die an dem Friedensvertrage gerade die Verfügung über Schantung am schärfsten verurteilten, war Harding, der jetzige Präsident. Die Verfügung über Schantung ist denn auch einer der Hauptpunkte gewesen, an denen die Ratifikation des Versailler Friedensvertrages durch die Vereinigten Staaten von Amerika gescheitert ist.

Noch stärker als in den Vereinigten Staaten von Amerika war die Wirkung dieser Friedensbestimmung natürlich in China, wo sie nicht nur gegen Japan, sondern auch gegen Amerika, auf das sich China während der Pariser Friedensverhandlungen bis zum letzten Augenblick verlassen hatte, einen Entrüstungssturm hervorrief. Gegen Amerika beruhigte er sich bald, da die öffentliche Meinung in den Vereinigten Staaten sowohl, wie auch besonders unter den in China lebenden Amerikanern sich sofort sehr nachdrücklich auf Chinas Seite gegen Japan stellte. Gegen Japan äußerte sich die Entrüstung aber sehr lange und heftig in amtlichen und nichtamtlichen Protesten und besonders in einem allgemeinen Boykott japanischer Waren. Die Unterzeichnung des Friedensvertrages wurde von China wegen dieser Verfügung über Schantung verweigert.

Japan hat seitdem versucht, durch unmittelbare Verhandlungen zwischen den beiden Regierungen diese Schwierigkeiten zu überwinden, doch hat China solche Verhandlungen bisher abgelehnt. Schon im August 1914, und seitdem wiederholt bis nach Friedensschluß, hat Japan durch autoritative Stellen, insbesondere auch durch seine Vertreter bei den Pariser Friedensverhandlungen erklären lassen, daß es nicht beabsichtige, Kiautschou dauernd zu behalten, und nicht beabsichtige, Chinas Souveränitätsrechte in Schantung zu beeinträchtigen, daß es vielmehr wünsche, ganz Schantung sobald wie möglich an China zurückzuerstatten, aber nach Vollzug des Friedensvertrages erklärte der amerikanische Ministerpräsident Hara, Japan könne dieses Versprechen nicht halten, wenn China die ihm vorgeschlagenen Verhandlungen ablehne. Japan will bei diesen Verhandlungen natürlich ausgehen von seinen mit China 1915 und 1918 geschlossenen Verträgen sowie vom Versailler Friedensvertrag; China jedoch verweigert diesen Verträgen die Anerkennung, jenen beiden, weil sie durch Bedrohung mit militärischer Gewalt erzwungen seien, dem Friedensvertrage, weil es ihn nicht unterzeichnet hat. Die chinesische Regierung steht auf dem Standpunkt: Keine direkten Verhandlungen mit Japan; keine Anerkennung japanischer Nachfolge in Deutschlands Rechte; keine Anerkennung der Verträge mit Japan über Schantung von

1915 und 1918. Nur hinsichtlich der Bewachung der Schantung-Bahn ist bisher soweit eine Verständigung gelungen, daß Japan sich bereit erklärt hat, seine Truppen zurückzuziehen, sobald China eine den früheren chinesischen Zusicherungen (von 1918) und den von Japan in Paris mit den anderen Mächten getroffenen Vereinbarungen entsprechende Bahnpolizei organisiert habe. Eine weitergehende Verständigung war bisher bei den zwischen den beiden Regierungen bestehenden schroffen grundsätzlichen Meinungsverschiedenheiten nicht möglich. Bei dem allgemeinen Bestreben der gegenwärtigen japanischen Regierung, im Gegensatz zu der früheren, die China gegenüber mit rücksichtsloser Gewalt auftreten zu müssen glaubte und ihm auch jene Verträge von 1915 und 1918 abnötigte, durch Entgegenkommen, durch Aufklärung über die gemeinsamen japanisch-chinesischen Interessen zu einer friedlichen Verständigung zu gelangen, wachsen aber die Aussichten, daß die beiden Regierungen sich auch über die Schantungfrage verständigen werden. In einem früheren Artikel*) wurde schon darauf hingewiesen, welche Rolle die Schantungfrage im Zusammenhang mit dieser Verständigung auch in dem erstrebten japanisch-amerikanischen Ausgleich zu spielen bestimmt ist. Inzwischen sucht Japan, bevor es sich aus seiner gegenwärtigen Stellung in Schantung zurückzieht, diese zu benutzen, um auch nach diesem Rückzug unverlierbare Gewinne sich zu sichern.

Nach allen Berichten aus dem japanischen Tsingtau hat die japanische Verwaltung sich mit besonderem Eifer um den weiteren Ausbau der Stadt und des Hafens bemüht. Der viel bewunderte deutsche Straßenbau ist fortgesetzt worden, die Länder des gesamten Wegenetzes in und außerhalb des Pachtgebiets verdoppelt worden. Dem Zustrom japanischer Bevölkerung genügten die für europäische Begriffe sehenswerten und der damaligen Bevölkerung entsprechenden Häuser nicht mehr; das bebaute Gelände soll heute dreimal so groß sein wie zur deutschen Zeit. Statt 60 000 Einwohner unter deutscher Herrschaft zählt die Stadt heute über 100 000, von denen etwa ein Fünftel Japaner sind, doch bewohnt dieses Fünftel mehr als zwei Drittel des bebauten Geländes, während die chinesische Bevölkerung, die heute nur noch etwa ein Drittel der Gesamtzahl ausmacht und eher ab- als zunimmt, noch nicht halb so viel wie die japanische besitzt. Die Zahl der in Tsingtau lebenden Ausländer wird mit rund 300 angegeben, von denen die größte Zahl die Russen stellen. Besonders viel für Straßenbau scheint in dem Gebiet zwischen Taitungtschen über den Moltkeplatz bis zum Großen Hafen getan zu sein; dieses Gebiet, nach den Plänen sogar bis zu Syfang hinüber, ist als Industrieviertel gedacht; das Gelände am Wasser wird aufgeschüttet; hier und durch Verlängerung der bestehenden Molen sollen neue Kais geschaffen werden; die dort befindlichen Tanks der amerikanischen und der englischen Petroleumgesellschaft müssen schon mit ihrer Verlegung rechnen; nach amerikanischer Darstellung geht die Entwicklung dort mit der Schnelligkeit amerikanischen Städtewachstums weiter.

Auf die Trennung zwischen einer japanischen und einer internationalen Niederlassung ist Japan, nachdem englischerseits gegen die augenscheinlich geplante bevorzugte Lage der japanischen Niederlassung amtliche Vorstellungen er-

*) Grenzboten Heft 22 23.

hoben waren, nicht mehr zurückgekommen, es scheint, als plane man jetzt nur eine internationale Niederlassung mit formell chinesischer, tatsächlich japanischer Verwaltung, die dem chinesischen Volke als ein Vorbild gegenüber der Schanghaier internationalen Niederlassung gelten kann und Schanghai mit seiner für die Japaner sehr drückenden angelsächsischen Vorherrschaft den Angriffen des selbstbewußten Chinesen aussetzt.

Auch im weiteren Pachtgebiet ist die japanische Verwaltung bemüht, die Bildung und Entfaltung größerer Industrien zu fördern, besonders durch eine zweckmäßige Zoll- und Bahnfrachtpolitik, sowie durch Gewährung günstiger Bedingungen und billiger Kaufpreise für Grundstücke zu gewerblichen Zwecken. Die Japaner haben dabei wohl nicht immer die ihnen durch den Friedensvertrag und durch die deutschen Gerechtsame, aus denen sie ihre Rechte herleiten, gesteckte Grenze beachtet und manche Verstimmung in der chinesischen Bevölkerung erzeugt. Es ist den Chinesen sehr unangenehm aufgefallen, wie die Japaner in Schantung weniger Rücksicht auf die chinesische Staatshoheit nehmen als ihre Vorgänger, die Deutschen und daß sie sich an Orten und auf Gebieten betätigen, die von den Deutschen als außerhalb ihrer Vertragsrechte liegend gemieden wurden. So z. B., wenn die Japaner die Salzlager der Provinz längs der von japanischen Truppen bewachten Schantung-Bahn ausbeuten und, indem sie sich der staatlichen Abgabe entziehen, das Salz zu einem allen chinesischen Wettbewerb unterbietenden Preise verkaufen können, wodurch zugleich eine der wichtigsten Einnahmequellen der chinesischen Regierung um Millionen beeinträchtigt wird. Oder wenn die japanischen Einfuhrkaufleute von ihren Behörden auf Gebieten wie der Baumwollgarneinfuhr, in der sich ein blühendes Geschäft entwickelt hatte, zum Nachteil der Chinesen bevorzugt werden. Aus solchen Vorfällen erklärt es sich, daß der allgemeine chinesische Boykott gegen japanische Waren nirgends so scharfe Formen angenommen und nirgends so viel Erfolg gezeigt hat wie in Schantung.

Auch Konflikte mit Ausländern blieben nicht aus. Auch hier wieder wurden die Klagen laut, die überall in Ostasien, wo Japans Einfluß herrscht, gehört werden, und die wohl schon in natürlichen Rasseunterschieden wurzeln, daß die japanischen Behörden Nichtjapaner ungünstiger behandeln als Japaner, Klagen, die besonders von den englischen Reedereien gegen die japanische Hafenverwaltung über die Verteilung der Dampferanlegestellen erhoben wurden. Von besonderer Schärfe waren manchmal die Reibungen mit Amerikanern, wie ja auch sonstwo in Ostasien, wo Japaner mit Amerikanern zusammenstoßen, namentlich mit dem stärksten Träger der amerikanischen Außenpolitik, die ja viel ausgesprochener und uneingeschränkter als die anderer Mächte Wirtschaftspolitik ist — mit der Standard Oil Co. — Es ist am Ende nur Wirkung derselben Macht, wenn die amerikanischen christlichen Missionen auch in Tsingtau als japanfeindlich erscheinen und behandelt werden, so daß in Tsingtau eine von amerikanischen Missionaren geleitete Chinesenschule wegen Verdachts japanfeindlicher Betätigung von den japanischen Behörden zeitweilig geschlossen wurde.

Aber nicht nur ausländische, sondern auch chinesische Schulen klagen über die japanische Verwaltung. Nachdem Japans Politik rücksichtsloser Forderungen mit militärischer Bedrohung zur Politik moralischer Eroberung des chinesischen Volkes

übergegangen war, hat man besonders auch in Tsingtau durch Kulturleistungen die chinesische Bevölkerung zu gewinnen gesucht und hat sich hier, wo das von China wie vom Auslande stets als mustergültig anerkannte deutsche Vorbild den Japanern ihre Aufgabe nicht leicht machte, mit besonderem Eifer daran gesetzt. Die deutschen Schulen für Chinesen wurden beibehalten, aber nach japanischer Methode umgestaltet, Mädchenschulen wurden hinzugefügt. Eine natürliche Erleichterung, die kein ernstes europäisches oder amerikanisches Schulunternehmen in China mitmachen kann, liegt für die Kulturpropaganda der Japaner darin, daß sie chinesische Schüler in ihre eigenen japanischen Schulen aufnehmen. Aber es scheint, daß chinesischerseits von diesem japanischen Entgegenkommen noch wenig Gebrauch gemacht wird, während vielmehr darüber geklagt wird, daß chinesische Schulen von den japanischen Behörden geschlossen oder unter japanische Kontrolle gestellt worden sind.

Natürlich wurden auch die deutschen Krankenhäuser von den Japanern übernommen und zum Segen nicht nur der japanischen, sondern auch der chinesischen Bevölkerung fortgeführt, und sie bilden zusammen mit dem während des Krieges in Tsinanfu errichteten japanischen Hospital wichtige Säulen der japanischen Kulturarbeit in Schantung.

Am Beispiel der Schulen sieht man, wie vorsichtig man in der Beurteilung japanischer Leistungen in Tsingtau sein muß. Die Japaner rühmen sich, daß sie mehr als die Deutschen auf kulturellem Gebiet leisten, daß sie mehr Schulen unterhalten, insbesondere auch chinesische Mädchenschulen, von denen es zur Zeit der deutschen Herrschaft nur zwei von Missionaren unterhaltene gab; die Chinesen dagegen beklagen sich darüber, daß auch auf diesem Gebiete die Japaner sie vergewaltigen, indem sie sie nötigen, ihnen ihre Schulen zu unterstellen.

Nächst dem Hafen von Tsingtau war der wertvollste deutsche Besitz in Schantung die Eisenbahn, die Tsingtau mit der Hauptstadt der Provinz und von da aus mit dem Norden und Süden Chinas verbindet, nebst den in ihrer Zone liegenden Bergwerksgerechtigkeiten; nur mit dem Unterschied, daß der Hafen mit allen seinen öffentlichen Anlagen Eigentum des Deutschen Reiches war, während die Schantung-Bahn und ihre Bergwerksgerechtigkeiten einer deutschen Privatgesellschaft gehörten. Auch dieser deutsche Besitz mußte im Versailler Friedensvertrage an Japan abgetreten werden. Die japanischen Bemühungen, schon während des Krieges den Nachweis zu erbringen, daß die Bahn nicht Privateigentum, sondern Eigentum des Deutschen Reiches gewesen sei, also nach Völkerrecht feindlicher Beschlagnahme unterliege, waren unnötig geworden, nachdem der Vertrag von Versailles in völliger Mißachtung jenes alten völkerrechtlichen Grundsatzes das deutsche Privateigentum in Feindesland als dem Sieger verfallen erklärt hatte. Ja, für die Verhandlungen mit China über Rückerstattung Schantungs mag es der japanischen Regierung vorteilhafter erscheinen, diesen wertvollen Betrieb als ehemaliges deutsches Privateigentum und nicht als Staatsbetrieb behandeln zu können.

Jedenfalls ist die Schantung-Eisenbahn und ihr Zubehör heute japanisches Eigentum. Daß die Aktien der Schantunggesellschaft in Deutschland heute noch wie früher börsengängig sind, erweckt leicht eine falsche Vorstellung. Aktien repräsentieren das Eigentumsrecht am Vermögen der in ihnen genannten juristischen Person. Durch den Friedensvertrag ist das Vermögen der Schantung-

gesellschaft an Japan übergegangen, das durch die Anteilscheine dokumentierte ehemalige deutsche Eigentumsrecht ist kraft des Friedensvertrages untergegangen. Der Wert, den diese Scheine heute noch darstellen und auf dem ihre Börsenkurse beruhen, liegt lediglich in der Erwartung der Entschädigung, die das Deutsche Reich als Ersatz für das verschwundene Eigentum zahlen soll.

An den kurz vor Kriegsausbruch Deutschland von der chinesischen Regierung übertragenen Bau der schon längst geplanten Bahnen Hsüchoufu—Kaumi und Tsinanfu—Shunteſu (an der Peking—Hankau-Bahn) wäre Japan gewiß schon herangegangen, wenn seine eigene Kraft dazu ausreichte und ihm nicht der chinesische Widerstand in Verbindung mit dem jetzt durch das internationale Finanzkonsortium durchgesetzten Internationalisierungsplänen der interessierten anderen Mächte entgegenstände. Internationalisierung ist das Mittel, mit dem die konkurrierenden Mächte auch anderen japanischen Sonderansprüchen in China zu begegnen hoffen.

Die japanische Verwaltung hat viel für die Wiederinstandsetzung und den Ausbau der Schantung-Bahn und ihrer Werkstätten getan und mußte dafür hauptsächlich deswegen beträchtliche Summen aufwenden, weil deutsche Ergänzungen nicht in Frage kamen und sie, wie schon bei der südmandschurischen Bahn, amerikanischen Vorbildern folgte, was natürlich eine mit großen Kosten verbundene Umstellung des Bahnbetriebes zur Folge hatte.

Der für Japan am deutlichsten hervorspringende, unmittelbar nutzbare Wert Schantungs liegt in seinen *mineralischen Bodenschätzen*. Ihre Verwertung ist den Japanern trotz der deutschen Vorarbeiten nicht leicht geworden. Das lag schon an den durch den Krieg geschaffenen ungewöhnlichen Verhältnissen. Die schon von den Deutschen aufgegebenen Fangtse-Gruben sind ersoffen. Die Japaner haben es mit neuen Bohrungen versucht, haben zwar Erfolg gehabt, doch nur in einem Maße, daß die von ihnen eröffneten Schächte noch nicht die Hälfte der früheren deutschen Leistungen fördern.

Mit mehr Eifer und Erfolg haben die Japaner die für ihre Flotte und Industrie wichtigen Anthrazit- und Kokskohlengruben im Poschanbezirk, besonders den von der deutschen Schantunggesellschaft nach dem Berge Hungchan, von den Japanern jetzt nach der Ortschaft Tschuan bezeichneten Feldern, die infolge Stillstandes der Pumpen nach dem Abzug der Deutschen jahrelang unter Wasser gestanden hatten, wieder in Betrieb gesetzt und die Förderung allmählich wieder auf die Höhe der deutschen gebracht. Auch eine große Zahl der im Poschangebiet seit altersher von Chinesen nach chinesischen Methoden betriebenen und von der deutschen Gesellschaft den Chinesen belassenen Kohlengruben ist von den Japanern erworben worden.

Am Eisenbergwerk von Chinlingchen, auf das sich die deutschen Hoffnungen für das Eisenwerk in Tsangkao stützten, dessen Errichtung durch den Kriegsausbruch vereitelt wurde, haben die Japaner die von den Deutschen begonnenen Arbeiten in notdürftiger Weise fortgeführt, um mit dem geförderten Erz ihr staatliches Eisen- und Stahlwerk in Yawatamachi zu versorgen.

Wichtiger vielleicht noch als der schon vorhandene Besitz Deutschlands war für Japan der Übergang der deutschen *Ansprüche*, insbesondere der kurz vor Kriegsausbruch festgelegten Ansprüche auf den Bau der Zweigbahnen der Schan-

tung-Bahn, die Tſingtau mit dem Innern Chinas verbinden ſollten. Japan weiß, welches reiche Hinterland Tſingtau hat und welches noch reichere es haben könnte, wenn es gelänge, Tſingtau durch Eiſenbahn mit Schanſi zu verbinden und auch die Bahnverbindung Honans und der weſtlichen Provinzen mit dem Meere nach Tſingtau und nicht nach Schanghai oder einem Küſtenplatz zwiſchen dieſen beiden Häfen leiten zu laſſen.

Tſingtau geht dank ſeiner natürlichen Lage einer glücklichen Entwicklung entgegen. Die Japaner werden ihr möglichſtes dazu tun. Daß ihre Leiſtungen verkleinert, ihre Pläne verdächtigt und angefeindet werden, iſt eine hauptſächlich angelſächſiſche Erſcheinung, die ja auch den Deutſchen in Tſingtau nicht erſpart blieb. Aber die Angelſachſen haben auch allen Anlaß, auf der Hut zu ſein. Ihre Hauptintereſſen, lebenswichtige Intereſſen Amerikas und mehr noch Englands ſind in Schanghai als dem bei weitem bedeutendſten Ein- und Ausfuhrhafen Chinas konzentriert. Japans Beſtrebungen gehen dahin, ſoviel wie möglich von dieſem Auslandsverkehr nach Tſingtau zu leiten, alſo von Schanghai abzuziehen und auch nicht nach irgendeinem anderen unter europäiſch-amerikaniſchen Einfluß geſtellten Hafen zwiſchen Tſingtau und Schanghai geraten zu laſſen. Tſingtaus natürliche Vorzüge ſind ſo groß, daß ſein ſchließlicher Erfolg nicht ausbleiben kann. Wir Deutſchen werden uns dagegen nicht zu ſträuben brauchen, und wird dereinſt Tſingtau wirklich der bedeutende Hafen und Handelsplatz, der Schanghai in den Schatten ſtellt, ſo wird ſeine Geſchichte ſtets zurückführen auf die deutſche Entdeckung dieſes Hafens und auf die deutſchen Grundlagen zu ſolcher Entwicklung.

# Zukunftsſtaat und Zukunftsmenſch

## Verſuch einer Analyſe der Zeitſtrömungen

Von Dr. Edgar Stern-Rubarth

Wer Augen hat, zu ſehen, ſieht — wer Ohren hat, zu hören, hört, daß eine neue Ordnung der Dinge auf unſerem Planeten, dieſem winzigen Atom im Weltall, werden will. Iſt es eine ſoziale, eine ethiſche, eine wirtſchaftliche Neuordnung — ſind es alle drei gleichzeitig, oder iſt eine die primäre, die anderen Erſcheinungsformen? Was verwirft dieſe Neuordnung? Welchen Zielen ſteuert ſie zu? Mit welchen Mitteln will ſie ſich durchringen — welche ſind tauglich, welche bereits verurteilt?

* * *

Soviel Fragen, ſoviel Unklarheiten. Und doch dürfen wir an dieſen Fragen nicht vorübergehen, müſſen den Mut haben, ſie zu formulieren, immer wieder bis zu völliger Klarheit, bis die Antwort aus ihrem enger und enger gezogenen Kreis blitzartig entſpringt.

Seit den Bauernkriegen, seit Cromwell, seit der französischen Revolution gehen in immer kürzeren Zwischenräumen Spasmen, Zuckungen durch die soziale Weltordnung — Weltordnung, welch anmaßendes Wort für unsere irdischen Winzigkeiten, deren Jahrhunderte und Menschenhekatomben im Verhältnis zur „Welt" Sekunden und Mikroben bedeuten! — und der „Weltkrieg" ist die jüngste und schwerste dieser Zuckungen gewesen. Auch er, und in ihm die russische, nach ihm die deutsche Revolution sind nur Geburtswehen dieses neuen Werdens. Es richtet sich gegen eine im grauen Altertum begründete Gesellschaftsordnung: im weiteren Sinne hergebrachte Autoritätsgrundsätze, im engeren soziale und nationale Abstufungsnormen. Dabei gilt es zu unterscheiden zwischen den (formulierten oder noch unklaren) Ansprüchen des Einzelwesens und denen einer Gemeinschaft, wie Nation, Klasse, Geschlecht, Rasse usw. Der Unterschied ist schwierig, weil auch Forderungen des Einzelwesens (wie Bildungsmöglichkeiten, freier Arbeitsvertrag, Koalitionsrecht, Aufstiegsmöglichkeit usw.) gewöhnlich klassen- oder geschlechtsmäßig vertreten werden.

Es gilt ferner — und das scheint bei allen soziologischen und psychologischen Studien der jüngsten Zeit übersehen! — zu unterscheiden zwischen den Forderungen der Menschennatur, die wir mit der Bezeichnung „animalische" kennzeichnen wollen, und zwischen solchen, die aus bestimmten, von Menschen geschaffenen Zuständen und Regelmäßigkeiten hervorgehen und die wir deshalb „soziale" nennen. Beide standen, stehen und werden immerdar stehen in einem Widerspruch, weil der Naturtrieb egoistisch ist und die Selbsterhaltung als höchstes Prinzip gesetzt bekommen hat, und weil jede soziale Form, vergangene, bestehende und künftige, Aufgabe eines Teiles der egoistischen Naturforderungen beanspruchen muß.

Es gilt deshalb schließlich zu ermitteln, wie beide einander entgegenstehenden Triebkräfte mit einem Minimum von Reibung und zeitweiligen oder ununterbrochenen Explosionen („Katastrophen") zu einer Emulsion — innigen Vermischung — gebracht werden können, da ihre Verbindung unmöglich ist.

Die althergebrachte, aus dem Schutzverhältnis erwachsene Form, oben der Einfachheit halber Autoritätsprinzip genannt, scheint sich dafür in steigendem Maße, und zwar wohl weniger wegen des Zunehmens der Kultur, der Lebensbedürfnisse des einzelnen, als wegen der zunehmenden Bevölkerungsdichte und des dadurch verstärkten und vor allem in engem Nachbarschaftsverhältnis verstärkt sichtbaren und fühlbaren Gegensätze als untauglich zu erweisen. Um diese Gegensätze zu beseitigen, haben Theoretiker der Ursachen — nicht des Ziels! — den Sozialismus und, weitergehend, den Kommunismus ersonnen. Sie haben dabei in erhöhtem Maße auf die eine Komponente des menschlichen Zusammenlebens, die soziale, Gewicht gelegt, aber in eben dem gleichen Maße den Widerstand der zweiten, der animalischen verstärkt und deshalb das Spannungsverhältnis nicht im mindesten verändert. Deshalb mußte das Experiment des Bolschewismus mißlingen, dessen heutiges Gesicht wieder genau die gleichen sozialen Züge zeigt, wie die gestürzte autokratische Ordnung; kleine Oberschicht — die bolschewistischen Kommissare, mit Beamten und Soldaten — Landbesitz: — 50 oder 100 Millionen Bauern, statt, früher 300 000 Gutsbesitzern — und ein ungeheures, zwangsweise gehorchendes Proletariat, das nun zum großen Teil von

nehmen könnte. Die bolschewistischen sind es nicht. Wohl aber drängen unverkennbar die Gebilde, in denen die menschliche Gesellschaft bisher zusammenlebte, insbesondere die Spitzenformen dieser Gebilde, also die Nationen — in ihrer Zielstrebigkeit übrigens vielleicht schon erkennbar — in neuen Rahmen. Daß an ihnen der Vorgang sich früher und minder verschleiert vollzieht, als bei den übrigen soziologisch feststellbaren Schichtungen der Menschheit — als: Gesellschaftsklassen, Geschlechter, Rassen, Altersklassen, Berufsgattungen usw. — scheint erklärlich aus einer oben bereits verzeichneten Tatsache: Daß nämlich in den Völkern oder Nationen die Auswirkung des essentiell animalischen Selbsterhaltungstriebes auf einer durch praktische Erfahrung zwar gefestigten, durch die Mittel des Patriotismus, der Sprach- und Kulturgemeinschaft, der Tradition und der gleichartigen Lebensgewohnheiten von altersher genährten, letzten Endes [illegible] — in weitestem Sinne! — großer rallele mit jenem Selbsterhalt[illegible] anderer, gewöhnlich kleinerer befinden, dergestalt, daß anders der Wand[illegible] den ersteren mehr Vorteile ziehen, als umgekehrt. Dabei ist den Reuß-Gr[illegible] der Irrtum unterlaufen, daß sie die Regierungs-, das heißt Ordnungszu [illegible], die „kapitalistische" Wirtschaftsform, den nationalen (Schutzgemeinschafts-) Egoismus mit dem natürlichen — animalischen — Egoismus in einen Topf geworfen und durch den kindlichen Versuch, diesen letzteren zugleich mit den sozialen, also von Menschen geschaffenen und deshalb von Menschen zerstörbaren Lebensformen auszutilgen, selber das Sprengpulver in gelöster und deshalb gefährlichster Verfassung in ihren Neubau eingeführt haben. Eine dunkle Spur von Erkenntnis dieser Tatsache ergibt sich aus dem Versuch, diesen Naturtrieb mit aus der zerstörten Gesellschaftsordnung übernommenen Mitteln der Belohnung oder Bestrafung zu bändigen.

3. Das Ziel, dem diese Neuordnung freilich nicht oder höchstens halb bewußt zusteuert, ist eine Gemeinschaft, die den Wert des Menschen an sich, also ohne Beziehung zu seiner Familie, seiner Nation, seinem Geschlecht, Beruf, Können, ja seiner Bildungsstufe, Rasse oder Nützlichkeit für die Mitmenschen anerkennt, ihm die größten gemäßen Wirkungsmöglichkeiten schafft und ihn dann nach dem Maß des auf ihre Erfüllung verwandten guten Willens — also keineswegs des Erfolges! — wertet. Diese Wertung soll sich aber nicht in materiellen Vorteilen ausdrücken, die allen in gleichem Maße zu Gebote stehen, sondern in einer Form der Anerkennung, für die die bisherige Ordnung der Dinge noch keinen Ausdruck gefunden hat, die aber in jedem Falle rein ethisch bleiben muß. In fortgeschrittenem Stadium der „neuen Ordnung" kann sie wegfallen, weil die Tat für den Idealmenschen den Lohn in sich trägt.

4. Das wichtigste Mittel zur Erreichung einer solchen Weltordnung ist die Zerstörung des Geldes. Da das Geld das bequemste Tauschmittel und zugleich der vollkommenste Wertmaßstab für die auf einer Klassifizierung der Menschen beruhende Form des menschlichen Zusammenlebens ist, wird dieser das Handwerkszeug zum Wiederaufbau des schwer erschütterten Autoritätsturmes entzogen, wenn das Geld versagt. Nicht in klarer Erkenntnis dieser Tatsache, sondern zwangläufig als Folge ihres zeitweiligen Ausscheidens aus dem gesamtmenschlichen Zusammenhang haben die Bolschewisten diesen Weg gefunden und in der „Entwertung durch Vermehrung" (nicht nur bei sich, sondern übergreifend auf

alle Umwohner) die Zerstörung der Tauglichkeit des Geldes für seinen Zweck fast bis zur Vollkommenheit durchgeführt. Aber auch hier haben sie die Ursache für die Schaffung und Erhaltung dieses Tausch- und Maßwerkzeuges nicht zu beseitigen vermocht: den Selbsterhaltungs- und Entwicklungstrieb des einzelnen, der sich nun eben komplizierterer Tauschmittel und Maßstäbe — Ellen Tuch oder Scheffel Korn oder Quadratmeter Bodens — bedienen muß, um das Gleiche zu bewerkstelligen und zu erreichen.

In den primitiven Gedankengängen der Veranstalter dieser sogenannten Umwälzung dient die allgemein gleichartige Ernährung, die gleiche Arbeitspflicht, das gleiche Recht auf Behausung, Heizung, Kleidung usw. dem gleichen Zweck. Als ob nicht jedermann gegen einen Anteil an der ihm zugeteilten Nahrung, gegen besondere Arbeitsleistung oder auch nur gegen eine geistige Anstrengung — [illegible] fremdes Eigentum — entsprechende einen guten Rat, einen Brief, ja einen Griff in [illegible] kaufen, somit an- Mehrmengen von dem anderen Zugeteilten erwerben, das heißt [illegible] verkaufen, häufen, das heißt kapitalisieren, mit Nutzen wieder abgeben, das heißt [illegible] schlägt und so immer mehr erraffen, das heißt reich werden könnte! Auch hier [illegible] eben ein Kampf nicht gegen die gesellschaftliche Ordnung der Dinge, sondern gegen animalische Triebe, gegen das Prinzip der Selbsterhaltung vor, der somit zum Scheitern verurteilt war.

Irgendwelche praktischen Formeln, nach denen sich die zweifellos erstrebte Neuordnung der Dinge vollziehen könnte, sind also noch nicht gefunden. Im Gegenteil, der Mißerfolg leichtfertig und ohne tieferes Eindringen in die Vorfragen unternommener Versuche hat die „Reaktion", das heißt die bisher noch wirksamen und bestehenden Prinzipien der ethischen, sozialen und wirtschaftlichen Ordnung scheinbar gestärkt, so daß sie sich durch gewisse Konzessionen an das instinktive Streben nach Neuordnung von der unmittelbaren Zusammenbruchgefahr retten konnte. Solche Konzessionen sind das Frauenwahlrecht usw. — für das weibliche Geschlecht — die Arbeitslosenunterstützung — für die Arbeiterklasse — die Volksbildungseinrichtungen — für die Schicht der Mindergebildeten — die Sozialversicherungen — für die durch Alter oder Krankheit Berufsuntauglichen. Weiter das „Selbstbestimmungsrecht" (wenigstens zunächst als Theorie!) für die Staaten zweiter Klasse, die „Abrüstung" (gleichfalls theoretisch) für die schwachen Völker usw. Aber eben weil, je kräftiger sich die alte Ordnung noch bei einer Nation erweist, solche Nationen, in der Ausnützung der Vorteile, die ihnen das Autoritätsprinzip im Innern, wie als Ganzes in der Völkergesellschaft den anderen Völkern gegenüber verleiht, um so rücksichtsloser Gebrauch davon machen, helfen sie den Umwälzungsvorgang beschleunigen.

Die Aussaugung des besiegten Deutschland durch Frankreich und England stellt sich zwar als eine ausgesprochene Konsequenz der Machtgrundsätze dieser sterbenden Weltordnung dar; aber insofern als widernatürlich, als hier nicht das animalische Prinzip, das im Einzelmenschen wirksam und unausrottbar ist, sondern die sogenannte „Staatsraison", seine künstlich auf Teilausschnitte der Gesamtmenschheit übertragene Parallele mit der Überspannung des individuellen Naturrechtes am Einsturz des sozialen Gebäudes arbeitet.

Ob sich ein Neues aus dem Chaos erheben wird, das dann kommt, läßt sich heute ebensowenig übersehen, wie die Formen, die es allenfalls an-

nehmen könnte. Die bolschewistischen sind es nicht. Wohl aber drängen unverkennbar die Gebilde, in denen die menschliche Gesellschaft bisher zusammenlebte, insbesondere die Spitzenformen dieser Gebilde, also die Nationen — in ihrer Zielstrebigkeit übrigens vielleicht schon erkennbar — in neuen Rahmen. Daß an ihnen der Vorgang sich früher und minder verschleiert vollzieht, als bei den übrigen soziologisch feststellbaren Schichtungen der Menschheit — als: Gesellschaftsklassen, Geschlechter, Rassen, Altersklassen, Berufsgattungen usw. — scheint erklärlich aus einer oben bereits verzeichneten Tatsache: Daß nämlich in den Völkern oder Nationen die Auswirkung des essentiell animalischen Selbsterhaltungstriebes auf einer durch praktische Erfahrung zwar gefestigten, durch die Mittel des Patriotismus, der Sprach- und Kulturgemeinschaft, der Tradition und der gleichartigen Lebensgewohnheiten von altersher genährten, letzten Endes jedoch konstruierten Parallele mit jenem Selbsterhal[illegible] anders der Wander[illegible]ungs-, Selbstverteidigungstrieb beruht. Wie wäre Reuß-Gre[illegible] des Patriotismus begreiflich, der einen vormals begeisterten zu [illegible]-Schleiz-Gera-Lobensteiner zu einem Reichsdeutschen, einen Hannoveraner [illegible] Preußen, einen Sizilianer zu einem Italiener oder neuerdings einen Russen zu einem Ukrainer, oder Angehörige aller Länder zu Amerikanern macht?

Hier klafft unzweifelhaft der große Gegensatz zwischen Einzelindividuum (einschließlich der ihm naturtriebhaft auferlegten Schutzgemeinschaft seiner Familie) und den in ihren Ursprüngen menschengeschaffenen Zweckgebilden. Deshalb lassen sich für diese Gebilde die Reibungen vermindern, vielleicht beseitigen, die den Übergang in neue Formen des Zusammenlebens für das Individuum sperren und, wie das bolschewistische Beispiel zeigt, Katastrophen hervorrufen, aus denen keine wahrhaft neuen, geschweige denn bessere Gebilde hervorgehen. Aber auch in den Übergängen zu Neuem, die sich zunächst auf dem Gebiete der Zweckgemeinschaften zeigen, liegt sichtbar die Parallele mit den Wandlungswünschen des Einzelmenschen. Denn, so paradox es angesichts des Kriegsendes mit ein, zwei scheinbar absolut dominierenden Siegerstaaten auf der einen, zerstörten oder verstümmelten Besiegtenvölkern auf der anderen Seite und einer Unmenge neuer Kleinstaaten ringsum scheint: gerade in dieser Überspannung des Machtbegriffs, in der rücksichtslosen Ausnützung der augenblicklichen Überlegenheit und in dem flagranten Rückfall in die Tradition der Dynastienpolitik liegt der Todeskeim des alten Staatenbegriffes. Seine Träger haben sich, obwohl sie zum Teil Parolen verkündeten, die eine dünne Schicht von Lebensfrische über die hippokratischen Züge ihrer überalterten Herrin zu legen schienen, im entscheidenden Augenblick der großen Aufgabe nicht gewachsen gezeigt, die, freilich in engerem Rahmen und unter günstigeren Umständen, ein Bismarck noch 1866 zu lösen wußte.

Jetzt ist das neue Werden innerhalb der Völkergesellschaft auf die immanente Notwendigkeit der Ereignisse angewiesen, wird erst auf dem Umwege über Zerfall und Tod erstehen, indes es noch vor zwei Jahren von Meisterhand aus den Trümmern einer „Welt" hätte zusammengeschweißt werden können. Aber es wird dennoch werden. Ob es die Form einer Völkerverschmelzung innerhalb der einzelnen Kontinente — ohne Rücksicht auf Sprache und Rasse — ob es die von Rassenverbänden annimmt; ob sich unter den wuchtigen Hammerschlägen wirtschaftlicher Notwendigkeit reine Zweckgemeinschaften von einander ergänzenden Rohstoff- und Industrie-, Agrar- und Verfeinerungsvölkern bilden, die wieder

alle nur Stufen auf dem Wege zu ausgeglichenen Gesellschaftsformen der irdischen Völkerfamilie darstellen: gewiß ist für jeden, der die gewaltigen, unter einer starren, geheimnisvoll knisternden und krachenden Rinde verborgenen Gärungen hellhörig verfolgt, daß die Zerstörung der nationalen Grenzbildungen unaufhaltsam fortschreitet, daß die Lösung der großen, aus dem Kriege überkommenen Probleme von der Gesamtheit der Völker allein, niemals gegen einzelne gefunden werden wird und daß sogar die scheinbaren Atavismen, wie die Rückbildung von Großmächten zu vielen Kleinstaaten nichts anderes ist, als die Abstoßung bindefähiger Grenzzellen, damit sie nach beiden Seiten Brücken schlagen, sich und andere verwurzeln helfen.

Der Vorgang aber, der sich, vielleicht noch in unseren Tagen, innerhalb der Völkergemeinschaft vollziehen wird, gibt Anhaltspunkte für den Werdegang der Umwälzung, die auch im einzelmenschlichen Zusammenleben vor Jahrhunderten begonnen hat und im Augenblicke wieder heftige Zuckungen sehen läßt. Wenn die Führer gelernt haben werden, soziale und animalische Forderungen scheiden, Menschenstreben und Menschentriebe nebeneinander, statt gegeneinander wirken zu lassen, wird sich der (im Gegensatz zum nationalen, durch eine Vertikalschranke geschiedene) quergeschichtete Zukunftsstaat von selbst und ohne Blut und Zwang errichten.

# Neue deutsche Romane

Bericht von Paul Burg

Man muß es als eine hocherfreuliche, sichtlich Besserung verheißende Erscheinung bezeichnen, daß sich auf dem von allerlei Unrat überschwemmten Büchermarkte mehr und mehr wieder Inseln und Oasen bilden und deutlich über all dem Wust emporheben, Bücher voll starker deutscher Kraft sich durchsetzen und auch ihr Leserpublikum erobern. Bei einem Buche beruht ja aller Erfolg heut mehr denn je auf dem guten Rufe; einer sagt es dem andern: Das mußt du lesen, das ist ein Buch für uns! — Die Riesenreklame, mit welcher früher gewisse, ganz undeutsch gehaltene Bücher herausgebracht, jedem Menschen geradezu vor die Füße geschleudert wurden, so daß man ihnen kaum entgehen konnte, hießen sie nun „Golem" oder „Grünes Gesicht" ... all das zieht heut nicht mehr und ist auch den Herren Verlegern zu teuer geworden. Von Mund zu Mund empfiehlt sich das Buch am besten.

Hierin steht zurzeit voran Walter von Molos dritter Band der Trilogie von Preußens Größe und Zusammenbruch „Das Volk wacht auf!" (Verlag Albert Langen, Mü··hen.) Hatte er in den beiden ersten, weitverbreiteten Bänden „Fridericus" und „Luise" die beiden unvergänglichen Sinnbilder preußischer Größe und Kraft im Kämpfen, Dulden und Obsiegen über alle Feinde mit allem meisterlichen Können seiner knappen, dramatischen, gehämmerten Darstellungskunst

unverlierbar vor die Seelen aller Deutschen hingestellt, so griff er diesmal zu einer ganz anderen Technik: er bot das leidende Volk als Helden, schilderte es in Hunderten von kleinen, scheinbar zusammenhanglosen Szenen, die doch alle das Eine, Gleiche haben: Leiden und Hoffen, Aufbegehren und Sichbefreien! Jeder Leser dieses dritten Bandes wird verblüfft und tiefbewegt erkennen müssen, daß die Zeiten tiefster preußischer Not nach 1807 in tausend Zügen unsern Tagen gleichen. Und jeder wird Hoffen schöpfen aus diesem von patriotischer Leidenschaft förmlich lodernden Buche des uns allen innig verbundenen Dichters, in dessen Adern ja auch — vom Ahn her — Tropfen Hohenzollernblutes rinnen.

Behaglicher geht Papa Paul Schreckenbach, der Erfolgreiche, in seinem äußerlich waffenklirrenden Jenenser Burschenschaftsroman „Eiserne Jugend" (L. Staackmann, Leipzig) einher, wo wir auch mal wieder — was selten gewagt wird — den alten Goethe, ganz Exzellenz, und vollends den guten Karl August von Weimar leibhaftig auftreten sehen können; freilich ist er hier beileibe nicht jener „gefährlichste Teutsche", welchen Napoleon in ihm witterte, sondern ein gar behäbiger Regente, seliger Jugendsünden von Stützerbach und anderswo sich lächelnd erinnernd. Viel geredet wird in dem Schreckenbachschen Buche, wie eben jene Jugend von Jena viel, viel geredet hat aus ihren aufglühenden Herzen heraus. Aber man wird auch zugeben müssen, daß der alte Kaisertraum in den Jugendherzen, der Geheimbund zur Erlangung einer deutschen Demokratie, Kotzebues Ermordung und die Demagogenhetze hinterdrein, diese vier historischen Momente aus jener Zeit vor gerade hundert Jahren noch von keinem Erzähler so geschickt und wirksam, packend dargestellt worden sind wie von Schreckenbach. Es ist so recht ein Roman fürs Volk, wie er heute nottut und unendlichen Segen im Aufklären und Aufbauen, Vorbereiten und Verhindern stiften kann.

Ein stilles, schönes Buch aus altem Deutschland dumpfer Enge, das hinführt zum reichen inneren Blühen, ein Buch vom Rheinland der dreißiger Jahre vorigen Jahrhunderts, vom alten Köln und seinen Menschen schenkt uns Adele Gerhard in „Vom Sinken und Werden" (Fr. Wilh. Grunow, Leipzig) ein Buch, das viele feine Reize birgt und mit ganzer Seele genossen werden will, damit es sich erschließe. Aber dann wird auch diesem Bändchen ein unsagbarer Segen entströmen, welchen vor allem die Rheinländer unter den Deutschen sowie alle Bedrückten und Verzagten ernten mögen. Ein Buch vom deutschen Werdegang im Westen, das wie ein holder Traum anmutet.

Aus einer vergangenen Zeit herüber grüßt uns Richard Wagner in Zdenko von Krafts „Liebestod" (Grethlein u. Co., Leipzig), dem zweiten Bande einer Wagnertrilogie, die nicht nur unter den Millionen deutscher Wagner-Enthusiasten als ein höchst gelungener Versuch, Wagners krauses Erleben in einen Roman einzufangen, berechtigtes Aufsehen erregt hat. Der erste Band „Barrikaden" gab den Dresdener Hofkapellmeister und Revolutionär Richard Wagner in seinem wirren Werden als Mensch und Künstler und dramatisierte Wagners innere Teilnahme an der achtundvierziger Revolution in Dresden. Dieser zweite Band bietet nun das große Wagnersche Züricher Erleben: Mathilde Wesendonck. Minna tritt mählich zurück und Cosima taucht schon auf, der letzte große Konflikt deutet sich bereits an. Es ist ein Buch voll des Kämpfens, des Glückes und der Trauer und es bringt einem zum ersten Male jenen Menschen so menschlich nahe, den

heute viele gar zu sehr als Heroen betrachtet und — beschönigt wissen wollen. Minna wird einem sympathischer als aus allen anderen Zeugnissen über sie und Wagner. Kraft hat auf jeden Fall die reiche Wagnerliteratur taktvoll und stark eigenschöpferisch verwertet, hat ein Werk geschaffen, das hoch über dem Durchschnitt des Unterhaltungsromans steht und den Leser rasch versöhnt mit der heut beliebten Sucht, Heroen als Romanhelden zu bieten. Wenn der künftige letzte Band nicht zu sehr abfällt gegen diese beiden, wird man hier ein bleibendes literarisches Wagnerdenkmal haben, das des großen Bayreuther Meisters eigenes früh abgebrochenes „Mein Leben" aufs glücklichste ergänzt.

Zürich und Grethlein rechtfertigen wohl den Gedankensprung, daß ich hier einschiebend auf einen ganz jungen Schweizer Erzähler hinweise, welchen der ja jetzt stark nach der Schweiz und ihren eigenwilligen Dichtern hinneigende Grethleinverlag ebenfalls, und zwar in höchst aparter Ausstattung verlegt hat: Albin Zollinger „Die Gärten des Königs". Darin leuchtet uns der Hof des Sonnenkönigs in ganz und gar neuen, völlig unverbrauchten prangenden Farben wieder auf, denn dieser bisher ungenannte und unbekannte Albin Zollinger beliebt ein durchaus neues dichterisches Verfahren des historischen Romans. Ehrlich gestanden: es lag allmählich reichlich viel Staub auf all den Rokokoschilderungen ... hier aber blüht und duftet wieder alles von den Seligkeiten und Sünden jener Zeit. Ich erkläre kühn: dies ist das beste und diskreteste Buch, welches heuer erschienen ist. Daneben aber muß ich als eine buchhändlerische Leistung noch die Neuauflage von Werner von der Schulenburgs bekanntem Rokokoroman „Stechinelli", welche der Verlag Karl Reißner in Dresden aus der kulturgeschichtlichen Gruppe seiner Opalbücherei eben herausgebracht hat, wenigstens erwähnen. Der Roman jenes Kavaliers selbst ist bekannt, berühmt, aber die Reißnersche Neuausstattung ist — zu jetzigen Zeiten — eine sehr preisliche Leistung!

Nach diesen sechs historischen Romanen noch einige aus unserer jüngsten Zeit. Deutscher Frauen häuslich treues Wesen hat Friedel Merzenich in „Der fremde Vogel" (Verlag des Bibliographischen Instituts, Leipzig) französischem Kokottentum in einem noch während der letzten Kriegszeit spielenden, aber trotzdem höchst lesenswerten Romane gegenübergestellt und damit eine künstlerische Spiegelung zweier so von Grund aus gegensätzlicher Volkscharaktere geschaffen, daß wohl mancher Leser darüber nachdenklich werden möchte, ob dies Buch nicht gerade zur rechten Zeit gekommen ist, verkehrten Anbiederungen zu begegnen, die, wohleingefädelt, uns in unserem bewußten, allein auf Erstarkung bedachtem Volkstum nur lähmen sollen. Wo dieses Volkstum wurzelt, wo die starken Quellen unserer Kraft sind, das will ein neuer und junger Mecklenburger Erzähler von starkem Können, Willy Harms, uns zeigen in seinem zweiten Buche „Tage und Nächte des Hallerhofes" (Grethlein u. Co., Leipzig), einem unaussprechlich keuschen und herben, eigenwilligen und starkmütigen, echten deutschen Bauernroman aus Norddeutschland. Harms schickte ihm voriges Jahr den ersten (ebenfalls in sich abgeschlossenen) Band „Das Magdtum Dörte Brüsehavers" vorauf, auf welchen ich bei dieser Gelegenheit nochmals hinweisen möchte und muß, denn gerade jetzt haben es diese jungen, aufstrebenden Erzähler — Harms ist ein schwer mit sich ringender Dorflehrer — tausendmal schwerer als je, beachtet zu werden und emporzukommen. Da ist dann noch ein Dorfschullehrer mit seinem Erstlings-

buche, welchem der Staackmannverlag die Wege in die Welt bereiten hilft: Hans Sterneder mit seinem „Bauernstudent" voll eigenen Erlebens. Er erzählt von seinem Roman, der zwei Fünftel Wahrheit und drei Fünftel Dichtung sei: „Ich bin als der Sohn ärmster Kleinhäuslersleute in einem winzigen Dorfe zwischen Feldbreiten und Wäldern geboren, habe meinen Vater nicht gekannt, da er frühzeitig starb, bin im Dorfe durch eine harte, aber dennoch durch eine reiche und schöne Bubenzeit gesprungen, war Hütejunge und Knecht und bin dann aus innerem Drange auf die Schule gegangen. Während meiner Studienjahre bin ich als echter Walzbruder mit wenigen, durch Stundengeben erübrigten Groschen durch die Alpen und Deutschland gewandert, über manches Gebirge gestiegen, an manchem See gelegen, bin in Weimar mit krachendem Magen, aber feierlicher Seele unter den mächtigen Bäumen vor Goethes Gartenhaus im Sommergras gelegen ... doch das will ich ja alles in meinem nächsten Buche erzählen." Dieser junge Lehrer am Semmering würde das Herz des alten P. K. Rosegger lachen machen und im „Heimgarten" eine wunderherzliche Empfehlung auf den Weg kriegen. Auch wir Norddeutschen wollen sie dem Deutschösterreicher nicht versagen, weil ein ganzer Kerl in ihm steckt.

Noch einen Bauernroman muß ich mit großem Lobe anführen, einen fränkischen, der mir in manchem sogar stärker gekonnt erscheint als dies und das, was Hans Raithel schrieb. Der Verfasser heißt recht seltsam Kuni Tremel-Eggert, das Buch „Die Rotmannsteiner", der Verlag Albert Langen, München. Und die Verfasserin ist eine Frau, wie der verlegerische Begleitzettel zu dem Buche verrät — aus dem Roman selbst merkt man nur männliche und starke Kraft eines sehr eigengearteten Schöpfers, Menschen zu zeichnen. Dieser raffgierige Burgberghofbauer, diese milde linde Frau ... und die schrulligen, komischen Käuze rundherum im engen Frankenstädtchen! Wenn das wirklich ein Erstlingsroman ist, so muß man den Hut vor ihm ziehen und sich schnell den Namen Kuni Tremel-Eggert im Notizbuch vermerken, denn hier offenbart sich ein prächtiges Können, Menschen, Häuser, Tiere, Szenen und Situationen mit Humor und Gemüt zu schildern, das enge Leben nachzufühlen und vor fremdem Auge wirksam aufzubauen. Allerhand Achtung! Wir haben da auf einen Schlag drei verheißungsvolle junge Bauerndichter: Harms, Sterneder und Tremel-Eggert aus Mecklenburg, Österreich und Franken. Wollen sie als ein gutes Zeichen gesundender Zeit hinnehmen und wünschen, daß sie die Kranken, Müden der Nation recht aufrütteln.

Zuletzt habe ich mir dann noch ein Buch aufgespart, das nach historischer und herber Bauernkost wie ein köstlicher Apfel mit roten Bäckchen zum Nachtisch lockt und prangt, das neue Buch von Rudolf Presber, dem Humoristen, „Der silberne Kranich" (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart). Im ersten Frühjahr nach der 1918er Revolution zu Salzschlirf unter den Mitgliedern eines entthronten kleinen Herzogshauses spielend, bei dem man an Sachsen-Koburg-Gotha oder so denken könnte. Sie sind zusammengekommen, um einen Familientag abzuhalten, streng incognito, haben mancherlei Erlebnisse und tauschen vor allen die der Novembertage aus. Hierbei entpuppt sich Presber wieder als ein echter und warmer Menschenschilderer lächelnden Humors, man lese nur die Schilderung der kaiserlichen Hoheit Eudoxia und ihres schrulligen Vorlesers nach oder den Familien-

tag selber und die Idylle des mit den Seinen bei einem kleinen Konditor untergekommenen entthronten Herzogs. Das alles ist weder Satire noch Persiflage — dazu ist ja auch Presber von Herzen viel zu gutmütig und von Verstand viel zu unpolitisch — nein, das ist wahrer Humor, der uns mit einem lachenden und einem weinenden Auge anblickt. Wenn man dagegen die etwas leicht hingelegte Liebesgeschichte des einstigen Erbprinzen Wolf-Dietrich mit der Tochter Schauspielerin des Hofkammerrates in die Abfindungsfrage verstrickt sieht und zuletzt erleben muß, daß sie sich doch „kriegen, weil ... und weil ... und weil ... (aus tausend Gründen der Romanlogik!), so möchte man mit Presber schelten, sein rotbäckiger Nachtischapfel sei doch recht wurmstichig und der ganze Roman bloß eine Spekulation auf Masseninstinkte, die sich von je gern mit der Unterwäsche der Fürsten befaßten, aber dieser „silberne Kranich" — könnte es nicht gar ein weißer Falke sein, dieser Wappenvogel und Ordenssinnbild? — er ist weit mehr und will uns mehr sein, will dem Leser sagen: Sieh, so sieht es im Leben und im Herzen jener hohen Kreise aus, die mißgeleiteter Trotz und Haß am 9. November 1918 schimpflich weggejagt hat! So leben sie und denken sie, sind Menschen, die hoffen oder verzagen. Und dann das Völkchen rings um sie, Schranzen und Schleppenträger, aber auch Treue und Tapfere. Nimm dir, Leser, doch einmal die Mühe, in deiner Hast eine einzige Stunde, gedanklich bei denen zu verweilen, welche einst Deutschlands Fürsten hießen. Sie sind nicht so verblendet, als man wähnt; sie sehen ein, was richtig war und was verfehlt — auch sie sind Deutsche und lieben ihr Vaterland über alles, obgleich es sie verstieß.

Mit Recht dürfte wohl nach Rosners so andersartigem Buche vom Kaiser dieser von deutscher Herzensheiterkeit lächelnde Roman Rudolf Presbers das gelesenste Buch des Sommers sein, denn es ist wirklich kein wurmstichiger Apfel, sondern eine Nachspeise nach 1918, die Verstand und Gemüt anregt.

# Weltspiegel

**Oberschlesien und die Washingtoner Konferenz.** „Die deutsche Regierung hat an die Reparationskommission eine neue Zahlung im Betrage von ungefähr 31 Millionen Goldmark in europäischen Valuten geleistet .... Die gegenwärtige Lage hinsichtlich der Ausführung des Artikels 5 des Zahlungsplanes ist die folgende (Zahlen in Goldmark): Tratten auf drei Monate Ende Mai übergeben: 839 573 000. Barzahlungen zur Vervollständigung der Milliarde 160 427 000. Deutschland hat bis heute für die Amortisierung der Tratten eine Summe von 114 949 690 Goldmark gezahlt ...., wodurch die Gesamtsumme der Barzahlungen von Monat Mai ab auf 275 376 690 Goldmark gebracht wird .... Außerdem hat die Kriegslastenkommission soeben die Reparationskommission davon in Kenntnis gesetzt, daß die deutsche Regierung eine abermalige Zahlung von etwa 41 Millionen Goldmark in verschiedenen europäischen Valuten anbietet". So Wolffs Büro am 18. Juli. Gleichzeitig gehen die französischen Versuche, durch erneute und ver-

schärfte Provokationen des schließlich und nach allem, was seit zwei Jahren geschehen, immerhin nicht ganz unberechtigten deutschen Unmuts Oberschlesien den Polen zuzuschanzen, von keiner Rücksicht als die auf den alleroberflächlichsten Schein behindert fort, bestehen die „Sanktionen" am Rhein unter nichtigem Vorwand weiter, bleibt der Druck zur widersinnigen Einführung französischer Luxuswaren nach Deutschland bestehen, bleibt deutsches Land am Rhein weiter unter verschwenderischem und barbarischem Druck weiter besetzt, werden die Versuche fortgesetzt, es von Deutschland loszulösen (wer die dahingehenden Tendenzen in seltener Vollständigkeit beisammen haben will, besorge sich die Nummer von 2. Juli der in Köln erscheinenden „Rheinischen Republick" mit dem Bericht über die Parteikonferenz der rheinischen republikanischen Volkspartei, deren Bedeutung selbst mit diesem Hinweis aber nicht überschätzt werden soll), darf der frühere Präsident der französischen Politik mit schöner französischer Ritterlichkeit fortwährend unwahre und hetzerische Artikel gegen das unter so glorriösen Zahlungen sachte ausblutende Deutschland veröffentlichen, dürfen die interparlamentarischen Verbände Frankreichs und Belgiens jedes Zusammentreffen mit Deutschen wie mit Verfehmten vermeiden, darf der französische Ministerpräsident Reden halten, die man, wenn in seiner Lage ein Deutscher spräche, als den Gipfel politischer Ungeschicklichkeit hingestellt hätte und die auf jeden Fall nicht anders bezeichnet werden können, denn als Fußtritte eines von jeder Rücksichtnahme auf Alliierte wie auf das Urteil der Welt sich entbunden fühlenden Siegers an ein erst hinterlistig betrogenes, dann vergewaltigtes, dann geschmähtes, bedrohtes, verängstigtes und im tiefsten gedemütigtes Volk. Wo ist, bitte, wo ist die berühmte „Entgiftung" der weltpolitischen Atmosphäre, die angeblich durch Annahme des Londoner Ultimatums eintreten sollte? Jetzt droht der Kanzler mit Rücktritt. Droht wem? der Entente? Aber der kann gar nichts Angenehmeres passieren, als wenn das Kabinett Wirth stürzt. Kommt dann ein noch weiter links gerichtetes, das, um guten Willen zu beweisen, zur Feier einer endgültigen, unaufgeforderten Abtretung Oberschlesiens an Polen Zeughaus, Reichstag und Wilhelmstraße illuminieren läßt und zur Antrinkung eines allgemeinen Freudenrausches von Reichswegen den Ankauf von 50 Millionen Flaschen französischen Champagners bewilligt, dann gibt es begreiflicherweise Mord und Totschlag in Deutschland, und was kann den Franzosen angenehmeres passieren, als wenn sich die 20 Millionen Deutsche zuviel auf diese Weise schleunigst selbst wegschaffen? Oder es kommt ein Reichskabinett, das den sich in ihrem schlechten Gewissen ständig „bedroht" fühlenden Franzosen nur neue und äußerst willkommene Vorwände zu weiteren Pressionen (dies ist das vornehmere Wort für Erpressungen) liefern wird. Mit solchen Aussichten kann man nicht drohen, das hätte man sich gefälligst vorher überlegen sollen. Die Franzosen stehen heute auf dem Standpunkt: nur ja nichts dem Kabinett Wirth zuliebe tun, denn davon werden nur die über kurz oder lang doch wieder ans Ruder kommenden Rechtsparteien Nutzen ziehen. Wenn aber der Kanzler über die Politik der Entente betreffs Oberschlesien und der Sanktionen bewegliche Klage führt, so beweist er damit nur, daß er sein Amt mit unglaublicher Leichtfertigkeit angetreten hat. Wer solche Verpflichtungen übernahm, mußte Bürgschaften besitzen, daß eine derartige Politik werde durchgeführt werden können, wer sie nicht hatte, durfte nicht annehmen. Denn das Damoklesschwert der Ruhrgebietsbesetzung schwebt ja weiter über uns und gewonnen ist nichts als die Hinauszögerung eines Endes mit Schrecken.

Nun gibt es natürlich kluge Leute, die sagen: solche Reden Briands sind gar nicht so schlimm gemeint, die dienen nur dazu, seine Kammern zu beruhigen, sich selbst an der Macht zu erhalten und sich dann gerade unter der Hand auf diese Weise die Möglichkeit zu schaffen, seine versöhnliche oder sachliche Politik, seine positive Wiederaufbaupolitik weiter zu verfolgen. Zugegeben, daß einiges Wahre daran ist, so bleibe diese Taktik eben doch falsch, da unter fortwährenden Beschimpfungen sich eben keine Wiederaufbauarbeit, an der nicht nur Deutschland, sondern im gleichen Maße Frankreich ein Interesse

hat, leisten läßt, das Mittel also dem angeblichen Zweck hinderlich ist. Aber wie die Dinge augenblicklich liegen, trifft selbst diese Verteidigung Briands nicht mehr zu. Die Lage hat sich geändert oder vielmehr: sie ist akut geworden. Es ist an dieser Stelle immer wieder davor gewarnt worden, allzu sehr auf die Hilfe Englands zu bauen, das letzten Endes noch größere und dringlichere Sorgen hat als die verminderte deutsche Kaufkraft, und es wurde immer wieder betont, daß England, um nicht Frankreich Amerika in die Arme zu treiben und aus gänzlicher Ohnmacht zu Lande gar nicht die Möglichkeit habe, allzu energisch gegen Frankreich vorzugehen oder etwa Deutschland zu schützen. Der Konferenzvorschlag des Präsidenten Harding hat diese Konstellation wie mit einem Scheinwerferlicht erhellt.

Der Vorschlag selbst stellt den ersten Versuch der Amerikaner dar, das englische Völkerbundprojekt zu diskreditieren, durch ein amerikanisches zu verdrängen, die englische Welthegemonie durch eine amerikanische zu ersetzen. Nicht mehr England lädt ein, sondern Amerika, nicht in Genf tagt diese Konferenz, sondern in Washington. Um der Sache einen Namen zu geben, spricht man von Abrüstung. Abrüstungsvorschläge deuten immer darauf hin, daß man sich noch nicht gerüstet genug fühlt. Natürlich möchte man in Amerika einen neuen Krieg vermeiden, erstens weil man sich von dem Schrecken über die Folgen des Weltkrieges auch für Amerika einstweilen noch nicht erholt hat, zweitens weil man das Band, das sich zwischen England und Japan so deutlich zu lockern beginnt, nicht durch kriegerisches oder imperialistisches Auftreten weiter verstärken möchte. Aber das wußte man auch in Amerika, daß eine derartige Konferenz die Probleme des Stillen Ozeans unmöglich unberührt lassen könnte. Aber lud man zu der Abrüstungskonferenz zunächst die „hauptsächlichen alliierten und assoziierten Mächte ein, Großbritannien, Frankreich, Italien und Japan (Deutschland, obgleich in praktischen Abrüstungsfragen die einzig sachverständige Macht, wurde leider nicht geladen!) und stellte gleichzeitig anheim, daß die am Pazifik besonders interessierten Mächte, die man vorerst nicht nannte, sich einschließlich Chinas in Verbindung mit dieser Konferenz über die Probleme des Fernen Ostens verständigten. Sofort ließ Lloyd George die Angelegenheit des englisch-japanischen Bündnisses in der Schwebe und schlug vor, zunächst zwischen England, Japan und den Vereinigten Staaten eine Vorkonferenz abzuhalten. Die Absicht dabei konnte keine andere sein, als die, aus dieser Vorkonferenz durch Vermittlung zwischen den beiden Gegnern, Amerika und Japan, möglichst große Vorteile zu ziehen, sich Japan unentbehrlich zu machen, China zu sondieren, Amerika zu helfen, Großbritaniens Bedeutung in das hellste Licht zu rücken. Wie ernst den Engländern dieser Versuch war, geht unter anderem aus der ungewöhnlich heftigen Repressalie der Regierung gegen einen tapsigen und in diesem Falle wirklich unpolitischen Angriff der „Times", der von der gesamten englischen Öffentlichkeit mißbilligt wird, hervor. Aber sogleich erhob Frankreich seine Stimme und behauptete, am Pazifik ebenfalls maßgebend interessiert zu sein und seine Ausschaltung nicht dulden zu können, ja es brachte seinen kleinen Bruder, Belgien, gleichfalls als angeblichen Interessierten mit und sah es, um die Sache recht babylonisch zu gestalten, nicht ungern, daß auch Holland sich zum Wort meldete. Weniger gern hörte man von den Abrüstungsvorschlägen. Mit Posaunen und Trompeten wies man auf die deutschen Revanchegelüste, machte zwischendurch den Versuch, den amerikanisch-englisch-französischen Garantievertrag wieder aufs Tapet zu bringen — man konnte ja nicht wissen, vielleicht gelang es diesmal, die Sache durchzudrücken, — betonte aber dennoch, daß bei den deutschen Revanchegelüsten (siehe oben), wo doch Hindenburg dies und der Admiral von Trotha erst kürzlich jenes, wo doch das Kabinett Wirth . . . und der Minister Schiffer . . . ., an eine Abrüstung von Seiten Frankreichs auch bei Zustandekommen des Garantievertrages nicht gedacht werden könnte. Und daß überhaupt diese natürlich sehr edel gedachte Konferenz, die man selbstverständlich mit Vergnügen beschicken werde, wenig Zweck hätte, daß aber in Pazifikfragen Frankreich sich nicht, wie die eigennützigen Engländer wünschten

— die Amerikaner möchten sich ja vor ihnen in Acht nehmen — ausschalten lassen könnte. Gleichzeitig wurde der neue amerikanische Gesandte in Paris ostentativ wie ein Messias empfangen und im „Matin" die alte Diplomatie, System Lloyd George, der auf der Versailler Konferenz bekanntlich Wilson zum Opfer gefallen sei, der neuen, der amerikanischen, die Harding verträte in nicht mißzuverstehender Weise gegenübergestellt. Zurückhaltender benahm sich Japan, das, da es sich gleichfalls noch nicht gerüstet genug fühlt und z. B. erst jetzt wieder in Frankreich viele Flugzeuge bestellt hat, zwar über die Abrüstung mit sich reden lassen, alle Korea, Formosa, Mandschurei und Ostsibirien betreffenden Fragen aber beiseite gelassen wissen wollte. Da England hiergegen wieder nicht viel einzuwenden haben konnte, und da in Ostasien zurzeit gerade die Franzosen am stärksten unter dem japanischen Wettbewerb leiden, hatten diese wieder einen Grund mehr, den Amerikanern ihre diplomatische Hilfe gegen England anzubieten. Auch sonst hat man Grund, sich auf die Seite Amerikas zu schlagen. Um nämlich die zum Teil unter englischer Beihilfe verkrachende Banque industrielle de Chine zu retten, schweben Verhandlungen der französischen Regierung mit Jules Cambon, der im Verwaltungsrat nicht nur der Banque de Paris et des Pays Bas, sondern auch der Standard franco-américaine sitzt, einer Filiale der amerikanischen Standard Oil. Gehen aber Frankreich und Amerika zusammen, so kann man England entbehren, und will dieses diplomatische Unterstützung, so ist es auf Frankreichs Wohlwollen angewiesen. Daher auf einmal die französischen Eigenmächtigkeiten, die Abberufung der französischen Vertreter in Leipzig, die neue Hetze gegen Deutschland, die Oberschlesiennote, die verstärkte französische Rüstung in Polen, der neue Schrei nach dem Ruhrgebiet, der verstärkte Ausbau von Frankreichs Stellung in den österreichischen Nachfolgerstaaten. Kein Mensch verdenkt den Franzosen, daß sie französische Politik machen, nur daß sie eine versöhnliche, eine europäische Versöhnungspolitik treiben, sollte nach den Erfahrungen der letzten beiden Monate niemand mehr behaupten. Sie hatten eine einzigartige Gelegenheit, diesen Willen, wenn er vorhanden war, zu bekennen, sie haben die Gelegenheit vorübergehen lassen. Die Folgen werden sie selbst zu tragen haben. Menenius

# Aus neuen Büchern

**Tagebuchblätter eines Monisten.** Friedrich Jodl. Sein Leben und Wirken. Dargestellt nach Tagebüchern und Briefen von Margarete Jodl. Mit drei Bildnissen. Stuttgart, Cotta. Geh. M. 22.50, in Halbleinen geb. M. 33.—

Dem von der Lebensgenossin verständnisvoll gesichteten und biographisch verbundenen Nachlaß des Geschichtsschreibers der Ethik entnehmen wir einige Ausschnitte, welche die Vielseitigkeit seiner Erlebniswelt andeuten. Die kulturpolitischen Kämpfe, in denen Jodl stand, lassen wir bei dieser Auswahl beiseite; in der Biographie selbst nehmen sie einen breiten Raum ein und machen das Buch zu einem Quellenwerk für das Aufklärertum in der letzten Periode des alten Österreich. Alles in allem, eine der gehalt- und geschmackvollsten Gelehrtenbiographien unserer Tage.

S. 33: „Wissenschaft und Leben sind nichts anderes als die ewige Dialektik des Geistes; nicht die Ruhe der Vollendung, nicht der Stillstand glücklicher Selbst-

beschränkung sind die Ziele des Lebens. — Der Geist ist Leben und Bewegung, und so ist immer regere, immer weitergehende Betätigung dieser mit ihm identischen Kräfte für ihn Zweck und Ziel. Und mag er selbst zehnmal zusammenwerfen in das Nichts überwundener Meinungen, was kurz vorher ihm noch als Wahrheit, aus sich selbst geschöpfte Wahrheit erschien — gleichviel; der wahrhaft denkende Geist baut sich ein neues System auf den Trümmern des alten; die Kraft seines Ringens, die wunderbare Kraft seiner nimmer endenden Beweglichkeit, in einer immer Neues produzierenden Tätigkeit, ist ihm das Ziel — Religion, Alles." (1868.)

S. 48/9: „Das bayerische Volk und die bayerische Studentenschaft fühlte und wußte es in diesen Tagen und Wochen ganz genau, daß Deutschland einig sein mußte. Und dies wunderbare einmütige Wissen, dies übermächtige, alle erfassende Gefühl machte die Zeit so groß. Nationen lassen sich nicht gründen, auch nicht von einem Bismarck: sie müssen ins Leben treten durch den Sieg des Gedankens, daß sie ein Recht und eine Pflicht haben zu sein — durch das Bewußtsein ihres Wertes." ..... „Wie kann sich heute jeder Deutsche so stolz und froh fühlen im Bewußtsein, dem ersten Volk der Welt anzugehören und aus dem Glück der Gegenwart ein unendliches Wachstum erwünschter Zustände erwarten zu dürfen." (1870/71.)

„..... Meine Reise ist programmmäßig verlaufen; ich kam in sehr gehobener Stimmung aufs Schiff und genoß die herrliche Fahrt bis Coblenz mit regen Sinnen. Diese Verbindung des Landschaftlich-Schönen mit so vielen Resten einer uralten Kultur, der gegebenen Wirklichkeit des Lebens mit dem Geschichtlichen und Sagenhaften auf einem so großen Territorium (wie die Strecke von Mainz bis Bonn ist in der Tat ganz einzig; ich habe bis jetzt ähnliches auf deutschem Boden nur an zwei Punkten empfunden: auf der Wartburg und in Meran, beim Anblick des burgenbesäten Vintschgaus. In Italien findet sich ja natürlich das gleiche: Niemand wird über die trümmerbedeckte Campagna oder am Golf von Bajae wandeln können, wo das uralte Kyme auf seiner Felsecke ragt, an Berg und See sich die ältesten Schiffersagen der Hellenen knüpfen, ohne daß ihn diese Verbindung mächtig ergriffe. Aber das Heimatliche gibt doch ein anderes Gefühl als das Antike, und Wagener hat wohl gewußt, warum er den den Rhein herauffahrenden Siegfried, dem die Rheintöchter Zukunft künden, in Musik gesetzt hat und nicht den κολυμβῆτες Ὀδυσσεύς, dem die schaumumflossene Leukathea aus den Wellen emporsteigt. Eins aber ist mit bei dieser Rheinfahrt und über dem Heraufrauschen uralten Sagenstoffes und längst vertrauter lyrischer Stimmungen, das sie zur Folge hatte, wieder recht deutlich ins Bewußtsein getreten, was zum Theil zu einem wunderlichen Zwiespalt zwischen der äußeren und der inneren Anschauung führte, nämlich: Die Poesie haftet nicht an Ort und Raum, man kann sie nicht sehen wie ein Bild, das da oder dort ist — man muß sie erleben als ein Innerliches, bei dem das Wo schließlich Nebensache ist. Freilich die Anregungen zu kennen, aus denen sie hervorwächst, sie miterlebt zu haben bis zu einem gewissen Grade, ist auch etwas werth und mag das nachempfindende Verstehen erleichtern; und dazu kann auch das Schauen der Orte dienen, an die sie sich knüpft — obgleich da immer eine Kluft bleibt zwischen dem äußerlich und innerlich Geschauten: natürlich; liegt doch das ganze unendliche Dichtergemüt mit allen seinen Geheimnissen und Tiefen dazwischen.

Dieser Versuch einer Philosophie des Rheins hat mich so „angegriffen", daß ich über meinen Aufenthalt in Coblenz in Kürze hinweggehen will. Derselbe dauerte vom Dienstag nachmittag bis Freitag morgen, und wenn ich ein Buch darüber schreiben wollte, so könnte ich mit den Titel dazu nur von Paolo Mantegazza entlehnen und müßte es nennen: 'Feste ed ebrezze'.... Endlich zog ich von dannen in das siebengebirgige Bonn, und der Abend desselbigen Tages fand mich bereits auf dem Chorumgange des Cölner Doms, hinstarrend auf das unendliche Gewimmel von Spitzen und Bögen und Pfeilern, das wie ein riesiges Gerüste die farbenglühende, luftige Pracht des Innern zusammenhällt....."

„Der Eindruck des Cölner Doms war wieder ein überwältigender; so wie ich gar nicht geglaubt hätte, dessen fähig zu sein. Ich habe mich in einen Stuhl gesetzt und die hellen Thränen geweint vor Rührung und Entzücken. Anfangs warf's mich ganz nieder; wer mag Rationalist bleiben, dacht' ich, wenn er solche Wunderwerke der künstlerischen Mystik schaut? Der heilige Geist spricht lauter aus diesen Steinen und Farben denn aus allen Kirchenvätern und Konzilienbeschlüssen. Eine Idee, die solche Werke geschaffen, muß etwas Ewiges in sich tragen, das wahr bleibt und gewiß; wenn kein Dogma es mehr predigte: solche Werke der Kunst würden es verkünden. Zum Glück ist diese Kunst konfessionslos; aber auch dem Rationalisten predigt sie Eines: daß der Urgrund alles Lebens ein Geheimnis ist, dem man sich nur in Ehrfurcht nahen darf. Der Dom drückt das Ewig-Menschliche aus." (1881.)

„Das Ringen des Beethovenschen Geistes ist typisch für den Aufbau unserer Lichtwelt; dieser unbegreifliche, nach außen so rätselhaft abgeschlossene, knorrige Mensch hat wie Goethe die größten Gedanken der kommenden Zeit in sich erlebt, und er stellt diese ganze Geisteswelt sozusagen von innen gesehen dar; nicht in Worten und Gedanken, sondern in Tönen. Aber je mehr ich mich in diese Helligkeit, ja ..... rationalistische Klarheit des Beethovenschen Geistes versenke, umso greller fühle ich den Kontrast gegen Wagner, der alles in sich vereinigt, was unser Jahrhundert an hemmenden Schwächen aufzuweisen hat. Hier hausen im Dämmerschein alle bösen Geister: Romantik und Mystik, höchstes Pathos der Leidenschaft und trüber Pessimismus; ausgelassene Sinneslust und ein marterndes Erlösungsbedürfnis, hier verrücken sich die klaren Grenzen von jenseit und diesseit; und diese Zukunftsmusik des Protestanten und Freimaurers ist in Wahrheit die Reaktion in den gleißenden Farben des Fortschritts — die Ursünde des 19. Jahrhunderts, seine geistige Trägheit und Genußsucht zum künstlerischen Prinzip erhoben. Ist das wirklich die Zukunft? Mir graut vor ihr!" (1886.)

Über Bismarcks Entlassung sagt Jodl: Niemand hatte erwartet, den gewaltigen Staatsmann anders als durch den Tod aus seiner Tätigkeit scheiden zu sehen. Überall, auch im Ausland das Gefühl, als müsse die Welt still stehen oder aus den Fugen gehen, nachdem dies stärkste Triebrad aus ihr genommen. Überall die Frage: Was nun? Und diese Frage um so lauter, als niemand sagen kann, der große Mann sei einem neuen Prinzip, einer neuen Idee zum Opfer gefallen, die nun hervortrete. Die sozialpolitischen Reformpläne des Kaisers scheinen nicht so tiefgreifend, daß der Mann, der die soziale Aktion begonnen, nicht hätte mitgehen können. Was kommt, ist ein großes Peut-être! (1890.)

„Das politische Leben, die Parteibildung, die Agitation braucht gewisse unbedingte Sätze, die, je schärfer sie formuliert sind, je einleuchtender sie scheinen und je leichter sich mit ihnen operieren läßt, umso sicherer Halbwahrheiten sind. Aber der Gelehrte ..... ist, wenn er schon solche Halbwahrheiten dann und wann benutzt, doch zugleich verpflichtet, über sie sich zu erheben, ihrer Bedingtheit sich bewußt zu bleiben und unabläßig nach derjenigen Rundung seiner Gedanken zu streben, welche ihn allein befähigt, die Vielgestaltigkeit des Lebens im Geiste nachzubilden und seinen Führerberuf zu erfüllen."

# Federstriche

## Deutschlands Reichtum

Die deutsche Ausfuhr 1920 schätze ich auf 3,5, die Einfuhr auf 4,475 Goldmilliarden. Es bleibt also unbegreiflich, wie Deutschland gegenwärtig das Gewicht der Kriegsentschädigung tragen soll, welche die Entente verlangt.

Die Berechnungen der französischen Diplomaten, wonach Deutschland zahlen kann, verfolgen also nur den einen Zweck: Lügen in der Art der Kriegspropaganda zur Herabsetzung des Feindes auszustreuen, glauben machen, er könne wohl, aber wolle nicht zahlen, woraus das Recht zu territorialen Pfändern abgeleitet wird gegen einen Schuldner, der nicht zahlungsunfähig, sondern säumig sei. Dies ist gewiß die Politik Frankreichs; aber welches kann die Politik Deutschlands sein, das die Forderungen der Entente angenommen hat und doch wissen müßte, daß es nicht imstande ist, sie zu erfüllen?

(Aus dem Italienischen des Finanzmannes der Rivista di Roma)

## Antwort hierauf

Ich will Ihnen sagen, verehrte Rivista, welches die Politik Deutschlands zurzeit ist. Sie geht aus von der angeborenen Güte der menschlichen Natur, insbesondere des Franzosen, die doch nur vorübergehend verdunkelt sein kann. Daß wir noch nicht 2 Goldmilliarden im Jahr bezahlen können, weiß auch bei uns jedermann. Aber Reichsernährungsminister Schmidt verlangt trotzdem, daß wir 4 Milliarden im Jahr abliefern, und weil das erst „in einigen Jahren" aus der Ausfuhr möglich sei, müßten wir in den nächsten Jahren eine „Schonungspause" erhalten, d. h. unsere Goldwerte, wie Herr Schmidt sagt, an die Feinde verpfänden. Wie dann, wenn die Henne geschlachtet ist, sie in späteren Jahren die 4 Milliarden aus der Ausfuhr legen soll, braucht Herr Schmidt nicht zu wissen, da er dann vermutlich nicht mehr Minister ist. Die angeborene Güte der menschlichen Natur aber bestimmte uns, den unmöglichen Friedensvertrag zu unterzeichnen, da hinterher die Vernunft schon kommen würde. Derselbe Glaube veranlaßte uns zur Unterzeichnung des Ultimatums, da wir damit für den Augenblick den Franzosen den Vorwand wegzogen, sich auch das Ruhrgebiet zu nehmen. Sie und ich sind allerdings überzeugt, daß die Unmöglichkeit der Aufbringung der 4 Milliarden den Franzosen diesen Vorwand bald liefern wird und daß sie nur darauf warten, ihn zu benutzen. Aber vielleicht überfällt inzwischen Barmherzigkeit das französische Gemüt. Jedenfalls sinken wir jetzt immer weiter, versprechen Unversprechbares, präparieren damit neue Vorwände für die französische „Kriegspropaganda", drehen uns selbst einen „vertraglichen" Sklavenstrick, versäumen die Möglichkeit, durch Kampf wie die Iren den Gegner zu wirklicher Verständigung zu zwingen und wissen nicht ein noch aus.

Wenn unsere Minister versprechen, werden sie von Briand gelobt und sind echte Demokraten. Können sie nachher nicht zahlen, dann haben sie sich in böswillige Alldeutsche verwandelt. Das Klischee ist billig, finden Sie? Aber es tut seinen Dienst. Lesen Sie bitte den nächsten Federstrich. C. J. W.

## Die zwei Deutschlande

Die alte Regel sagt: Teile und herrsche. Der Franzose hat es einfacher. Er herrscht, weil wir selber uns teilen.

Der Reichsjustizminister Schiffer hat gegen die französische Dreistigkeit pflichtmäßig die Ehre der Leipziger Justiz verteidigt. Sofort findet die französische Presse: Schiffers Rede bestätige den Eindruck, daß das Kabinett Wirth mehr und mehr dem Nationalismus der Rechtsparteien verfalle, und man versteht die Rede Schiffers in Paris nicht, weil ähnliche Anklagen, wie Briand sie gegen die deutsche Rechtspflege erhebe, mit gleicher, ja noch größerer Schärfe von vielen Parteien im Reichstag erhoben worden seien.

Gleichzeitig unterstützt der sozialistische Abgeordnete Heilmann im preußischen Abgeordnetenhaus den französischen Ministerpräsidenten durch den Hinweis, nicht etwa nur französische Imperialisten, sondern auch die uns so freundlichen belgischen Sozialisten verurteilten die Leipziger Rechtsprechung, und diese verhindere die Aufhebung der Sanktionen.

Also wieder, wie stets, liefern deutsche Parteien dem Feind Vorwände, einmal um die Sanktionen nicht aufzuheben, zweitens um alle die Minister, die in Berlin noch etwas mehr sind als Kanzleigehilfen des französischen Botschafters, als nicht demokratisch, nicht ehrlich, nicht international genug zu beseitigen.

Der deutsche linke Politiker hält sein Ohr an der Erde, um zu hören, was der feindliche linke Politiker gegen den deutschen rechten Politiker sagt. Es ist auch so angenehm, daß die Ministersitze der linken Politiker außer durch die wankelmütige Gunst des deutschen Wählers durch das unerschütterliche Interesse Frankreichs gestützt und gesichert sind. Feindeslob hat deutschen linken Politikern immer süß geschmeckt. Solange sie regieren, versprechen sie dem Feind goldene Berge und schinden den deutschen Steuerzahler gegen das vaterländische Interesse in der kindischen Vorspiegelung, hiermit die „Freiheit" zu erkaufen. Kommt dann der Verfallstag für die unerfüllbaren Versprechungen, läßt man für ein paar Augenblicke den Rechtspolitikern das Ruder, die Franzosen marschieren ein, die Linke kommt wieder, verspricht (nachdem also die alten Vorwände zu neuer Minderung Deutschlands geführt haben), erneut Unerfüllbares, wird belobt. Der Zirkel beginnt von neuem. Das ist unser Land. C. J. W.

## „Nur nichts gegen die Armee"

war das Stichwort der Franzosen, als ihre Armee 1870 geschlagen war, denn diese Nation wollte wieder emporkommen. „Fort mit dem militaristischen Geist" ruft ein geschlagenes Volk, das sich zum Untergang in ewiger Sklaverei rüstet. Das schwache Frankreich spielte Deutschlands und Englands Gegensatz geschickt aus, bis es wieder größer als Deutschland war. Es konnte dies, denn es wollte wieder wachsen. Deutschland weiß nicht, was es will, deshalb spielt jeder mit ihm.
C. J. W.

## Die schwarze Armee

der Franzosen betrug 1913 120 000, jetzt 245 000 Mann. Ihre Zunahme entspricht der Verminderung der „weißen" Armee. Gegen die heutigen Deutschen genügen eben Neger. Das Kolonialreich macht sich bezahlt durch die deutschen Kriegstribute und liefert die Mannschaft zur Befreiung der weißen Franzosen vom Schergendienst am Rhein. Außer den 200 neuen farbigen Bataillonen hat Frankreich aber auch 10 Tank- und 15 Fliegerregimenter neu aufgestellt. Auch deren Kosten bezahlt der deutsche Steuerzahler. Ihre Verwendung tritt ein, wenn ein neuer Vormarsch ins Innere Deutschlands sich empfiehlt. C. J. W.

# Bücherschau

**Rivista di Roma,** herausgegeben von Alberto Lumbroso, Terza Serie Volume I Roma, alla „Rivista di Roma", 26 Via Venti Settembre.

Das erste Heft der nach fünfjähriger Kriegspause neuerscheinenden Serie der vornehmen Zeitschrift wird durch den Abdruck von Briefen Theodor Mommsens eingeleitet. Auch sonst zieht sich durch die reichhaltigen Spalten der Rivista Achtung vor Deutschland und der Wunsch, Verbindungsfäden wieder anzuspinnen. Möchte nur das Lob, das sich Italien hinsichtlich der Behandlung der Deutschtiroler (im Gegensatz zu der Behandlung der Deutschen durch die Polen) ausstellt, (S. 109) nicht zur Selbsttäuschung über das an Bozen begangene Unrecht führen, ein Unrecht, das so unitalienisch töricht ist. Aus dem reichen Inhalt des Heftes kann der deutsche Leser den Wechsel der Zeiten fühlbar erkennen. Wie viel tiefer, an Erschütterungen, Zukunftsbürden, aber hoffentlich auch an inneren Energien der Wiedergeburt reicher, haben wir diesen Krieg erlebt, über dessen „Sieg" sich — mit drei Vierteln der Welt, und deshalb sagt und trägt es nichts Besonderes — jetzt auch der Italiener freut. Victrix causa Diis placuit, sed victa Catoni. Freuen wir uns aber, daß in Italien so vorurteilsfreie Männer wie der gelehrte Piemontese Lumbroso die öffentliche Meinung führen. Der Finanzmann der Rivista sagt den Franzosen, daß es eine Unwahrheit sei, Frankreich heute als notleidender als Deutschland hinzustellen, und geißelt sarkastisch die „lateinischen Brüder" in Paris, die sich auf das Lateinertum nur gegen Deutschland besinnen möchten, in den Lebensfragen Italiens sich aber höchst unlateinisch, echtkeltisch, mit den Slawen anfreunden (S. 97). Und an andrer Stelle gibt die Rivista der Forderung Cimbalis Raum, nicht Wilhelm II., sondern die der Heuchelei und des Betrugs schuldigen Häupter der Entente vor Gericht zu ziehen. Die literarisch-künstlerischen Beiträge sind noch vielseitiger als die politischen; jedenfalls scheint Lumbroso der Wiederaufbau der Zeitschrift wohl zu gelingen.

## Literatur

**Alfred Biese,** Deutsche Literaturgeschichte. In drei Bänden. 17. Auflage. C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck. München. 1921.

Wenn von einem dreibändigen Werk das fünfundsiebenzigste Tausend erscheint, würde der Berichterstatter Eulen nach Athen tragen, wollte er das Werk loben, und er würde mit einem Sieb einen Strom aufhalten wollen, würde er es tadeln. Kritisieren wir also auch hier nicht mehr den Verfasser, sondern das kaufende Publikum, und stellen wir fest, daß alle literarischen und literarhistorischen Purzelbäume unserer „Jüngsten" und ihrer Impresarios die Gunst der Leser noch nicht einer Literaturgeschichte entfremden konnten, die für Grenzbotenleser nächst Koch und Bartels in Betracht kommt.

**Heinrich Bischoff,** Nikolaus Lenaus Lyrik. Ihre Geschichte, Chronologie und Textkritik. 1. Bd. Geschichte der lyrischen Gedichte von N. Lenau. Weidmannsche Buchhandlung, Berlin. 1920. Preis M. 80.—.

Diese schon 1910 von der königlich-belgischen Akademie preisgekrönte Arbeit, die jetzt nach dem Krieg in Brüssel gedruckt wurde, erinnert an heute zerrissene Bande wissenschaftlicher Gemeinschaft. Bischoffs großes Werk ist auf zwei Bände berechnet; der bisher vorliegende bietet eine an Gründlichkeit nicht zu überbietende biographisch-kritische Geschichte des Lenauschen lyrischen Schaffens.

**Harry Mayne,** Immermann. Der Mann und sein Werk im Rahmen der Zeit- und Literaturgeschichte. C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck, München. 1921.

Nach Goethe ist es die Hauptaufgabe der Biographie, „den Menschen in seinen Zeitverhältnissen darzustellen und zu zeigen, inwiefern ihm das Ganze widerstrebt, inwiefern es ihn begünstigt, wie er sich eine Welt- und Menschenansicht daraus gebildet und wie er sie, wenn er Künstler, Dichter, Schriftsteller ist, wieder nach außen abgespiegelt." Und nichts anderes meinte der Verfasser von „Dichtung und Wahrheit", wenn er feststellte:

„Ein Faktum unseres Lebens gilt nicht, insofern es wahr ist, sondern insofern es etwas zu bedeuten hat." Es ist ein erfreuliches Zeichen, daß die neueste Literaturgeschichtsschreibung sich diese Grundsätze unseres größten Meisters biographischer Kunst wieder mehr und mehr zu eigen macht, nachdem sie allzuoft, vom falsch verstandenen Ideal erschöpfender biographischer Genauigkeit irregeleitet, ihre Kräfte mit der wahllosen Sammlung alles erreichbaren Tatsachenmaterials vergeudete. Eine Reihe vorbildlicher Dichterbiographien, die unter dem besonderen Schutze des verdienstvollen Verlags C. H. Beck in München ins Leben treten konnten, legt Zeugnis ab von dem neu erwachten Bestreben, wissenschaftlich tief schürfende Analyse mit künstlerisch deutender Synthese zu einem lebendig erfaßten Gesamtbilde zusammenzuschließen. Nach Conrad Wandrey's Fontane-Buch legt uns der rührige Verlag nun die lang entbehrte Immermann-Biographie des Berner Literarhistorikers Harry Maync vor, dessen fleißiger Feder wir schon die gehaltvollen Würdigungen Mörikes, Liliencrons und Fontanes verdanken. Als hochgestecktes Ziel schwebte dem Verfasser vor, seinem Volke womöglich nicht ein, sondern das Buch über Immermann zu schenken. Wie dem Dichter selbst sein Leben „nicht wichtig genug erschien, um es mit allen seinen Einzelheiten auf den Markt zu bringen", so beschränkt sich auch sein Biograph von vornherein darauf, das Bild Immermanns von den entstellenden Zügen zu befreien, die ihm die tendenziös gefärbten Darstellungen von Putlitz und Ludmilla Assing allzulange geliehen haben, und es als Seelenbiographie und Ideengeschichte auf dem farbigen Hintergrund einer reich bewegten Zeit zu erneuern. Daß er es gerade jetzt tut, das ist es, was wir ihm am meisten danken. Zur rechten Stunde rückt er die machtvolle Persönlichkeit Immermanns in das Bewußtsein unserer gährenden Zeit, die wie kaum eine zweite in ihrem Ringen nach einem Lebensinhalt das Bild jener Übergangsepoche widerspiegelt, der der Dichter in hartem Kampfe entwuchs. Schwer belastet mit dem Erbe der absterbenden Romantik, in heißem Bemühen um eine Welt- und Lebensanschauung immer wieder dem Fluche des Epigonentums erliegend, betritt er, ein spät Gereifter, auf Westfalens roter Erde den lang gesuchten Boden erdgebundener Wirklichkeit und gewinnt mit ihm das zukunftsfrohe Nationalgefühl und die überlegene Weltansicht des großen Epikers, der in seinem „Münchhausen" dem deutschen Volke den ersten großen sozialen Roman und das erste realistische Landschaftsbild großen Stils schafft. Meisterhaft hat es der Verfasser verstanden, die vielverschlungene, auf stolzer Höhe allzufrüh abbrechende Entwicklung des Menschen und des Dichters zu verfolgen und seine geschichtliche Sendung der Nachwelt zu künden. Er sieht mit Julius Bab in Immermanns Werk „eine der großen Stationen, zu denen die Entwicklung zurückkehren muß, wenn sie wird weiter vorwärts gehen wollen, und mahnt, auf seine Stimme zu hören, wenn wir Heutigen uns den Weg wollen weisen lassen, der über romantische Zerissenheit hinaus zu einem neuen Glauben und zu neuen Taten führen kann".

Dr. Oswald Dammann

**Charles Adler,** Les Précurseurs de Nietzsche. Nietzsche, sa vie et sa pensée. Edition Bossard. Paris. 1920. 18 Fr.

Adler untersucht die Zusammenhänge Nietzsches nicht nur mit Goethe, Schiller, Hölderlin, Fichte, Kleist, Schopenhauer und Burkhardt, sondern, was seinem Buch speziell für den deutschen Leser einen besonderen Wert verleiht, auch mit Montaigne, Pascal, Larochefoucauld, Fontenelle, Chamfort, Stendhal, Emerson, ohne deshalb Nietzsches Originalität verkleinern zu wollen. Das Buch ist dem Gedächtnis zahlreicher im Krieg gebliebener französischer Germanisten gewidmet.

**G. Neckel,** Ibsen und Björnson. Aus Natur und Geisteswelt. 635. Band. Verlag B. G. Teubner, Leipzig. Berlin. 1921. Kart. M. 2.80. Geb. M. 3.50.

Eines der besten neueren Bändchen der bewährten Sammlung, in ansprechender Verbindung von Biographie und literarischer Analyse.

**Ernst Heilborn,** Ernte. 2. Bd. Jahrbuch der Halbmonatsschrift: Das Literarische

Echo. Egon Fleischel u. Co., Berlin. 1920. In Pappband geb. M. 25.—, in Ganzleinen M. 31.—.

Die Übersicht der „Ernte" über die Weltliteratur des Jahres 1919/20 ist bei allen Vorbehalten, die man dem Standpunkt einzelner Mitarbeiter gegenüber machen mag, ein imponierender Beleg der unbeirrbaren deutschen Fähigkeit und Neigung, aus aller Welt zu leben und für alle Welt zu sammeln.

**Carl Stange,** Waldemar Bonsels, seine Dichtung und seine Weltanschauung. „Studien des apologetischen Seminars in Wernigerode" 6. Heft. Verlag von C. Bertelsmann in Gütersloh. M. 5,—.

Über Bonsels sind schon verschiedene kritische Schriften geschrieben worden. Der populärphilosophische Grundton seines Schaffens, sein Irren zwischen den Polen Eros und Evangelium, irdische und himmlische Liebe fordert dazu heraus. Von diesen literarkritischen Bonselsstudien geben wir den oben angezeigten den Vorzug.

**Komischke,** „Geschichte der polnischen Literatur." Breslau 1919. Verlagsbuchhandlung Priebatsch.

Wer die Denk- und Gefühlsweise des polnischen Nachbars, die uns, auch unseren Staatsmännern zu unserem großen Schaden bisher ein verschlossenes Buch war, kennen und verstehen lernen will, studiere eine gute Geschichte der polnischen Literatur, die, anders als die deutsche, mit nationalem Geiste durchtränkt, sozusagen eine Inkarnation der polnischen Volksseele ist, diese also dem Leser bei anregender, kein Übermaß geistiger Anstrengung fordernder Unterhaltung enthüllt. Wer, selber wissenschaftlich geschult, das polnische Schrifttum im Original zu studieren gedenkt, greife zu Alexander Brückners, des Slawisten der Berliner Universität, Geschichte der polnischen Literatur, einem 628 Seiten starken Bande (Leipzig 1909, C. F. Amelungs Verlag), der eine „Darstellung der gesamten geistigen Entwicklung des polnischen Volkes" bietet. Wer auf kürzerem Wege zum Ziele zu gelangen wünscht, sei auf das 274 Seiten umfassende Werk des Professors Komischke, eines mit dem Polnischen wohl von frühauf vertrauten Schlesiers, verwiesen. Die Darstellung ist kurz und knapp, auch leicht verständlich und in der Anordnung des massenhaften Stoffs geschickt. An zusammenhängenden Übersichten über die 6 Perioden des polnischen Schrifttums, die Anfänge im Mittelalter, das goldene Zeitalter (Humanismus und Reformation) im 16., den Verfall (Gegenreformation) im 17., der Aufklärungsperiode im 18., die Romantik (den Höhepunkt der literarischen Entwicklung) im 19. und die Modernen im letzten Halbjahrhundert, schließt der Verfasser jedesmal eine lange Reihe Autoren an, deren jeden er für sich abhandelt, indem er die Lebensgeschichte erzählt, die Werke in kurzen Umrissen skizziert und jedes mit Geschmack und gesundem Urteil würdigt. Er benutzt dazu die grundlegenden Werke der polnischen Literaturhistorik, vor allem Brückner, aus dem er immer wieder wichtige Gesamturteile wörtlich zitiert. Den Polen wird er gerecht; ihre unleugbaren Vorzüge hebt er gebührend hervor, ihre Schwächen zeigt er mit erfreulicher Unbefangenheit auf; einmal zwar leistet er sich einen lapsus calami und versichert, in Polen sei es zu keinen Glaubensverfolgungen gekommen, widerlegt sich aber, indem er an anderen Stellen gegenteilige Tatsachen anführt; erinnert sei er an die Unterdrückung der Ketzerei durch Sigismund I., der 1526 in Danzig 13 Bürger ohne Urteil enthaupten ließ, obwohl er „bei des Königs Ehre, Helm und Schild" geschworen hatte, kein Blut zu vergießen" sondern Frieden und Einigkeit aufrichten zu wollen.

Prof. Kranz

Verantwortlich: **Hans von Sodenstern** in Berlin.
Schriftleitung und Verlag: Berlin SW 11, Tempelhofer Ufer 35a. Fernruf: Lützow 6510.
Verlag: K. F. Koehler, Abteilung Grenzboten, Berlin.
Druck: „Der Reichsbote" G. m. b. H. in Berlin SW 11, Dessauer Straße 36/37

**Rücksendung von Manuskripten erfolgt nur gegen beigefügtes Rückporto.**
**Nachdruck sämtlicher Aufsätze ist nur mit ausdrücklicher Erlaubnis des Verlages gestattet.**

Soeben erschien:

# Ernst Haeckel

## Entwicklungsgeschichte einer Jugend

Briefe an die Eltern 1852/1856

Preis geheftet 30 Mark, Halbleinenband 40 Mark

Dem glücklichen Umstand, daß Haeckel seine Eltern gebeten hatte, ihm die aus seiner Studentenzeit in Würzburg stammenden Briefe als Tagebuch aufzubewahren, verdankt die Nachwelt diese Sammlung von Dokumenten, die als Bekenntnisse einer ringenden Seele einzigartig sind. Das unbedingte Vertrauen zu den Eltern, das Bedürfnis, jede Geistesregung mit ihnen zu teilen, machen diese Jugendbriefe zu einer psychologischen Selbstbiographie ausgeprägtester Art

**K. F. Koehler / Verlag / Leipzig**

Der Kronzeuge der Marneschlacht 1914

**Generaloberst Frhr. v. Hausen**

## Erinnerungen an den Marnefeldzug

Mit dem Bildnis des Verfassers, verschiedenen Karten und Gefechtsskizzen und einer einleitenden historischen Studie von

**Friedrich M. Kircheisen**

Preis M. 15. — Gebunden M. 20. —

Generaloberst von Hausen war zu Beginn des Krieges Führer der 3. Armee, die dem Gegner an der Marne solche kraftvolle Schläge versetzte, daß Joffre und Foch jeden Augenblick glaubten, das französische Zentrum würde durchbrochen werden.

**K. F. Koehler, Verlag, Leipzig**

Die

# Weltkriegsrevolution

**Vorträge von Dr. E. Stadler**

Preis 18.75 Mark

Inhalt

Die Ursachen der russischen Märzrevolution 1917. — Der Bolschewismus und seine Ueberwindung. — Bolschewismus und Wirtschaftsleben. — Der kommende Krieg. Bolschewistische Weltrevolutionspläne. — Ist Spartakus besiegt? — Weltkrieg. — Welttragödie — Weltbolschewismus. — Die Revolution und das alte Parteiwesen. — Der einzige Weg zum Weltfrieden — Mein Aktionsprogramm. — Anarchischer Zusammenbruch oder solidarischer Wiederaufbau.

Eduard Stadtler, der geistige Führer der antibolschewistischen Bewegung und Vorkämpfer gegen Parteiegoismus in Deutschland, ist durch seine überaus erfolgreiche Vortragstätigkeit seit der Revolution in weitesten Kreisen bekannt geworden. Das vorliegende Buch bietet eine zeitgemäße überarbeitete Ausgabe seiner wichtigsten Vorträge und bildet ein treffliches geistiges Rüstzeug zur Bekämpfung des Radikalismus, zur Erneuerung unseres Volkes und damit zur Lösung der europäischen Zeitfragen.

**K. F. Koehler, Verlag, Leipzig**

ugend

14 DAY USE
RETURN TO DESK FROM WHICH BORROWED
LOAN DEPT.

This book is due on the last date stamped below, or on the date to which renewed. Renewals only: Tel. No. 642-3405
Renewals may be made 4 days prior to date due.
Renewed books are subject to immediate recall.

UCLA
INTERLIBRARY LOAN
THREE WEEKS AFTER RECEIPT
NON-RENEWABLE
5468
SEP 13 1973
JUN 16 1989

LD21A-10m-8'73
R1902s10)476—A-31

General Library
University of California
Berkeley

YD 11455

U.C. BERKELEY LIBRARIES

C006097538

485435

847c
G8
V.80:2

UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY
BERKELEY, CALIFORNIA